
Emile Zola
Fruchtbarkeit



In ähnlicher Ausstattung sind noch folgende

Romane, Novellen, Erzählungen etc.

hervorragender ausländischer Schriftsteller in deutscher Uebersetzung

bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Fruchtbarkeit

Roman in sechs Büchern

von

Emile Zola

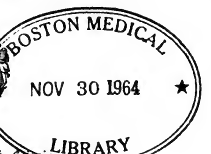
Aus dem Französischen übersetzt

von

Leopold Rosenzweig

Zwölfte Auflage

Erster Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1902



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Buch.

I.

In dem kleinen Pavillon am Waldesrande, den sie seit nun bald einem Monate bewohnten, machte sich Mathieu diesen Morgen in Eile fertig, um in Janville den Sieben-Uhr-Zug zu erreichen, der ihn jeden Morgen nach Paris zurückbrachte. Es war bereits halb sieben, und Janville war gute zwei Kilometer von dem Pavillon entfernt. Die Fahrt nach Paris dauerte drei Viertelstunden, und weitere drei Viertelstunden mindestens nahm der Weg vom Nordbahnhofe nach dem Boulevard de Grenelle in Anspruch, so daß er kaum je vor halb neun Uhr sein Bureau in der Fabrik erreichte.

Er hatte eben die Kinder geküßt, die glücklicherweise noch schliefen; denn wachend ließen sie ihn vor Umarmungen, Küssen und Lachen kaum fortkommen. Und er trat nun eilig wieder ins Schlafzimmer, wo er seine Frau, Marianne, noch im Bette, aber wach und halb sitzend fand. Sie hatte eine Gardine aufgezogen, und der herrliche Maimorgen flutete herein, die gesunde und frische Schönheit ihrer vierundzwanzig Jahre in einer Welle fröhlichen Lichtes badend. Er war um drei Jahre älter als sie, und er betete sie an.

„Also, mein Schatz, ich eile, sonst versäume ich den Zug. Sieh zu, daß du dich einrichtest, du hast noch dreißig Sous, nicht wahr?“

Sie lachte, reizend mit ihren nackten Armen und ihrem aufgelösten prachtvollen braunen Haar. Die fortwährende Knappheit ihres jungen Haushaltes nahm ihr nichts von ihrem Mut und ihrer Lebensfreude, die mit siebzehn Jahren den Zwanzigjährigen geheiratet hatte, und nun bereits für vier Kinder zu sorgen hatte.

„Heute ist ja der Letzte, und du bekommst ja abends dein Gehalt. Morgen werde ich die kleinen Schulden in Janville bezahlen. Mir ist übrigens nur die Schuld bei den Lepailleur für Milch und Eier unangenehm, denn die Leute glauben immer, man will sie um ihr Geld bringen. — Dreißig Sous, mein Schatz! Aber da können wir ja liederlich sein!“

Immer noch lachend, streckte sie ihm ihre festen, weißen Arme entgegen, um wie alle Morgen von ihm Abschied zu nehmen.

„Geh nun, da du Eile hast. Ich erwarte dich abends an der kleinen Brücke.“

„Nein, nein, ich will, daß du schlafen gehst! Du weißt, daß ich heute, wenn ich nicht etwa auch noch den Dreiviertel-elf-Uhr-Zug versäume, nicht vor halb zwölf in Janville eintreffe. Das wird ein hübscher Tag heute! Ich habe den Morange versprechen müssen, bei ihnen zu Mittag zu essen, und am Abend bewirtet Beauchêne einen Kunden, ein Geschäftsdiner also, bei dem ich mitthun muß. Also sei ein braves Kind und leg dich schön schlafen, ohne mich zu erwarten.“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, ohne sich zu etwas zu verpflichten.

„Und vergiß nicht,“ sagte sie dann, „beim Hauseigentümer vorzusprechen und ihm zu sagen, daß es ins Kinderzimmer hineinregnet. Wenn diese Séguin du Hordel, diese Millionäre, uns für diese miserable Hütte sechshundert Francs jährlich abnehmen, so folgt

daraus noch nicht, daß wir uns müssen durchnässen lassen, als ob wir auf freiem Felde kampierten."

„Richtig, das hätte ich vergessen! Ich gehe bestimmt hin."

Aber nun war er es, der sein Fortgehen verzögerte, sie in den Armen haltend. Wieder lachte sie fröhlich und erwiderte herzhaft seine kräftigen, schallenden Küsse. Zwischen ihnen bestand eine starke Liebe der blühenden Gesundheit, die Freude der innigen und vollkommenen Vereinigung, des Bewußtseins, ein Leib und eine Seele zu sein.

„Geh nun, geh nun, mein Schatz! — Und höre, vergiß nicht, Constance zu sagen, daß sie, ehe sie aufs Land geht, auf einen Sonntag mit Maurice zu uns kommen sollte."

„Gut, gut, ich werde es ihr sagen. Also, auf heute abend, Schatz."

Er kehrte wieder um, schloß sie kräftig in seine Arme und drückte ihr einen langen Kuß auf den Mund, den sie aus ganzem Herzen erwiderte. Dann eilte er fort.

Gewöhnlich bestieg er am Nordbahnhofe den Omnibus. Aber an den Tagen, wo es nicht mehr als dreißig Sous im Hause gab, machte er den Weg rüstig zu Fuß. Es war übrigens ein schöner Weg: durch die Rue de Lafayette, an der Oper vorbei, über die Großen Boulevards, die Rue Royale; dann Place de la Concorde, Cours de la Reine, den Pont de l'Alma und den Quai d'Orsay.

Die Beauchênesche Fabrik lag ganz am Ende des Quai d'Orsay, zwischen der Rue de la Fédération und dem Boulevard de Grenelle. Sie bedeckte ein großes, rechtwinkliges Terrain, dessen eine Ecke, am Quai, von einem schönen Wohnhause eingenommen wurde, einem Hotel mit Ziegel- und Steinfassade, das Léon Beauchêne, der Vater

Alexandres, des gegenwärtigen Chefs, hatte bauen lassen. Von den Balkonen erblickte man, jenseits der Seine, an den Hängen von Passy hohe Häuser in Grün gebettet, während sich zur Rechten die beiden Türme des Trocadero erhoben. Seitwärts sah man auch, an der Rue de la Fédération gelegen, ein kleines Haus und einen Garten, den ehemaligen bescheidenen Wohnsitz Léon Beauchênes in der heroischen Zeit fieberhafter Arbeit, in der er sein Vermögen begründete. Die Maschinenhäuser und Arbeitsstätten der Fabrik, ein Komplex grauer Gebäude, von zwei riesigen Schornsteinen überragt, bedeckten den übrigen Teil des Terrains bis zurück zum Boulevard de Grenelle, gegen welchen dieses durch eine hohe, fensterlose Mauer abgeschlossen war. Das bedeutende und wohlbekannte Fabriksetablissement stellte hauptsächlich landwirtschaftliche Maschinen her, von den mächtigsten dieser Art angefangen bis zu den feinsten Instrumenten, welche besondere Sorgfalt der Ausführung erfordern. Und außer den einigen hundert Arbeitern, die hier täglich beschäftigt waren, befand sich dort auch eine Werkstätte mit etwa fünfzig Frauen, Schleiferinnen und Poliererinnen.

Der Eingang zu den Werkstätten und Bureaux lag in der Rue de la Fédération, ein gewaltiges Thor, durch das man den weiten Hof mit seinem geschwärzten Pflaster sah, über welches häufig kleine Bäche dampfenden Wassers rieselten. Dichter Rauch drängte sich aus den hohen Schornsteinen, scharf zischende dünne Dampfsäulen fuhren oberhalb der Dächer heraus, während ein dumpfes Vibrieren, das den Boden fortwährend erbeben machte, die im Innern thätigen Kräfte, das unaufhörliche Pulsieren der Arbeit verriet.

Die große Uhr des Hauptgebäudes zeigte acht Uhr fünfunddreißig Minuten, als Mathieu den Hof

durchschritt, um sich in das Bureau zu begeben, das ihm, dem ersten Zeichner, eingeräumt war. Seit acht Jahren schon stand er im Dienste der Fabrik, in welchen er, nach außerordentlich erfolgreichen Fachstudien, als Hilfszeichner mit hundert Francs Monatsgehalt eingetreten war. Sein Vater, Pierre Froment, den seine Frau Marie mit vier Söhnen beschenkt hatte, Jean, dem ältesten, sodann Mathieu, Marc und Luc, hatte sich, obgleich er ihnen die Wahl ihres Berufes freiließ, bemüht, jeden seiner Söhne einem Handfertigkeitserwerbe zuzuführen. Léon Beauchêne, der Gründer der Fabrik, war seit einem Jahre tot, und sein Sohn Alexandre hatte eben seine Nachfolge angetreten und Constance Meunier, die Tochter eines sehr reichen Buntpapierfabrikanten aus dem Marais geheiratet, als Mathieu in das Haus eintrat, unter den Befehl dieses jungen Chefs, der knapp fünf Jahre mehr zählte als er. Hier hatte er Marianne kennen lernen, eine arme Cousine Alexandres, damals sechzehn Jahre alt, und sie ein Jahr später geheiratet.

Seit ihrem zwölften Jahre war Marianne der Fürsorge ihres Onkels Léon Beauchêne anheimgefallen. Ein Bruder des letzteren, Felix Beauchêne, ein unruhiger und abenteuerlicher Kopf, war, nach Mißerfolgen aller Art, mit Frau und Tochter nach Algier gegangen, um dort das Glück aufs neue zu versuchen; und diesmal gedieh die Farm, die er da drüben anlegte, vortrefflich, als bei einem plötzlichen Wiederaufflackern des Räubertums Vater und Mutter massakriert und die Gebäude zerstört wurden, so daß das Mädchen, welches durch ein Wunder gerettet ward, keine andre Zuflucht hatte, als das Haus ihres Onkels, der sich während der zwei Jahre, die er noch lebte, sehr liebevoll gegen sie zeigte. Aber da war Alexandre, ein junger Mann von etwas täppischer

Kameraderie, und besonders dessen jüngere Schwester, Sérafine, ein großes, wildes Mädchen von bösen Instinkten, die glücklicherweise fast unmittelbar danach, achtzehn Jahre alt, das Haus verließ, unter einem schrecklichen Skandal, einer Flucht mit einem gewissen Baron de Lowicz, einem echten Baron, aber Betrüger und Fälscher, mit dem man gezwungen war, sie zu verheiraten, indem man ihr eine Mitgift von dreimalhunderttausend Francs gab. Als sodann, nach dem Tode seines Vaters, Alexandre sich seinerseits verheiratete, eine Geldehe mit Constance einging, die ihm eine halbe Million mitbrachte, sah sich Marianne fremder und vereinsamter als je neben ihrer neuen Cousine, einer mageren, dürrherzigen, rechthaberischen Frau, welche absolute Gebieterin des Hauses war. Mathieu war da, und einige Monate genügten: eine schöne, starke, gesunde Liebe erwuchs zwischen den beiden jungen Menschen, nicht der Blitzstrahl, der die Liebenden einander in die Arme schleudert, sondern die gegenseitige Achtung, die Zuneigung, der Glauben aneinander, die Gewißheit des Glückes in der gegenseitigen Hingabe, aus welchen die unlösliche Ehe entsteht. Und sie waren beglückt, sich ohne einen Sou zu vereinigen, einander nichts mitzubringen als ihre ganzen Herzen. Mathieu wurde auf zweihundert Francs monatlich gestellt, und sein neuer angeheirateter Cousin ließ ihn lediglich, für eine viel spätere Zeit, auf die Möglichkeit einer Association hoffen.

Im übrigen machte sich Mathieu Froment nach und nach unentbehrlich. Der junge Herr der Fabrik, Alexandre Beauchêne, hatte eine nicht ungefährliche Krise zu bestehen gehabt. Die Mitgift, die sein Vater aus der Kasse des Unternehmens hatte ziehen müssen, um Sérafine zu verheiraten, sowie andre

bedeutende Ausgaben, welche diese verderbte und rebellische Tochter verursachte, hatten ihn gezwungen, sein Betriebskapital zeitweilig zu verringern. Als er dann starb, fand man, daß er sich die ziemlich häufige Sorglosigkeit hatte zu schulden kommen lassen, kein Testament zu machen; was zur Folge hatte, daß Sérafine, geldgierig, und ohne Rücksicht für ihren Bruder, ihren Anteil begehrte, ihn zwingen wollte, die Fabrik zu verkaufen, um ihre Ansprüche zu befriedigen. Das Vermögen war in Gefahr, zerstückelt zu werden, die Fabrik gelähmt, die ganze Zukunft des Unternehmens vernichtet. Mit gewaltiger Anstrengung ermöglichte es Beauchêne, ihr ihren Anteil, und einen reichlich bemessenen obendrein, hinauszubezahlen. Noch jetzt erbebte er vor Zorn und Schmerz, wenn er sich der Kämpfe jener Zeit erinnerte. Denn die Lücke, die die Kapitalsentziehung in seine Fonds gerissen, gähnte fürchterlich, und nur um sie zu füllen, hatte er die halbe Million Constances geheiratet — des häßlichen Mädchens, deren Besitz für seinen Appetit des schönen Mannes einen bitteren Geschmack hatte, und die er so reizlos, so trocken fand, daß er sie selbst „diese Besenstange“ genannt hatte, ehe er eingewilligt, sie zu seiner Frau zu machen. In fünf oder sechs Jahren war alles wieder hergestellt, die Geschäfte der Fabrik verdoppelten sich, das Unternehmen entwickelte sich zu außerordentlicher Blüte. Und Mathieu, der einer der thätigsten und nützlichsten Mitarbeiter geworden, war schließlich zum Posten des ersten Zeichners aufgestiegen, mit einem Gehalte von viertausendzweihundert Francs.

Morange, der erste Buchhalter, dessen Bureau an das seinige stieß, erhob den Kopf, als er den jungen Mann eintreten und sich an seinen Zeichentisch begeben hörte.

„Mein lieber Froment, Sie vergessen nicht, daß Sie heute bei uns zu Tische sind, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, mein lieber Morange, ich vergesse es nicht. Ich hole Sie um Mittag ab."

Und Mathieu begann mit Sorgfalt den Aufriß einer Dampfdreschmaschine zu überprüfen, eine Konstruktion seiner Erfindung, von großer Einfachheit und bedeutender Leistungsfähigkeit, an welcher er seit langem arbeitete, und welche diesen Nachmittag einem Großgrundbesitzer aus der Beauce, Mr. Firon-Badinier, vorgelegt werden sollte.

Da öffnete sich weit die Thür des Bureaus des Chefs, und Beauchêne trat heraus, ein Mann von großer Gestalt, mit starkgefärbtem Gesichte, schmaler Stirn und großen braunen, vorquellenden Augen. Er hatte eine kräftige Nase, volle Lippen, und trug einen Vollbart, den er sehr pflegte, ebenso wie seine Haare, die sorgfältig nach der Seite gescheitelt waren, um einen schon stark merkbaren Ansatz von Kahlheit bei dem kaum Zweiunddreißigjährigen zu verdecken. Zur frühen Morgenstunde rauchte er bereits eine dicke Zigarre, und seine laute Stimme, seine geräuschvolle Heiterkeit, seine lebhafte Beweglichkeit verrieten die noch kräftige Gesundheit eines Egoisten und Genußmenschen, dessen einzige und souveräne Macht das Geld, das durch die Arbeit andrer sich mehrende Kapital, bildete.

„Ah, Sie sind fertig, wie? Mr. Firon-Badinier hat mir neuerlich geschrieben, daß er um drei Uhr hier sein wird. Und Sie wissen ja, daß Sie heute mit ins Restaurant müssen. Man kann diese Gattung Leute nur zu einem Auftrag bringen, wenn man sie mit gutem Wein begießt. Zu Hause mag Constance derlei nicht, und ich bewirte daher lieber auswärts. — Sie haben Marianne vorbereitet?"

„Jawohl. Sie weiß, daß ich erst mit dem Dreiviertel-elf-Uhr-Zuge komme.“

Beauchêne hatte sich auf einen Sessel fallen lassen.

„Ach, mein Freund, ich bin todmüde! Ich habe gestern auswärts diniert und bin erst um ein Uhr ins Bett gekommen. Und heute früh der Berg von Arbeit vor mir! Man braucht wahrhaftig eine eiserne Gesundheit, um das auszuhalten.“

Bis jetzt hatte er sich als ein erstaunlicher Arbeiter von ganz ungewöhnlicher Kraft und Widerstandsfähigkeit erwiesen. Außerdem hatte er Proben eines nie versagenden Instinktes für glückbringende Operationen gegeben. Des Morgens der erste in der Fabrik, sah er alles, sah alles voraus, durchdrang das ganze Getriebe mit seiner fortreißenden Energie, so daß sich die Ziffer der Geschäfte von Jahr zu Jahr fast verdoppelte. Aber seit einiger Zeit überkam ihn manchmal eine Ermüdung. Er war stets gewohnt gewesen, stark zu genießen, neben seinem arbeitsvollen Leben einen breiten Raum den Freuden zuzuteilen, denen, die er eingestand, und denen, die er nicht eingestand; so daß gewisse Vergnügungen ihn nun, wie er sagte, kaput machten.

Er betrachtete Mathieu.

„Sie sind wie ein Baum. Wie stellen Sie es an, daß Sie nie ermüdet aussehen?“

Der junge Mann schien in der That, wie er da vor seinem Zeichentische stand, die unverwüstliche Gesundheit einer Eiche zu besitzen. Groß und schlank, hatte er die hohe und breite Stirn der Froment. Er trug sein dichtes Haar kurz geschnitten, sein spitz geformter Bart kräuselte sich ein wenig. Und was seinem Gesichte hauptsächlich das Gepräge gab, das waren seine Augen, tief und klar, lebhaft und nachdenklich zugleich, und fast immer lächelnd. Ein

Mann des Gedankens und der That, einfach und heiter, und gut dabei.

„O, ich," erwiderte er lachend, „ich führe mich brav auf."

Aber Beauchêne protestierte.

„Ah, nein, Sie führen sich nicht brav auf! Man ist nicht brav, wenn man mit siebenundzwanzig Jahren schon vier Kinder hat. Und zwei davon, Ihr Blaise und Ihr Denis, Zwillinge auch noch, gleich als Anfang! Und dann Ihr Ambroise, und Ihre kleine Rose! Ohne das Mädchen zu rechnen, welches Sie vor dieser letzten bei der Geburt verloren haben. Das würde schon fünf machen, Unglücklicher! Nein, nein, ich bin der brave und kluge, ich, der ich nur eines habe, und mich zu beschränken weiß, als vernünftiger und überlegender Mann!"

Das waren die gewohnten Neckereien, durch die aber eine wirkliche Aergerlichkeit schlug, mit welchen er das junge sorglose Paar, die Fruchtbarkeit seiner Cousine Marianne überschüttete, die er als skandalös erklärte.

Mathieu, an diese Angriffe gewöhnt, die ihm nichts von seiner Heiterkeit nahmen, fuhr fort zu lachen, ohne auch nur zu antworten, als ein Arbeiter eintrat, Vater Moineaud, wie man ihn in der Fabrik nannte, obgleich er kaum dreiundvierzig Jahre zählte, kurz und stämmig, mit rundem Kopf, einem Stiernacken, Gesicht und Hände von mehr als viertelhundertjähriger Arbeit durchfurcht und gegerbt. Er war Monteur, und er kam, um dem Chef über eine Schwierigkeit zu berichten, die sich bei der Aufstellung einer Mähmaschine ergeben hatte. Aber dieser ließ ihm keine Zeit, den Zweck seines Kommens zu erklären, so hitzig war er dabei, sich gegen die zu zahlreichen Familien zu ereifern.

„Und Sie, Vater Moineaud, wieviel Kinder haben Sie?"

„Sieben, Monsieur Beauchêne," erwiderte der Arbeiter ein wenig verdutzt. „Drei sind mir gestorben."

„Das würde also zehn machen. Das ist ja recht hübsch. Wie sollen Sie denn da nicht alle miteinander verhungern?"

Auch Moineaud hatte zu lachen angefangen, als richtiger leichtherziger, sorgloser Pariser Arbeiter, dem kein andres Vergnügen erreichbar war, als das seine Frau ihm bot. Die Kleinen, das wuchs so eins nach dem andern hervor, ohne daß er es gar bemerkte, und er fand sogar viel Freude an ihnen, solange sie nicht aus dem Nest ausgeflogen waren. Und dann, das arbeitete auch, das verdiente einiges. Aber er zog es vor, sich mit einem Scherzworte zu entschuldigen.

„Ja, Monsieur Beauchêne, nicht ich kriege die Kinder, sondern meine Frau."

Alle drei lachten, und nachdem der Arbeiter endlich sein Anliegen vorgebracht hatte, folgten ihm die beiden andern, um zu untersuchen, woran die Schwierigkeit liege. Sie waren im Begriffe, in einen Gang einzubiegen, als es dem Chef, der die Thür zu der Frauenwerkstätte offen sah, einfiel, den Weg durch diese zu nehmen, um in gewohnter Weise einen prüfenden Blick in den Arbeitsraum zu werfen. Es war ein langer und weiter Saal, in welchem die Poliererinnen in schwarzen Wollblusen in zwei Reihen vor ihren kleinen Arbeitstischen saßen und die Stücke mit Bimsstein abrieben, um sie dann an die Schleifmühlen weiterzugeben. Fast alle waren jung, manche hübsch, die meisten mit unschönen und gewöhnlichen Gesichtern. Und ein animalischer Geruch vermengte sich mit dem ranzigen Oeles.

Die Hausordnung verlangte absolutes Schweigen während der Arbeit. Alle schwätzten jedoch. Als sie den Chef bemerkten, verstummten sie plötzlich. Nur eine, die, nach der andern Seite blickend, nichts sah, fuhr fort, sich wütend mit einer andern zu zanken. Es waren die zwei Schwestern, gerade die Töchter des Vaters Moineaud: Euphrasie, die jüngere, diejenige, welche schrie, ein siebzehnjähriges mageres Persönchen mit mattem blondem Haar, länglichem Gesichte und spitzen Zügen, unhübsch und boshaft aussehend; und die ältere, Norine, kaum neunzehn, ein hübsches Mädchen, auch eine Blondine, aber mit milchfarbener Haut, kräftig und üppig, mit Schultern und Armen und Hüften, einem leuchtenden Gesichte, verrückten Haaren und schwarzen Augen, von der ganzen sonnigen, reifen Schönheit der Pariserin.

Schadenfroh ließ Norine ihre Schwester weiter zanken, glücklich darüber, daß sie bei einem Vergehen ertappt wurde. Beauchêne mußte dazwischentreten. Er zeigte sich in der Regel sehr streng in der Frauenwerkstätte, ließ keinerlei Nachgiebigkeit walten, denn er hatte bisher an dem Grundsatze festgehalten, daß ein Chef, welcher sich herbeiläßt, mit seinen Arbeiterinnen zu scherzen, verloren ist. Und in der That, trotz seines großen Mannsappetits, den er, wie man sagte, außer dem Hause befriedigte, wußte man auch nicht das kleinste Geschichtchen über eine seiner Arbeiterinnen und ihn zu erzählen, er hatte noch keine berührt.

„Nun, Mademoiselle Euphrasie, werden Sie endlich schweigen? Das ist unanständig! Sie werden zwanzig Sous Strafe zahlen, und wenn ich Sie noch einmal höre, so werden Sie auf acht Tage ausgeschlossen."

Das Mädchen hatte sich erschrocken umgedreht;

und halb erstickend vor Wut warf sie ihrer Schwester, welche sie leicht hätte warnen können, einen haßerfüllten Blick zu. Aber diese fuhr fort zu lächeln, mit ihrer diskreten Miene des begehrenswerten hübschen Mädchens, dem Chef gerade ins Gesicht sehend, als ob sie sicher wäre, daß sie nichts mehr zu fürchten habe. Ihre Augen trafen sich, vergaßen sich zwei Sekunden lang ineinander; und er fuhr fort, mit geröteten Wangen und zorniger Stimme, an alle gewendet:

„Sowie die Aufseherin den Rücken kehrt, schnattert ihr wie die Elstern. Hütet euch, oder ihr habt es mit mir zu thun!“

Moineaud, der Vater, war während der ganzen Scene unbewegt geblieben, als ob die beiden Mädchen, die, welche der Chef ausschalt, und die, welche er verstohlen anblickte, nicht seine Töchter wären. Die drei Männer nahmen ihren Rundgang wieder auf und verließen die Frauenwerkstätte inmitten einer Totenstille, in welcher man nur das Knirschen der kleinen Schleifmaschinen hörte.

Nachdem die Schwierigkeit bei der Montierung behoben war und der Arbeiter seine Weisungen erhalten hatte, ging Beauchêne zu seiner Wohnung hinauf und nahm Mathieu mit sich, welcher Constance die Einladung überbringen wollte, mit der Marianne ihn betraut hatte. Ein Verbindungsgang führte von den schwarzen Fabriksgebäuden hinüber zu dem luxuriösen Wohnhause am Quai. Sie fanden Constance in einem kleinen gelben Atlassalon, den sie bevorzugte, neben einem Sofa sitzend, auf welchem Maurice, der verhätschelte einzige Sohn, der eben sieben Jahre alt geworden, ausgestreckt lag.

„Ist er krank?“ fragte Mathieu.

Der Knabe war seinem Vater sehr ähnlich, ziemlich plumpen Körpers, mit breiten Kinnladen. Aber

er war blaß und hatte schwere, ein wenig geränderte Augenlider. Und die Mutter, „diese Besenstange“, eine kleine Brünette, ohne Teint, gelb und welk mit ihren sechsundzwanzig Jahren, betrachtete ihn mit einem Ausdruck egoistischen Stolzes.

„O nein, er ist nie krank,“ erwiderte sie. „Nur fühlt er eine Müdigkeit in den Beinen, daher habe ich ihn sich hinlegen lassen, und habe gestern abend an Doktor Boutan geschrieben, er möge heute früh kommen.“

„Bah!“ rief Beauchêne mit lautem Lachen, „die Frauen sind doch alle gleich. Ein Bursch, der stark ist wie ein Bär! Das möchte ich doch sehen, daß der Kerl da nicht solid gebaut sei!“

Gleich darauf trat Doktor Boutan ein, ein kleiner, beleibter Mann in den Vierzigern, mit sehr klugen Augen in seinem vollen, glattrasierten Gesichte, aus welchem große Güte sprach. Er wandte sich sogleich dem Knaben zu, klopfte und horchte ihn ab, und sagte dann in seiner wohlwollenden, ob auch ernsten Weise:

„Nein, nein, es ist nichts. Es ist das Wachstum. Der Pariser Winter hat den Knaben ein wenig blaß gemacht, und einige Monate auf dem Lande, in der frischen Luft, werden ihn wieder herstellen.“

„Ich hab' es ja gesagt!“ rief Beauchêne wieder.

Constance hatte die kleine Hand ihres Sohnes in der ihrigen behalten, der sich nun wieder auf das Sofa hinsinken ließ und müde die Augen schloß; und sie lächelte glückselig, was ihrem reizlosen Gesichte einen beinahe anziehenden Ausdruck verlieh. Der Doktor hatte Platz genommen. Er war gewohnt, in den befreundeten Häusern plaudernd zu verweilen. Als Geburtshelfer, Frauen- und Kinderarzt war er der natürliche Beichtiger seiner Patienten,

kannte alle Geheimnisse, war in den Familien wie zu Hause. Er war es, der Constance von diesem einzigen, so verhätschelten Sohne entbunden hatte, ebenso wie Marianne von den vier Kindern, die sie besaß.

Mathieu war stehen geblieben und hatte gewartet, um seine Einladung anzubringen.

„Da Sie nun also bald aufs Land gehen," sagte er, „kommen Sie doch vorher auf einen Sonntag nach Janville. Meine Frau würde sich ungemein freuen, Sie bei sich zu sehen und Ihnen unsre Hütte zu zeigen."

Und er scherzte über die Armseligkeit des abgelegnen Pavillons, den sie bewohnten, erzählte, daß sie nur zwölf Teller und fünf Eierbecher hätten. Beauchêne kannte den Pavillon, denn er jagte jeden Winter in der Gegend; er hatte einen Teil der Jagd in den ausgedehnten Wäldern gepachtet, die von dem Besitzer in Anteilen ausgegeben wurde.

„Séguin ist ja mein Freund, wie Sie wissen. Ich habe in Ihrem Pavillon schon gefrühstückt. Es ist eine miserable Hütte."

Und Constance, deren Spottlust durch den Gedanken an diese Aermlichkeit erregt wurde, fügte ihrerseits hinzu, daß Madame Séguin, Valentine, wie sie sie nannte, ihr von der Verwahrlosung dieses ehemaligen Jagdhauses erzählt habe. Der Arzt, der lächelnd zuhörte, fiel nun ein:

„Madame Séguin gehört zu meinen Patienten. Gelegentlich ihrer letzten Entbindung habe ich ihr geraten, für eine Weile ihren Wohnsitz in diesem Pavillon aufzuschlagen. Die Luft ist dort ausgezeichnet, und die Kinder müssen da aufschießen und gedeihen wie Kresse."

Sogleich nahm mit einem lauten Lachen Beauchêne seinen gewohnten Scherz wieder auf.

„Na denn, mein lieber Mathieu, nehmen Sie sich in acht! Wann kommt das fünfte?“

„O,“ sagte Constance mit beleidigter Miene, „das wäre eine wahre Thorheit. Ich hoffe, daß Marianne es dabei bewenden lassen wird. Wahrhaftig, diesmal wäre es unentschuldbar, unverzeihlich!“

Mathieu verstand recht wohl, was hinter all dem sich barg. Sie verfolgten sie beide, Marianne und ihn, mit ihrem Spotte, einem Mitleide, dem viel Zorn beigemischt war, weil sie nicht begreifen konnten, wie man sich leichten Herzens, freudig der Natur nachgebend, so einzwängen konnte. Das Hinzukommen ihres letzten, der kleinen Rose, hatte ihre Ausgaben schon so vermehrt, daß sie sich hatten aufs Land, in diese Proletarierbehausung flüchten müssen. Und sie wären wohl im stande, den Leichtsinn auf die Spitze zu treiben und noch ein Kind zu bekommen, sie, die nichts besaßen, keinen Heller, keinen Quadratzoll Bodens!

„Außerdem,“ fuhr Constance mit der Prüderie ihrer strengen Erziehung fort, „wird das schließlich geradezu unanständig. Wenn ich Leute sehe, die eine Schar von Kindern hinter sich herschleppen, so wirkt das abstoßend auf mich, als ob ich eine Familie Betrunkener sähe. Das ist ebenso widerlich, ja wo möglich noch mehr.“

Beauchêne brach wieder in schallendes Lachen aus, obgleich er über diesen Punkt wohl andrer Meinung sein mußte. Im übrigen blieb Mathieu sehr gelassen. Marianne und Constance hatten sich nie vertragen können, sie waren in allen Punkten zu verschieden, und er nahm die Angriffe heiter auf, vermied es, sich zu erzürnen, um es nicht zu einem Bruche kommen zu lassen.

„Sie haben recht,“ sagte er einfach, „es wäre

eine Thorheit. Gleichwohl, wenn ein fünftes kommen sollte, so kann man es wohl nicht gut dahin zurückschicken, woher es gekommen ist."

„O, es giebt Mittel!" rief Beauchêne.

„Was die Mittel betrifft," sagte Doktor Boutan, der mit seiner väterlichen Miene zugehört hatte, „so kenne ich nicht eines, das nicht schädlich und verwerflich wäre."

Beauchêne erhitzte sich; diese Frage der Nachkommenschaft und der Entvölkerung war eine von denen, welche er von Grund auf zu beherrschen meinte, und über welche er sich gerne in tönender Rede erging. Er bestritt vorerst die Kompetenz Doktor Boutans, den er als überzeugten Apostel zahlreicher Familien kannte, indem er scherzend sagte, daß ein Geburtshelfer in dieser Frage kein unbefangenes Urteil haben könne. Dann brachte er vor, was er oberflächlich von Malthus wußte, die Theorie von der geometrischen Progression der Geburten und der mathematischen Progression der Lebensmittel, von der in zwei Jahrhunderten übervölkerten Erde und der der Hungersnot überlieferten Menschheit. Es sei die Schuld der Armen, wenn sie Hungers stürben; sie brauchten bloß sich zu beschränken, nur die Anzahl von Kindern hervorzubringen, die sie ernähren können. Die Reichen, die man fälschlicherweise der sozialen Uebelthat beschuldige, seien, weit entfernt für das Elend verantwortlich zu sein, im Gegenteil die einzig richtig Handelnden, diejenigen, welche, indem sie ihre Familie beschränkten, ihre Bürgerpflicht erfüllten. Und triumphierend wies er darauf hin, daß er sich nichts vorzuwerfen habe, daß das stetige Wachsen seines Vermögens ihn ruhig im Gewissen lasse: um so schlimmer für die Armen, wenn sie arm bleiben wollen! Vergebens erwiderte ihm der Doktor, daß die Malthusische Theorie längst

hinfällig sei, daß sie sich auf die mögliche Vermehrung anstatt auf die wirkliche Vermehrung stütze; vergebens bewies er ihm, daß die gegenwärtige ökonomische Krise, die ungleiche Verteilung der Güter unter der Herrschaft des Kapitalismus, die verwerfliche und die einzige Ursache des Elends sei, und daß an dem Tage, wo eine gerechte Verteilung der Arbeit vollzogen sei, die fruchtbare Erde mit Leichtigkeit eine vermehrte und glückliche Menschheit ernähren werde; der andre weigerte sich, darauf zu hören, verschanzte sich gleißnerisch hinter seinem Egoismus, indem er erklärte, daß dies alles ihn nicht kümmere, daß er über seinen Reichtum keine Gewissensbisse empfinde, und daß diejenigen, welche auch reich werden wollten, eigentlich nichts andres zu thun hätten, als seinem Beispiel zu folgen.

„Das wäre also das wohlüberlegte Ende Frankreichs, wie?" sagte Boutan ironisch. „Die Ziffer der Geburten steigt in England, in Deutschland, in Rußland kontinuierlich, während sie sich bei uns erschreckend vermindert. Wir nehmen der Zahl nach schon jetzt nur noch einen verhältnismäßig untergeordneten Rang in Europa ein; und die Zahl ist heutzutage mehr als je die Macht. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt eine jede Familie vier Kinder haben muß, um jene Vermehrung der Bevölkerung zu bewirken, welche nötig ist, damit die Nation wachse, gedeihe und ihre Machtstellung behaupte. Sie haben nur ein Kind, Sie sind ein schlechter Patriot."

Beauchêne ereiferte sich, geriet außer sich, überschrie sich.

„Ich ein schlechter Patriot? Ich, der sich zu Tode arbeitet, ich, der ich Maschinen sogar ins Ausland verkaufe! Gewiß, ja, ich sehe Familien um mich, unter unsern Bekannten, welche sich erlauben

könnten, vier Kinder zu haben, und ich gebe zu, daß diese sehr zu tadeln sind, wenn sie sie nicht haben. Aber ich, mein Lieber, ich kann nicht! Sie wissen, daß ich, in meiner Lage, absolut nicht kann!"

Und er entwickelte zum hundertstenmal seine Gründe, er erzählte, wie die Fabrik nahe daran gewesen war, zerstückelt, vernichtet zu werden, weil er das Unglück gehabt habe, eine Schwester zu besitzen. Sérafine habe schändlich gehandelt, zuerst die Mitgift, und dann, nach dem Tode ihres Vaters, die erzwungene Teilung, welche bewirkte, daß die Fabrik durch ein bedeutendes Geldopfer hatte gerettet werden müssen, wodurch ihr Gedeihen eine Zeitlang schwer beeinträchtigt wurde. Und man bilde sich ein, daß er die Unklugheit seines Vaters wiederholen, sich der Gefahr aussetzen würde, seinem kleinen Maurice einen Bruder oder eine Schwester zu geben, damit dieser eines Tages sich in derselben entsetzlichen Lage sähe, in welcher das väterliche Erbe damals hätte vom Untergang ereilt werden können! Nein, nein! Er werde ihn nicht in diese Situation bringen, da das Gesetz nun einmal so schlecht gemacht sei. Er wolle, daß er alleiniger Herr dieses Vermögens sei, das er von seinem Vater übernommen habe, und das er ihm vermehrt übergeben werde. Er wolle für ihn den gewaltigen Reichtum, das kolossale Vermögen, welches allein heute die Macht bedeute.

Constance, welche die Hand des Knaben mit dem bleichen Gesicht nicht losgelassen hatte, betrachtete ihn mit außerordentlichem, leidenschaftlichem Stolze, jenem Stolze des Reichtums bei dem Industriellen und Financier, welcher ebenso ehrgeizig und streitbar ist, wie der Stolz des Namens bei dem Abkömmling eines altadeligen Geschlechtes. Er

sollte der einzige sein, einmal König werden, einer der Fürsten der Industrie, Herr der neuen Welt!

„Ja, mein Herzblatt, sei ruhig, du wirst weder Bruder noch Schwester haben, darüber sind wir ganz einig. Und wenn dein Papa sich vergessen sollte, so ist deine Mama da, welche dafür sorgen würde."

Dies gab Beauchêne seine laute Heiterkeit wieder. Er kannte seine Frau als viel eigensinniger als er, viel entschlossener, die Familie zu begrenzen. Er, derb und sinnlich, bestrebt, das Leben zu genießen, that das seine ziemlich ungeschickt für die Unterschlagung im ehelichen Alkoven und entschädigte sich im übrigen auswärts; und sie wußte es vielleicht, duldete es, drückte die Augen zu gegen etwas, was sie nicht hindern konnte.

Er bückte sich nun seinerseits und küßte das Kind.

„Hörst du, Maurice? Es ist so wie Mama sagt: wir werden uns beim Storch kein zweites bestellen."

Und sich gegen Boutan wendend:

„Sie wissen, Doktor, die Frauen haben schon ihre Mittelchen."

„Ach!" erwiderte dieser sanft. „Ich habe kürzlich eine behandelt, die daran gestorben ist."

Beauchêne brach wieder in tolles Gelächter aus; während Constance, verletzt, sich stellte, als verstände sie nicht. Und Mathieu, der keinen Anteil am Gespräche genommen hatte, blieb ernst, denn diese Frage des Nachwuchses besaß für ihn ein furchtbares Gewicht, schien ihm die Mutter aller Fragen, diejenige, welche über das Schicksal der Menschheit und der Welt entscheidet. Kein großer Fortschritt ist gemacht worden, ohne daß ein Uebermaß des Nachwuchses ihn hervorgerufen hätte. Wenn die Völker sich entwickelt

haben, wenn die Zivilisation sich verbreitet hat, so ist es, weil jene sich an Zahl vervielfachten, um sich dann über alle Länder der Erde zu ergießen. Und die Entwicklung von morgen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, wird sie nicht erzwungen werden durch die fortwährende Vermehrung der größten Zahl, die revolutionäre Fruchtbarkeit der Arbeiter und der Armen? Alles dies sagte er sich freilich nicht ganz deutlich, schämte sich sogar bereits ein wenig seiner vier Kinder, verwirrt durch die unleugbare Klugheit der Ratschläge, welche die Beauchêne ihm gaben. Aber in ihm kämpfte ein unbesiegbarer Glauben an das Leben, das angeborene Gefühl, daß die größtmögliche Menge von Leben das größtmögliche Glück herbeiführen müsse. Ein jedes Wesen wird nur geboren, um zu zeugen, um Leben zu übertragen und zu verbreiten. Und es giebt auch eine Freude des Werkzeuges, des Arbeiters, der reichlich sein Teil geleistet hat.

„Also, Marianne und ich, wir rechnen auf Sie in Janville, nächsten Sonntag?"

Er hatte noch keine Antwort erhalten, als ein Diener eintrat und meldete, daß eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme Madame zu sprechen wünsche. Beauchêne, der die Frau Moineauds, des Monteurs, erkannt hatte, ließ sie eintreten. Boutan, der sich bereits erhoben hatte, blieb neugierig.

Die Moineaude war kurz und dick wie ihr Mann, etwa vierzig Jahre alt, vorzeitig verwelkt, mit einem fahlen Gesichte, wässerigen Augen, schwachem und entfärbtem Haar, einem schlaffen Munde, in welchem schon viele Zähne fehlten. Ihre zahlreichen Entbindungen hatten sie entstellt, und sie vernachlässigte sich.

„Nun, liebe Frau, was wünschen Sie?" fragte Constance.

Aber die Moineaude war betreten, in Verlegenheit gebracht durch alle diese Leute, welche sie hier zu finden wohl nicht erwartet hatte. Sie hatte gehofft, mit Madame allein zu sprechen, und sie schwieg.

„Das ist Ihr Jüngstes?“ fragte Beauchêne, indem er das bleiche und schwächliche Kind ansah, das sie auf dem Arme trug.

„Ja, Monsieur, das ist mein kleiner Alfred; er ist zehn Monate alt, und ich habe ihn entwöhnen müssen, weil die Milch ausblieb. Vor dem hatte ich neun, von denen drei gestorben sind. Mein Aeltester, Eugène, ist Soldat, da drunten, wo der Teufel gute Nacht sagt, in Tongking. Meine großen Mädchen, Norine und Euphrasie, arbeiten in Ihrer Fabrik. Und zu Hause habe ich noch drei, Victor, der fünfzehn Jahre alt ist, dann Cécile und Irma, zehn und sieben Jahre alt. Dann war's aus, und ich habe nun geglaubt, ich hätte es für alle Zeit überstanden mit dem Kinderhaben. Ich war froh. Aber da ist dieser kleine Balg noch gekommen — mit vierzig Jahren, ob das wohl recht ist! Der liebe Gott muß uns verlassen haben, meinen armen Mann und mich.“

Eine Erinnerung erheiterte Beauchêne.

„Wissen Sie, was er sagt, Ihr Mann? Er sagt, nicht er ist es, der die Kinder kriegt, sondern Sie.“

„Ach ja, er hat gut scherzen. Ihn kostet es nicht viel, das Kinderkriegen! Aber Sie werden mir glauben, daß ich es lieber anders möchte. Die erste Zeit wurde mir ganz angst und bange. Aber was wollen Sie? Man muß sich wohl fügen, und ich gab nach, denn ich wollte natürlich nicht, daß mein Mann zu andern Weibern gehe. Dann ist er auch kein schlechter Mann, er arbeitet, er trinkt nicht zu viel, und wenn ein Mann nur dieses Vergnügen

hat, so wäre es doch wirklich nicht schön von seiner Frau, nicht wahr?, wenn sie ihm das Leben sauer machte."

Doktor Boutan wendete sich jetzt in seiner ruhigen Weise an die Frau.

„Sie wissen also nicht, daß man, auch wenn man sich vergnügt, vorsichtig sein kann?"

„Ach, mein Gott, Monsieur, das ist nicht immer so leicht. Wenn ein Mann ein bißchen lustig nach Hause kommt, nachdem er mit den Kameraden einen Liter getrunken hat, weiß er nicht so genau, was er thut. Und dann sagt Moineaud, daß ihm das die Freude verdirbt. Und ich, ich gebe nach."

Nunmehr fuhr der Doktor fort, sie auszufragen, wobei er es vermied, Beauchêne anzusehen. Aber in seinen kleinen Augen blitzte der Spott, und es war offenbar, daß er sich das Vergnügen machte, sich die Beweisführung des Fabrikanten gegen die zu große Fruchtbarkeit anzueignen. Er stellte sich, als ob er sich erzürne, warf der Moineaude ihre zehn Kinder vor, zum Unglück Geborene, Fleisch für die Kanonen oder die Prostitution, machte ihr klar, daß wenn sie im Elend lebe, dies ihre Schuld sei; denn wenn man sein Glück machen wolle, so hänge man sich nicht einen Pack Kinder auf. Und die arme Frau erwiderte traurig, daß er sehr recht habe; aber sie könnten nicht einmal daran denken, ihr Glück zu machen, Moineaud wisse gewiß, daß er nie Minister werden würde, und so wäre es nun gehauen wie gestochen, ob sie mehr oder weniger Kinder auf dem Halse hätten; es helfe sogar ein wenig, wenn man mehr hätte, wenn die Kinder einmal das Alter erreicht hätten, wo sie arbeiten können.

Beauchêne war verstummt und schritt langsam auf und ab. Eine leichte Kälte, ein unbehagliches

Gefühl verbreitete sich, und Constance beeilte sich, wieder zu fragen:

„Nun, meine liebe Frau, was kann ich für Sie thun?"

„Ach Gott, Madame, es wird mir so schwer. Es ist etwas, worum Moineaud nicht gewagt hat, Monsieur Beauchêne zu bitten. Ich selbst habe gehofft, Sie allein zu treffen und Sie zu bitten, für uns ein gutes Wort einzulegen. Nämlich, wir wären Ihnen sehr, sehr dankbar, wenn man unsern kleinen Victor in die Fabrik nehmen wollte."

„Er ist aber erst fünfzehn Jahre alt," sagte Beauchêne. „Warten Sie, bis er sechzehn ist, die Vorschrift ist streng."

„Ich weiß, ich weiß. Aber man könnte vielleicht ein kleines bißchen lügen. Es wäre uns eine so große Hilfe!"

„Nein, es ist unmöglich."

Große Thränen stiegen in den Augen der Moineaude auf. Und Mathieu, der mit leidenschaftlichem Anteil zugehört hatte, war tief erregt. Ah, dieses elende Arbeiterfleisch, das sich anbietet, ohne nur abzuwarten, daß es reif für die Anstrengung sei! Diese Proletarier, welche zur Lüge ihre Zuflucht nehmen wollen, welche der Hunger antreibt, sich gegen das Gesetz zu stellen, das sie beschützt!

Nachdem die Moineaude trostlos fortgegangen war, sprach der Doktor weiter über die Frauen- und Kinderarbeit. Von der ersten Entbindung angefangen kann eine Frau nicht mehr in der Fabrik bleiben: die Schwangerschaft, das Stillen des Kindes fesseln sie an das Haus, wenn sie sich und das Kind nicht schweren Krankheiten aussetzen will. Und was die Kinder betrifft, so werden sie durch zu frühe Arbeit anämisch, häufig selbst krüppelhaft, abgesehen davon, daß ihre Ausnützung dazu dient, die

Löhne der Erwachsenen zu drücken. Dann kam er wieder auf die Fruchtbarkeit des Elends, auf die Vermehrung des Proletariats, welches nichts zu verlieren, nichts zu erhoffen hat. Ist es nicht die entsetzlichste Fortpflanzung, jene, welche die Verhungernden und sich verzweifelt Empörenden in die Unendlichkeit vermehrt?

„Ich verstehe Sie wohl," sagte endlich, ohne sich zu erzürnen, Beauchêne. „Sie wollen mich in Widerspruch mit mir selbst setzen, mich zu dem Geständnis bringen, daß ich mir die sieben Kinder Moineauds gefallen lasse und ihrer bedarf, während ich, mit meinem festen Vorsatz bei einem einzigen Sohn zu bleiben, die Familie verstümmele, um das Vermögen nicht zu verstümmeln. Frankreich, das Land der einzigen Söhne, wie man es jetzt nennt, nicht wahr? Nun denn, es ist so! Aber, mein Lieber, die Frage ist so kompliziert, und wie sehr recht habe ich im Grunde!"

Und er setzte seinen Standpunkt auseinander, schlug sich an die Brust, indem er ausrief, er sei liberal, er sei Demokrat, er sei Anhänger eines jeden wirklichen Fortschrittes. Er erkenne bereitwillig an, daß Kinder hervorgebracht werden müßten, daß die Armee Soldaten brauche und die Fabriken Arbeiter. Nur aber trete er auch für die Pflicht der Klugheit der höheren Klassen ein, er stehe auf dem Standpunkt des Reichen, des Konservativen, welcher sich in dem erworbenen Vermögen stabilisieren wolle.

Und Mathieu begriff schließlich die brutale Wahrheit: das Kapital ist gezwungen, auf die Vermehrung des Heeres des Elends zu rechnen, es muß die Fruchtbarkeit der besoldeten Klassen befördern, um die Fortdauer seines Gewinnes zu sichern. Das Gesetz ist, daß zu viel Kinder da sein müssen, damit genug billige Arbeiter da seien. Ueberdies

entkleidet die Spekulation mit den Arbeitspreisen die Arbeit aller ihrer Würde, und sie wird als das ärgste aller Uebel betrachtet, die in Wirklichkeit das edelste aller Güter ist. Und dies ist daher das fressende Krebsgeschwür: Im Lande der politischen Gleichheit und der ökonomischen Ungleichheit wirkt das kapitalistische Regime, der schlecht verteilte Reichtum dahin, die Fortpflanzung zugleich einzudämmen und zu befördern, dergestalt die Ungleichheit der Verteilung immer noch vergrößernd: auf der einen Seite die Reichen mit einzigen Söhnen, welche, indem sie gierig ihren Besitz vor jeder Schmälerung schützen, denselben immer vermehren; auf der andern Seite die Armen, deren ungeordnete Fruchtbarkeit das Wenige, das sie haben, immer noch mehr zerbröckelt. Es sei morgen die Arbeit geehrt, eine gerechte Verteilung des Reichtums vollzogen, und das Gleichgewicht wird sich von selbst ergeben. Andernfalls steuern wir der Revolution zu, und daher das stündlich sich mehrende Grollen, die Krämpfe, von denen die alte, in Auflösung begriffene Gesellschaft geschüttelt wird.

Aber Beauchêne spielte sich triumphierend auf den umfassenden Geist hinaus, erkannte den beunruhigenden Fortschritt der Entvölkerung an, wies auf ihre Ursachen hin, den Alkoholismus, den Militarismus, die Sterblichkeit der Neugeborenen, und zahlreiche andre. Dann gab er die Heilmittel an, Herabsetzung der Zölle, fiskalischer Hilfsmittel, an denen er keinen Gefallen finde, weiteste Freiheit der Testierung, Revision des Ehegesetze nichts, zu vergessen die Konstatierung der Vaterschaft.

Boutan unterbrach ihn endlich.

„Alle diese Maßregeln würden nichts nützen. Es sind die Sitten, die man ändern muß, und den Begriff der Moral, und den Begriff der Schönheit.

Wenn Frankreich sich entvölkert, so ist es, weil es dies will. Es ist daher einfach nötig, daß es dies nicht mehr wolle. Aber welch eine Aufgabe, eine ganze Welt neu zu schaffen!"

Worauf Mathieu mit heiterem Stolze ausrief:

„Nun denn, wir werden sie neu schaffen! Was mich betrifft, ich habe schon angefangen!"

Constance lachte ziemlich widerwillig, und antwortete endlich auf seine Einladung, daß sie ihr mögliches thun werde, daß sie aber sehr fürchte, daß sie nicht im stande sein werde, einen Sonntag für Janville zu erübrigen. Ehe er ging, gab Boutan Maurice einen leichten freundschaftlichen Schlag auf die Wange, worauf der Knabe, der unter dem Geräusche der Konversation geschlummert hatte, die schweren Augenlider hob. Und Beauchêne scherzte noch zum Schluß:

„Also, Maurice, du hast gehört, es ist beschlossene Sache. Mama geht morgen zum Storch, um dir ein Schwesterchen zu bestellen."

Aber das Kind protestierte, fing zu weinen an.

„Nein, nein, ich will nicht!"

Mit einer leidenschaftlichen Gebärde umschlang ihn Constance, die sonst so steife und kalte Frau, und küßte ihn aufs Haar.

„Nein, nein, mein Liebling! Du siehst ja, Papa macht nur Spaß. Niemals, niemals, ich schwöre es dir!"

Beauchêne begleitete den Doktor. Er fuhr fort, zu scherzen, voll Lebensfreude, zufrieden mit sich und den andern, in der Sicherheit, sein Leben nach seinem Vergnügen und seinen Interessen aufs beste einzurichten.

„Auf Wiedersehen, Doktor. Nichts für ungut. Und dann, sagen Sie einmal, wenn man eines will, ist es immer noch Zeit, ein Kind zu haben, wie?"

„Nicht immer," erwiderte der Arzt im Hinausgehen.

Das Wort fiel klar und schneidend wie ein Beilhieb. Und die Mutter, die das Kind aufgehoben hatte, stellte es nun auf die Füße und sagte ihm, es möge spielen gehen.

Eine Stunde später, einige Minuten nachdem es zwölf geschlagen hatte, kam Mathieu, der sich in den Werkstätten verspätet hatte, herab, um Morange abzuholen, wie er es ihm versprochen hatte, und nahm den Weg, um ihn abzukürzen, durch die Frauenwerkstätte. Und hier in dem großen Saale, der bereits leer und still war, bot sich ihm unerwartet eine Scene, die ihn verblüffte. Norine, die unter irgend einem Vorwande zurückgeblieben war, lag, den Kopf zurückgeworfen, mit schwimmenden Augen im Arme Beauchênes, der sie heftig an sich drückte und seine Lippen auf die ihrigen preßte. Es war der unterschlagende Gatte, der hungrige Mann, welcher seine Kraft an andre Stelle trug. Sie flüsterten zusammen, zweifellos irgend ein Stelldichein bestimmend. Dann sahen sie Mathieu und blieben erstarrt. Und er eilte davon, höchst peinlich berührt, daß er dieses Geheimnis entdeckt hatte.

II.

Morange, der erste Buchhalter, war ein Mann von achtunddreißig Jahren, kahlköpfig, schon etwas angegraut, mit einem sehr schönen, fächerförmigen Vollbart, auf den er stolz war. Seine runden, hellen Augen, seine gerade Nase, sein hübschgeformter, ein wenig großer Mund, hatten ihm in jüngeren

Jahren den Ruf eines schönen Mannes verschafft; und er verwendete viel Sorgfalt auf sich, trug stets Cylinder, und war sehr darauf bedacht, in seiner Erscheinung die Korrektheit des höhergestellten und gewissenhaften Bureaumannes zu zeigen.

„Sie kennen unsre neue Wohnung noch nicht," sagte er zu Mathieu, als sie miteinander die Fabrik verließen. „Sie werden sehen, wie schön sie ist. Ein Schlafzimmer für uns, eines für Reine. Und zehn Schritte von der Fabrik entfernt; ich bin in vier Minuten zu Hause, nach der Uhr konstatiert."

Er war der Sohn eines kleinen Handelsangestellten, welcher nach vierzig Jahren engen Bureaulebens auf seinem Schreibtischsessel gestorben war. Und er hatte die Tochter ebenfalls eines Angestellten geheiratet, Valérie Duchemin, deren Vater die Ungeschicklichkeit begangen hatte, vier Töchter zu haben, was den Haushalt zu einer wahren Hölle gemacht hatte, mit allen unvermeidlichen Drangsalen, allen demütigenden Entbehrungen der Armut. Die älteste, Valérie, schön und ehrgeizig, die das Glück gehabt hatte, ohne Mitgift diesen hübschen Mann zu bekommen, welcher obendrein brav und arbeitsam war, hatte seither stets davon geträumt, eine soziale Stufe höher zu steigen, dieser Welt der kleinen Angestellten, die ihr verhaßt war, zu entrinnen, indem sie ihren Sohn zum Arzt oder Advokaten machte. Unglücklicherweise war aber das so sehnsüchtig erwartete Kind ein Mädchen, und sie wurde von Angst erfaßt, sie sah sich, wenn sie so fortfuhr, mit vier Töchtern auf dem Halse, wie ihre Mutter. Da änderte sie das Ziel ihrer Träume, beschloß, sich unbedingt auf dies eine Kind, auf ihre kleine Reine zu beschränken, ihren Mann zu den höchstbezahlten Posten vorwärtszubringen, um ihr eine große Mitgift geben und endlich in jene höhere Sphäre aufsteigen zu

können, nach welcher sie ein verzehrendes Verlangen trug. Er, eine schwache und zärtliche Natur, der sie vergötterte, machte sich bald ihren Ehrgeiz zu eigen, dachte unaufhörlich daran, rasch zu steigen, und war voll von stolzen und weitschauenden Projekten. Er befand sich nun seit acht Jahren in der Beauchêneschen Fabrik, sein Gehalt betrug nicht mehr als fünftausend Francs, und das Ehepaar war im höchsten Grade ungeduldig und unzufrieden, denn in dieser Weise würde der Mann nie sein Glück machen.

„Sehen Sie," sagte Morange, als sie etwa zweihundert Meter weit den Boulevard de Grenelle hinabgeschritten waren, „das neue Haus dort an der Ecke ist es. Sieht es nicht vornehm aus?"

Mathieu sah eines jener hohen modernen Gebäude, geziert mit Balkonen und Skulpturen, welches grell gegen die armseligen, kleinen Häuser der Umgebung abstach.

„Das ist ja ein wahres Palais!" rief er, um Morange Freude zu machen, der sich in die Brust warf.

„Sie sollen nur erst die Treppe sehen. Wissen Sie, es ist im fünften Stock. Aber auf einer solchen Treppe steigt man so angenehm, daß man oben ist, ehe man es merkt."

Er ließ seinen Gast in das Vestibül wie in einen Tempel eintreten. Die Stuckmauern glänzten, die Stufen waren mit einem Teppich belegt, die Fenster bestanden aus bunten Glasscheiben. Im fünften Stock angelangt, öffnete er die Thür mit seinem Schlüssel, immerfort strahlenden Gesichtes wiederholend: „Sie werden sehen, Sie werden sehen!"

Madame Valérie und Reine mußten nach ihnen gespäht haben, und sie eilten sogleich herbei. Valérie, jetzt zweiunddreißig Jahre alt, sah reizend und noch sehr jung aus: eine liebenswürdige Brünette, mit

rundem und lächelndem Gesicht, welches von schönem Haar eingefaßt war, die Brust schon etwas zu stark, aber mit prachtvollen Schultern, auf welche Morange stolz war, wenn sie sich dekolletierte. Reine, zwölf Jahre alt, war das frappante Ebenbild ihrer Mutter, mit demselben lächelnden, vielleicht ein wenig länglicherem Gesichte, unter demselben schwarzen Haar.

„Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie unsrer Einladung gefolgt sind!“ sagte Valérie lebhaft, indem sie Mathieu beide Hände schüttelte. „Und wie schade, daß Madame Froment nicht mit Ihnen kommen konnte! Reine, nimm dem Herrn doch den Hut ab.“

Dann sogleich:

„Sie sehen, wir haben ein sehr helles Vorzimmer. Wollen Sie vielleicht, während die Eier ins Wasser gelegt werden, die Wohnung besichtigen? Sie haben es dann hinter sich, und Sie werden wenigstens wissen, wo Sie essen.“

Das alles war in so liebenswürdigem Tone gesagt, und Morange selbst lachte mit so viel gutmütiger Befriedigung, daß Mathieu sich gern zu dieser unschuldigen Schaustellung der Eitelkeit hergab. Sie betraten zuerst den Salon, welcher die Ecke des Hauses bildete, mit perlgrauer, goldgeblumter Tapete bekleidet, und mit nach dem Dutzend erzeugten, weißlackierten Möbeln im Stile Ludwig XIV. ausgestattet, in welche das Piano aus Palissander einen dicken schwarzen Fleck brachte. Sodann, nach dem Boulevard de Grenelle zu, das Zimmer Reines, blaßblau tapeziert, mit einem vollständigen Mädchenmeublement in Pitchpine-Imitation. Das sehr kleine Schlafzimmer der Eltern befand sich am andern Ende der Wohnung, vom Salon durch das Speisezimmer getrennt, war gelb ausgeschlagen und mit einem Doppelbett, einem Spiegelschrank und einem

Toilettetisch in Cypressenholz möbliert. Endlich im Speisezimmer triumphierte das klassische Alteichen, inmitten dessen eine sehr stark vergoldete Hängelampe, oberhalb des blendend weißen Gedeckes, wie ein Feuerstrahl erglänzte.

„Das ist ja reizend!“ wiederholte Mathieu, um liebenswürdig zu sein. „Das ist ja wunderhübsch!“

Vater, Mutter und Tochter waren freudig erregt, konnten sich nicht genug thun, ihn herumzuführen, ihm zu erklären, ihn die Sachen berühren zu lassen. Aber was ihm besonders auffiel, das war ein gewisses schon Gesehenes, eine Anordnung des Salons, welche er kannte, eine Art, die verschiedenen Dinge zu verteilen, die ihn an etwas erinnerte. Und dann sah er, daß die Morange, in ihrer tiefen Bewunderung, in ihrem geheimen Neide versucht hatten, die Beauchêne nach Möglichkeit zu kopieren. Sie, mit ihren beschränkten Mitteln, konnten sich nur einen imitierten Luxus verschaffen, und auch diesen nur unter beträchtlichen Opfern; aber trotzdem waren sie darauf stolz, bildeten sich ein, sich dieser höheren und heißbeneideten Klasse zu nähern, indem sie ihr von weitem nachahmten.

„Und endlich,“ sagte Morange, das Fenster des Speisezimmers öffnend, „haben wir das da.“

Ein Balkon lief der ganzen Wohnung entlang. Von dieser Höhe war die Aussicht wirklich sehr schön, mit der Seine in langem Lauf und den Hügeln von Passy jenseits der Dächer — dieselbe Aussicht, die man von den Fenstern des Beauchêneschen Wohnhauses genoß, nur erweitert.

Valérie verfehlte auch nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen.

„Wie? Ist das nicht großartig? Das ist etwas andres als die vier Bäume, die man vom Quai aus sieht!“

Das Dienstmädchen brachte die Eier, und man setzte sich zu Tische, während Morange triumphierend sagte, dies alles koste ihn nicht mehr als sechzehnhundert Francs jährlich. Es sei halb umsonst, sagte er, obgleich die Summe schwer auf dem Budget des Haushaltes lastete. Mathieu, der nunmehr begriff, daß man ihn hauptsächlich eingeladen hatte, um ihm die neue Wohnung zu zeigen, sah mit stiller Heiterkeit, wie glücklich diese guten Leute waren, vor ihm zu stolzieren. Selbst ohne jeden berechnenden Ehrgeiz, ohne Neid für den Luxus andrer Leute, zufrieden damit, in aller Einfachheit mit seiner Marianne und seinen Kindern zu leben, verwunderte er sich lediglich über diese von der Sucht zu scheinen und sich zu bereichern gefolterte Familie, betrachtete sie ohne Zorn, lächelnd und doch ein wenig traurig.

Valérie trug ein hübsches Kleid aus leichtem Foulard mit gelben Blumen, während ihre Tochter Reine, welche sie kokett zu kleiden liebte, in blauem Leinenkleide war. Und auch die Mahlzeit war zu reichlich: Seezungen nach den Eiern, sodann Koteletten, dann Spargel. Das Gespräch drehte sich um Janville.

„Ihre Kinder befinden sich also wohl? Es sind so reizende Kinder! — Und es gefällt Ihnen auf dem Lande. Es ist merkwürdig, ich glaube, ich würde mich da langweilen, es fehlt zu sehr an Zerstreuung. — Sicherlich werden wir uns das Vergnügen machen, Sie da zu besuchen, da Madame Froment so liebenswürdig ist, uns einzuladen.“

Aber unabwendbar geriet das Gespräch wieder auf die Beauchêne. Es war eine Manie bei den Morange; sie lebten in einer fortwährenden Bewunderung, welche nicht frei von versteckter Kritik war. Valérie, sehr stolz darauf, von Constance an

ihrem Jour empfangen zu werden und von ihr zweimal zum Diner eingeladen worden zu sein, hatte sich ebenfalls einen Jour bestimmt, den Dienstag, gab intime Abendgesellschaften, ruinierte sich in kleinen Luxusausgaben. Sie sprach auch mit großer Ehrerbietung von Madame de Séguin du Hordel, von dem prächtigen Palais in der Avenue d'Antin, wohin Constance sie einmal gefälligerweise zu einem Ball hatte laden lassen. Und sie zeigte sich noch eitler auf die Freundschaft, welche ihr Sérafine, die Schwester Beauchênes, zu teil werden ließ, die sie nie anders als die Frau Baronin de Lowicz nannte.

„Sie ist einmal zu meinem Jour gekommen, sie ist so liebenswürdig und so heiter! Sie haben sie früher gekannt, nicht wahr? nach ihrer Heirat, nachdem sie sich mit ihrem Bruder wieder aussöhnte, mit dem sie sich infolge ihrer bedauerlichen Geldstreitigkeiten entzweit hatte. Das ist eine, die Madame Beauchêne nicht ins Herz geschlossen hat!“

Und sie kam wieder auf diese zu sprechen, fand, daß der kleine Maurice, so dick er war, kein gesundes Aussehen hatte, ließ durchblicken, welch schrecklicher Schlag es für die Eltern wäre, wenn sie diesen einzigen Sohn verlören. Sie hätten sehr unrecht, ihm nicht einen kleinen Bruder zu geben. Aber sie that, als habe sie ganz im Vertrauen aus kompetentestem Munde erfahren, daß es die Frau sei, welche sich, mehr noch als der Mann, widersetze. Sie zwinkerte mit den Augen, Reines wegen, die unbefangen auf ihren Teller blickte, erzählte aber gleichwohl von einer Freundin, welche keine Kinder wolle, während der Mann deren wolle: also richte diese Freundin sich ein.

„Aber,“ sagte Mathieu lachend, „es scheint mir, daß auch Sie sich einrichten.“

„O!“ rief Morange, „wie können Sie uns arme Leute mit Monsieur und Madame Beauchêne vergleichen, die so reich sind! Sie sollen mir ihr Vermögen, ihre Stellung geben, und ich bin einverstanden, ein Dutzend Kinder zu haben!“

„Und dann,“ sagte Valérie mit einem leichten Schauder, „noch eine Tochter zu haben, ich danke! Ja, wenn wir sicher wären, einen Knaben zu bekommen, würden wir uns vielleicht dazu verleiten lassen. Aber ich habe zu viel Angst, ich glaube, daß ich wie meine Mutter bin, die vier Mädchen gehabt hat. Sie können sich nicht vorstellen, was das heißt, das ist ein Fluch!“

Sie schloß die Augen, sie sah den schrecklichen Haushalt wieder, die vier mageren, verschüchterten Mädchen, die monatelang auf Schuhe, Kleider, Hüte warten mußten, die sich Jahr um Jahr älter werden sahen, von der Furcht gequält, keinen Mann zu bekommen. Für Mädchen muß man eine Mitgift haben.

„Nein, nein!“ sagte sie mit weiser Miene, „wir sind zu vernünftig, um unsre Lage unnötig zu erschweren. Wenn man sein Glück noch nicht gemacht hat, so ist es ein Verbrechen, sich mit Kindern zu belasten. Ich verhehle es nicht, ich bin sehr ehrgeizig für meinen Mann, ich bin überzeugt, daß er, wenn er mir folgt, zu den höchsten Posten aufsteigen wird, und der Gedanke, daß ich ihn fesseln, ihn ersticken könnte mit dem Haus voll Mädchen, welche für meinen Vater ein Stein am Halse waren, flößt mir wahres Entsetzen ein. Während ich hoffe, daß es uns möglich sein wird, unsrer Reine eine schöne Mitgift zu geben, wenn wir einmal reich sein werden.“

Morange ergriff bewegt die Hand seiner Frau und küßte sie. Er, der Schwache und Gute, empfing

von ihr seinen Willen, seinen Ehrgeiz; und er liebte sie dafür um so mehr.

„Wissen Sie, mein lieber Froment, meine Frau ist ein Schatz. Sie hat Kopf und Herz."

Und während Valérie fortfuhr, laut von ihrem Reichtum zu träumen, von der schönen Wohnung, den Empfängen, den zwei Monaten besonders, die sie am Meer verbringen würde, wie die Beauchêne, betrachtete Mathieu die beiden und erging sich in Gedanken. Das war nicht mehr der Fall Moineauds, der wußte, daß er nie Minister werden würde. Vielleicht träumte Morange davon, daß seine Frau ihn eines Tages zum Minister machen würde. In einem demokratischen Gemeinwesen kann und will jeder kleine Bürger steigen, es ist ein Gedränge, jeder einzelne wird wild, stößt die andern beiseite, um schneller eine Stufe höher zu gelangen. Diese allgemeine Aufwärtsbewegung, diese Erscheinung der Kapillarität ist nur möglich in einem Lande politischer Gleichheit und ökonomischer Ungleichheit, denn das Recht an das Glück ist hier für jeden dasselbe, und man hat nur nötig, es in einem Kampfe wütenden Egoismus zu besiegen, wenn man vor Begierde brennt, von den Genüssen der Vornehmen zu kosten, welche vor aller Augen zur Schau gestellt sind. Ein Volk kann mit einer demokratischen Konstitution nicht glücklich leben, wenn die Sitten nicht einfach und die Lebensverhältnisse nicht fast gleich sind. Sonst entsteht die Ueberfüllung der freien Berufe, die Ausbeutung der öffentlichen Aemter, die Arbeit der Hände wird verachtet, der Luxus und das Wohlleben steigern sich und werden immer mehr zur Notwendigkeit, und es entwickelt sich ein allgemeiner wahnsinniger Sturm auf Macht und Reichtum, welche die Wollust des Genusses verschaffen können, nach dem alles heißgierig verlangt. Und,

wie Valérie sehr richtig sagte, man würde sich doch nicht mit Kindern behängen, man wollte die Hände frei haben in einem solchen Kriege, damit man leichter über die Leiber der andern hinwegschreiten könne.

Dann dachte Mathieu auch an jenes Gesetz der Nachahmung, welches bewirkt, daß die weniger Glücklichen sich noch ärmer machen, indem sie die Glücklichen dieser Welt kopieren. Welches Elend auf dem Grunde dieses heißbegehrten, mit so viel Opfern nachgeahmten Luxus! Alle Arten unnötiger Bedürfnisse wachsen aus dem Boden, ihre Quelle ist verdorben, vom einfach Notwendigen abgelenkt. Es ist nicht mehr richtig zu sagen, daß es ihnen an Brot fehlt, um die Misere dieser Leute auszudrücken. Was ihnen fehlt, das ist das Ueberflüssige, auf welches sie nicht verzichten können, ohne sich ruiniert zu glauben, und in Gefahr Hungers zu sterben.

Beim Dessert, als das Dienstmädchen nicht mehr da war, wurde Morange offenherzig, von der guten Mahlzeit angeregt; und seiner Frau mit den Augen zuzwinkernd, indem er auf den Gast deutete, sagte er:

„Mathieu ist ein verläßlicher Freund, man kann es ihm sagen?"

Und als Valérie lächelnd mit einem Kopfnicken zugestimmt hatte:

„Nun, mein lieber Freund, die Sache ist die, daß es leicht möglich ist, daß ich die Fabrik bald verlasse. O, es ist noch nicht abgemacht, aber ich denke daran. Ja, ich denke schon seit einiger Zeit daran; denn schließlich fünftausend Francs nach acht Jahren unermüdlicher Arbeit zu verdienen, und vor allem sich sagen zu müssen, daß man nie viel mehr haben wird, das ist um am Leben zu verzweifeln."

„Es ist nicht menschenwürdig,“ fiel die Frau ein, „es ist um gleich mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen.“

„Unter solchen Umständen, lieber Freund, ist es besser, sich anderwärts umzusehen, nicht wahr? Sie erinnern sich an Michaud, den jungen Mann, den ich vor sechs Jahren im Comptoir unter mir gehabt habe, ein sehr intelligenter junger Mann übrigens. Es sind nun kaum sechs Jahre, daß er von uns fortging, um in die Nationalkreditbank einzutreten, und wissen Sie, was er heute verdient? Zwölftausend Francs, verstehen Sie wohl, zwölftausend Francs!“

Die Ziffer klang wie ein Trompetenstoß. Das Ehepaar riß vor Erregung die Augen weit auf, und selbst das Kind wurde sehr rot.

„Diesen März bin ich Michaud begegnet, der mir dies alles erzählte und sich sehr liebenswürdig zeigte. Er bot mir seine Hilfe an, um mich auch in die Bank zu bringen und mir vorwärts zu helfen. Aber es ist ein Risiko dabei, ich müßte mich vorerst mit dreitausendsechshundert begnügen, um dann allmählich zu einem sehr hohen Gehalte aufzusteigen. Dreitausendsechshundert! Wie sollen wir unterdessen mit dreitausendsechshundert auskommen, um so mehr jetzt, da diese Wohnung unsre Ausgaben vermehrt?“

Valérie ergriff das Wort in leidenschaftlicher Weise.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts! Das wiederhole ich meinem Mann immer. Ich bin selbstverständlich auch für die Vorsicht, ich würde ihn niemals etwas thun lassen, was seine Zukunft gefährden könnte. Aber er kann doch schließlich nicht auf einem Posten verkommen, der seiner nicht würdig ist.“

„Sie sind also entschlossen?“ fragte Mathieu.

„Mein Gott,“ erwiderte Morange, „meine Frau hat alle Berechnungen gemacht, und wir sind entschlossen, ja, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. Im übrigen wird eine Stelle in der Bank nicht vor Oktober frei. Nicht wahr, lieber Freund, Sie bewahren vollkommene Verschwiegenheit, denn wir wollen uns gegenwärtig nicht mit den Beauchêne verfeinden.“

Er sah auf die Uhr, mit der Gewissenhaftigkeit des guten Angestellten bestrebt, nicht zu spät ins Bureau zu kommen, wohin er um halb zwei Uhr zurückgekehrt sein sollte. Und man drängte das Dienstmädchen, daß der Kaffee aufgetragen werde, man trank ihn ganz heiß, als ein Besuch ihn und seine Frau aus dem Gleichgewicht brachte und ihn alles vergessen ließ.

„O!“ rief Valérie, sich rasch erhebend, ganz rosig vor Stolz, „die Frau Baronin de Lowicz!“

Sérafine, jetzt neunundzwanzig Jahre alt, war eine große, schöne, elegante Frau mit rotem Haar und einer üppigen Brust, die ganz Paris kannte. Auf ihren roten Lippen lag ein triumphierendes Lächeln, und in ihren großen, braunen, goldflimmernden Augen brannte eine unauslöschliche Flamme der Begierde.

„Ich bitte Sie sehr, sich nicht stören zu lassen, meine lieben Freunde. Ihr Mädchen wollte mich durchaus in den Salon führen, aber ich habe darauf bestanden, hieher zu kommen, weil es ein wenig eilt. Ich komme, Ihre süße Reine abholen, um sie zu einer Matinee in den Cirkus zu führen.“

Ein neuer Ausbruch des Entzückens folgte. Das Kind war sprachlos vor Freude, während die Mutter sich in begeisterten Worten des Dankes erschöpfte.

„O, Frau Baronin, Sie überhäufen uns mit Liebenswürdigkeit, Sie verwöhnen sie, unsre Kleine!

Sie ist nicht angekleidet, und Sie werden sich der Unannehmlichkeit unterziehen müssen, einen Augenblick zu warten. — Also komm schnell, ich helfe dir. Zehn Minuten, Frau Baronin, nur zehn Minuten!“

Allein geblieben mit den zwei Männern, ging Sérafine, die eine Bewegung der Ueberraschung gemacht hatte, als sie Mathieu sah, auf diesen zu und streckte ihm als altem Freund herzlich die Hand entgegen.

„Wie geht es Ihnen?“

„Danke, recht gut.“

Als sie sich neben ihn setzte, machte er eine unwillkürliche Bewegung, wie um seinen Sessel wegzurücken, und sah nichts weniger als erfreut von der Begegnung aus.

Er hatte sie seinerzeit intim gekannt, als er in das Haus Beauchêne eingetreten war. Eine zügellose, perverse Genußsüchtige, ohne Gewissen und ohne Moral, kühn und furchtlos, nur nach Befriedigung ihrer Gelüste strebend. So stand sie inmitten der dröhnenden Thätigkeit der Fabrik, Tochter eines Vaters, der ein Held der Arbeit war, neben Alexandre, ihrem Bruder, einem rücksichtslosen Egoisten, und später Mariannen, ihrer Cousine, einem guten Geschöpfe voll Gesundheit und Vernunft. Von Kindheit auf war sie den schlimmsten Instinkten gefolgt. Man erzählte, daß sie sich mit fünfzehn Jahren einem Unbekannten hingegeben hatte. Dann kam die Geschichte ihrer Heirat mit dem Baron de Lowicz, ihrer Flucht mit diesem Glücksritter von der Schönheit eines Adonis. Ein Jahr später gebar sie ein totes Kind, eine Fehlgeburt, sagte man. Gierig nach Genüssen, im höchsten Grade geldgeizig, hatte sie, da sie anders ihren Vater nicht beerben konnte, sich von ihrem Manne getrennt, ihn davon gejagt, und er war nach Berlin gegangen,

um sich dort in einer Spelunke töten zu lassen. Seither genoß sie in ungehemmter Weise ihre Freiheit als junge Witwe. Sie war bei allen Vergnügungen, bei allen Festen, und man flüsterte sich ziemlich viel Geschichten über sie zu, von ihren Launen einer Nacht, ihrer schamlosen Energie, um den Mann sofort zu besitzen, der ihr gefiel, ihren Gelüsten nach freier Liebe, denen sie bis zu den tollsten Steigerungen des Genusses Genüge that; aber da sie im ganzen doch bisher den Schein aufrecht erhalten hatte und keinen ihrer Liebhaber offenkundig zur Schau stellte, wurde sie nach wie vor überall empfangen, als reiche, sehr schöne, sehr geliebte Frau.

„Sie sind auf dem Lande?" fragte sie, sich wieder an Mathieu wendend.

„Jawohl, seit einem Monat."

„Constance hat es mir mitgeteilt. Ich habe sie neulich bei Madame Séguin getroffen. Sie wissen ja, wir sind jetzt sehr gut miteinander, seitdem ich meinem Bruder gute Ratschläge gebe."

Ihre Schwägerin Constance verabscheute sie, und sie scherzte gerne darüber mit ihrer gewöhnlichen Unbekümmertheit, mit der sie sich offen über alles lustig machte.

„Denken Sie, wir sprachen vom Doktor Gaude, dem berühmten Chirurgen, welcher ein radikales Mittel hat, um die Frauen zu verhindern, Kinder zu bekommen. Ich glaubte schon, sie werde seine Adresse verlangen. Aber sie wagte es nicht."

Morange fiel ein.

„Doktor Gaude, ja freilich, eine Freundin meiner Frau hat ihr von ihm erzählt. Man sagt, daß er ganz außerordentliche Operationen vollführt, wahre Wunder. Er schneidet ruhig den Leib auf, so wie man einen Kasten aufmacht; er sieht hinein, nimmt alles fort; dann schließt er wieder zu, und die Frau

ist geheilt, ohne auch nur zu wissen, was ihr geschehen ist. Es ist großartig."

Er gab noch weitere Details, erzählte von der Klinik im Spital Marboeuf, deren Vorstand Doktor Gaude war, eine Klinik, in die man lief, um Operationen machen zu sehen, aus Mode, so wie man in ein Theater geht. Der Doktor, welcher das Geld nicht verachtete, im Gegenteil seine reichen Klienten ordentlich zahlen ließ, hielt auch viel auf den Ruhm, setzte seinen Stolz darein, glänzende Erfolge mit den sehr gewagten Operationen zu erzielen, welche er an den armen Frauen seiner Klinik vornahm. Die Zeitungen sprachen fortwährend von ihm, er zeigte im vollen Lichte der Oeffentlichkeit seine Operierten der niederen Stände, was die schönen Damen ermutigte, das Wagnis zu versuchen. Im übrigen Pessimist und wohlgemut, kastrierte er eine Frau, so wie man ein Kaninchen kastriert; und es erregte bei ihm nicht einmal einen Skrupel, eine Gewissensfrage: um so viel Unglückliche weniger, war das nicht um so besser?

Sérafine lachte, ihre Raubtierzähne zwischen ihren blutroten Lippen zeigend, als sie das Entsetzen und die Empörung Mathieus sah.

„Wie, mein Freund, das ist einer, der Ihrem Doktor Boutan nicht sehr ähnlich sieht, welcher, als einziges Mittel gegen alle Krankheiten, seinen Klienten empfiehlt, Kinder zu haben. Was mich wundert, ist, daß Constance diese männliche Hebamme als Arzt behält, sie, die sich jeden Morgen ängstlich befühlt, ob sie nicht schwanger sei. — Sie hat übrigens sehr recht. Pfui! Was für ein Ekel, was für eine Abscheulichkeit!"

Morange lachte gefällig mit ihr, um ihr zu zeigen, wie sehr er ihre Ansichten teilte. Aber da Valérie nicht mit Reine zurückkam, wurde er unge-

duldig, daß seine Frau die Frau Baronin so lange warten ließ. Und er bat um die Erlaubnis, nachzusehen, vielleicht könne er auch bei der Toilette der Kleinen helfen.

Sobald sie allein mit Mathieu war, richtete Sérafine ihre großen heißen, goldflimmernden Augen auf ihn. Sie lachte nicht mehr mit demselben Lachen, ihr dreistes Gesicht, umgeben von dem roten Schein ihrer Haare, erhellte sich mit einer Art ironischer Lüsternheit. Ein langes Schweigen folgte, als ob sie ihn hätte in Verwirrung setzen und besiegen wollen.

„Und meiner lieben Cousine Marianne geht es gut?"

„Sehr gut."

„Und die Kinder gedeihen?"

„Vortrefflich."

„Also sind Sie glücklich, ein braver Familienvater, in Ihrem abgeschiedenen Winkel?"

„Vollkommen glücklich."

Sie schwieg abermals, ihn unablässig betrachtend, strahlender und herausfordernder als je: von jenem magischen Zauber, welcher die Augen glühen macht und die Herzen vergiftet. Dann sprach sie langsam wieder:

„Es ist also zu Ende mit uns beiden?"

Mit einer einfachen Gebärde sagte er, daß es ganz zu Ende sei. Es war lange her, daß es etwas zwischen ihnen gegeben hatte. Er war neunzehn Jahre alt gewesen, eben erst in die Fabrik eingetreten, als sie, die verheiratet und einundzwanzig Jahre alt war, sich ihm an einem Abend des Alleinseins plötzlich hingegeben hatte. Er, nahezu drei Jahre jünger als sie, war einer jener Ueberraschungen der Sinne erlegen, die ein Mann nicht überwinden kann. Einige Monate später, vor seiner Vermählung

mit Marianne, hatte er dann formell mit ihr gebrochen.

„Zu Ende, ganz, ganz zu Ende?“ fragte sie abermals, lachend und aggressiv.

Sie war wirklich ein herrliches Weib, unwiderstehlich durch die ihr innewohnende Kraft des Begehrens. Nie noch hatte er sie so schön, so entflammt von dem gebieterischen Verlangen augenblicklicher Besitzergreifung gesehen. Sie bot sich mit einer prächtigen Verwegenheit dar, die nichts von Niedrigkeit oder Verschämtheit an sich hatte, frei über sich verfügend, kühn einen Tauschhandel des Genusses vorschlagend, in der stolzen Sicherheit, so viel und mehr zu geben, als sie empfing. Dies allein war es, was ihr das Leben lebenswert machte. Und man hätte ihre Unverschämtheit schön und bewunderungswürdig nennen können, wäre sie nicht gemischt gewesen mit der diabolischen Lust zu verführen, mit der boshaften Laune, einen Mann einer andern Frau, einer albernen kleinen Verwandten, wegzunehmen und ihr Thränen zu erpressen.

Und als Mathieu jetzt nicht einmal durch eine Gebärde antwortete, war sie gar nicht erzürnt, behielt sie ihre Miene der unbesieglichen Messalina.

„So ist es recht, antworten Sie gar nichts, sagen Sie nicht, daß es ganz aus sei. Mit mir, mein Lieber, ist es nie ganz aus. Wann Sie wieder wollen, verstehen Sie? Heute abend, morgen, an dem Tage, da es Ihnen belieben wird, an meine Thüre zu klopfen. Es genügt, daß ich den Wunsch habe, von diesem Momente an kann mich Ihre Weigerung nicht beleidigen. Sie wissen, wo ich wohne, nicht wahr? Ich erwarte Sie.“

Eine Flamme hatte im Gesichte Mathieus aufgeschlagen. Er schloß die Augen, um Sérafine nicht mehr zu sehen, die sich gegen ihn neigte, glühend,

duftend. Und auf dem dunkeln Hintergrunde seiner geschlossenen Lider sah er das Appartement wieder, das Sérafine bewohnte, in welchem er sie einmal mit Marianne besucht hatte, das ganze Erdgeschoß eines Mietshauses, das sie in der Rue de Marignan besaß. Sie hatte da eine eigne Eingangsthür für sich, in diskrete Gelasse führend, die mit schweren Tapeten und dicken Teppichen ausgestattet waren, welche jedes Geräusch erstickten. Nur Mädchen bedienten sie, führten die Besucher, ohne ein Wort zu sprechen, ein und verschwanden wie Schatten. Das junge Ehepaar hatte sie hier in einem kleinen Salon ohne sichtbare Fenster getroffen, dicht und geschlossen wie eine Gruft, die zehn Kerzen der beiden Kandelaber mitten am Tage angezündet. Mathieu fühlte, nach Jahren, noch das warme und durchdringende Parfüm, das ihn mit Verlangen erfüllt hatte.

„Ich erwarte dich," wiederholte sie flüsternd, ihre Lippen fast auf den seinen.

Und da er erbebend zurückwich, zornig-beschämt, daß er gezwungen war, die lächerliche Rolle eines Mannes zu spielen, der ein begehrenswertes Weib ausschlägt, glaubte sie, er wolle abermals nein sagen, und legte ihm rasch ihre schmale, lange und geschmeidige Hand auf den Mund.

„Still, da kommen sie. Und wisse, daß ich keines Gaude bedarf! Bei mir giebt es keine Kinder."

Die Morange kamen endlich mit Reine. Ihre Mutter hatte ihr die Haare gebrannt. Sie war wirklich reizend in ihrem Kleidchen aus leichter, rosafarbener Seide mit Spitzen garniert, mit einem großen Hut aus demselben Stoffe wie das Kleid. Ihr fröhliches junges Gesichtchen, im Rahmen der schwarzen Haare, sah darunter wie eine frische Blume aus.

„Das ist ja ein Engel!“ rief Sérafine, um den Eltern zu schmeicheln. „Man wird sie mir entführen.“

Sie küßte die Kleine leidenschaftlich, spielte die Bewegung der Frau, welche bedauert, nicht Mutter zu sein.

„Ja, das thut einem leid, wenn man einen solchen Schatz sieht. Wenn man sicher wüßte, daß einem Gott ein so hübsches Kind giebt, würde man sofort einwilligen. — Nun, ich entführe sie Ihnen jetzt, ich bringe sie Ihnen nicht wieder zurück!“

Die Morange lachten entzückt. Und Mathieu, der sie wohl kannte, hörte starr vor Verblüffung zu. Wie oft hatte sie, in ihrer kurzen und stürmischen Intimität, ihm mit wütendem Haß von den ekelhaften Kindern gesprochen, deren immer mögliches Kommen die Liebe terrorisiere. Sie stehen wie eine ewige Drohung vor einem, verderben und beschränken den Genuß, machen, daß man die Wollust einer Stunde mit langen Leiden, mit bleibender Belästigung bezahlen muß; und sie entziehen einen monate-, jahrelang dem Vergnügen. Ganz abgesehen davon, daß sie als Zerstörer der Frauen geboren werden, sie vor der Zeit welken und altern lassen, sie zum Gegenstand des Widerwillens für die Männer machen. Die Natur war blödsinnig, daß sie der Liebe diese Kontribution der Mutterschaft auferlegte. Besonders seitdem eine Schwangerschaft, die glücklicherweise durch eine Fehlgeburt beendigt worden war, ihr einen Vorgeschmack gegeben hatte, der sie jetzt noch schaudern machte, war sie eine erbitterte Hetäre, zum Verbrechen bereit, um sich vor dem Kinde zu schützen, das sie als ein schädliches Tier betrachtete, welches allein ihrer unersättlichen Sucht nach neuen und reizenderen Genüssen Schranken setzte.

Sie sah den erstaunten Blick Mathieus auf sich

gerichtet, der ihr geheimes Vergnügen bereitete, sie trieb die perverse Ironie so weit, ihm zu sagen:

„Nicht wahr, lieber Freund, ich habe Ihnen soeben vertraut, daß ich mich tröste, so gut ich kann, da meine Witwenschaft mich dazu verurteilt, nie mehr ein Kind zu haben."

Und wieder fühlte er die Flamme auf seinem Gesichte, die vorhin da gebrannt hatte, indem er wohl verstand, was sie ihm sagen wollte, welch verabscheuenswürdige, unfruchtbare Wollust sie ihm versprach. Ah! Sich hingeben zu können, furchtlos, schrankenlos, zu jeder Zeit, einzig um der Wollust willen! Und sie selbst zeigte einen Augenblick den schmerzhaften Gesichtsausdruck einer auf dem Scheiterhaufen brennenden Verbrecherin, denn sie war die wilde und gequälte Gier, welche sich weigert, Leben hervorzubringen, und welche schließlich darunter schrecklich leidet.

Reine betrachtete sie in der Ekstase eines bereits koketten kleinen Mädchens, berauscht von den Schmeicheleien einer so schönen Dame. Zitternd vor befriedigter Eitelkeit warf sie sich in ihre Arme.

„O Madame, ich habe Sie sehr lieb!"

Bis auf den Treppenvorplatz begleiteten die Morange die Baronin de Lowicz, welcher Reine folgte. Und sie konnten gar nicht genug heiße Worte des Dankes finden, um auszudrücken, wie beglückt sie sich fühlten, daß all dieser von ihnen so angebetete Luxus gekommen war, um ihre Tochter abzuholen. Und als sie wieder in die Wohnung zurückgekehrt waren, rief Valérie, auf den Balkon eilend:

„Wir wollen sie fortfahren sehen."

Morange, der gar nicht mehr an die Bureaustunde dachte, lehnte sich neben sie auf die Brüstung und lud auch Mathieu ein, mit hinabzusehen.

Unten stand eine elegant bespannte Viktoria, mit einem prächtigen Kutscher unbeweglich auf dem Bocke. Dieser Anblick brachte die freudige Erregung des Ehepaares auf den Gipfelpunkt. Und als Sérafine, nachdem sie das Kind hatte einsteigen lassen, neben ihr Platz nahm, lachten sie laut auf vor Freude.

„Wie sie hübsch ist! Wie sie glücklich ist!"

Reine fühlte wohl in diesem Augenblicke, daß man sie betrachtete. Sie erhob den Kopf, lächelte, grüßte. Und Sérafine that desgleichen, während das Pferd sich in Trab setzte und um die Ecke der Straße bog. Dann kam ein letzter Ausbruch.

„Sehen Sie nur! Sehen Sie nur!" wiederholte Valérie. „Sie ist so unverdorben. Mit zwölf Jahren hat sie noch die Unschuld eines neugeborenen Kindes. Und ich vertraue sie niemand sonst an ... Wie? Sollte man nicht meinen, eine kleine Prinzessin, die immer ihren Wagen gehabt hat?"

Morange nahm wieder seinen Traum von Reichtum auf.

„Nun, ich hoffe, wenn wir sie einmal verheiraten, daß sie einen haben wird. Laß mich nur erst in der Nationalkreditbank festen Fuß gefaßt haben, dann sollen sich alle deine Wünsche erfüllen."

Und sich an Mathieu wendend:

„Sagen Sie, lieber Freund, wäre es nicht ein Verbrechen, uns noch ein Kind aufzuladen? Wir sind ohnehin schon drei, und das Geld verdient sich so schwer ... Man hat nur nötig, sich ein bißchen in acht zu nehmen. Was uns nicht hindert, uns innig zu lieben, nicht wahr, Valérie?"

———

III

Während des Nachmittags war Mathieu, der die Fabrik des Abends früher verlassen wollte, um zu seinem Hauseigentümer zu gehen, wie er es Marianne versprochen hatte, derart mit Arbeit überhäuft und in Eile, daß er Beauchêne kaum zu sehen bekam. Und er war froh darüber, denn er hatte das peinliche Gefühl, daß ein Zufall ihm ein Geheimnis enthüllt hatte, noch nicht überwunden, und fürchtete, ihn in Verlegenheit zu bringen. Allein Beauchêne schien sich gar nicht zu erinnern, daß Anlaß für irgend eine Verlegenheit vorhanden sein könnte, und wechselte unbefangen die wenigen Worte mit ihm, die sie sich zu sagen hatten. Er widmete sich mit aller seiner geistigen und körperlichen Energie der Förderung seines Geschäftes, hatte sich nie so voll Thatkraft und Umsicht gezeigt. Die Ermüdung des Morgens war verschwunden, er sprach und lachte laut, wie ein Mann, der die Arbeit nicht fürchtet und der das Leben schön findet.

Um halb sechs Uhr ging Mathieu, der sonst nie vor sechs Uhr sein Bureau verließ, zu Morange, um sein Monatsgehalt zu erheben. Es betrug dreihundertundfünfzig Francs. Aber da er im Januar einen Vorschuß von fünfhundert Francs genommen hatte, welchen er in Abzügen von fünfzig Francs zurückerstattete, erhielt er nur dreihundert. Er zählte die Noten und steckte sie mit einer freudigen Miene in die Tasche, welche den Buchhalter zu einer Frage veranlaßte.

„Weiß Gott, sie kommen zur rechten Zeit! Ich habe meine Frau heute früh mit dreißig Sous zurückgelassen."

Sechs Uhr war vorüber, als sich Mathieu vor dem prächtigen Palais befand, das die Séguin du Hordel in der Avenue d'Antin besaßen. Der Großvater Séguins war einfacher Landmann in Janville gewesen. Sein Vater hatte sich dann als Armeelieferant ein beträchtliches Vermögen erworben. Und er, Sohn eines Emporkömmlings, hatte die Niedrigkeit seiner Abstammung abgestreift, führte das Leben eines reichen und eleganten Privatmannes, war Mitglied der großen Klubs, hatte eine besondere Leidenschaft für Pferde, affektierte außerdem künstlerische und litterarische Neigungen, als aufgeklärter und fortschrittlicher Amateur, der bis an die äußersten Grenzen des Modernen ging. Er hatte sich den stolzen Luxus gestattet, fast ohne Mitgift ein Mädchen sehr alten Adels zu heiraten, Valentine, die letzte der Vaugelade, von dünnem Blut und engem Hirn, welche der eifrige Katholizismus ihrer Mutter in strengem Glauben und in Entbehrung der Freuden dieser Welt erzogen hatte, so daß auch er seit seiner Heirat ein strenger Katholik geworden war, weil dies zur Vornehmheit gehörte. Der Großvater, der Bauer, hatte zehn Kinder gehabt; der Vater, der Armeelieferant, hatte sich auf sechs beschränkt, und er hatte, nachdem ihm zwei geboren worden waren, ein Knabe und ein Mädchen, erklärt, daß er es dabei bewenden lassen wolle, indem er hinzufügte, es sei Missethat genug, zwei Unglückliche in die Welt gesetzt zu haben, welche nicht danach begehrt hatten, geboren zu werden.

Zum Besitze Séguins gehörte eine große Domäne, nahezu fünfhundert Hektar Wald und Heide, welche sein Vater bei Janville gekauft hatte, als er sich mit einem enormen Vermögen von den Geschäften zurückzog. Sein lange gehegter Wunsch war gewesen, triumphierend in das heimatliche Dorf

zurückzukehren, welches er arm verlassen hatte; und er ging daran, sich ein fürstliches Schloß inmitten eines gewaltigen Parkes erbauen zu lassen, als der Tod ihn wegraffte. Séguin, in dessen Erbschaftsanteil fast die ganze Domäne gefallen war, begnügte sich damit, ihre Jagd auszubeuten, indem er Anteilscheine zu fünfhundert Francs ausgab, um die seine Freunde sich rissen, und welche Spekulation ihm eine hübsche Rente abwarf. Außer den Wäldern gab es nur unbebautes Land, Sandflächen, steinigen Boden und Sumpfland, und es war die feststehende Meinung des ganzen Bezirkes, daß der Boden keinem Bebauer je einen Ertrag liefern würde. Lediglich für den Armeelieferanten hatte der Besitz die Anziehung des romantischen Parkes besessen, den er sich als Umgebung eines königlichen Wohnsitzes erträumte; abgesehen davon, daß er sich das Recht hatte geben lassen, seinem Namen Séguin das Prädikat du Hordel hinzuzufügen, welches einer Art Turmruine, dem Hordel, entlehnt war, die sich in der Domäne befand.

Durch Beauchêne, der einer der Jagdanteilbesitzer war, hatte Mathieu Séguin kennen gelernt und am Rande des Waldes den ehemaligen Jagdpavillon, das einsame und ruhige Häuschen entdeckt, in welches er sich dermaßen verliebt hatte, daß er es mietete und sich dahin mit den Seinigen zurückzog. Valentine, die Marianne liebenswürdig als arme Freundin behandelte, hatte die Liebenswürdigkeit so weit getrieben, sie zu besuchen, als sie eben eingezogen war; und sie war entzückt über die poetische Lage des Häuschens gewesen und hatte über ihre Unwissenheit als Besitzerin gelacht, welche nicht einmal ihren Besitz kannte. In Wirklichkeit hätte sie da nicht eine Stunde leben können. Ihr Gatte hatte sie mitten in den heißen Wirbel des

Pariser litterarischen, künstlerischen und eleganten Lebens gestürzt, durchlief in ihrer Gesellschaft die Litteraturklubs, die Ateliers und Ausstellungen, die Theater und Vergnügungsorte, alle die glühenden Roste, auf welchen die Geister und die schwachen Herzen sich zersetzen. Er, den die Sucht verzehrte, ein Geist höherer Ordnung zu scheinen, und der dabei vor Langeweile fast verging, fühlte sich wirklich wohl und auf gleichem Fuße nur bei seinen Pferden, trotz seiner Prätensionen auf die Litteratur und die Philosophie von morgen, trotz seiner Sammlungen von Kunstgegenständen, für welche dem Philister der Geschmack noch nicht aufgegangen war, seiner Möbel, seiner Fayencen, seiner Zinnplastiken und seiner Bucheinbände besonders, auf die er stolz war. Und er formte seine Frau nach seinem Ebenbilde, pervertierte sie durch die Ueberspitztheit seiner Ansichten, befleckte sie durch den Verkehr mit buntgewürfelter Gesellschaft, durch Kameraderien, welche ihm von eleganter Kühnheit schienen; so daß die fromme Kleine, die man ihm anvertraut hatte, bereits auf dem Wege zu allen Tollheiten war, wohl noch zur Kommunion ging, aber sich bereits laut zur Sünde bekannte, sich täglich mehr mit dem Gedanken des Fehltritts befreundete. Und das schlimmste schien schließlich kommen zu sollen, denn er beging außerdem die Unklugheit, sich ihr gegenüber häufig brutal und spöttisch zu zeigen, was sie verletzte, sie von ihm loslöste, in ihr die Sehnsucht und den Traum erweckte, einmal zärtlich geliebt und mit Sanftmut und ergebener Ritterlichkeit behandelt zu werden.

Als Mathieu das Palais betrat, dessen reichgezierte Renaissancefassade acht hohe Fenster in jedem der zwei Stockwerke enthielt, konnte er nicht umhin, mit leichter Heiterkeit zu denken: ‚Das ist ein Haus-

halt, der nicht mit dreißig Sous in der Tasche auf die dreihundert Francs monatlich wartet!'

Das Vestibül war ungemein prächtig, ganz Marmor und Bronze. Zur Rechten befanden sich zwei Empfangssäle und der Speisesaal; zur Linken Billardzimmer, Rauchzimmer und ein Wintergarten. Im ersten Stock, gegenüber der großen Treppe, nahm das Arbeitszimmer Séguins, ein mächtiger Raum von fünf Metern Höhe, zwölf Länge und acht Breite, die Mitte des Gebäudes ein; seine Gemächer befanden sich zur Rechten desselben, zur Linken die der Frau und der Kinder. Endlich waren im zweiten Stock zwei vollständige Wohnungen für die Zeit in Bereitschaft, da die Kinder erwachsen sein würden.

Ein Diener, der Mathieu kannte, führte ihn sogleich in das Arbeitszimmer, wo er ihn zu warten bat, da Monsieur im Begriffe sei, sich anzukleiden. Einen Augenblick konnte der Besucher sich allein glauben; und er blickte in dem weiten Raume um sich, angezogen von der wirklich prachtvollen Ausstattung, den hohen Fenstern, in welche alte Glasmalereien gefügt waren, den herrlichen Gobelins, den Möbelstoffen aus Genueser Sammet und Gold- und Silberbrokaten, den eichenen Bibliothekschränken, in welchen die kostbaren Bucheinbände aufgereiht waren, den Tischen, welche bedeckt waren mit Bibelots aller Art, Schmuckgegenständen, Glasarbeiten, Bronzen, Marmorskulpturen und der prachtvollen Sammlung von modernen Zinnplastiken. Und überall breiteten sich orientalische Teppiche, gab es niedrige Sitze für jede Trägheit, abgeschlossene Winkel hinter hohen grünen Pflanzen, wohin man sich zu zweien zurückziehen, sich verstecken und verschwinden konnte.

„Ah, Sie sind es, Monsieur Froment," sagte

plötzlich eine Stimme von dem Tische mit den Zinnplastiken her.

Und ein hochgewachsener junger Mann von etwa dreißig Jahren, den eine spanische Wand bisher verborgen hatte, ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

„Ah,“ sagte Mathieu, nach kurzem Zögern, „Monsieur Charles Santerre!“

Er sah ihn zum zweitenmal in diesem selben Gemache, wo er ihm zuerst begegnet war. Charles Santerre, ein bereits berühmter Romanschriftsteller, der beliebte junge Dichter der Salons, hatte eine schöne Stirn, braune, schmeichelnde Augen, einen etwas zu großen, zu roten Mund, den er unter seinem assyrisch geschnittenen, wohlgepflegten Bart verbarg. Er hatte seinen Weg mit Hilfe der Frauen gemacht, deren Umgang er mit zärtlicher Sorgfalt pflegte, in der Absicht, aus ihnen so viel Nutzen für seine Carriere und sein Vergnügen zu ziehen, wie er konnte. Man sagte übrigens, er sei sehr geschmeidig, sehr unterwürfig ihnen gegenüber, solange er sie nicht besessen hatte; dann entledigte er sich ihrer in brutaler Weise, sobald er ihrer nicht mehr bedurfte. Entschlossen, unvermählt zu bleiben, aus Prinzip und aus Berechnung, sich in fremden Nestern einrichtend, einfacher Ausbeuter des Lasters der eleganten Welt, hatte er sich in der Litteratur den Ehebruch zu seiner Spezialität gemacht, beschrieb einzig die sündige, elegante und raffinierte Liebe, die Liebe, die stets unfruchtbar bleibt. Er hatte anfangs keinerlei Illusion in Bezug auf seine Bücher gehabt, es war dies lediglich ein angenehmer und einträglicher Beruf, den er aus kühler Erwägung ergriffen hatte. Allmählich aber durch seinen Erfolg hypnotisiert, hatte er sich von seiner Eitelkeit einreden lassen, daß er ein Dichter sei. Und er gebärdete sich nunmehr wie

einer, der in weißer Krawatte eine in Todeskrämpfen liegende Welt malt, bekannte sich zu einem aller Illusionen beraubten Pessimismus, zur Verneinung aller Lust durch gegenseitige Enthaltung, aus welcher er die Religion des letzten Glückes, des Glückes des Nichtseins machte.

„Séguin wird gleich kommen," sagte er mit vollendeter Liebenswürdigkeit. „Ich habe den Einfall gehabt, ihn und seine Frau mitzunehmen, um in einem Cabaret zu dinieren, und sie dann in eine kleine Première zu führen, wo es heute Skandal und Ohrfeigen geben wird."

Mathieu bemerkte jetzt erst, daß Santerre sich bereits im Gesellschaftsanzuge befand. Sie unterhielten sich weiter; Santerre zeigte ihm eine neue Zinnplastik, eine kleine, nackte, magere, langlinige Frauengestalt, mit dem Gesichte nach abwärts liegend, den Kopf unter den Haaren vergraben und offenbar schluchzend — ein Meisterwerk, sagte er, der Inbegriff des ganzen menschlichen Elends, das gefallene einsame Weib, das endlich dem Manne zur Beute geworden. Es war Santerre, der, zum Freund und Intimus des Hauses geworden, diesem vollends jenen Wahnwitz der Kunst und Litteratur einimpfte, dessen Einfluß schließlich das einfachste Leben des Alltags verdarb und verdrehte.

Aber nun erschien Séguin, gleichen Alters wie Santerre, größer und schlanker, sehr blond, mit gebogener Nase, grauen Augen, dünnen Lippen und zierlichem Schnurrbart. Er war ebenfalls im Gesellschaftsanzug.

„Ja, mein Lieber," sagte er ohne Hast, mit dem kleinen Lispeln, das er affektierte, „Valentine hat sich in den Kopf gesetzt, ein neues Kleid anzuziehen. Fassen wir uns in Geduld, wir werden eine Stunde zu warten haben."

Sobald er Mathieu bemerkte, entschuldigte er sich mit außerordentlicher Höflichkeit, kehrte mit Uebertreibung seine kalte Korrektheit, sein vornehmes Fernhalten hervor. Und als jener, den er „seinen lieben Mieter" nannte, ihm den Anlaß seines Besuches auseinandersetzte, das Loslösen der Zinkdachung infolge der letzten Regen, gab er sofort die Zusage, daß der Klempner von Janville die nötigen Lötarbeiten vornehmen solle. Aber nach neuerlichen Erklärungen, nachdem er begriffen hatte, daß das ganze Dach erneuert werden müsse, so sehr sei es abgenützt, vergaß er plötzlich seine vornehmen und leutseligen Manieren, protestierte mit einiger Erregung, erklärte, daß er unmöglich auf eine solche Reparatur eine Summe verwenden könne, welche das lumpige bißchen Mietzins eines Jahres von sechshundert Francs übersteigen würde.

„Verlöten, meinetwegen," rief er, „aber nicht mehr. Ich werde dem Klempner schreiben."

Und um das Thema abzubrechen, fügte er hinzu:

„Warten Sie, Monsieur Froment, ich werde Ihnen, der Sie ein Mann von Geschmack sind, ein Prachtstück zeigen."

Er empfand thatsächlich vor Mathieu eine gewisse Hochachtung, kannte ihn als einen Menschen von selbstsicherer, stets im Gestalten begriffener Intelligenz. Dieser seinerseits lächelte, ließ sich diese Abschweifung gefallen, bei sich jedoch fest entschlossen, den Platz nicht zu verlassen, ohne die Erneuerung des Daches durchgesetzt zu haben. Er nahm ein prächtig gebundenes Buch, welches der Hausherr einem Bibliothekschrank entnommen hatte und ihm nun weihevoll darreichte. Auf dem Deckel in weißem Leder war eine große Lilie aus Silber eingelegt, umgeben von einem Strauß violetter Distelblüten. Und der Titel des Buches, „Die unzerstörbare

Schönheit", war hoch hinaufgerückt, wie in ein Stück Himmel.

„Ah, das ist von herrlicher Erfindung und Ausführung!" rief Mathieu, wirklich entzückt. „Man macht jetzt Einbände, die wahre Juwele sind."

Er bemerkte den Titel.

„Aber das ist ja der letzte Roman Monsieur Santerres!"

Séguin blickte mit einem Lächeln seitwärts auf den Schriftsteller, der sich genähert hatte. Und als dieser seinerseits geschmeichelt das Buch betrachtete, sagte er:

„Lieber Freund, der Buchbinder hat mir den Band heute morgen gebracht, und ich wartete eine Gelegenheit ab, um Ihnen die Ueberraschung zu bereiten, es Ihnen zu zeigen. Es ist die Perle meiner Sammlung. Was sagen Sie zu der Idee? Diese Lilie, welche die triumphierende Reinheit ist, und diese Disteln, die Pflanzen der Ruinen, welche die Unfruchtbarkeit der endlich erstorbenen Welt darstellen, die das vollkommene Glück wieder gefunden hat. Ihr ganzes dichterisches Schaffen liegt darin."

„Jawohl, jawohl. Sie verwöhnen mich, Sie werden mich eingebildet machen."

Mathieu hatte den Roman gelesen; er hatte ihn von Madame Beauchêne entlehnt, um seine Frau mit einem Buch bekannt zu machen, von dem alle Welt sprach; aber er hatte das Buch erbittert und empört aus der Hand gelegt. Dieses Mal hatte Santerre, die gewohnte Junggesellenwohnung verlassend, wo seine Weltdamen zwischen fünf und sieben Uhr außerhalb des Ehebettes heimliche Genüsse suchten, sich zur reinen Kunst erheben wollen, zur körperlosen, symbolistischen Lyrik. Er erzählte die subtile Geschichte einer Gräfin, Anne-Marie, die, um einem plumpen und sinnlichen Gatten zu

entgehen, sich nach der Bretagne an die Seite eines jungen Künstlers von göttlicher Phantasie, Norbert, flüchtet, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Kapelle eines Nonnenklosters mit seinen Visionen zu schmücken. Dreißig Jahre dauert sein Schaffen als transcendentaler Künstler, der seine Inspirationen im Zwiegespräch mit Engeln empfängt, und der Roman war nichts andres als die Geschichte dieser dreißig Jahre, seiner Liebe während dreißig Jahren in den Armen Anne-Maries, in einem Austausch unfruchtbarer Zärtlichkeiten, während welcher ihre Schönheit auch nicht von einer Runzel beeinträchtigt wird, sondern ebenso frisch, ebenso jung ist nach diesen dreißig Jahren der Unfruchtbarkeit, wie an dem ersten Tage ihrer Liebe. Und um die Lehrmeinung des Buches zu unterstreichen, waren einige Nebenpersonen aufgestellt, Bürgersfrauen, Gattinnen und Mütter aus dem benachbarten kleinen Städtchen, welche in physischer und geistiger Verkommenheit, in tierischer Abgelebtheit endigten.

Was Mathieu empörte, das war diese blödsinnige und verbrecherische Theorie der Liebe ohne Kind, des Zusprechens aller körperlichen Schönheit, aller seelischen Vorzüge an die Jungfrau. Und er konnte sich nicht enthalten dem Autor zu sagen:

„Ein sehr interessantes und bemerkenswertes Buch. Aber was geschähe, wenn Norbert und Anne-Marie ein Kind bekämen, wenn sie schwanger würde?"

Santerre unterbrach ihn, erstaunt, verletzt.

„Schwanger? Wird eine Frau schwanger, wenn sie von einem Manne von Welt geliebt wird?"

„Wissen Sie, was mich empört?" sagte Séguin, sich in einen Fauteuil werfend, „das ist die widersinnige Anklage, die man gegen den Katholizismus erhebt, daß er diese Wucherung der Gattung begünstige, welche eine Unsauberkeit und eine Schande

ist. Das ist nicht wahr, und das haben Sie in Ihrem Buche sehr richtig aufgezeigt. Sie haben da, als guter Katholik, einige entscheidende Seiten geschrieben, zu denen ich Sie beglückwünsche."

„Gewiß habe ich als guter Katholik geschrieben," sagte Santerre, sich auf eine Chaiselongue hinstreckend. „Zeigen Sie mir doch im Neuen Testament das ‚Wachset und vermehret Euch' der Genesis. Jesus hat kein Vaterland, kein Eigentum, keinen Beruf, keine Familie, keine Frau, kein Kind. Er ist die Unfruchtbarkeit selbst. Die ersten christlichen Sekten hatten daher auch einen Abscheu vor der Ehe. Für die Heiligen war das Weib etwas Unreines, bedeutete es Qual und Verderbnis. Die absolute Keuschheit war ihnen der erhabenste Zustand, ihr Ideal der betrachtende und unfruchtbare Mann, der einsame Egoist, der nur seinem individuellen Heile lebt. Und es ist eine Jungfrau, die das Ideal aller Frauen ist, das Ideal selbst der Mütterlichkeit. Erst später wurde die Ehe vom Katholizismus eingeführt, als moralische Schutzinstitution, um den Begattungstrieb in geordnete Bahnen zu lenken, da weder die Männer noch die Frauen Engel sein können. Sie wird toleriert, da sie die unvermeidliche Notwendigkeit ist, der Zustand, der, unter gewissen Bedingungen, den Christen erlaubt ist, welche nicht Heroismus genug besitzen, vollständige Heilige zu sein. Aber auch heute, wie vor achtzehn Jahrhunderten, berührt der Mann des Glaubens und der Gnade das Weib nicht, verdammt sie und vermeidet sie. Es sind einzig die Lilien Mariens, die im Himmel duften."

Machte er sich lustig? Es war in seiner Stimme etwas wie ein leichter Spott, den sein Hörer nicht zu vernehmen schien. Dieser stimmte vielmehr lebhaft ein, erwärmte sich.

„Jawohl, jawohl, so ist es! Die Schönheit ist immer sieghaft, und die unvergängliche Schönheit, das zeigt Ihr Buch, alles überstrahlend: sie ist die unberührte Jungfräulichkeit, in ihrer Blüte, welche kein Hauch befleckt hat, in welcher die abstoßenden Zeugungsfunktionen unterdrückt sind. Kann man ohne eine Regung des Ekels jene verwelkten, entsäfteten, schiefgezogenen Weiber sehen, welche eine Schar Kinder mit sich schleppen, wie irgend ein Tierweibchen seine Jungen? Das naive Gefühl der großen Menge empfindet das auch, scherzt über sie, wenn sie vorübergehen, belegt sie mit Spott und Verachtung."

Mathieu, der stehen geblieben war, gestattete sich nun, das Wort zu ergreifen.

„Aber der Begriff der Schönheit ist veränderlich. Sie sehen ihn in der Unfruchtbarkeit der Frau, in den langen und schmächtigen Formen, in den schmalen Hüften. Während der ganzen Zeit der Renaissance bestand jedoch die Schönheit in der gesunden und kräftigen Frau, mit breiten Hüften und üppigem Busen. Bei Rubens, bei Tizian, selbst bei Raffael ist die Frau robust, ist Maria wirklich Mutter. Es würde sich gerade darum handeln, diesen Begriff der Schönheit zu ändern, damit die beschränkte Familie, welche heute das Begehrte ist, Platz mache der zahlreichen Familie, welche die einzig schöne werden würde. Nach meiner Ansicht liegt hierin das einzige radikale Heilmittel gegen das wachsende Uebel der Entvölkerung, mit dem man sich heute so sehr beschäftigt."

Die beiden betrachteten sich lächelnd mit dem Ausdrucke erhabenen Mitleids.

„Die Entvölkerung ein Uebel!" sagte Séguin. „Wie, mein werter Herr, Sie, der Sie so intelligent sind, stehen noch auf diesem Punkte? Denken Sie doch ein wenig nach!"

„Noch ein Opfer des beklagenswerten Optimismus!“ bemerkte Santerre. „Sie müssen sich vor allem sagen, Monsieur, daß die Natur wahllos handelt, und daß, wer sie nicht eindämmt und verbessert, ihr Opfer wird.“

Sie sprachen einer um den andern, manchmal sogar beide zugleich. Sie ereiferten sich, berauschten sich an ihren düsteren Vorstellungen. Vorerst einmal existiere der Fortschritt nicht. Man brauche nur des Endes des vorigen Jahrhunderts zu gedenken, da Condorcet die Rückkehr des goldenen Zeitalters ankündigte, den nahen Zustand allgemeiner Gleichheit, allgemeinen Friedens unter den Menschen und Völkern: eine edle Illusion machte alle Herzen schwellen, die Utopie öffnete allen schönsten Hoffnungen den Himmel — und hundert Jahre später, welcher Sturz, dieses Ende unsers Jahrhunderts, welches mit dem Bankrott der Wissenschaft, der Freiheit und der Gerechtigkeit schließt, welches an der Schwelle des drohenden Unbekannten des kommenden Jahrhunderts in eine Pfütze von Blut und Kot hinfällt! Und sei die Erfahrung nicht schon gemacht worden? Dieses so ersehnte goldene Alter, die Heiden hatten es vor die Zeit verlegt, dann kamen die Christen, welche es nach der Zeit verlegen, während die Sozialisten von heute es in die Zeit verlegen. Dies seien nur drei Formen einer beklagenswerten Illusion; es gäbe nur ein denkbares vollkommenes Glück, das des Nichtseins. Zweifellos verbiete ihnen ihr guter Katholizismus, die Welt mit einem Schlage zu unterdrücken; aber sie hielten sich berechtigt, sie einzuschränken. Schopenhauer und selbst Hartmann schienen ihnen übrigens veraltet. Sie näherten sich Nietzsche, der Theorie einer verminderten Menschheit, dem aristokratischen Traume einer Elite, mit

verfeinerter Nahrung, vergeistigteren Gedanken, schöneren Frauen, endigend in dem vollkommenen Menschen, dem Menschen höherer Ordnung, dessen Genüsse verzehnfacht sein würden. Es ging dabei freilich nicht ohne Widersprüche ab, die sie sich aber nicht viel anfechten ließen, da sie, wie sie sagten, nur das eine Ziel hatten, in Schönheit zu leben. Malthus war ihr Mann, ebenso wie der Beauchênes, einzig weil seine Hypothese, indem sie die Armen für ihre Armut verantwortlich machte, die Reichen aller Gewissensbisse enthob. Aber indem er die Enthaltsamkeit als Gesetz aufstellte, hatte er nicht die Unterschlagung gewollt, und sie mißdeuteten ihn, indem sie von unerhörten Eindämmungen träumten, welche mit unfruchtbaren Liebesgenüssen, mit monströsen Ausschweifungen einhergehen sollten. Wenn sie sich, in der Ueberspitztheit ihrer düsteren Poesie, in dem Gedanken an das Ende der Welt gefielen, so sahen sie sie nur in dem Paroxysmus bisher ungeahnter, verhundertfachter, vernichtender Wollust enden.

„Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt," sagte Santerre kalt, „daß man in Deutschland den Vorschlag gemacht hat, jährlich eine durch das Gesetz nach Maßgabe der Geburtstabellen zu bestimmende Anzahl armer Kinder zu kastrieren. Das wäre ein Mittel, um die sinnlose Fruchtbarkeit der unteren Klassen zu beschränken."

Es war nicht dieser litterarische Pessimismus, der Mathieu tiefer berühren konnte, denn er scherzte oft selber gern darüber, obgleich er den unheilvollen Einfluß auf die Sitten einer Litteratur erkannte, welche den Haß des Lebens und das Ideal der Negation predigte. In diesem Hause selbst spürte er den Atem der unsinnigen Mode, den Druck einer feigen und kranken Zeit, die sich damit vergnügte, mit dem Tode zu spielen. Welcher von den

zweien da, die sich gegenseitig vergifteten, log mehr, teilte dem andern mehr Wahnwitz mit? Er, mit seiner Religion der Fruchtbarkeit, war überzeugt, daß ein Volk, welches nicht mehr den Glauben an das Leben hat, ein krankes Volk ist. Und dennoch hatte er seine Stunden des Zweifels an der Rätlichkeit der zahlreichen Familien vom ökonomischen und politischen Gesichtspunkte aus, er fragte sich, ob zehntausend Glückliche nicht mehr wert wären für das Gedeihen und den Ruhm eines Landes, als hunderttausend Unglückliche.

„Sie können nicht leugnen, mein werter Herr," rief Séguin, wieder zum Angriff übergehend, „daß die Stärksten, die Intelligentesten die Unfruchtbarsten sind. In dem Maße, als das Gehirn eines Menschen sich erweitert, verringert sich seine Fortpflanzungsfähigkeit. Die Vermehrung, die Sie begeistert, welche Sie zum Begriff der Schönheit machen möchten, findet sich heute nur mehr auf dem Kehrichthaufen des Elends und der Unwissenheit. Und mit Ihren Ideen müssen Sie ja wohl Republikaner sein, nicht wahr? Nun denn, es ist ebenfalls bewiesen, daß die Tyrannei die Menschen an Zahl vermehrt, während die Freiheit sie nur an Wert vermehrt."

Das waren wohl die Ideen, welche Mathieu manchmal tiefe Unruhe bereiteten. Hatte er nicht doch vielleicht unrecht, an die endlose Ausdehnung der Menschheit zu glauben? Befand er sich nicht vielleicht auf falschem Wege, indem er die Idee der Schönheit und des Glückes mit dem größten Reichtum an Leben identifizierte? Dennoch erwiderte er:

„Dies sind Thatsachen, deren Wahrheit nur eine relative ist. Die Malthusische Theorie hat sich in der Praxis als falsch erwiesen. Wenn die Welt sich vollständig bevölkerte, und wenn selbst die Nahrungsmittel

fehlen sollten, so wäre die Chemie da, um Nahrung aus unorganischen Stoffen zu bereiten. Diese Dinge liegen übrigens in so unendlich weiter Ferne, daß auch selbst Wahrscheinlichkeitsberechnungen sich auf gar keiner wissenschaftlichen Grundlage aufbauen können. Und in Frankreich übrigens, weit entfernt dieser Gefahr entgegenzugehen, befinden wir uns im Rückschritte, sind wir auf dem Wege zum Nichts. Frankreich, welches einst ein Viertel von Europa ausmachte, bildet davon jetzt nur mehr ein Achtel. In ein oder zwei Jahrhunderten wird Paris eine tote Stadt sein, wie das alte Athen oder das alte Rom, und wir werden auf den Rang des heutigen Griechenland gesunken sein ... Paris will sterben."

Santerre protestierte.

„O, nein! Paris will einfach stationär bleiben, und zwar weil es die intelligenteste, die zivilisierteste Stadt der Welt ist. Begreifen Sie doch, daß die Zivilisation, indem sie neue Genüsse schafft, indem sie die Geister verfeinert, ihnen neue Gebiete der Thätigkeit aufschließt, das Individuum auf Kosten der Gattung bevorzugt. Je mehr die Völker sich zivilisieren, desto weniger Nachwuchs bringen sie hervor. Und eben, weil wir an der Spitze der Zivilisation marschieren, sind wir als erste bei der Weisheit angelangt, welche ein Land vor dem schädlichen und unnötigen Uebermaß der Fruchtbarkeit bewahrt. Es ist ein Beispiel hoher Kultur, überlegener und zweckbewußter Intelligenz, welches wir der zivilisierten Welt geben, und welchem die ganze Welt folgen wird, in dem Maße, als die einzelnen Völker unsern Zustand der Vollkommenheit erreicht haben werden. Die Anzeichen treten übrigens schon allerorts zu Tage."

„Ganz gewiß!" stimmte Séguin bei. „Wenn es bei uns sekundäre Ursachen der Entvölkerung giebt, so besitzen sie nicht die Wichtigkeit, die man

ihnen beilegen möchte, und man könnte sie leicht bekämpfen. Die Erscheinung ist eine allgemeine, alle Nationen sind ihr unterworfen, vermindern sich, oder werden sich vermindern, sobald sie eine höhere Stufe erreicht haben. Japan ist davon berührt, selbst China wird zum Stillstand kommen, sobald Europa durch seine Thore eingedrungen sein wird."

Ernst geworden hörte Mathieu zu, seitdem die zwei Weltmänner in Frack und weißer Krawatte da vor ihm von vernünftigen Dingen sprachen. Es handelte sich nicht mehr um die flachbrüstige und blutlose Jungfrau ohne Geschlecht, aus der sie das Ideal der menschlichen Schönheit machten. Es war die lebende und bebende Menschheit, deren Geschichte sich aufrollte. Er reflektierte laut.

„Sie haben also keine Furcht mehr vor der gelben Pest, jener furchtbaren Vermehrung der asiatischen Barbaren, welche eines schicksalsschweren Tages sich über unser Europa ergießen, es überschwemmen und neu befruchten könnten? So hat die Weltgeschichte immer angefangen, mit plötzlichen Verschiebungen von Meeresmassen, mit Invasionen von barbarischen Völkern, welche den entnervten Kulturnationen neues Blut zuführten. Und jedesmal ist die Zivilisation wieder aufgeblüht, mächtiger und freier als je. Warum sind Babylon, Ninive, Memphis zu Staub zerfallen, ihre Völker verdorrt, wie Bäume, deren Wurzeln keine Nahrung mehr finden? Warum liegen Rom und Athen noch heute in Erstarrung, unvermögend, wieder zum Leben zu erstehen, ihre alte Herrlichkeit wiederherzustellen? Warum ist Paris, trotz alles seines blendenden Glanzes, bereits vom Tode gezeichnet, als Hauptstadt eines Landes, dessen Mannheit der Schwäche anheimfällt? Sie mögen wohl eine philosophisch-historische Formel dafür finden, mögen sagen, daß es, nach dem Vorbild

der antiken Hauptstädte der Welt am Uebermaß der Kultur, der Intelligenz und der Zivilisation stirbt: es ist darum nicht minder der Tod, das Abströmen der Flut, welche den Glanz und die Macht einem neuen Volke zuträgt. Ihre Stabilität ist eine trügerische, nichts kann auf demselben Punkte bleiben; was nicht wächst, das schwindet, und verschwindet. Und wenn Paris sterben will, so wird es sterben, und das Vaterland wird mit ihm sterben."

„Du lieber Gott!" erklärte Santerre, wieder die Pose des eleganten Pessimisten annehmend, „wenn es sterben will, so sterbe es denn, ich werde mich nicht widersetzen. Ich bin im Gegenteil fest entschlossen, ihm dabei zu helfen."

„Keine Kinder, das ist unwiderleglich der Standpunkt der Gewissenhaftigkeit und der Weisheit," sagte Séguin, der sich die zwei, die er zur Welt gesetzt, verzeihen zu lassen hatte.

Aber, als ob er sie nicht gehört hätte, fuhr Mathieu fort:

„Ich kenne das Spencersche Gesetz, ich halte es sogar für theoretisch richtig. Es ist unleugbar, daß die Zivilisation die Fruchtbarkeit vermindert, so daß man sich eine Reihe sozialer Evolutionen vorstellen kann, welche die Verminderung oder die Ueberwucherung der Bevölkerung regeln und ausgleichen, um endlich bei einem Gleichgewichtszustand anzulangen, welcher dann wohl den Zustand der höchsten Kultur und des Wohlseins bedeuten mag, wenn erst einmal die ganze Erde bewohnt und zivilisiert ist. Wer aber kann den Weg voraussehen, der dahin führt, durch welche Katastrophen, durch welch unsagbare Leiden hindurch! Nationen werden verschwinden, andre werden sie ersetzen, und wie viel tausend Jahre werden hingehen müssen, ehe wir den definitiven Zustand des ruhenden Schwerpunktes erreichen, den

Zustand des endlich eroberten Friedens und der Wahrheit? ... Die Vernunft erbebt und zögert, das Herz zieht sich vor Angst zusammen."

Ein tiefes Schweigen folgte, während dessen er sich erschüttert, wankend gemacht fühlte in seinem Glauben an die segensreichen Kräfte des Lebens, nicht mehr wußte, wer recht habe, er, der einfache Mann, oder diese zwei lässig hingestreckten Weltleute mit ihrem komplizierten und vergifteten Nihilismus.

Valentine trat ein, lachend, in der burschikosen Manier, die sie sich mit Mühe angeeignet hatte.

„Na, wißt ihr, ihr dürft mir's nicht übelnehmen! Diese Céleste wird nicht fertig."

Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, mager und sehr lebhaft, klein, von dem Aussehen eines emanzipierten Backfisches. Blond, mit feinen Zügen, lachenden blauen Augen, einer kleinen, unbekümmerten Nase, war sie nicht gerade hübsch, aber amüsant und reizend. Von ihrem Gemahl an alle schlecht beleumundeten Orte geführt, vertraut geworden mit den Schriftstellern und Künstlern, die im Hause verkehrten, wurde sie die letzte der Baugelade nur allzu verletzender Frechheit gegenüber, gegen welche sie dann die eisige und verachtende Aristokratin hervorkehrte.

„Ah, Sie sind's, Monsieur Froment," sagte sie sehr liebenswürdig, ihm ungezwungen die Hand entgegenstreckend. „Madame Froment befindet sich wohl, die Kinderchen sind gesund und munter, ja?"

Aber Séguin, der ihr Kleid betrachtete, ein weißes Seidenkleid, mit Spitzen geputzt, hatte einen Anfall jener Brutalität, deren Rücksichtslosigkeit manchmal wie eine Explosion die Decke der überaus großen Höflichkeit sprengte, welche er affektierte.

„Und um diesen Fetzen anzuziehen, hast du uns warten lassen? Noch nie warst du so geschmacklos gekleidet."

Und sie war mit der Ueberzeugung eingetreten, daß sie entzückend sei! Sie biß die Zähne aufeinander, um nicht zu weinen, während ihr Mädchengesicht sich verdüsterte und einen Ausdruck hochmütiger Empörung und Rachsucht annahm. Langsam wendete sie die Augen gegen den anwesenden Freund, welcher sie mit entzückter Miene betrachtete, sie mit dem schmeichelnden Blicke eines willenlos ergebenen Sklaven umfaßte.

„Sie sind bezaubernd," sagte er leise. „Diese Toilette ist ein Wunderwerk."

Séguin lachte, und neckte Santerre mit seinem Mangel an Originalität den Frauen gegenüber. Valentine, durch das Kompliment besänftigt, fand ihre Fröhlichkeit eines freien Vogels wieder und rief aus, daß ein Mann sie mit guten Worten überallhin führen könnte. Und es folgte ein Stück Konversation von einer Freiheit, einer Ungeniertheit, welche Mathieu verblüffte, der sich unbehaglich fühlte und das lebhafte Verlangen empfand, sich zu entfernen, aber sich zwang, so lange zu bleiben, bis er die verlangte Reparatur bewilligt erhalten hätte.

„O, in Worten erlaube ich alle Spielereien," sagte der Gatte endlich. „Aber laß dir nicht einfallen, einem andern anzugehören, oder ich töte dich wie ein Kaninchen."

Er war thatsächlich sehr eifersüchtig. Getröstet, machte sie ihren Frieden mit ihm, und fügte in der Art einer guten kleinen Frau hinzu:

„Gedulde dich noch ein wenig, ich habe Céleste aufgetragen, die Kinder hereinzubringen, damit wir ihnen einen Kuß geben, ehe wir gehen."

Mathieu wollte diesen Aufschub benützen und versuchte auf sein Anliegen zurückzukommen. Aber schon hatte Valentine wieder zu plaudern begonnen, sprach davon, das zweideutigste Restaurant zu

wählen, um dort zu dinieren, fragte, ob es rechte Abscheulichkeiten seien, die man gestern bei der Generalprobe des Stückes ausgepfiffen hatte, welches sie sehen wollten. Und sie erschien zwischen den zwei Männern wie eine gelehrige Schülerin, welche ihre Ansichten noch übertrieb, einen extremen Pessimismus zur Schau trug, über den sie selber lachten, in Litteratur und Kunst der intransigentesten Richtung huldigte. Wagner war sehr überschätzt und bereits unmodern, sie verlangte die Musik ohne Knochengerüst, die freie Harmonie des Windes. In Bezug auf die Moral war sie großartig: sie hatte das Leben aller Heldinnen Ibsens nachgelebt, sie war bei der Frau von reiner, unnahbarer Schönheit angelangt, sie fand Anne-Marie, die letzte Schöpfung Santerres, viel zu materiell und entwürdigt, weil der Dichter an einer häßlichen Stelle sage, daß die Küsse Norberts auf ihren Lippen ihre Spur zurückließen. Er stellte diesen Satz in Abrede, und sie ergriff den Band, um ihn zu suchen.

„Aber ich habe das Kind von ihr ferngehalten," sagte der Dichter verzweifelt.

„O Gott," sagte sie, „das halten wir uns alle fern, darin liegt kein Heroismus mehr, das ist schon gut bürgerlich geworden. Anne-Marie muß, wenn sie unsre Seele erheben soll, fleckenloser Marmor sein, und die Küsse Norberts dürfen an ihr nicht haften können."

Aber sie wurde nun unterbrochen, denn Céleste, die Zofe, ein großes, brünettes Mädchen mit starken Zügen und freundlichem Gesichtsausdruck, brachte die Kinder. Gaston war fünf Jahre alt, und Lucie drei, beide von der Blässe im Schatten erblühter Rosen, zart und schwächlich. Sie waren blond wie die Mutter, der Knabe ein wenig rötlich, das Mädchen mattblond, von der Farbe des

Hafers, und sie hatten auch ihre blauen Augen, mit dem schmäleren und längeren Gesichte des Vaters. Alle beide, sorgfältig frisiert, weiß gekleidet, mit außerordentlicher Koketterie zurechtgemacht, ähnelten großen lebenden Puppen von kostbarer Gebrechlichkeit. Der Stolz der Eltern war geschmeichelt, und sie verlangten, daß die Kleinen ihre Rolle spielen sollten.

„Nun? Sagt man niemand guten Abend?"

Die Kinder, an Fremde gewöhnt, sahen den Anwesenden ohne Schüchternheit ins Gesicht. Wenn sie sich nicht sehr beeilten, so war es aus natürlicher Trägheit, und weil sie nicht gern gehorchten. Indessen thaten sie doch, was von ihnen begehrt wurde, und ließen sich umarmen.

„Guten Abend, Onkel Santerre."

Dann zögerten sie vor Mathieu, und der Vater mußte ihnen den Namen des Herrn vorsagen, obgleich sie ihn schon zwei- oder dreimal gesehen hatten.

„Guten Abend, Monsieur Froment."

Valentine nahm sie, hob sie auf, erstickte sie mit Liebkosungen. Sie vergötterte sie, und vergaß sie, sobald sie sie wieder zu Boden gesetzt hatte.

„Du gehst also wieder fort, Mama?" fragte der Knabe.

„Ja, mein Herzchen. Du weißt, daß die Papas und Mamas fortgehen müssen, weil sie zu thun haben."

„Wir werden also allein essen, Mama?"

Sie antwortete nicht und wandte sich an die Zofe, welche ihre Befehle erwartete.

„Céleste, Sie verlassen sie nicht eine Minute, verstehen Sie, und daß sie besonders nicht in die Küche gehen. So oft ich nach Hause komme, finde ich sie in der Küche. Es ist unerhört! Geben Sie ihnen um halb acht Uhr zu essen, und bringen Sie sie um neun Uhr zu Bett. Und sie sollen schlafen!"

Das große Mädchen mit dem massigen Kopfe hörte mit respektvoller Unterwürfigkeit zu, während ihr schwaches, kaum merkliches Lächeln verriet, daß die Normännin, welche vor fünf Jahren nach Paris gekommen war, schon wohlerfahren im Dienste war und recht gut wußte, was man mit den Kindern macht, wenn die Herrschaft nicht da ist.

„Madame," sagte sie ruhig. „Mademoiselle Lucie ist krank. Sie hat wieder erbrochen."

„Was? Wieder erbrochen?" rief der Vater wütend. „Ich höre nie etwas andres, sie erbrechen also immer? Und immer im Augenblicke, da wir fortgehen wollen. Meine Liebe, das ist sehr unangenehm, du solltest doch darauf sehen, daß unsre Kinder keine derartigen Papiermachémagen haben."

Die Mutter machte eine zornige Gebärde, wie um zu sagen, daß sie nichts dagegen thun könne. Thatsächlich litten die Kleinen häufig am Magen. Sie hatten alle Kinderkrankheiten gehabt, und hatten fast unaufhörlich Fieber und Schnupfen. Und sie bewahrten die stumme, ein wenig unbehagliche Haltung der Kinder, welche den Dienstboten überlassen sind.

„Ist es wahr, du hast Weh-Weh gehabt, mein Engel?" fragte Valentine, sich zu dem Kinde hinabbeugend. „Du hast kein Weh-Weh mehr, nicht wahr? Nein, nein, es ist nichts, gar nichts. Gieb mir einen Kuß, mein Herzchen, und sag Papa schön gute Nacht, damit er nicht betrübt ist, wenn er fortgeht."

Sie erhob sich, schon wieder beruhigt und heiter. Und da sie Mathieus Blick auf sich gerichtet fand:

„Ach, diese kleinen Wesen, was man für Kummer mit ihnen hat! Aber Sie sehen, daß man sie doch anbetet, wenn man auch der Ansicht ist, daß sie zu ihrem Heile besser gethan hätten, nicht zur Welt zu kommen ... Im übrigen habe ich dem Vaterlande

gegenüber meine Pflicht gethan; es sollen nur alle Frauen einen Knaben und ein Mädchen haben, wie ich!"

Worauf Mathieu, da er sah, daß sie scherzte, sich gestattete, ebenfalls lachend zu sagen:

„Nein, Madame, Sie haben Ihre Pflicht noch nicht gethan. Es sind vier nötig, damit das Vaterland gedeihe. Und Sie wissen, was Ihr Arzt, Doktor Boutan, sagt, solange die Frauen, denen er seinen Beistand leiht, nicht vier gehabt haben: ‚Die Rechnung stimmt nicht.'"

„Vier! Vier!" rief Séguin, wieder von Zorn erfaßt. „Wenn ein drittes käme, würde ich mich für einen Verbrecher halten. Ah! Ich stehe Ihnen dafür gut, daß wir das unsrige thun, um es dabei bewenden zu lassen."

„Sie glauben doch wohl nicht," sagte Valentine ihrerseits heiter, „daß ich alt genug bin, um mich der Gefahr auszusetzen, das bißchen Frische, das mir noch geblieben ist, zu verlieren? Ich möchte nicht gerade ein Gegenstand des Abscheus für meinen Mann werden."

„Aber," erwiderte Mathieu, „sprechen Sie doch auch hierüber mit Doktor Boutan. Ich verstehe nichts davon. Aber er behauptet, was die Frauen ruiniert und altern macht, das seien nicht die Schwangerschaften, sondern die Kunstmittel, die sie anwenden, um sie zu vermeiden."

Saftige Scherze, eine ganze Flut leichtfertiger Anspielungen, wie man sie in diesem Hause liebte, folgten diesen Worten. Ein Hauch von Sadismus wehte lustig durch die Unterhaltung, die lachenden Blicke der jungen Frau gegen ihren Mann verrieten ein wenig von den geheimen Praktiken ihres Alkovens, womit er sie zur Dirne erniedrigte. An manchen Morgen war sie davon wie gebrochen, der Kopf schmerzte

sie, und sie träumte von Anne-Marie, welche die Küsse Norberts nicht zu Grunde richteten.

„Ach, die Unterschlagung!“ rief Santerre, der Valentinen mit größter Dreistigkeit repliziert hatte, „die Leute sind sehr unterhaltend mit ihrem Feldzuge gegen die Unterschlagung! Ein Arzt in einer kleinen Stadt hat die Idee gehabt, in einem Buche alle erdenkbaren Unterschlagungen zu bekämpfen, wahre Ungeheuerlichkeiten. Und die Folge war, daß er sie einfach seinen Bauern gelehrt hat, welche sich bis dahin in Unwissenheit darüber befunden hatten, wie man derlei anstellt, so daß sich die Anzahl der Geburten in dieser Gegend um die Hälfte vermindert hat.“

Céleste rührte sich nicht, die Kinder hörten zu, ohne zu verstehen. Und inmitten des allgemeinen Gelächters, welches die Anekdote erregt hatte, brachen die Séguin und Santerre endlich auf. Erst unten im Vestibül erreichte Mathieu von seinem Hauseigentümer das Versprechen, daß er den Klempner von Janville beauftragen werde, das Dach ganz neu herzustellen, da es in die Zimmer hineinregne.

Der Landauer wartete am Thore. Und als das Ehepaar samt dem Freunde Santerre denselben bestiegen hatte, fiel es Mathieu, der zu Fuße fortging, ein, die Augen zu erheben. An einem Fenster sah er Céleste zwischen den beiden Kindern, zweifellos um sich zu vergewissern, daß Monsieur und Madame auch wirklich fortgefahren seien. Er erinnerte sich an die Ausfahrt Reines bei den Morange. Aber hier blieben Gaston und Lucie unbeweglich, freudlos ernst, und weder die Mutter noch der Vater dachten daran, den Kopf zu erheben.

IV.

Als Mathieu um halb acht Uhr das Restaurant auf der Place de la Madeleine betrat, wo er mit Beauchêne zusammentreffen sollte, fand er diesen und den Kunden, Mr. Firon-Badinier, bereits bei Tische vor zwei Gläsern Madeira. Das Diner war ausgezeichnet: erlesene Gerichte, feinste Weine, und alles in reicher Fülle. Aber was den jungen Mann mehr noch als der Appetit der beiden andern, die sich als gewaltige Esser und Trinker erwiesen, in Erstaunen setzte, das war die wohlangebrachte Behaglichkeit seines Chefs, die zielbewußte und fröhliche Geschicklichkeit, die er zwischen wechselnden Schüsseln und über vollen Gläsern spielen ließ, so daß, als man beim Braten angelangt war, der Kunde nicht nur die neue Dreschmaschine bestellt, sondern auch den Preis für eine Mähmaschine bewilligt hatte. Dieser wollte mit dem Neun-Uhr-zwanzig-Zug nach Evreux zurück; und als es neun Uhr geworden war, gelang es Beauchêne, der nun den lebhaften Wunsch empfand, sich seiner zu entledigen, ihn zu bestimmen, daß er sich für die kurze Strecke, die ihn vom Bahnhofe Saint-Lazare trennte, einen Wagen nehme.

Mit Mathieu allein auf dem Trottoir geblieben, nahm Beauchêne den Hut ab und badete seine heiße Stirn in der köstlichen Luft der Mainacht.

„Uf! Das wäre abgemacht!“ sagte er lachend. „Und es ging nicht allzu leicht. Es war Château Lafitte nötig, um ihn herumzukriegen, den Kerl. — Und überdies hatte ich gehörige Angst, daß er mir vielleicht nicht vom Halse gehen und ich mein Rendezvous versäumen würde.“

Diese Worte, die ihm in seiner Halbtrunkenheit entschlüpften, schienen ihn zu einer plötzlichen Offen-

herzigkeit zu bestimmen. Er setzte den Hut wieder auf, zündete eine frische Zigarre an; und den jungen Mann unterm Arm nehmend und gemächlich mit ihm durch die lebhaft flutende Menge der im elektrischen Lichte strahlenden Boulevards schlendernd, fuhr er fort:

„O, wir haben Zeit, man erwartet mich nicht vor halb zehn Uhr, und es ist ganz in der Nähe. Wollen Sie eine Zigarre? Nein, Sie rauchen nicht."

„Nein."

„Also, lieber Freund, es wäre Unsinn, wenn ich Heimlichkeiten vor Ihnen hätte, da Sie mich doch heute vormittag gesehen haben. Und ich begehe eine Dummheit, das leugne ich nicht, denn ich weiß im Grunde ganz gut, daß es weder anständig noch klug ist, daß ein Chef sich mit einer seiner Arbeiterinnen einläßt. Das geht immer schlecht aus, so kann man ein Haus zu Grunde richten, und bis heute bin ich auch, ich schwöre es Ihnen, gescheit genug gewesen, keine einzige zu berühren. Sie sehen, ich verschone mich nicht mit der Wahrheit. Aber was wollen Sie? Dieser Satan von einer Blondine hat mir Feuer in die Adern gegossen mit den Stückchen weißer Haut, die sie da und dort sehen läßt, und mit ihrem eignen Lächeln, als ob man sie immer kitzelte."

Es war das erste Mal, daß er Mathieu eine vertrauliche Mitteilung dieser Art machte; er war sonst immer nüchtern und zurückhaltend in seinen Reden, gleich den Trinkern, welche vermeiden vom Wein zu sprechen. Seitdem Mathieu durch seine Ehe mit Marianne sein angeheirateter Cousin geworden, wußte Beauchêne, daß jener so treu im Herzen, so geregelt in seinem Leben, ein so musterhafter Gatte war, daß er zweifellos wenig Geneigtheit bei ihm voraussetzte, derlei Geschichtchen mit

verständnisvoller Heiterkeit aufzunehmen. Heute jedoch wagte er es daraufhin, machte ihn zum Vertrauten seiner galanten Erfolge, hielt ihn fest am Arm, drückte sich dicht an ihn und erzählte ihm ins Ohr hinein mit etwas belegter Stimme, als ob der ganze Boulevard ihn hätte hören können.

„Das hat sich, wie Sie sich wohl vorstellen können, so eingefädelt, ohne daß ich mir anfangs etwas dabei dachte. Sie kreiste um mich herum, warf mir verlangende Blicke zu. Ich sagte mir: ‚Mein liebes Kind, du verlierst deine Zeit, es giebt deren genug auf der Straße, die ich mir auflese, wenn ich ihrer bedarf.‘ Und das hinderte nicht, daß ich mich heute auf sie gestürzt habe, wie Sie ja gesehen haben; so daß die Sache jetzt perfekt werden wird, da sie versprochen hat, heute abend in ein kleines Nest zu kommen, das ich hier in der Nähe gemietet habe. Es ist eine Dummheit, aber hol's der Teufel! Man ist nicht aus Holz! Wenn ich auf ein Weib Lust habe, so werde ich rasend. Die Blondinen sind sonst nicht sehr nach meinem Geschmack. Aber auf diese bin ich begierig. Wie? Was glauben Sie? Sie muß amüsant sein."

Dann, als ob er einen wichtigen Punkt vergessen hätte:

„Ja, Sie müssen wissen, daß sie schon in den Apfel gebissen hat. Ich habe Erkundigungen eingezogen, sie hat sich mit sechzehn Jahren dem Kellner des Weinstubenbesitzers ergeben, von dem die Moineaud die drei kleinen Zimmer gemietet haben, in denen sie sich alle zusammendrängen. Jungfrauen sind nicht mein Geschmack, und überdies thut man so was nicht, es ist zu gefährlich."

Mathieu, der mit geistigem und körperlichem Unbehagen zuhörte, fragte einfach:

„Nun, und Ihre Frau?"

Beauchêne blieb plötzlich stehen, einen Augenblick sehr betreten.

„Wie das, meine Frau? Was wollen Sie damit sagen, meine Frau? Meine Frau ist natürlich zu Hause, sie wird sich zu Bette legen und mich erwarten, nachdem sie sich überzeugt hat, daß unser kleiner Maurice gut schläft. Meine Frau ist eine anständige Frau, mein Lieber, was wollen Sie, daß ich Ihnen mehr sage?"

Und seinen Weg fortsetzend, immer zutraulicher und aufgeknöpfter werdend in seiner Stimmung eines Menschen, der gut gegessen und viel getrunken hat, welche Stimmung die Abendatmosphäre des Boulevardpflasters noch zu erhöhen schien, fuhr er fort:

„Hören Sie einmal, lieber Freund! Wir sind ja keine Kinder, wir sind Männer, zum Henker! Und das Leben ist das Leben, dabei bleibe ich nun einmal ... Meine Frau! Aber es giebt ja niemand auf der Welt, den ich höher achtete! Als ich sie heiratete, in den traurigen Geldkalamitäten, von denen Sie ja wissen, da, ich will Ihnen das, ganz unter uns, gestehen, liebte ich sie gar nicht, das heißt, physisch, verstehen Sie wohl. Wenn ich sage, daß sie wirklich viel zu mager für meinen Geschmack war, so verletze ich damit wohl in keiner Weise die Achtung gegen sie, um so weniger, als sie das selbst eingesehen und alles mögliche versucht hat, um etwas voller zu werden — was ihr übrigens absolut nicht gelungen ist. Nun, man heiratet doch nicht eine Frau, um aus ihr seine Maitresse zu machen, nicht wahr? Also sehen Sie. Ich hege für sie die tiefe Achtung, welche jeder Familienvater für die Mutter seines Kindes empfindet. Der häusliche Herd ist heilig, man beschmutzt nicht den häuslichen Herd, und wenn ich mich nicht als treuen Gatten ausgeben kann, so kann ich doch zu meiner Ent-

schuldigung anführen, daß ich nicht zu denen gehöre, die ihre Frauen entwürdigen. Von dem Moment, wo ich die meinige nicht allabendlich in die Gefahr bringen kann, ein Kind zu bekommen, und erröten würde, von ihr gewisse Willfährigkeiten zu verlangen, finde ich, daß es sie noch achten heißt, indem man anderswohin geht, die Bestie zu sättigen, wenn man, wie ich, das Unglück hat, von dem unbefriedigten Appetit bis zum Kranksein gepeinigt zu werden."

Er lachte, er glaubte diese heiklen Dinge sehr angemessen, sehr rücksichtsvoll gegenüber seiner Hausehre ausgedrückt zu haben.

„Und," sagte Mathieu, „Cousine Constance kennt diese hübsche Theorie? Sie billigt sie, sie läßt Sie anderswohin gehen, wie Sie sagen?"

Das vermehrte die warmblütige Fröhlichkeit Beauchênes.

„Nein, nein! Verleiten Sie mich nicht dazu, Dummheiten zu sagen. Im Gegenteil, Constance zeigte sich in der ersten Zeit unsrer Ehe sehr eifersüchtig. Was habe ich ihr nicht für Geschichten erzählen müssen, um fortgehen und einige Abende für mich haben zu können! Und dabei war ich in jener Zeit rasend, sie brachte mich zur Verzweiflung, so wenig amüsant war sie, die liebe und brave Frau. Ein Brett im Bett, mein lieber Freund, und ich sage das ohne jeden Groll, ohne sie herabsetzen zu wollen, denn das beweist ja eben, daß es keine anständigere Frau auf der Welt giebt ... Später ist ihr dann die Vernunft gekommen, ich glaubte zu bemerken, daß sie sich ein wenig in das Unvermeidliche fügte, daß sie sich manchmal bewogen fühlte, die Augen zuzudrücken. So hat sie mich eines Abends beinahe mit einer ihrer Freundinnen überrascht, und sie hat den guten Geschmack gehabt, nicht ein Wort zu sagen. Das verletzt sie jedoch, die

Freundinnen, während die Straße, die vorübergehenden Unbekannten, ihr natürlich viel weniger nahegehen. Zum Beispiel dieses Mädchen heute abend, was soll ihr die ausmachen? Ich liebe sie doch nicht, dieses Frauenzimmer, ich nehme sie und lasse sie wieder fallen, und das spielt sich so weit von meiner Frau ab, so tief unter ihr, daß sie davon gar nicht berührt werden kann ... Und dann, um alles zu sagen: Constance hat auch ihre Eigenheiten, o, sehr unangenehme Eigenheiten! Sicherlich bin ich gleich ihr fest entschlossen, es bei unserm kleinen Maurice bewenden zu lassen. Aber, Sie haben sie ja heute gehört, sie ist geradezu schrecklich. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche übertriebene Vorsicht sie gebraucht, es ist um einen zu degoutieren!"

Er kaute an seiner Zigarre, er atmete geräuschvoller, in dem Maße als seine Mitteilungen intimer wurden über einen Gegenstand, dessen Schlüpfrigkeit sein Blut vollends entflammte. Aber er machte vor keinem Geheimnisse seines Alkovens Halt, er ging bis zu eingehenden Details. Er war im Grunde weder ein Wüstling noch pervers: er war sehr zufrieden mit der einfachen Natur, er litt nur an sehr starkem Appetit, dessen häufiges Auftreten ihn stets hungrig hielt. Und die kleinen Genüsse, die unvollständigen Kompensationen gewährten ihm keine Sättigung. Constance, die ihrerseits sich ihrer ehelichen Pflichten bewußt war, bemühte sich, ihnen zu entsprechen, um ihren Mann zu halten. Sie widersetzte sich dem Genusse nicht, sie ergab sich darein unter Schmerzen, welche sie sich bemühte, vor ihrem Manne zu verbergen. Immer hatte sie von ihm gelitten, von seiner Heftigkeit und seiner unersättlichen Gier; und wenn auch das Kind vermieden wurde, die Unterschlagungen hatten deshalb nicht minder peinliche Folgen.

„Kurz, mein Lieber, das alles ist ja recht hübsch; aber Sie wissen ebensogut als ich, daß ein Mann von zweiunddreißig Jahren, zur ehelichen Hausmannskost verurteilt, davon sehr bald genug hat, wenn ihm heißes Blut in den Adern rollt; ja ich würde mich selbst auch mit der Hausmannskost begnügen, wenn sie nur kräftig und üppig wäre und man sich damit bis daher vollpfropfen könnte ... Stellen Sie sich vor, neulich ..."

Und er fuhr fort, seinem Cousin ins Ohr hinein zu erzählen, kurzatmig, blasend und puffend, mit freundschaftlichem Mitleid von seiner armen Frau sprechend, welche glaubte, daß das „so" gut sei.

„Unter solchen Umständen kann ich nicht anders, nicht wahr, mein Lieber, das sehen Sie ein? Ich bin kein schlechter Mensch, und ich möchte ihr um keinen Preis weh thun. Und ich freue mich, daß sie so klug ist, daß sie anfängt, die Augen ein wenig zuzudrücken, die unvermeidliche Notwendigkeit einzusehen. Wenn sich das auswärts abspielt, unter Wahrung des Anstandes und ohne zu viel zu kosten, wo liegt da der Schaden für sie, frage ich Sie einmal? Einer meiner Freunde hat eine Frau von den prächtigsten Eigenschaften, o, die ausgezeichnetste Frau, die ich kenne, und sie sagt ihm selbst: ‚Geh, geh, mein Freund, du wirst ruhiger und liebenswürdiger zu mir zurückkehren.' Was? Ist das fein beobachtet? Es ist die unwidersprechliche Wahrheit! Ich, wenn ich befriedigt bin, komme ich in ausgezeichneter Laune nach Hause, ich bringe meiner Frau ein kleines Geschenk, das ganze Haus ist drei Tage lang glücklich. Alle Welt findet also bei dieser Lage der Dinge seinen Vorteil, und, nicht zu vergessen, das ist noch das beste Mittel, kein Kind zu bekommen, wenn die Frau keines mehr haben will."

Diese letzte Bemerkung, die ihm sehr geistreich

schien, machte ihn bis zu Thränen lachen, in der behaglichen Zufriedenheit, die er mit sich und seinen Grundsätzen empfand.

„Aber," sagte Mathieu, „dieses Kind, laufen Sie nicht Gefahr, daß jene hübschen Mädchen es bekommen, welche Sie sich auswärts verschaffen? Es ist ja dann nicht lustiger als zu Hause, wenn Sie auch bei ihnen unterschlagen müssen."

Beauchêne wurde plötzlich ruhig, nahm mit verdutzter Miene diesen Einwurf auf, den er nicht erwartet hatte.

„Unterschlagen, unterschlagen! Ein anständiger Mann gebraucht eben eine gewisse Vorsicht, das ist alles. Und dann, diese Mädchen, die sich amüsieren, bekommen keine Kinder, das ist eine bekannte Sache. Im übrigen bezahlt man sie, und es ist ihre Sache, den Gefahren ihres Geschäftes vorzubeugen ... Schließlich, mein lieber Freund, wieso wollen Sie, daß man wisse, ob sie ein Kind bekommen, da man sie doch nicht wieder sieht? Und gesetzt selbst, man fände sie eines Tages schwanger, so wüßten sie selbst nicht zu sagen, von welchem Herrn sie es sind. Das Kind ist eben von niemand, das giebt es einfach bei diesen Mädchen nicht!"

Wieder heiter geworden, in voller Selbstsicherheit, ohne Gewissensbisse und ohne jeden Skrupel in Bezug auf das Vergnügen, dem er entgegen ging, blieb er an der Ecke der Rue Caumartin stehen. In einem Hause dieser Straße, im Hofe, hatte er für diese Gattung von Abenteuern ein Zimmer gemietet, welches die Frau des Portiers aufräumte. Und da er mit seiner Arbeiterin nicht viel Umstände machte, hatte er der hübschen Blondine einfach auf der Straße vor dem Hausthore Rendezvous gegeben.

Mathieu sah aus der Entfernung Norine neben

einer Gaslaterne stehen. Sie war im einfachen hellen Kleide, und ihr schönes Haar, welches unter ihrem runden Hute hervorquoll, hatte einen rötlichgelben Schein unter dem flackernden Licht.

Beauchêne strahlte in freudiger Erregung und verabschiedete sich von dem jungen Manne mit einem kräftigen, beziehungsreichen Händedrucke.

„Also, auf morgen, mein Lieber. Gute Nacht!"

Und sich noch einmal zu seinem Ohr neigend:

„Sie ist durchtrieben, die Kleine. Sie hat ihrem Vater gesagt, daß sie mit einer Freundin ins Theater geht. So ist sie bis ein Uhr nach Mitternacht frei."

Mathieu blieb allein auf dem Trottoir. Die letzten Worte seines Chefs, den er mit Norine in einem Hausthor verschwinden sah, hatten ihm das Bild Moineauds, des Arbeiters, vor die Seele gerufen; und er sah ihn wieder, Hände und Gesicht von der Arbeit gegerbt und gerunzelt, stumm und unbewegt in der Frauenwerkstätte die Strafpredigt mitanhörend, die seiner Tochter Euphrasie zu teil wurde, während die andre, das große blonde Mädchen, verstohlen lächelte. Wenn die Kinder der Armut erwachsen sind, Fleisch für Kanonen oder für die Prostitution geworden, so kümmert sich der Vater, von der schweren Last seines Lebens stumpf gemacht, nicht sehr viel darum, welchem Unheil der Wind die aus dem Nest gefallenen Jungen zuträgt.

Es hatte eben halb zehn Uhr geschlagen, Mathieu hatte also noch mehr als eine Stunde bis zum Abgang seines Zuges vom Nordbahnhofe. Er beeilte sich daher auch nicht und schlenderte als Spaziergänger die Flucht der Boulevards entlang. Er selbst hatte ebenfalls viel zu viel gegessen und getrunken, die vertraulichen Mitteilungen, die er eben empfangen, summten noch in seinen Ohren und versenkten ihn vollends in eine Art trunkene Betäubung. Seine

Hände brannten, Flammen schlugen über sein Gesicht. Und dieser lauwarme Abend, auf diesen von den elektrischen Flammen bestrahlten Boulevards, erfüllt von dem fiebernden Leben einer dichten, flutenden Menschenmenge, inmitten des unaufhörlichen Rasselns der Fiaker und Omnibusse! Es war wie ein Strom heißen Lebens, der sich durch die Nacht ergoß, und er ließ sich mitführen, mittragen, fühlte die glühende Begierde, die aus dem vereinigten Atem aller dieser Menschen wehte.

Dann lebte er, in seiner unklaren Träumerei, diesen Tag noch einmal durch. Er sah sich vorerst des Morgens bei den Beauchêne; Vater und Mutter waren als ehrbare Complicen darüber einig, nur ein Kind haben zu wollen, während ihr kleiner Maurice bleich auf dem Sofa schlummerte, einem wächsernen Jesukindlein vergleichbar. Und jetzt sah er Constance ehrsam zu Bette gehen, nachdem sie noch vorher nach dem schlafenden Kinde gesehen hatte, um dann allein in dem kalten Ehebette zu wachen, bis zu der vorgerückten Stunde, da ihr Gatte nach Hause kommen würde. Er, der Mann, den ihr Uebereinkommen verkürzte, entschädigte sich zügellos anderwärts, setzte sich der Gefahr aus, einer andern das Kind zu erzeugen, das seine Frau nicht wollte. Wenn sie die Willfährigkeit bewiesen hatte, die sie ihm schuldig zu sein glaubte, blieb ihr nichts, als sich so zu Bett zu begeben und ihn zu erwarten, an den Abenden, da er, dem unzähmbaren Triebe gehorchend, fortging und seine Manneskraft dem Zufall nach in den Wind streute. Die Fabrik durfte nicht der Gefahr ausgesetzt werden, eines Tages geteilt zu werden, Maurice mußte allein die vervielfältigten Millionen erben, mußte einer der Fürsten der Industrie werden. Man unterschlug ehrbar, ohne jede Perversität, um des Geschäftes

willen. Wenn der Mann sich auswärts vergnügte, schloß die Frau die Augen. Auf diese Weise setzte die kapitalistische Bourgeoisie, welche an Stelle des alten Adels getreten war, das von ihr aufgehobene Erstgeburtsrecht wieder ein, indem sie sich, gegen die Gebote der Moral und der Gesundheit, starr auf den einzigen Sohn beschränkte.

Mathieus Gedanken wurden hier durch einige Camelots unterbrochen, welche die letzte Ausgabe einer Abendzeitung mit den Ziehungslisten einer Losemission ausschrieen, die von der Nationalkreditbank ausgegeben worden war. Und plötzlich sah er die Morange in ihrem kleinen Speisezimmer vor sich und hörte sie wieder laut träumen von dem großen Reichtum, der ihnen zu teil würde, wenn der Buchhalter erst in eines der großen Bankhäuser eingetreten wäre, welche ihre tüchtigen Leute zu den höchsten Posten aufsteigen lassen. Dieses Ehepaar, von Ehrgeiz verzehrt, vor dem Gedanken zitternd, daß ihre Tochter wiederum einen Angestellten mit beschränkten Mitteln heiraten könnte, war eine Beute des unwiderstehlichen Fiebers, welches in einem demokratischen Gemeinwesen, das durch das Mißverhältnis zwischen politischer Gleichheit und ökonomischer Ungleichheit zerrüttet wird, in allen die unbezähmbare Gier erweckt, eine Stufe höher zu steigen, um eine Klasse vorzurücken. Der Luxus andrer erweckte in ihnen fressenden Neid, sie stürzten sich in Schulden, um die Lebensgewohnheiten der höheren Klasse von ferne nachzuahmen, ihre natürliche Ehrenhaftigkeit und Güte wurde verdorben und verfälscht durch diesen Wahnwitz des eiteln Aufwärtsstrebens. Und er sah das Ehepaar, wie es um diese frühe Stunde zu Bette ging, denn er kannte die kleinbürgerlichen Gewohnheiten der Morange, ebenso wie die Sparsamkeitskünste Valéries, welche die Woche hindurch auf die äußerste, sich bis auf den Verbrauch

von Petroleum erstreckende Einschränkung hielt, um fürstliche Ausgänge an den Sonntagen ermöglichen zu können; er sah sie im Bett, nachdem sie die Kerze ausgelöscht, sich zärtlich umfangend, aber vorsichtig in ihrer Umarmung, ein Ehepaar, das sich anbetet, aber angstvoll vor den Folgen eines möglichen Selbstvergessens zurückschrickt: das Kind ist hier ebenso gefürchtet wie im Schlafzimmer des Chefs, welcher sich der Teilung widersetzt, das Kind, dessen Kommen eine unerträgliche Last bedeuten, welches den Aufstieg nach dem heißersehnten Reichtum aufhalten, wohl gar verhindern würde. In ihrem Zimmer am andern Ende der Wohnung schlief auch Reine nicht, noch bebend in Erinnerung an die Mittagsvorstellung, zu welcher sie die Frau Baronin de Lowicz geführt hatte, aufgeregt von den Küssen dieser schönen und eleganten Dame und bereits von dem reichen Gatten träumend, den ihre Eltern ihr versprachen, wenn sie ihr kein Brüderchen oder Schwesterchen gäben.

Eine Menschenansammlung versperrte Mathieu den Weg, und er bemerkte, daß er sich vor dem Theater befand, in welchem diesen Abend eine Premiere stattfand. Es war ein Zotentheater, das seine Plakate mit dem Bildnis seines „Sternes“ zierte, ein überschlankes, rothaariges Weib, welches in doppelter Lebensgröße an allen Straßenecken klebte; und diesmal war sie von einer höchst bezeichnenden Symbolik, die nackte und flachbrüstige Jungfrau des sterilen Erotismus, eine lange perverse, freche Lilie, vor der die Vorübergehenden in großen Gruppen stehen blieben. Er hörte schlüpfrige Bemerkungen aller Art, er erinnerte sich, daß die Séguin in Begleitung Santerres sich in diesem Theater befanden, um dieses Stück anzuhören, welches von so blödsinniger Schamlosigkeit war, daß das Publikum der Generalprobe, welches wirklich nicht zu dem

zartfühlenden gehörte, gestern nahezu die Sitzbänke demoliert hatte. Dort drüben in dem Palais in der Avenue d'Antin hatte Céleste Gaston und Lucie zu Bett gebracht und sich beeilt, wieder in die Küche hinabzugehen, wo ihre Freundin Madame Menoux, eine kleine Krämerin aus der Nachbarschaft, sie erwartete. Gaston schlief, er hatte ungewässerten Wein getrunken. Lucie, die wieder starke Leibschmerzen gehabt hatte, lag zähneklappernd im Bett und wagte es nicht, Céleste zu rufen, da diese sie puffte, wenn sie sich einfallen ließ, sie zu stören. Und gegen zwei Uhr morgens, wenn die Séguin heimkehren, nachdem sie Santerre mit einem Dutzend Austern bewirtet, werden sie die sexuelle Ueberreizung mit sich bringen aus dem heißen und gemeinen Theater, aus dem Nachtrestaurant, wo sie Tisch an Tisch mit Dirnen gesessen hatten, sie werden sich zu Bett begeben, all ihre Triebe entartet, von der Mode verderbt, das Gehirn verwüstet von den Spiegelfechtereien einer unsinnigen und verdrehten Litteratur. Es wurde zum Verbrechen, ein Kind zu bekommen, die unfruchtbare Lust war das von aller Welt erstrebte Ziel. Während Santerre ruhig allein zu Bett geht, geduldig seine Stunde abwartend, und mittlerweile als kluger Lebemann, der sich schont, die andern zum Tanz führend.

Und als Schlußergebnis seines Tages sah Mathieu nun mit einemmal die Unterschlagung, die Unterschlagung überall, bei allen den Leuten, in deren Haus er seit dem Morgen den Fuß gesetzt. Alle, die ihn umgaben, alle, die er kannte, weigerten sich, Leben hervorzubringen, unterschlugen, um keine Kinder zu erzeugen, unterschlugen geflissentlich und beharrlich infolge wohlbedachter Berechnungen ihres Egoismus, ihres Ehrgeizes und ihrer Vergnügungssucht. Er übersah in diesem Momente gleichzeitig

drei Fälle gewollter Eindämmung, drei verschiedene Milieux, und in diesen eine und dieselbe Enthaltung aus verschiedenen Ursachen. Und obgleich keiner dieser Fälle ihm neu war, so kam ihm doch diese Gruppierung überraschend, diese Wiederholung, diese Aufeinanderschichtung gleichartiger Formen; und eine große Verwirrung entstand in ihm, eine Erschütterung alles dessen, was er bis nun für recht gehalten, ein Zweifel an den Begriffen von Leben, Pflicht und Glück, wie er sie noch diesen Morgen verstanden hatte.

Er blieb stehen, holte tief Atem, wollte sich wiederfinden, die Trunkenheit besiegen, die er in sich wachsen fühlte. Er hatte die Oper passiert und befand sich am Carrefour Drouot. Waren es nicht diese von heißem nächtlichem Leben erfüllten Boulevards, welche das Fieber in seinen Adern steigerten? Die Zimmer der Restaurants waren hell erleuchtet, die Cafés warfen den Schein ihrer elektrischen Lampen auf die Straße, ihre Terrassen verengten das Trottoir mit den Tischen, an welchen die dichten Scharen der Gäste saßen. Ganz Paris schien hierher geströmt zu sein, um die köstliche Mainacht zu genießen, und die Spaziergänger schoben sich in so dichten Massen vorwärts, daß ihre Körper unausgesetzt aneinander streiften, der warme Atem aller sich miteinander vermengte. Paare standen vor den blitzenden Läden der Juweliere; ganze Bürgerfamilien zogen unter dem blendenden Lichtkreis der Bogenlampen in die Café-Concerts ein, deren große lockende Plakate blendende Schaustücke und Lüsternheiten aller Art verhießen. Hunderte von einzelnen Mädchen schoben sich durch, die Röcke herausfordernd gerafft, warteten darauf, daß man sie anspreche, ergriffen schließlich selbst die Initiative mit einladendem Lächeln und im Vorbeigehen zugeworfenen Flüsterworten. Suchende Männer gingen geringschätzig an

ihnen vorüber, spähten nach einem Abenteuer, nach der verirrten anständigen Frau, nach der kleinen Bürgerlichen oder Arbeiterin, die sich giebt, verfolgten irgend eine Blondine oder Brünette, flüsterten ihr heiße Worte in den Nacken. Ehepaare, legitime und illegitime, junge und alte, Liebespaare für den Tag oder die Stunde, rollten in offenen Wagen vorbei, den Schlafzimmern zu, der Mann schweigend, das Weib halb zurückgelehnt, in Gedanken verloren. Und diesen ganzen menschlichen Strom, der da zwischen den hohen leuchtenden Häusern unter dem Gesumme der Stimmen und dem Rollen der Räder hinfloß, erwartete, wie ein großes Meer, in welchem er sich bald verlieren sollte, die weite dunkle Nacht, das Bett, welches alle aufnehmen wird, die letzte Umarmung, in welcher sie endlich einschlafen werden.

Mathieu war wieder weiter geschritten, ließ sich von der Menge führen und tragen, von dem Fieber durchglüht, welches die Erregungen des Tages, die Einblicke in das Leben und die Sitten seiner Nebenmenschen in ihm hervorgerufen hatten. Und es waren nun nicht mehr die Morange, die Beauchêne, die Séguin allein, welche unterschlugen: ganz Paris unterschlug mit ihnen. Die wohlüberlegte, zum Gesetz erhobene Abstinenz verbreitete sich, gewann die ganze Menge, erfaßte die Boulevards, die benachbarten Straßen, die Bezirke, die ganze ungeheure Stadt. Sowie die Nacht hereinbrach, wurde das vom wütenden Daseinskampf, vom Jagen wilder Erfolggier glühende Pariser Pflaster zum steinigen Felde, zum verkalkten Boden, auf welchem der Samen verdorrte, von Säern achtlos ausgestreut, die die Ernte haßten. Diese gewollte Unfruchtbarkeit, alle lehrten sie, schrieen sie hinaus, trugen sie mit triumphierender Schamlosigkeit zur Schau. Ein Alkoholhauch entströmte den Restaurants und Cafés, entmannte die

Männer, zerrüttete die Frauen, vergiftete das Kind im Keime. Der ganze Troß der Straße, alles was von der Begierde des Augenblicks in den Vergnügungslokalen und bei den Theaterausgängen aufgegriffen wird, all diese Weiblichkeit, die sich anbietet und sich bezahlen läßt, die in den Atlasbetten des eleganten Lasters oder in dem Schmutz armseliger Zimmer eilige Sättigung der Wollust gewährt, alle mordeten sie das Leben, spieen es besudelt in das Schmutzwasser der Gosse. Und dies war die Hochschule der Unterschlagung, die Prostitution war die Lehrmeisterin des Meuchelmordes, der Zerstörung der Keime, dieses Vernichtungskrieges wie gegen schädliche Tiere, deren Zum-Vorschein-Kommen das Leben unerträglich machen würde. Und dieses Paris jeder Nacht, welches sich eben zur unfruchtbaren Paarung bereitete, nahm die Lehre bereitwilligst an: da war das Paar der verfeinertsten Kultur, von neurasthenischer Litteratur vergiftet, Bekenner aufs äußerste getriebener Theorien, die den Preis ihres Raffinements bezahlten, sich gegenseitige Hingabe versagten; da war das Paar aus den obersten Schichten des Handels, der Industrie, die Buch über ihre Nächte führten, so wie sie Buch über ihre Geschäfte führten, sorgfältig darüber wachend, daß die Bilanz sich stets mit Null ergebe; da war das Paar der freien Berufe ebenso wie das der Mittelklassen, der kleine Kaufmann ebenso wie der kleine Angestellte, der Advokat ebenso wie der Arzt — deren Vorsichtsmaßregeln sich verdoppelten in dem Maße, wie der Kampf der Eitelkeit und des Geldhungers an Wildheit zunahm; da war selbst das Paar der Arbeiterklasse, durch das Beispiel von oben verderbt, von Tag zu Tag wissender in den Praktiken der Ueberlieferung des Lebens an die Kloake, um bloß dem Genusse frönen zu können. Noch einige Minuten, und wenn es Mitternacht schlägt, wird ganz

Paris unter der Herrschaft des Schreckens vor dem Kinde stehen. Die Männer wollen keine mehr zeugen, die Frauen wollen keine mehr empfangen. Selbst die Liebenden wachen, mitten im Delirium der Leidenschaft, ängstlich über ein mögliches Vergessen. Wenn man mit Einer Bewegung alle Alkoven öffnen könnte, würde man sie fast alle unfruchtbar finden, aus Lüsternheit, aus Ehrgeiz, aus Berechnung, die der braven Eheleute ebenso wie die andern, in einer Perversität, welche niedrige Kalkulation für löbliches Gefühl hält, den Egoismus für Weisheit, die feige Furcht vor dem Leben für soziale Gewissenhaftigkeit. Ja, dieses Paris wollte sterben, dieses Paris, das jede Nacht das Leben verschüttete, den Fluß der Befruchtung von seinem Ziele ablenkte, auf das Pflaster rieseln ließ, in dem kein Keim sich entwickeln kann, dieses schlecht besäte Paris, welches die reiche und gesegnete Ernte nicht hervorbrachte, die es hervorbringen sollte.

Eine Erinnerung erwachte in Mathieu, das Wort jenes Siegers, der am Abend einer Schlacht auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde gesagt hatte, eine Pariser Nacht genüge, um das alles zu ersetzen. Paris wollte also nicht mehr die Lücken ausfüllen, welche die Kugeln in die Reihen der Menschen rissen? Während der bewaffnete Friede Hunderte von Millionen verschlingt, verliert Frankreich jedes Jahr große Schlachten, indem es die hunderttausend Kinder nicht erzeugt, die es erzeugen sollte. Und er dachte an die Betten der Kasernen, wo einsam, unproduktiv und durch die Umgebung verdorben, vierhunderttausend junge Männer schlafen, die kräftigsten, die Blüte der Rasse, während auf ihren kalten Lagern eine noch größere Anzahl von Mädchen ohne Mitgift den Mann erwarten, der nicht kommen wird, oder zu spät kommen wird,

bereits erschöpft, entnervt, unfähig, eine zahlreiche Familie hervorzubringen.

Mit heißen Schläfen blickte Mathieu neuerdings um sich. Er befand sich am Carrefour Montmartre, an dem Punkte der Boulevardlinie, wo der Menschenstrudel am mächtigsten, am gefährlichsten ist. Die Menge war hier so dicht, daß er einen Augenblick warten mußte, ehe er in die Rue du Faubourg Montmartre einbiegen konnte, um durch diese und die Nebengassen den Nordbahnhof zu erreichen. Er wurde gedrängt, geschoben, fortgerissen von einer kompakten lebenden Masse, mitten durch den Frauenmarkt, der hier aufgeschlagen war, und das Fieber um ihn herum steigerte sich noch, wurde heftiger und sinnverwirrender, jagte der Nacht der Unfruchtbarkeit entgegen. Er hatte an dies oft gedacht, aber nie noch hatte er eine solche Beklemmung gefühlt bei dem Gedanken an die ungeheure Menge von Samen, die in den Wind gestreut werden muß, damit ein einziges Korn sich entwickle. Milliarden und Milliarden von Saatkörnern und Keimen rollen durch die Adern der Welt, ein Reichtum ohne Grenzen, ein solch mächtiger Strom von Fruchtbarkeit, daß er die ganze organische Materie durchdringt und umflutet. Die Natur hatte in ihrer Weisheit erkannt, daß der Samen der Pflanzen und Lebewesen in ungeheurem Ueberfluß vorhanden sein muß, damit er ausreiche. Die Sonne trocknet das Saatkorn aus, die zu große Feuchtigkeit bringt es zur Fäulnis. Ein Sturm fegt Millionen Fischeier von den Flußufern, zerstört die Vogelnester, vernichtet die ganze Brut eines Frühlings. Bei jedem Schritte, den der Mensch macht, zertritt er Welten, verhindert die Entwicklung einer unzählbaren Menge kleinster Lebewesen. Es ist eine furchtbare Verheerung von Existenzen, welcher nur gleich ist die furchtbare

Unendlichkeit der Lebenskeime, die das Land und das Wasser und die Luft erfüllen, unter der befruchtenden Wärme der Sonne. Und aus jeder zerstörten Existenz entsteht wieder Leben, gärt frische Kraft hervor, entwickelt sich eine Reihe neuer Wesen bis ins Unendliche. Nur der Mensch allein geht auf Zerstörung aus, verwendet seinen Scharfsinn darauf, bewerkstelligt sie aus egoistischen Gründen, für seinen isolierten Genuß. Er allein bemüht sich, die Schöpfung um seines Vorteils willen zu verkleinern, sie einzuschränken, sie selbst zu vernichten, verringert das Wachstum seiner Gattung, nur um seine Lust zu erhöhen. Wenn der Sturm die im Sande des Flußufers liegenden Eier wegführt, wenn der Orkan die Nester verwüstet, indem er die Zweige der Bäume abbricht, so ist es der Mensch allein, der mit Absicht die menschlichen Keime besudelt und zerstört, aus widernatürlicher Vernichtungssucht, um der dämonischen Wollust des Organs Genüge zu thun, dessen Funktionen er unterbindet. Das Verbrecherische dieses Thuns ist ebenso groß wie sein Unverstand. Und welch eine Vision von Größe und Kraft, wenn alle von der Natur zur Entstehung bestimmte Menschheit zur Welt käme, freudig empfangen, nutzbringend verwertet, die weite Erde bevölkernd, auf welcher heute noch ganze Kontinente fast unbewohnt sind! Wird es jemals zu viel Leben geben? Ist die größtmögliche Menge Lebens nicht zugleich die größte Menge Kraft, die größte Menge Reichtums, die größte Menge Glücks? Die ganze Erde ist schwanger von Leben, quillt über von Saft, zeugt Generationen auf Generationen, schlingt die Kette weiter, der Zukunft, jenem allumfassenden brüderlichen Volke entgegen, welches heranzuzüchten sie Jahrtausende gebraucht haben wird. Das ist der Glaube an alles, was entsteht und wächst, das ist die Hoffnung auf alle

die schöpferischen Kräfte, welche sich frei entfalten zur glücklichen und machtvollen Ausbreitung der Menschheit, das ist die leidenschaftliche Liebe zum Leben, welche das pantheistische Begehren aller fruchtbaren Keime ist, und welche den Tod nur entgegennimmt als eine Erneuerung, als eine Gärung, welche das Leben ist und wieder das Leben.

Aber der warme, von Begierden geschwängerte Luftzug, der über Mathieus Gesicht strich, erweckte plötzlich das Bild Sérafinens in ihm. Es war dasselbe Brennen der Augen und Lippen, welches er bei den Morange empfunden hatte, als dieses Weib mit ihrem Dufte sich gegen ihn neigte. Sicherlich hatte er es ohne sein Wissen in sich mit fortgenommen, denn seine wachsende Verwirrung, sein Gefühl der Trunkenheit von den schweren Weinen, die Erregung infolge der vertraulichen Mitteilungen Beauchênes und die unruhigen Zweifel, mit welchen ihn diese der Wollust einer unfruchtbaren Nacht zuströmende Menge erfüllte, hatten die Wirkung, daß ihm ihr Bild vor die Seele kam, in der Straße vor ihm her schwebte, lachend, herausfordernd, sich wieder anbietend. Nie noch war er die Beute eines solchen schweren Kampfes gewesen, nie hatten die Zweifel, wo das Rechte und Weise liege, seine Seele so geschüttelt, die seit dem Morgen Angriff auf Angriff auszuhalten gehabt hatte. Und er fühlte sich schwindlig, seines Halts beraubt, inmitten der heißen Lockungen seiner Umgebung, dieses nächtlichen Paris, das dem Kultus des egoistischen Genusses opferte. Waren es nicht die Beauchêne, die Morange, die Séguin, die recht hatten, wenn sie bloß nach dem Genuß strebten, aus Haß und Furcht vor dem Kinde? Und alle, alle machten es gleich ihnen, die ganze ungeheure Stadt wollte unfruchtbar sein. Das erschütterte ihn, brachte ihn aus dem

Gleichgewichte, flößte ihm die Furcht ein, daß er bis nun einfach nur ein Narr gewesen. Das nicht thun, was alle Welt that, war offenbar nichts andres als hochmütiger Starrsinn. Und vor sich sah er Séraphine mit dem üppigen, rotschimmernden Haar, den duftenden Armen, die ihm unerhörte Wollust verhieß, ohne Gefahr und ohne Reue.

Und in seiner Tasche fühlte er die dreihundert Francs, die er heute als sein Gehalt bekommen. Dreihundert Francs für einen ganzen Monat, da er bereits kleine Schulden hatte: das reichte knapp für die dringendsten Bedürfnisse, gestattete ihm kaum, ein Band für Marianne, einige Süßigkeiten für die Kinder zu kaufen. Und, wenn er von den Morange absah, die beiden andern Häuser waren reich, erfreuten sich eines Wohlstandes, den er mit bitterer Beflissenheit sich in Erinnerung rief. Er sah die dröhnende Fabrik, die mit ihren schwarzen Gebäuden eine große Fläche bedeckte, ein ganzes Heer von Arbeitern welches den Reichtum des Eigentümers mehren half, der in einem schönen Hause wohnte, und dessen einziger Sohn unter den wachsamen Augen der Mutter zu der erträumten Machtstellung heranwuchs. Er sah das luxuriöse Palais der Avenue d'Antin, sein Vestibül, seine prächtige Treppe, den weiten, mit Kunstwerken aller Art gefüllten Raum im ersten Stock, alle diese Verfeinerung, diesen Aufwand des großen Reichtums, welche das üppige Leben dieser eleganten Weltleute verrieten, die große Mitgift, die sie ihrer Tochter geben, die hohe Stellung, die sie ihrem Sohne kaufen würden. Und er, nackt, mit leeren Händen, der nichts besaß, nicht einmal einen Stein am Feldraine, würde wahrscheinlich niemals etwas besitzen. weder eine vom Sausen der Arbeit erfüllte Fabrik noch einen Palast mit stolzer Fassade. Und er, er

war der Unkluge, und die beiden andern waren die Klugen: er, unordentlich, ohne Voraussicht in seiner Armut, die er leichtsinnig vermehrte durch seine Schar Kinder, als ob er geschworen hätte, mit seiner ganzen Herde von Armseligen auf dem Stroh zu enden; die beiden andern, die sich den Luxus hätten gestatten können, eine zahlreiche Familie hervorzubringen, enthielten sich dessen infolge einer höheren Vorsicht, mißtrauten dem Leben, wollten keine zahlreiche Nachkommenschaft, wollten nur Glückliche hinterlassen. Offenbar waren jene, die alles das besaßen, was er nie besitzen würde, im Rechte, auf Seite der gesunden Vernunft, während er selbst anfing, sich verächtlich vorzukommen, dem Elend überliefert, das Opfer einer ungeheuren Narretei.

Das Bild Sérafinens kam wieder, verschärfte sich, drängte sich ihm auf mit der Kraft unwiderstehlicher Begierde. Mit ihr würde er nicht davor zurückschrecken zu unterschlagen, würde er vernünftig sein. Und ein leichter Schauer überlief ihn, als er in den Lichtkreis des Nordbahnhofes trat, in das Gedränge des Bahnhofeinganges, in welchem er die Brunst der fiebernden Menge wiederfand. Dort drüben war Marianne, war wieder ein Kind, in der ehrbaren, unvermeidlichen Umarmung nach der Rückkehr aus diesem Glutofen. Wieder ein Kind, das fünfte, der reine Wahnsinn, der gewollte, herbeigeführte, verdiente Ruin. Und da er schon vier hatte, so würde selbst Boutan ihm sagen: „Die Rechnung stimmt.“ Warum also im Irrtum beharren? Warum es nicht heute machen wie Beauchêne, der ein Schlauer war? Während seine Frau ihn geduldig erwartete, war er bei Norine, als wohlerfahrener Lebemann, ohne irgend welche Folgen befürchten zu müssen. Die Religion des Vergnügens war zweifellos die einzig richtige. Und Sérafine wurde zur Verkörperung

dieser fieberheißen Stadt, die, unter dem sieghaften Ruf nach dem Genuß um des Genusses willen, sich in ihre unfruchtbare Nacht stürzte, in die mörderische Freude der abnormen und vervielfältigten Lust, die das Kind tötet.

Da widerstand er nicht länger, kehrte halb sinnlos um, wandte sich wieder den Boulevards zu. Ein plötzliches Fieber, ein tolles Verlangen nach diesem Weibe riß ihn mit sich. Eine Glühhitze überfiel ihn bei dem Gedanken, ihre diabolischen Künste kennen zu lernen, in der Unfruchtbarkeit ihrer Umarmung den letzten Genuß auszukosten. Sie schwebte vor ihm wie eine herrliche und wilde Zauberin, welche Geheimnisse unerhörter Wollust kannte, den Männern den tollmachenden Trank ihrer rotgoldenen Haarflut, ihres üppigen weißen Körpers kredenzte, dessen Duft allein sie ihr zu Füßen warf. Und sie erwartete ihn an dem Abende, den zu wählen ihm belieben würde, sie hatte sich ihm mit ihrer ruhigen Kühnheit angeboten, er brauchte nur hinzugehen, Rue de Marignan, an die Thür des stillen Hauses zu klopfen, das die Heimlichkeit eines großen Alkovens hatte. Er erinnerte sich auf einmal des kleinen Salons, ohne sichtbares Fenster, dicht und geschlossen wie eine Gruft, den er einmal gesehen hatte, die Luft erwärmt von den zehn Kerzen in den zwei Kandelabern, welche mitten am Tage brannten. Das erhöhte seinen Taumel, das Feuer in seinem Innern, und er beeilte seine Schritte. Dann tauchten andre, entferntere Erinnerungen auf, an die Stunden, da er sie einst besessen, deren er noch gestern kaum mehr gedacht hatte, und die nun in dem Delirium, das ihn ergriffen hatte, ihm Paroxysmen vergegenwärtigten, welche noch in dieser Stunde wieder zu kosten ihn ein brennendes Verlangen erfaßte. Und indem er willenlos, wider-

standslos dahineilte, dachte er sich aus, was er morgen seiner Frau erzählen werde: daß er, durch das Geschäftsdiner mit Beauchêne zurückgehalten, den Zug versäumt habe.

Eine Wagenstockung zwang ihn, stehen zu bleiben; er erhob die Augen und sah, daß er wieder die Boulevards erreicht hatte. Um ihn herum floß noch immer der nächtliche Menschenstrom, rann nach allen Seiten ab, in dem steigenden Fieber der Begierde, die den Schlafzimmern zustrebt. Seine Schläfen hämmerten, in seinen Ohren summte es: thun wie die andern, vernünftig sein, unterschlagen wie die andern, lieber als noch weiter zeugen. Aber ein Zögern, eine Herabstimmung überkam ihn, während er hier festgebannt auf dem Trottoir stand, ungeduldig über den ununterbrochenen Zug der Wagen. Das wollte kein Ende nehmen, es war wie eine Wand, welche seine Begierde durchschnitt, so wie sie seinen Weg durchschnitt. Und plötzlich entstand ein andres Bild vor ihm, das Mariannens, lachend und vertrauend, deren Zärtlichkeit ihn dort drüben erwartete in dem weiten Frieden des reinen Landes. Warum sollten sie nicht beide, gemeinsam vernünftig sein, sich als gute Kameraden gute Nacht sagen, dieses fünfte Kind vermeiden, welches der Ruin wäre? Er schwor sich zu, keines mehr zu haben, er schlug wieder den Weg zum Bahnhof ein, hastig ausschreitend, um den Zug nicht zu versäumen. Er wollte nichts mehr hören, nichts mehr sehen von diesem glühenden Paris, das ihn umfloß; er erreichte den Bahnhof gerade rechtzeitig, um sich in ein Coupé zu werfen, er lehnte sich während der Fahrt aus dem Fenster, sein Gesicht dem kühlen Nachtwinde preisgebend, wie um sich von den Gelüsten zu reinigen, deren Glut er noch in den Adern fühlte.

V.

Die Neumondnacht war mit Sternen besät, so funkelnd und so klar, daß man die Linien der Landschaft erkennen konnte, die sich unter dem weichen bläulichen Lichte ins Endlose dehnte. Und seit zwanzig Minuten nach elf Uhr befand sich Marianne auf der kleinen Brücke der Yeuse auf dem halben Wege zwischen Chantebled, dem Pavillon, den die Familie bewohnte, und dem Bahnhof von Janville. Die Kinder schliefen, sie hatte Zoë, ein Bauernmädchen, die ihr half, bei ihnen zurückgelassen, strickend neben einer Lampe, deren Schein gleich einem hellen Stern von der dunkeln Linie des Waldes herüberschimmerte.

Allabendlich, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, kam Marianne so bis an die Brücke, Mathieu entgegen, wenn er mit dem Sieben-Uhr-Zuge heimkehrte. Manchmal nahm sie ihre beiden Aeltesten, die Zwillinge, mit, ob auch ihre kleinen Füße auf dem Rückwege schwer wurden, wenn es hieß, den Kilometer, den sie im Herkommen schon zurückgelegt hatten, nun heimwärts die ziemliche Steigung hinauf wieder zu durchmessen. Und diesen Abend hatte sie, trotz der späten Stunde, der süßen Gewohnheit nachgegeben, der Freude, so durch die köstliche Nacht dem Manne entgegenzugehen, den sie vergötterte. Nie überschritt sie die Brücke, die sich rundrückig über dem Flüßchen wölbte. Sie setzte sich auf die breite und niedrige Brüstung, die einer ländlichen Bank glich; von da aus übersah sie die ganze Ebene bis zu den Häusern von Janville, vor welchen der Schienenstrang sich hinzog, so daß sie schon von weitem den erwarteten Geliebten auf dem Pfade, der sich durch die Felder schlängelte, herankommen sah.

Auch heute setzte sie sich, unter dem weit ausgespannten, dunkelsammetnen, von Sternen funkelnden

Himmel, auf den gewohnten Platz. Mit einer Bewegung der Sehnsucht hatte sie sich gegen das kleine helle Licht herumgewandt, das vom Rande des dunkeln Waldes dort herüberglänzte, von dem stillen Frieden des Zimmers sprach, in dem es brannte, der ruhigen Wacht der treuen Dienerin, dem sicheren Schlaf der Kinder in dem benachbarten Raume. Dann ließ sie die Augen herumschweifen, umfaßte mit einem Blick den weiten Horizont, diesen ganzen großen Besitz, der den Séguin gehörte. Das ehemalige Jagdrendezvous, der baufällige Pavillon, befand sich am äußersten Rande der großen Wälder, deren von Heiden durchschnittene Massen ein weites Plateau bedeckten, bis zu den entfernten Bauernhäusern von Mareuil und Lillebonne. Und das war noch nicht alles, mehr als hundert Hektar erstreckten sich noch im Westen des Plateaus, Sumpfflächen, stagnierende Wasser inmitten von Gestrüpp, weites unkultiviertes Land, wo man im Winter Wildenten jagte, während ein dritter Teil der Domäne, Hektare und Hektare ebenfalls unbebauten Landes, bestehend aus Sand- und Steinflächen, in sanfter Neigung sich bis an den Bahndamm senkte. Es war ein unproduktives Stück Erde, wo die wenigen Flecken fruchtbaren Bodens, von Wüsteneien umklammert, unbebaut blieben, eine weit ausgedehnte Jagdpachtung, um deren Anteilscheine man sich eifrig bewarb. Aber das gab der Gegend eine wunderbare Einsamkeit, eine köstliche Wildheit, dazu angethan, gesunde Seelen, die die freie Natur lieben, zu entzücken, und nichts konnte erhebender und besänftigender wirken als dieser weite, stille, duftende Frieden unter der milden, sternenklaren Nacht.

Marianne, die bereits die Waldpfade weit verfolgt, die Gebüschflächen rings um die Sümpfe

durchstreift hatte, die kieselbestreuten Hänge hinabgeschritten war, verlor sich im Hinausschauen auf diese Umgebung, deren oft besuchte Lieblingspunkte sie im Geiste auffinden konnte, wenn auch der tiefe Schatten der Nacht sie verbarg. Eine Eule sandte aus der Tiefe des Waldes ihren leichten regelmäßigen Schrei, während von rechts aus einem fernen Sumpfe Froschquaken herüberkam, so verloren, daß es die Luft nur mit einem schwachen Vibrieren erfüllte. Und von der andern Seite, gegen Paris zu, war nichts hörbar als ein dumpfes Brummen, welches sich steigerte und allmählich alle Geräusche der Nacht verschlang. Sie hatte es schon vernommen, und sie hörte bald nichts mehr als dieses. Es war der Eisenbahnzug, dessen Geräusch, auf welches sie jeden Abend horchte, ihr wohlbekannt war. Sobald er die Station Monval in der Richtung gegen Janville verließ, begann man sein Rollen zu vernehmen, aber noch so schwach, daß man eines geübten Ohres bedurfte, um es aus den mannigfachen andern Geräuschen ringsum herauszufinden. Sie aber hörte es sogleich, hielt es von da ab fest, verfolgte die ganze Fahrt, jede Biegung der Linie. Und nie hatte sie ihm besser zu folgen vermocht als heute, in der großen Stille der herrlichen Nacht, in dem Frieden des Schlafes der Erde. Der Zug hatte Monval verlassen, er war nun bei den Ziegeleien, fuhr nun an Saint-Georges vorbei; noch zwei Minuten und er würde in Janville sein. Plötzlich erschien, nach den Pappeln von Mesnil-Rouge, das weiße Licht des Zuges, über den Boden hingleitend, während der mächtige Atem der Lokomotive immer lauter hörbar wurde, wie der eines laufenden, sich nähernden Riesen. Nach dieser Richtung erstreckte sich die Ebene dunkel, endlos, ins Unbekannte hinaus unter dem sternflimmernden Himmel, welchen ganz unten

am Horizont ein roter Glutschein ausstrahlte, der Lichtreflex des nächtlichen Paris, welches in der Finsternis gleich dem Krater eines Vulkans brannte und dampfte.

Sie war aufgestanden. Der Zug hielt, er war in Janville; dann begann das Rollen wieder, nahm ab, verlor sich gegen Vieux-Bourg hin. Sie hörte aber jetzt nicht mehr darauf, sie hatte nur noch Augen und Ohren für den Weg, dessen helles Band sie inmitten der Felder, deren grüne Flächen jetzt schwarz lagen, unterscheiden konnte. Ihr Mann brauchte kaum zehn Minuten, um den Kilometer zurückzulegen, der zwischen dem Bahnhof und der kleinen Brücke lag. Und jetzt sah sie ihn auch schon aus der Ferne herankommen; aber diesmal vernahm sie in der tiefen Stille der Nacht seinen Schritt auf dem festen, tönenden Boden, noch ehe sie die dünne schwarze Linie sah, die seine Gestalt auf den schwacherhellten Weg zeichnete. Und so fand er sie, ihn unter den Sternen erwartend, lächelnd, gesund, kraftvoll, mit ihrer biegsamen Taille auf den starken Hüften, ihrer kleinen, festen, mütterlichen Brust. Die milchige Weiße ihrer Haut wurde noch gehoben durch ihre herrlichen braunen Haare, die sie in einem einfachen mächtigen Knoten, der ihren runden Nacken freiließ, aufgesteckt trug, durch ihre großen schwarzen Augen, erfüllt von der Zärtlichkeit der Geliebten und Mutter, von dem heiligen Frieden einer segenspendenden fruchtbaren Göttin. Ihre breite Stirn, ihre Nase, ihr Mund, ihr schönmodelliertes Kinn, ihre reifen Früchten gleichenden Wangen, ihre reizenden kleinen Ohren, dieses ganze Antlitz der Liebe und Güte atmete gesunde Schönheit, die Heiterkeit erfüllter Pflichten, die frohe Sicherheit, recht zu leben in der Liebe zum Leben.

„Wie? Du bist hierhergekommen?“ rief Mathieu. „Ich habe dich doch gebeten, nicht mehr so spät fortzugehen. Fürchtest du dich denn nicht allein auf dem einsamen Wege?“

Sie lachte.

„Fürchten, wenn die Nacht so mild, so köstlich ist? Und willst du denn nicht, daß ich dir entgegengehe, um dich zehn Minuten früher zu umarmen?“

Er wurde von diesen einfachen Worten zu Thränen gerührt. All das Verwirrende, Schändliche, das er in Paris durchgemacht, erschien ihm nun grauenhaft. Er nahm sie zärtlich in seine Arme, und sie tauschten den innigsten, den menschlichsten der Küsse inmitten des tiefen Friedens der schlummendern Landschaft. Nach dem glühenden Pflaster von Paris, erhitzt von dem erbitterten Kampf des Tages, von der unfruchtbaren und unsauberen Brunst der grell erleuchteten Nacht, welche köstliche Ruhe in diesem weiten Schweigen, diesem weichen bläulichen Dunkel, diesen endlos hingegossenen Ebenen, die sich an der Nacht erfrischten und von der Fruchtbarkeit des sonnenbeschienenen Tages träumten! Und welche Gesundheit, welche reinigende Kraft, welche Beglückung strömte diese stets gebärende Natur aus, die unter dem nächtlichen Tau nur entschlummert, um triumphierend wieder zu erwachen, unaufhörlich verjüngt durch den Strom des Lebens, der bis durch den Staub der Wege dringt.

Mathieu hatte Marianne wieder sich auf die breite, niedere Brüstung der kleinen Brücke niedersetzen lassen. Er hielt sie an seine Brust gedrückt, es war ein zärtliches Verweilen, dem sich beide nicht entziehen konnten, angesichts der stillen Aufforderung, die aus den Sternen, den Wassern, den Wäldern und den endlosen Ebenen zu ihnen sprach.

„Mein Gott!“ murmelte er, „welch herrliche Nacht! Wie wohl thut es, in ihr zu atmen!“

Nach einem kurzen beseligten Schweigen, in welchem beide ihre Herzen schlagen hörten, erzählte er die Ereignisse des Tages. Sie befragte ihn mit liebevollem Interesse, und er antwortete, glücklich, daß er nicht zu lügen hatte.

„Nein, die Beauchêne können nicht auf einen Sonntag herkommen. Du weißt, daß Constance uns nie sehr gern hatte. Ihr kleiner Maurice leidet an den Beinen; Doktor Boutan war da, und man hat wieder über die Kinderfrage gesprochen. Ich werde dir davon erzählen. Dafür werden die Morange kommen. Du hast keine Vorstellung, welches Vergnügen es ihnen machte, mir ihre neue Wohnung zu zeigen. Ich fürchte nur sehr, daß diese braven Leute in ihrer Sucht reich zu werden irgend eine große Dummheit begehen. — Ah, ich vergaß! Ich war beim Hauseigentümer und habe ihn, nicht ohne Mühe, dazu gebracht, daß er das Dach erneuern läßt. Was für ein Haus auch, das der Séguin! Ich habe es mit Bestürzung verlassen. Ich werde dir das mit dem andern später erzählen.“

Sie war übrigens frei von schwatzhafter Neugierde, erwartete ruhig, daß er sich freiwillig mitteile, bekümmerte sich nur um ihn, sich selbst und die Kinder.

„Du hast dein Gehalt bekommen, ja?“

„Ja, sei ruhig.“

„O, ich bin ruhig; es ist nur wegen der kleinen Schulden, die mir unangenehm sind.“

Dann fragte sie weiter:

„Und das geschäftliche Diner ist angenehm verlaufen? Ich fürchtete, Beauchêne würde dich zurückhalten und du würdest den Zug versäumen.“

Er fühlte, daß er errötete, sein Herz zog sich

schmerzhaft zusammen, während er erwiderte, daß alles gut verlaufen sei. Um abzubrechen, sagte er mit plötzlicher Lustigkeit:

„Nun und du, Liebste, was hast du mit deinen dreißig Sous Großes angestellt?"

„Meine dreißig Sous!" antwortete sie fröhlich. „Ich war ja viel zu reich, wir haben alle wie die Prinzen gelebt, und ich habe noch sechs Sous."

Dann beschrieb sie ihm ihre Erlebnisse, ihr alltägliches krystallhelles Leben, was sie gethan hatte, was sie gesagt hatte, wie die Kinder sich aufgeführt hatten, die kleinsten Einzelheiten in Bezug auf sie und das Haus. Alle Tage glichen sich übrigens, sie schickte sich jeden Morgen mit derselben Fröhlichkeit an, sie wieder durchzuleben.

„Heute haben wir übrigens einen Besuch gehabt. Madame Lepailleur, die Frau aus der Mühle drüben, ist gekommen, um mir zu sagen, daß sie schöne Hühner zu verkaufen habe. Da wir ihr zwölf Francs für Eier und Milch schulden, so glaube ich wohl, daß sie nur kam, um zu sehen, ob ich nicht bezahlen will. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich morgen zu ihr kommen werde."

Sie hatte auf ein großes schwarzes Gebäude gewiesen, das flußabwärts an der Yeuse lag. Dies war die Mühle, wie man sie einfach in Janville nannte, eine alte Wassermühle, die noch in Betrieb war. Seit drei Generationen war sie im Besitze der Lepailleur. Der letzte, François, ein Junge, der sich etwas Besseres zu sein dünkte, hatte vom Militärdienst den Widerwillen gegen die Arbeit mitgebracht, die Ueberzeugung, daß er durch diese Mühle niemals reich werden würde, so wenig wie sein Vater und Großvater daran reich geworden waren. Er hatte daher den Plan gefaßt, die älteste Tochter eines Bauern, Victoire Cornu, zu heiraten,

die ihm einige in der Nähe an der Yeuse gelegene Felder als Mitgift brachte, so daß das Ehepaar nun verhältnismäßig in guten Umständen lebte von dem Ertrag dieser Felder und von dem wenigen Korn, das die Bauern noch nach der alten Mühle brachten. Sie hätten ohne Zweifel zum Wohlstand gelangen können, wenn der veraltete, schlecht in Stand gehaltene Mechanismus durch ein neues System ersetzt worden wäre, und wenn die Felder, anstatt in hergebrachter Weise rücksichtslos ausgesogen zu werden, in die Hände eines intelligenten und modern gebildeten Mannes geraten wären. Aber Lepailleur fügte zur Verachtung der Arbeit die Abneigung gegen den Boden. Er war der Bauer, welcher der ewigen Gebieterin müde geworden, die seine Väter zu sehr geliebt haben, um sie schließlich zu verwünschen, weil sie sich weigert, alle die entsetzlichen Anstrengungen, die sie sie gekostet hat, mit Reichtum und Glück zu vergelten. Er glaubte nicht mehr an sie, er klagte sie wütend an, daß sie nicht mehr ertragfähig sei, verbraucht, störrig, gleich den alten Kühen, die man zur Schlachtbank sendet. Und es war seiner Ansicht nach der allgemeine Bankrott, der Bankrott des Bodens, der das Saatkorn verschlang, des Himmels, der in Anarchie verfallen war, der Jahreszeiten, die aus ihrer natürlichen Ordnung geraten waren, mit einem Worte, das allgemeine Unheil, von irgend einer bösen Macht ausgedacht und ins Werk gesetzt gegen die Bauern, die dumm genug waren, der Rabenmutter noch immer nutzlos ihren Schweiß und ihr Blut hinzugeben.

„Denke dir nur,“ fuhr Marianne fort, „diese Lepailleur war mit ihrem kleinen Antonin da, einem Menschlein von drei Jahren, und als ich sie fragte, wann denn die andern kämen, hat sie heftig protestiert und gesagt, daß die andern dort bleiben

werden, wo sie sind. Eine junge Frau, die kaum mehr als vierundzwanzig Jahre zählt, und deren Mann noch nicht siebenundzwanzig ist! Sind also auch schon die Bauern da angelangt? Ich glaubte, sie hielten es noch mit der alten Mode, so viel Kinder zu erzeugen als man kann."

Diese Worte erweckten alle die Gedanken und Grübeleien wieder, die Mathieu beschäftigten. Er schwieg einen Augenblick.

„Sie hat dir ohne Zweifel ihre Gründe gesagt."

„O, die mit ihrem großen Kopfe, ihrem langen, sommersprossigen Gesichte, ihren wässerigen Augen und dünnen, geizigen Lippen, die halte ich nur für ein einfältiges Weib, die vor ihrem Manne ungeheuern Respekt hat, weil er in Afrika Soldat gewesen ist und Zeitungen liest. Ich habe aus ihr nichts herausbringen können, als den eigensinnigen Ausspruch: Die Kinder, das kostet mehr als es trägt. Aber der Mann hat zweifellos seine eignen Ideen. Du kennst ihn ja? Den großen Menschen, rot und mager wie seine Frau, mit eckigem Gesicht, grünen Augen und vorstehenden Backenknochen. Er sieht aus wie einer, der nie aus der Wut herauskommt. Und ich glaube, daß er deswegen keine Kinder mehr haben will, weil er hauptsächlich seinem Schwiegervater den Vorwurf macht, drei Töchter und einen Sohn zu haben, was das Erbteil seiner Frau stark beschnitten hat. Und da die Müllerei seinen Vater nicht reich gemacht hat, schimpft er auf seine Mühle vom Morgen bis zum Abend, wiederholt immer, daß er nicht derjenige sein werde, der seinen Antonin verhindert, nach Paris zu gehen und Weißbrot zu essen, wenn er dort einen guten Platz finden kann."

So fand Mathieu hier, unter dem Landvolke, dieselben Gründe wieder, die die Familie begrenzten, wie bei den Beauchêne und den Morange: die Furcht vor der

Teilung des Erbes, das Verlangen, um eine Klasse zu steigen, Erbitterung gegen die Handarbeit, die Sucht nach dem Luxus der Stadt. Da die Erde Bankrott machte, warum sich plagen, um sie mit magerem Ertrage zu bebauen, mit der Sicherheit, daß man nie reich werden würde? Er war im Begriffe, diese Dinge seiner Frau zu erklären, begnügte sich aber schließlich, zu sagen:

„Er hat unrecht, sich zu beklagen; er hat zwei Kühe, ein Pferd, und wenn die Arbeit drängt, kann er sich einen Gehilfen nehmen. Wir hatten heute morgen dreißig Sous und keine Mühle und nicht das kleinste Stückchen Feld. Ich finde seine Mühle prächtig, und ich beneide ihn darum, so oft ich über diese Brücke gehe. Stelle dir uns als Müller und Müllerin vor, wie wären wir reich und glücklich!"

Sie lachten beide. Einen Augenblick blieben sie noch sitzen und betrachteten die dunkle Masse der Mühle am Ufer der Yeuse. Der kleine Fluß atmete unendlichen Frieden, wie er zwischen den Weiden und Pappeln der Ufer hinfloß, sanft murmelnd unter den Wasserpflanzen, die Streifen in seine glänzende Oberfläche zogen. Inmitten einer Gruppe von Eichen sah man den großen Schuppen, der das Rad überdachte, das angrenzende Wohnhaus, um das sich Epheu, Geißblatt und wilder Wein rankten, ein Bild voll romantischer Poesie. Und besonders des Nachts, wenn die Mühle schlief, ohne Licht, gab es nichts, was stimmungsvoller und träumerischer gewesen wäre.

„Horch!" sagte Mathieu leise, „dort ist jemand, unter den Weiden am Ufer. Ich habe ein Geräusch gehört."

„O, ich weiß," sagte Marianne mit leichter Heiterkeit. „Das muß das junge Paar sein, das sich da vor etwa vierzehn Tagen in dem kleinen

Häuschen eingenistet hat. Du weißt ja, Madame Angelin, die Pensionatsfreundin Constances."

Diese Angelin, die ihre Nachbarn geworden waren, interessierten sie: sie, gleichen Alters mit Marianne, eine große Brünette mit schönen Haaren und schönen Augen, mit dem Ausdruck fortwährender Freude im Gesicht, den Müßiggang und den Genuß liebend; er, ein schöner, leidenschaftlich verliebter Mann, gleichen Alters mit Mathieu, von der freien Lustigkeit eines Musketiers, mit aufgewirbeltem Schnurrbart. Sie hatten sich in einem Aufbrausen der Leidenschaft geheiratet, besaßen zusammen zehntausend Francs Rente, welche er, der sehr hübsch Fächer zu malen verstand, hätte verdoppeln können, hätte ihn nicht die Liebe zu seiner Frau in verliebte Schlaffheit versinken lassen. Sie waren diesen Frühling hierhergekommen, hatten sich in die Einsamkeit von Janville geflüchtet, um sich hier ungestört, leidenschaftlich inmitten der freien Natur zu lieben. Man begegnete ihnen immerfort auf den Waldwegen, wie sie einander umschlungen hielten, versteckte Winkel, lauschige Ruheplätzchen suchten. Besonders des Nachts gingen sie so miteinander durch die Felder, hinter den Hecken, die dunkeln Ufer der Yeuse entlang, und verweilten gerne bis zu sehr später Stunde an dem murmelnden Wasser, in dem schwarzen Schatten der Weiden.

„Auch eine, die kein Kind will," fuhr Marianne fort. „Sie hat mir neulich gesagt, daß sie entschlossen ist, vor dreißig Jahren keines zu haben, um sich noch eine Weile mit ihrem Manne des Lebens freuen zu können, ohne sich gleich mit einer Mutterschaft zu belasten, die ihr zu viel Zeit wegnehmen würde. Und er ist, wie es scheint, noch leidenschaftlicher in dem Wunsche, sie bis zu diesem Alter für sich allein zu haben, denn er fürchtet den Gedanken, daß ihr

Körper formlos würde, daß sie während der Schwangerschaft und des Säugens nicht seine Geliebte sein könnte. Mit dreißig Jahren werden sie einen Buben in die Welt setzen, schön wie der Tag."

Und da Mathieu, wieder ernst geworden, noch immer schwieg, fügte sie einfach hinzu:

„Wenn sie können."

Er verfiel wieder in Sinnen. Konnte man je sagen, wo die Klugheit lag? War sie nicht köstlich, diese Liebe nur um der Liebe willen, inmitten der schönen Natur? Er erinnerte sich an den Vorsatz, den er in Paris gefaßt hatte, kein Kind mehr zu haben.

„Bah!" sagte er endlich, „ein jeder lebt nach seinem Gefallen. Wir stören sie, gehen wir schlafen."

Sie wandten sich langsam heimwärts, stiegen den schmalen Pfad hinan, der nach Chantebled führte. Vor sich sahen sie, wie das entfernte Blinken eines Leuchtturms, die Lampe, die in einem Fenster des Pavillons brannte, ein kleines ruhiges Licht inmitten der schwarzen Massen des Waldes. Und sie sprachen nicht mehr, umhüllt von dem großen Schweigen der Nacht, während sie dem friedlichen Dache zuschritten, unter welchem ihre Kinder schliefen.

Nachdem sie eingetreten waren, verriegelte Mathieu die Thür; dann gingen sie auf den Zehenspitzen hinauf, so viel als möglich jedes Geräusch vermeidend. Im Erdgeschoß befanden sich, rechts vom Flur, ein Salon und ein Speisezimmer, links die Küche und eine Remise. Im ersten Stock befanden sich vier Zimmer. Ihr sehr bescheidenes Mobiliar, das sie aus Paris mitgebracht hatten, verlor sich in den zu großen Räumen. Aber sie besaßen keinerlei Eitelkeit, sie lachten darüber; ihr einziger Luxus bestand darin, daß sie an den Fenstern kleine rote Vorhänge anbrachten, deren leuchtender Reflex ihnen die Zimmer ungemein zu verschönen schien.

„Zoë ist sicher eingeschlafen," sagte Marianne da sie nicht das geringste Geräusch vernahmen.

Und in der That, das Bauernmädchen, das sich im Schlafzimmer der Gatten zum Stricken an die Lampe gesetzt hatte, damit das Licht die Kinder nicht störe, deren Betten im Nebenzimmer standen, schlief fest, ihr Kopf war auf ihre Arbeit gesunken. Und der Friede tiefen Schlafes kam auch aus dem andern Zimmer, dessen Thür weit offen stand.

Sie mußten Zoë aufwecken, ihre Entschuldigungen unterdrücken, sie, die schlaftrunken und betäubt war, zu Bette senden, indem sie ihr empfahlen, nicht zu viel Lärm zu machen. Schon hatte Mathieu die Lampe genommen und war ins Zimmer der Kinder gegangen, um sie zu sehen und zu küssen. Sie erwachten selten dabei. Er stellte die Lampe auf den Kaminsims und betrachtete die drei kleinen Betten, als Marianne sich ihm zugesellte. In dem Bette an der rückwärtigen Wand befanden sich Blaise und Denis, die Zwillinge, kräftige Jungen von sechs Jahren, die meist einer in des andern Armen schliefen. In dem Bett an der andern Wand schlief Ambroise allein, der nun bald vier Jahre alt war, ein Cherub von seltener Schönheit. Und die kleinen weißen Glieder Mademoiselle Roses, fünfzehn Monate alt, seit drei Wochen entwöhnt, blühten in dem dritten Bette, einer Wiege, in welcher sie halb nackt lag. Die Mutter mußte sie wieder zudecken, so hatte sie die Decke mit ihren kleinen Füßen hinabgestampft. Zu gleicher Zeit beschäftigte sich der Vater mit dem Polster Ambroises, das herabgeglitten war. Beide gingen mit leisen, zärtlichen Bewegungen zwischen den kleinen Betten hin und her, beugten sich wieder und wieder über die schlafenden rosigen Gesichtchen, um sich zu überzeugen, daß sie ruhig waren, daß sie süß träumten. Sie küßten sie, ver-

weilten noch, in der Meinung, daß Blaise und Denis sich gerührt hätten. Endlich nahm die Mutter die Lampe wieder auf, und sie verließen das Zimmer auf den Fußspitzen, die Thür offen lassend.

Als Marianne in ihrem Zimmer die Lampe wieder auf den Tisch gestellt hatte, sagte sie wieder mit ihrer gewöhnlichen Stimme:

„Ich wollte dich nicht beunruhigen, indem ich es dir sagte, ehe wir zu Hause waren: Rose hat mir heute einige Sorge gemacht, ich habe sie nicht wohl gefunden, und ich habe mich erst am Abend wieder beruhigt."

Und da sie das Erbleichen Mathieus, sein erschrecktes Auffahren sah:

„O, es ist nichts, ich wäre nicht fortgegangen, wenn ich noch die geringste Befürchtung gehabt hätte. Aber mit diesen kleinen Wesen ist man nie ruhig... Geh nun schlafen, es ist Mitternacht vorüber."

Sie begann sich langsam auszukleiden, ohne sich um das offene Fenster zu bekümmern, durch welches keine andern Augen sie sehen konnten als die der Millionen Sterne, die über den unendlichen Dom des Himmels gestreut waren. Nachdem sie ihr Kleid, ihren Rock und ihr Mieder abgelegt hatte, stellte sie sich einen Augenblick vor den Spiegel, um ihr Haar für die Nacht zu ordnen. Sie löste ihre Frisur auf und ließ den schweren Strang ihrer Haare herabfallen, der ihr bis zu den Knieen reichte.

Mathieu schien sie nicht gehört zu haben. Anstatt sich gleich ihr zu entkleiden, hatte er sich an den Tisch gesetzt. Er leerte seine Taschen und zog das Notizbuch heraus, in welches er die drei Noten zu hundert Francs gelegt hatte, die ihm heute als sein Gehalt ausbezahlt worden waren. Nachdem er sie gezählt, sagte er mit ein wenig bitterem Scherz:

„Es sind wirklich nur drei, sie haben auf dem Wege keine Junge bekommen ... Hier, ich lege sie in dieses Couvert, du wirst morgen wechseln lassen, wenn du unsre Schulden bezahlst."

Dies brachte ihn auf einen Gedanken. Er nahm sein Taschenbuch und einen Bleistift.

„Du sagst also, zwölf Francs für Milch und Eier an die Lepailleur. Wieviel bist du dem Fleischer schuldig?"

Vor ihm sitzend zog sie ihre Strümpfe aus.

„Dem Fleischer, sagen wir zwanzig Francs."

„Und dem Gewürzkrämer, dem Bäcker?"

„Ich weiß es nicht genau, sagen wir dreißig Francs. Das ist aber auch alles."

Er rechnete zusammen.

„Das macht zweiundsechzig Francs; von dreihundert abgezogen, bleiben zweihundertachtunddreißig Francs. Knapp acht Francs täglich. Da sind wir ja hübsch reich, wir werden einen netten Monat haben, mit vier Kindern zu ernähren, besonders wenn unsre Rose krank wird!"

Sie war nun im Hemd, und vor ihm stehend, ihre wohlgeformten kleinen nackten Füße auf dem Teppich, ihre Arme mit einer reizenden einladenden Bewegung gegen ihn ausgestreckt, sah sie ihn an in der sieghaften Schönheit einer fruchtbaren, gesunden, blühenden Frau. Erstaunt, ihn so reden zu hören, lachte sie in froher Zuversicht.

„Was hast du heute, mein Schatz? Du ergehst dich in verzweifelten Berechnungen, du, der du sonst immer den nächsten Tag wie ein Wunder erwartetest, in der Sicherheit, daß es genügt, das Leben zu lieben, um glücklich zu leben. Du weißt, daß ich für meinen Teil keine reichere und zufriedenere Frau kenne, als ich bin. Komm schlafen, das Glück wartet nur, daß du die Lampe auslöschst, um einzutreten."

Mit einem leichten Satz sprang sie munter ins Bett; dann blieb sie, den Kopf hoch auf den Polstern, die Arme außerhalb der Decke, in derselben Haltung zärtlichen Appells. Aber er schüttelte traurig den Kopf, begann in einem Strom langsamer Worte den Tag wieder zu durchleben und zu durchdenken.

„Nein, siehst du, Liebste, das fängt an, mir Herzweh zu machen, wenn ich hierher in unsre Aermlichkeit zurückkehre, nachdem ich bei den andern so viel Reichtum und Ueberfluß gesehen habe. Du weißt, wie wenig neidisch ich bin, wie wenig ehrgeizig, ohne jede Begierde, mich zu erheben oder zu bereichern. Aber was willst du? Es kommen Stunden, wo ich um euretwillen leide, ja, deinetwegen und der Kinder wegen, wo ich für euch ein Vermögen erwerben, euch wenigstens vor der drohenden Not schützen möchte. Diese Beauchêne mit ihrer Fabrik, ihrem kleinen Maurice, den sie wie einen Prinzen aufziehen, lassen es mich nur zu schneidend empfinden, daß wir nahezu Hunger leiden, wir beide mit unsern vier Kindern. Und diese armen Morange, die davon sprechen, ihrer Tochter eine fürstliche Mitgift zu geben, auch sie triumphieren inmitten des falschen Luxus ihrer neuen Einrichtung, träumen von einer Stellung von zwölftausend Francs und sehen mit freundschaftlicher Geringschätzung auf uns herab. Und erst unsre Hauseigentümer, diese Séguin, wenn du gesehen hättest, wie sie ihre Millionen, ihr Palais, das mit Schätzen überfüllt ist, vor mir zur Schau stellten, mich mitleidig und geringschätzig anblickten, weil ich eine so zahlreiche Familie habe, sie, deren Klugheit sich auf einen Knaben und ein Mädchen zu beschränken weiß! Und selbst diese Lepailleur, die aus ihrer Mühle spöttisch und mißtrauisch auf uns sehen — denn sei überzeugt, wenn diese Frau mit ihrem

Antonin gekommen ist, um dir zu sagen, daß sie nie wieder ein Kind haben wird, so bedeutet das, daß die Thatsache, daß wir vier haben, ihr die Furcht einflößt, ihr Geld nicht zu bekommen ... Ach, es ist offenbar, wir werden nie eine Fabrik, noch ein Palais, noch selbst eine Mühle haben, ebensowenig wie ich je zwölftausend Francs verdienen werde. Die andern haben alles, und wir haben nichts, das ist eine Wahrheit, die in die Augen springt. Und ich würde wie du, Liebste, aller Unbill des Schicksals ein frohes Herz entgegensetzen, würde alles mit Geduld und selbst mit Heiterkeit hinnehmen, wenn mich nicht der Vorwurf beunruhigte, daß wir selbst schuld sind an unsrer wachsenden Not! Ja, ja, wir machen uns der Unklugheit, des Mangels an Voraussicht schuldig!"

Während er sprach, gab sie Zeichen wachsenden Erstaunens. Sie hatte sich aufgerichtet, ihre weiße, feste Nacktheit schimmerte aus ihrem Hemd hervor auf dem Hintergrunde ihrer reichen Haare, in ihrem Gesichte glänzten ihre großen, weitgeöffneten Augen.

„Aber was hast du, was hast du denn heute, Liebster?" wiederholte sie. „Du, sonst so gut, so einfach, so glücklich in unsrer Mittelmäßigkeit, der niemals von Geld redet, du sprichst heute wie mein Cousin Beauchêne. Komm, du hast wohl einen schlechten Tag in Paris verbracht, komm schlafen, vergiß deine Sorgen!"

Er erhob sich endlich und begann sich zu entkleiden, immer noch seine Gedanken weiter verfolgend.

„Freilich werde ich schlafen gehen. Das hindert aber nicht, daß wir hier in einer baufälligen Hütte wohnen, und daß, wenn es heute regnen würde, die Kinder wieder naß würden. Wie sollte ich umhin können, Vergleiche anzustellen? Unsre armen

Kinder! Ich bin ein Vater wie ein andrer, ich möchte sie gerne so glücklich sehen!"

Er war im Begriffe, sich zu Bette zu begeben, als ein klagender Ton, den er im Nebenzimmer zu hören glaubte, ihn auf halbem Wege innehalten ließ. Nachdem er einen Augenblick gehorcht hatte, nahm er, von Unruhe ergriffen, die Lampe, um nochmals nach den Kleinen zu sehen. Nach einigen Minuten erschien er wieder, schweigend, vorsichtig auftretend, und fand seine Frau im Bette sitzen, den Hals vorgestreckt, horchend, bereit, beim ersten Ruf ihm nachzukommen.

„Es ist nichts," sagte er leise, als ob die Kinder ihn hören könnten. „Rose hatte sich wieder aufgedeckt. Sie schlafen alle vier wie die Engel."

Er stellte die Lampe wieder auf den Tisch. „Ich lösche aus, ja?"

Aber da er sich dem Fenster zuwandte, um es zu schließen, sagte sie: „Nein, laß es lieber noch offen. Die Nacht ist so schön und mild! Ehe wir einschlafen, werden wir schließen."

In der That, nichts konnte mit der Schönheit und Weichheit der herrlichen Frühlingsnacht verglichen werden, die mit all ihrem dunkeln Frieden, mit dem einfachen und kräftigen Duft der weiten Landschaft hereinströmte. Nichts war zu hören als der tiefe Atem der in ihrer ewigen Fruchtbarkeit entschlummerten Erde. Aber auch aus dieser Ruhe quoll das Leben, quoll die unaufhörliche, die endlose Liebe, deren zitterndes Verlangen die Gräser, die Bäume, die Wässer, die Felder auch in ihrem Schlaf erbeben macht. Nun, da die Lampe ausgelöscht war, sah man durchs Fenster die brennenden Sterne am Himmel flimmern, dessen Horizont, gerade gegenüber dem Bette der Ehegatten, noch immer von dem Feuer des Pariser Kraters angeglüht wurde.

Mathieu nahm seine Frau zärtlich in seine Arme, und indem er sie an sich drückte, sie an sein Herz legte, in der engen Umarmung, in der er sie so schmiegsam und kräftig fühlte, flüsterte er ihr mit bewegter Stimme ins Ohr:

„Geliebte, verstehe wohl, daß ich nur an euch denke, an dich und die Kleinen. Die andern, die reich sind, die alles haben, sind klug genug, sich nicht mit Familie zu beladen, während wir, die Armen, uns Kinder auf den Hals legen, eins nach dem andern, ohne zu rechnen. Wenn man ein wenig darüber nachdenkt, erscheint es einem wahnsinnig, der sträflichste Leichtsinn. So hat die Geburt unsrer kleinen Rose uns ganz und gar den Rest gegeben, uns gezwungen, hierher zu flüchten, denn früher haben wir wenigstens noch unser Auskommen gefunden, haben keine Schulden gehabt ... Wie? Was denkst du darüber?"

Sie rührte sich nicht, löste die Arme nicht, mit denen sie ihn umschlungen hatte. Aber eine unruhige Erwartung hatte die Schläge ihres Herzens verlangsamt.

„Ich denke gar nichts darüber, Lieber. Ich habe an das nie gedacht."

„Und stelle dir vor," fuhr er fort, „du würdest wieder schwanger, wir bekämen ein fünftes Kind! Dann hätte man wohl recht, uns zu sagen, daß, wenn wir unglücklich sind, wir es aus eigner Wahl sind! Nun, siehst du, das geht mir im Kopf herum, und ich habe mir heute zugeschworen, daß wir es dabei bewenden lassen wollen, daß wir uns einrichten wollen, daß das fünfte nicht komme. Wie denkst du darüber, Liebling?"

Jetzt löste sie, ohne Zweifel unbewußt, ein wenig die Arme, und er hatte das Gefühl, als erschauere sie; eine Kälte hatte sie überlaufen, sie war nahe am Weinen.

„Ich denke, du wirst wohl recht haben. Was willst du, daß ich dir sage? Du bist Herr, wir werden thun, was du willst.“

Aber es war nicht mehr die Geliebte, die Gattin, die er in den Armen hielt; es war eine andre, die passive Frau, die sich darein ergab, nur mehr dem Genuß zu dienen. Und vor allem hatte er das Gefühl, daß sie nicht begriff, daß sie verwirrt, bestürzt war, sich fragte, warum, aus welchem Grunde er das alles sagte.

„Du kränkst dich doch hoffentlich nicht, Liebste,“ sagte er in angenommen scherzhaftem Tone. „Das hindert nicht, sich zu unterhalten, weißt du. Und wir werden in guter Gesellschaft sein, alle Welt befindet sich da, alle die, die ich dir nannte, machen es nicht anders ... Du bleibst deswegen doch meine angebetete kleine Frau.“

Er zog sie an sich, umarmte sie inniger, suchte ihre Lippen zu einem Kusse; während sie, bedrückt, in unbewußter Auflehnung des Körpers und des Herzens stammelte: „Ja, gewiß, ich weiß ... Wie es dir gefällt, du hast die Sorge für die Zukunft —“

Und sie brach in Schluchzen aus, sie begrub ihren Kopf an seiner Brust, um die Thränen zurückzudrängen, große Thränen, deren warmes Rieseln er fühlte. Er war bestürzt, seinerseits von dumpfer Seelenangst ergriffen angesichts dieses Kummers, dessen tiefliegende Ursachen sie selbst nicht hätte erklären können. Und er machte sich Vorwürfe, war trostlos.

„Weine nicht, mein liebes Herz. Ich bin ein schlechter Mensch, ein Wüterich, daß ich dir von diesen Dingen spreche, während du mich liebend in deine Arme schließest. Du wirst darüber nachdenken, und wir sprechen ein andres Mal darüber. Sei nicht

betrübt, schlafe ruhig ein, da, an meiner Schulter, wie immer, wenn wir uns recht lieb haben."

Das war thatsächlich ihre Gewohnheit. Er hielt sie so, den Kopf an seiner Schulter, bis die Gleichmäßigkeit ihres Atems ihm sagte, daß sie eingeschlafen sei; dann erst legte er sie sanft auf ihr Kissen.

„So, so ist's gut, schlaf ein. Ich werde dich nicht quälen."

Sie weinte nicht mehr, sagte nichts, den Kopf an seine Schulter gelehnt, sich dicht an ihn schmiegend. Und er konnte hoffen, daß sie so einschlafen werde, während er mit offenen Augen fortfuhr, nachzudenken, den Blick auf den weiten Himmel gerichtet, an welchem die Sterne flimmerten.

Der Schein, mit dem Paris da unten den Horizont anglühte, erweckte in ihm von neuem die Erinnerung an diesen heißen Abend, der ihn so in Verwirrung gestürzt hatte. Jetzt verließ Beauchêne Norine, kehrte frohgemut zum Ehebette heim. Warum hatte er, in der Beschreibung des Tages, die er Marianne gegeben hatte, es nicht gewagt, ihr von diesem Abenteuer ihres Cousins und Norines zu erzählen? Er fühlte stärker als je dessen unschöne und unanständige Seite. Und gleich einem Ekel überkam ihn die Erinnerung an die Gemeinheit, deren er selbst sich beinahe schuldig gemacht, indem er die Nacht bei Sérafine zugebracht hätte. Dieser Gedanke wurde ihm unerträglich in diesem Bette, neben dieser geliebten Frau, die an seiner Schulter einschlief. War es nicht dieses tolle Gelüste einer Stunde, das ihn gleich einer hitzigen Krankheit überfallen hatte, welches ihn beschmutzt hatte, welches seinen Geist trübte, seinen Körper zerstörte? Er mußte wohl von einem Gifte durchdrungen sein, um sich Gefühlen hinzugeben, Ge-

danken zu fassen, die er bisher nicht gekannt hatte. Er begann es selbst unbegreiflich zu finden, wie er das hatte seiner Frau sagen können, was er eben gesagt hatte; denn noch gestern hätte ihn der bloße Gedanke, derartiges ihr gegenüber in Worte zu fassen, in Bestürzung versetzt und gelähmt.

Marianne schlief nicht mit ihrem gewöhnlichen zärtlichen Vertrauen ein. Mochte sie auch die Augen schließen und sich nicht rühren, Mathieu fühlte, daß sie verletzt und unglücklich war, noch immer nicht begriff, wie er sie so wenig lieben konnte. Und schon hatte die Sorge um Reichtum und Erfolg ihn verlassen, schon mußte er eine Anstrengung machen, um sich wieder in die Denkart der Beauchêne und Morange hineinzufinden, diesen verzehrenden Ehrgeiz, um eine Stufe höherzusteigen, Reichtümer auf einen Kopf zu sammeln, in Haß und Abscheu gegen die Teilung. Aber die Theorien, die er bei den Séguin vernommen, beherrschten ihn noch immer, denn er konnte die Thatsachen nicht leugnen: die geistig Höchststehenden waren zweifellos die wenigst Fruchtbaren, die Kinder wuchsen nirgends in größerer Zahl hervor als auf dem Kehrichthaufen des Elends. Nur aber war dies eine soziale Erscheinung, die hauptsächlich von dem Zustand der Gesellschaft abhing, in welcher sie zu Tage trat. Das Elend wird verursacht durch die Ungerechtigkeit der Menschen und nicht durch die Kargheit der Erde, welche die zehnfache Zahl von Bewohnern nähren könnte, an dem Tage, da die große Frage geregelt, die Arbeit, als unentbehrlich für die Gesundheit und die Lebensfreude, auf alle verteilt wäre. Wenn es auch wahr blieb, daß zehntausend Glückliche besser seien als hunderttausend Unglückliche, warum sollten aber jene hunderttausend Unglücklichen, welche, wie man sagte, zu viel waren, nicht daran arbeiten, ihre Lebensverhält-

nisse zu erweitern, um ebenso glücklich zu werden wie die zehntausend Bevorzugten, deren selbstsüchtiges Wohlbefinden man versichern wollte, indem man die Natur kastrierte? Und es war wie eine Erlösung, wie ein unendlich belebender Hauch, als die Gewißheit ihm wiederkehrte, daß es die Fruchtbarkeit war, die die Zivilisation geschaffen hatte, daß es das Zuviel an Menschen, diese Vermehrung der Armen, die ihrem Anteil am Glücke zustrebten, war, was die Völker Ruck um Ruck emporführte, bis zur Eroberung der Wahrheit und Gerechtigkeit. Es mußte zu viel Menschen geben, damit die Entwicklung sich vollziehe, die Menschheit sich über die Welt ergieße, sie bevölkere, ihr den Frieden gebe, aus ihr all das blühende und segensreiche Leben sprießen lasse, womit sie durchdrungen war. Da die Fruchtbarkeit die Zivilisation schafft, und da diese wieder jene regelt, so war die Voraussicht erlaubt, daß an dem Tage, da die Zeit erfüllt sein wird, da es nur ein Volk auf der vollkommen bewohnten Erde geben wird, sich auch ein endgültiges Gleichgewicht ergeben wird. Aber bis dahin, durch die tausend und tausend Jahre, die dazwischen liegen, war es recht gethan, wohl gethan, nicht ein Saatkorn zu verlieren, sie alle der Erde anzuvertrauen, wie der Säer, dem die Ernte nie zu viel sein kann, diese Ernte von Menschen, wo jeder Mensch mehr eine Kraft und eine Hoffnung ist.

Das unaufhörliche, undeutliche Murmeln, das Mathieu durch das offene Fenster aus der warmen Frühlingsnacht hereinkommen hörte, war ihm nun nichts andres als das Beben der ewigen Fruchtbarkeit. Er horchte hinaus, er fühlte sich berührt von diesem Beben, wie von dem schwachen Atem Mariannens, die noch immer nicht schlief, unbeweglich an seiner Seite lag, ohne ein andres Lebens-

zeichen, als diesen leichten Atem, der seinen Hals streifte. Alles keimte, alles sproßte, eröffnete sich dem Leben in dieser Jahreszeit der Liebe. Aus dem unermeßlichen Himmel, aus den flimmernden Sternen strömte das Gesetz der ewigen Begattung, der Trieb, der die Welten regiert. Der weiten Erde, die im Schatten der Nacht lag wie ein Weib im Arm des Gatten, entstiegen die Glückslaute der zeugenden Luft, das leise Murmeln der glücklichen Gewässer, die Milliarden fruchtbarer Eier in sich hielten, der tiefe Atem der Wälder, die von brünstigen Tieren belebt waren, der Bäume, in deren Adern der Saft emporstieg, das Vibrieren der Felder, in denen an Millionen Stellen die keimenden Samen zum Lichte drängten. Und, wie er das häufig gedacht hatte — wieviel verlorene Körner, wieviel verdorrter oder verfaulter Samen, welch unermeßlicher Verlust, den die unerschöpfliche Natur unaufhörlich ersetzt! Aber nie hatte er stärker gefühlt, daß, wenn im Tier, in der Pflanze das Leben gegen den Tod kämpft, mit heißer, unermüdlicher Energie, der Mensch allein den Tod will und ihn herbeiführt. In dieser warmen Mailandschaft, die von der fruchtbaren Umarmung aller organischen Wesen vibrierte, gab es nur zwei absichtlich unfruchtbare Liebende, jenes fröhliche und liebenswürdige Mörderpaar, das sich dort unten am Ufer der Yeuse im Schatten der Weiden umarmte, mit den Künsten steriler Leidenschaft, die von Poeten besungen wurde.

Da waren alle Reflexionen, alle Vernunftbeweise bei Mathieu hinweggefegt, und es blieb nichts als die Begierde, die unersättliche und ewige Begierde, welche die Welten erschaffen hat, welche sie fortwährend noch immer schafft, ohne daß weder Empfängnis noch Geburt um eine Sekunde verzögert werden können. Diese Begierde, die ganze Seele

des Universums liegt darin, die Kraft, die der Materie Leben einflößt, die aus Atomen einen Geist, eine Macht, eine Souveränität schafft. Und er dachte nicht einmal mehr über die Begierde nach, er war davon ergriffen, weggetragen, als von der unbezwinglichen Macht, welche das Leben befördert und es unsterblich macht. Es genügte, daß der leichte Atem Mariannens ihm den Hals streifte, damit eine Flamme sich allmählich in seinen Adern entfache. Sie lag jedoch noch immer erstarrt, mit geschlossenen Augen, ohne schlafen zu können. Aber trotzdem strömte die triumphierende Begierde aus ihr auf ihn über, aus dem weichen Atlas ihrer Arme und ihrer Brust, dem Dufte ihrer feinen Haut und ihrer schweren Haare. Die Mutterschaft hatte ihr, weit entfernt zerstörend zu wirken, eine blühende Fülle der Formen verliehen, eine gesunde Festigkeit der Glieder, jene reife Schönheit der Mutter, gegen welche die zögernde, unausgesprochene Schönheit der Jungfrau reizlos wird.

Mit einer leidenschaftlichen Umarmung zog Mathieu Marianne wieder an sich.

„Mein süßes Weib, ich war irre an uns geworden. Keiner von uns beiden wird schlafen können, ehe du mir nicht verziehen hast.“

Sie lachte leise, schon getröstet, überließ sich dieser Zärtlichkeit, deren siegreiche Glut sie aufsteigen gefühlt hatte.

„O, ich, ich war nicht irre geworden; ich war sicher, daß du mich wieder nehmen wirst.“

Und sie folgten mit einem langen Liebeskusse der Einladung der lieberfüllten, der fruchtbaren Frühlingsnacht, die durch das Fenster hereinströmte mit ihren flimmernden Sternen, mit ihren Wässern, ihren Wäldern, ihren keimenden Feldern. Aller Saft der Erde stieg empor, zeugte Leben im Dunkel der Nacht,

strömte lebenstrunkenen Duft aus. Es war das Rieseln der Keime, die unaufhörlich durch die Adern der Welt rinnen. Es war der Begattungsschauer von Milliarden Lebewesen, der allumfassende Paroxysmus der Befruchtung, die notwendige, unausgesetzte Empfängnis des Lebens, das Leben giebt. Und so wollte die ganze Natur wieder einmal, daß noch ein Wesen empfangen werde.

Aber Marianne hatte Mathieu mit einer Bewegung zurückgehalten und sich erhoben, um wieder nach dem Zimmer der Kinder zu horchen.

„Hör einmal!“

Beide horchten vorgebeugt mit angehaltenem Atem.

„Glaubst du, daß sie erwacht sind?“

„Ja, ich glaube etwas gehört zu haben.“

Als jedoch nichts sich rührte, nichts aus dem Nebenzimmer herüberkam als der tiefe Frieden der Unschuld, lachte sie wieder leise und spottete leicht:

„Unsre vier armen unglücklichen Kleinen! Es macht also nichts, du willst das fünfte, noch ein armes unglückliches Kleines?“

Er schloß ihr den Mund mit einem heißen Kusse.

„Still, ich bin ein Thor gewesen. Mögen sie uns mit Geringschätzung und Mitleid ansehen. Du bist es, die recht hat, wir sind die Klugen und die Tapferen.“

Und sie begingen die schöne, die göttliche Unklugheit. In ihrer gegenseitigen Hingabe verblaßten alle niedrigen Berechnungen, es blieb nichts als die siegreiche Liebe, die auf das Leben vertraut, das sie giebt. Wenn sie, eins im Arm des andern, sich Zwang auferlegt hätten, so hätten sie geglaubt, sich nicht mit ganzer Seele zu lieben, etwas von sich zurückzubehalten, sich gegenseitig etwas wegzunehmen. Das lebende Band hätte sich gelockert, er hätte

Paris abzuwarten und dann in den ersten schönen Apriltagen nach Chantebled zurückzukehren.

„Warte," sagte Mathieu, „ich werde heller machen."

Er zog eine Gardine auf, und das halbdunkle Zimmer erhellte sich unter dem Schein der gelben Wintersonne.

„Ah, die Sonne, die Sonne! Ein herrlicher Tag! Und ein Sonntag! Heute nachmittag werde ich also endlich dich und die Kinder ein wenig spazieren führen können."

Sie rief ihn zu sich, nahm seine Hände, als er sich zu ihr an den Bettrand setzte, und sagte heiter:

„Seit zwanzig Minuten schlafe auch ich nicht, wollte mich nicht bewegen, um dich recht in den Sonntag hinein schlafen zu lassen. Sind wir nicht gut, alle zwei, daß wir mit offenen Augen unbeweglich daliegen, um den andern nicht zu stören?"

„O, ich war so glücklich in dem Gedanken, daß du dich ein wenig ausruhst! Am Sonntag habe ich jetzt nur eine Freude, hier mit dir beisammen zu sein, den ganzen Tag mit dir und den Kindern zu verbringen."

Dann rief er, überrascht und selbstvorwurfsvoll:

„Aber, ich habe dich ja noch gar nicht geküßt!"

Sie hatte sich ein wenig auf dem Ellbogen aufgerichtet, und er drückte sie mit kräftiger Umarmung an sich. Aber sie ließ einen leichten Schmerzenslaut hören.

„O, mein Schatz, gieb acht!"

Er erschöpfte sich in Ausdrücken zärtlicher Verzweiflung.

„Ich habe dir weh gethan, ich habe dir weh gethan! Was für ein Barbar bin ich, dich so rauh anzufassen! O, du mein geliebtes Weib, die mir heilig ist, die ich nur mit Liebkosungen berühren

möchte, deren Leiden auf mich zu nehmen ich so glücklich wäre! Ich möchte Feenhände haben, deren Berührung du nicht einmal fühlen solltest, die deine Schmerzen in Freuden verwandeln sollten. Und ich thu' dir weh!"

Sie mußte ihn trösten. „Aber nein, Närrchen, du hast mir ja gar nicht weh gethan. Ich hatte nur Angst. Du siehst ja, ich lache."

Er sah sie an, und sie schien ihm von blühender, unvergleichlicher Schönheit. In dem breiten Sonnenstrahl, der das Bett vergoldete, strahlte sie selbst von Gesundheit, Kraft und Hoffnung. Nie hatte ihr schweres braunes Haar so reich ihren Nacken umgeben, nie hatten ihre großen Augen mit mehr Fröhlichkeit und Tapferkeit gelächelt. Und mit ihrem Gesichte von gesunder, fester Regelmäßigkeit, voll Güte und Liebe, war sie die Fruchtbarkeit selbst, die gute Fee mit blühendem, tadellosem Körper, von edler Hoheit umflossen.

Ein ehrfürchtiges Gefühl überkam ihn, er betete sie an, wie ein Gläubiger, der auf die Schwelle des Mysteriums tritt und seinen Gott gegenwärtig fühlt.

„Wie schön du bist, wie gut du bist, und wie ich dich liebe, teures Weib!"

Mit andächtiger Gebärde enthüllte er ihren Leib; er betrachtete ihn, so weiß, so fein, gerundet wie ein heiliger Dom, aus dem eine Welt hervorkommen sollte. Er beugte sich nieder und küßte ihn, ehrfürchtig, all seine Zärtlichkeit, all seinen Glauben, all seine Hoffnung in diesen Kuß legend. Er blieb so eine Weile, wie ein Betender, seinen Mund mit Sanftheit, mit zärtlichster Vorsicht aufdrückend.

„Thut es dir da weh, Geliebte? Da? Da? Ach, ich wollte, daß ich es wüßte und alles gut machen könnte!"

Dann fuhr er bleich und erbebend auf, denn er hatte einen kleinen Stoß gegen seine Lippen gefühlt. Sie lachte wieder, faßte ihn und zog seinen Kopf neben den ihrigen auf das Polster. Dann sagte sie ganz leise in sein Ohr:

„Du hast ihn gespürt, wie, und er hat dir angst gemacht, du Närrchen? Ja, er zappelt schon gehörig, er pocht an, um herauszukommen. Sag mir, was hat er dir gesagt?“

„Er hat mir gesagt, daß du mich liebst, wie ich dich liebe, und daß alle Glücklichen der Welt nicht so glücklich sind wie ich.“

Sie blieben eine Weile in Umarmung, unter dem goldenen Glanz der Sonne, der sie umgab. Dann richtete er ihr die Polster zurecht, zog ihr die Decke hinauf, litt es unbedingt nicht, daß sie aufstehe, ehe er das Zimmer in Ordnung gebracht habe. Er nahm sein kleines Bett auseinander, faltete die Bettdecken, legte die Matratzen zusammen und versorgte alles in dem eisernen Käfig, den er sodann mit einer Decke umhüllte. Vergebens bat sie ihn, das alles zu lassen, da Zoë, das Dienstmädchen, das sie vom Lande mitgenommen hatten, das besorgen konnte. Er beharrte darauf, sagte, daß das Mädchen ihn irritiere, daß er viel lieber allein bleibe, um sie zu bedienen, um alles zu thun, was zu thun nötig sei. Er war es, der darauf bestanden hatte, in dem Eisenbett zu schlafen und ihr das große Bett allein zu überlassen, um sie nicht zu belästigen. Und jetzt beschäftigte er sich mit dem Aufräumen, verteidigte eifersüchtig die Thür des Zimmers, um die geliebte Frau für sich allein zu haben, glücklich, bis zu den niedrigsten Dienstleistungen herabzusteigen, sich nie genug thuend in dem Kultus, mit dem er sie umgab.

„Ich bitte dich, bleibe noch ein wenig im Bett,

solange die Kinder noch nicht wach sind. Das wird dir wohl thun."

Er fühlte einen Kälteschauer und bemerkte nun, daß es kalt im Zimmer war, machte sich Vorwürfe, daß er nicht sogleich daran gedacht habe, Feuer anzuzünden. Scheite und Kleinholz lagen in einer Ecke.

„Wie dumm ich bin, ich lasse dich frieren, anstatt zu allererst einzuheizen."

Er kniete vor dem Kamin nieder, während sie ausrief: „Was für ein Einfall jetzt wieder! Laß doch, rufe Zoë!"

„Nein, nein, sie kann nicht Feuer machen, und ich habe Freude daran."

Er lachte triumphierend, als das Feuer hell aufflammte, das Zimmer mit neuer Behaglichkeit erfüllend. Jetzt sei das Zimmer ein wahres Paradies, sagte er. Aber er war kaum mit dem Waschen und Ankleiden fertig, als die nahe dem Bette befindliche Wand des Nebengemaches von Faustschlägen erdröhnte.

„Ah, die Rangen!" sagte er heiter. „Jetzt sind sie auf. Bah, es ist heute Sonntag, lassen wir sie hereinkommen."

Seit einigen Augenblicken drang aus dem Nebenzimmer ein Lärm wie von einem in Aufruhr befindlichen Vogelhause herein, ein Durcheinander hoher Stimmen, Gekicher, hie und da von einem lauten Gelächter unterbrochen. Dann hörte man dumpfe Püffe, offenbar von herumgeschleuderten Polstern und Federndecken, während zwei kleine Fäuste fortfuhren, die Scheidewand zu bearbeiten.

„Ja, ja," sagte die Mutter unruhig, „antworte ihnen, laß sie hereinkommen, sie werden sonst alles zu Grunde richten."

Der Vater pochte nun seinerseits mit der Faust.

Darauf erfolgte auf der andern Seite ein Ausbruch von Jubel, lautes Triumphgeschrei. Der Vater hatte kaum Zeit, die Thür zu öffnen, als man im Gang Fußgetrampel und ein Durcheinander heller Stimmen hörte. Es war die kleine Truppe, die im Sturmschritt herankam. Alle vier hatten sie lange weiße Hemden, die bis auf ihre nackten kleinen Füße herabreichten, sie liefen um die Wette und lachten und schrieen, ihre braunen Haare flogen, ihre Augen leuchteten in den erhitzten Gesichtchen. Ambroise, obgleich der jüngere, kaum fünf Jahre alt, kam als erster, er war der unternehmendste, der keckste. Nach ihm kamen die Zwillinge, Blaise und Denis, stolz auf ihre sieben Jahre, schon etwas gesetzter, besonders der letztere, der den andern lesen lehrte, während Blaise, schüchtern und ein wenig feige, der Träumer der Schar war. Und zwischen sich führten sie, jeder bei einer Hand, die kleine Rose, einem kleinen Engel gleich, die im Vorwärtsstürmen dahin und dorthin gezerrt wurde, die sich aber mit ihren zwei Jahren und zwei Monaten tapfer aufrecht hielt.

„Weißt du, Mama," schrie Ambroise sogleich, „mir ist nicht sehr warm. Mach mir ein bißchen Platz."

Mit einem Satz war er im Bett, schlüpfte unter die Decke und drängte sich dicht an die Mutter, so daß nichts von ihm sichtbar war als das von braunen Ringeln umgebene lachende Gesicht. Bei diesem Anblick stießen die beiden älteren ein Kriegsgeheul aus, erstürmten und besetzten ihrerseits den eroberten Platz.

„Mach ein bißchen Platz, mach ein bißchen Platz! Hier, Mama! Da, Mama!"

Und unten blieb nur Rose, empört, außer sich. Vergebens hatte sie zu folgen versucht, sie war zurückgerutscht und hatte sich auf den Boden gesetzt.

„Ich auch, Mama! Ich auch, Mama!“

Sie krallte sich mit ihren beiden Fäustchen in das Leintuch und zog mit aller Macht, bis man ihr hinaufhalf; die Mutter nahm sie in die Arme, und sie hatte nun den besten Platz. Zuerst hatte der Vater Angst bekommen, hatte gefürchtet, daß die wilde Erobererbande der Mutter Schaden zufügen würde. Aber sie beruhigte ihn, indem sie laut in das Lachen der Kinder einstimmte. Nein, nein, sie thaten ihr gar nicht weh, sie brachten ihr nur beglückende Liebkosungen. Und er betrachtete nun mit Entzücken das liebenswürdige und reizende Bild dieser Mutter, mit Rose an ihrer Brust, Ambroise halb verborgen an ihrer Hüfte und Blaise und Denis hinter ihren Schultern. Es war ein förmliches Nest, rosige Schnäbelchen, die von allen Seiten hervorlugten, zerzauste feine Haare wie die Federn, während sie selbst, von milchiger Weiße und Frische, glorreich in ihrer Fruchtbarkeit triumphierte, vibrierend von dem Leben, das neuerlich in ihr sproßte, bereit, wieder einmal zu gebären.

„Ah, wie gut, wie warm!“ sagte Ambroise, der sich sehr behaglich fühlte.

Denis, der Kluge, begann nun zu erklären, warum man so viel Lärm gemacht habe.

„Blaise hat gesagt, er sieht eine Spinne, und da hat er sich gefürchtet.“

Sein Bruder protestierte eifrig.

„Das ist nicht wahr! Ich habe eine Spinne gesehen. Da habe ich mein Polster nach ihr geworfen, um sie umzubringen.“

„Ich auch, ich auch!“ stammelte Rose, ausgelassen lachend. „So, mein Polster, da, da!“

Alle lachten wieder bis zur Atemlosigkeit, fanden die Sache ungeheuer unterhaltend. Die Wahrheit war also offenbar, daß sie sich mit Polstern beworfen

hatten, unter dem Vorwande, eine Spinne zu töten, welche Blaise allein gesehen haben wollte, was das Ding ein wenig zweifelhaft machte. Und das ganze Nest war so erfüllt von Gesundheit und Lebensfrische, die Mutter und die Kinder so blühend und rosig im Lichte der hellen Sonne, daß der Vater dem zärtlichen Drange nicht widerstehen konnte, sie alle zusammen in seine Arme zu schließen und sie zu küssen, wohin seine Lippen gerade gerieten, was einen neuen Ausbruch von Geschrei und Gelächter hervorrief.

„Heute ist's lustig, heute ist's lustig!“

„Nun muß ich aber doch wohl aufstehen,“ sagte die Mutter, nachdem es ihr endlich gelungen war, sich ein wenig zu befreien. „Das Faulsein ist nicht so gut für mich. Und dann müssen die Kleinen da gewaschen und angekleidet werden.“

Die Toilette wurde vor dem großen flammenden Feuer gemacht. Es war nahe an zehn Uhr, als die Familie, mit mehr als einer Stunde Verspätung, in das Speisezimmer hinabging, wo im Kachelofen ein lustiges Feuer brannte, während die zum Frühstück bestimmte Milch auf dem Tische dampfte. Das Erdgeschoß des Hauses bestand aus einem Speisezimmer und einem Salon zur Rechten des Vorhauses, und aus einem Arbeitszimmer und der Küche zur Linken. Und das Speisezimmer, welches wie das Schlafzimmer auf die Rue de la Fédération ging, war erfüllt vom fröhlichen Licht der steigenden Sonne.

Die Kinder saßen schon auf ihren Plätzen, die Nasen in ihren Tassen, als die Klingel ertönte. Doktor Boutan trat ein. Dies verursachte einen neuen Ausbruch lärmender Fröhlichkeit bei den Kindern, denn das gute runde Gesicht des Doktors war ihnen lieb und vertraut. Er hatte ihnen allen

in die Welt geholfen, und sie behandelten ihn als guten Kameraden, mit dem man sich Freiheiten erlauben durfte. Sie stießen auch gleich alle ihre Sessel zurück, um sich auf ihn zu stürzen, als die Mutter sie abwehrte.

„Wollt ihr wohl den Doktor in Ruhe lassen?“

Dann heiter: „Guten Morgen, Doktor. Dank für die schöne Sonne, denn sicherlich haben Sie sie bestellt, damit ich nachmittags spazieren gehen kann.“

„Natürlich habe ich das. Ich bin eben gekommen, um zu sehen, wie Ihnen das Rezept anschlägt.“

Er nahm mit fröhlicher Miene nahe am Tische Platz, und Mathieu, der ihm warm die Hand gedrückt hatte, erklärte ihm, daß sie in den Tag hinein geschlafen hätten.

„Vortrefflich, Ihre Frau soll sich nur ausruhen, sie soll sich aber auch so viel Bewegung wie möglich machen. Ich bemerke übrigens, daß es ihr nicht an Appetit fehlt. Wenn ich meine Patienten bei Tische finde, bin ich nicht mehr Arzt, sondern ein zu Besuch gekommener Freund.“

Marianne drohte ihm scherzhaft mit dem Finger.

„Doktor, Sie machen mich gar zu stark, schreiben mir eine Gesundheit zu, die mich demütigt. Sie werden mich zwingen, Ihnen Leiden zu gestehen, von denen ich nichts sage, um niemand zu beunruhigen. So habe ich zum Beispiel diese Nacht einige schreckliche Stunden gehabt, reißende Schmerzen, als ob ich zerstückelt würde.“

„Ist das wahr?“ fragte Mathieu, ganz bleich. „Du hast Schmerzen gehabt, während ich schlief?“

Der Doktor, ernst geworden, nickte mit dem Kopfe.

„Beklagen Sie sich nicht, Madame, Sie haben nur Ihren, ich will nicht sagen notwendigen, aber

unvermeidlichen Teil von Leiden. Sie gehören zu meinen glücklichen, meinen starken, meinen tapferen Patientinnen, und ich habe wenig so schöne Schwangerschaften wie die Ihrigen. Nur, was wollen Sie? Ohne Leiden geht es nun einmal nicht ab."

„O," rief sie, „ich will gern leiden, ich necke Sie nur, das ist alles!"

Und leiser, wie zu sich selbst: „Leiden, das ist sogar gut. Würde ich so lieben, wenn ich nicht litte?"

Der Lärm, den die Kinder mit ihren Löffeln machten, übertönte diese Worte. Es trat eine Pause im Gespräch ein, und es war der Doktor, der infolge einer Ideenverbindung, die er nicht aussprach, wieder das Wort ergriff:

„Ich höre, daß Sie Donnerstag bei den Séguin zu Mittag essen. Ach, die arme kleine Frau! Sehen Sie, das ist eine, deren Schwangerschaft schrecklich ist!"

Mit einer Geste gab er das ganze Drama zu verstehen, die Verblüffung und Bestürzung, in welche diese unerwartete Schwangerschaft das Ehepaar versetzt hatte, die Verzweiflung der Frau, die eifersüchtigen Wutausbrüche des Mannes, ihr trotz alledem fortgesetztes Leben der eleganten Vergnügungen inmitten ihrer Zwistigkeiten, und der beklagenswerte Zustand, in welchem die Frau nun auf einer Chaiselongue lag, während er, ohne sich um sie zu kümmern, sein Junggesellenleben wieder aufnahm.

„Ja," erwiderte Marianne, „sie hat uns so dringend eingeladen, daß wir nicht haben abschlagen können. Ich glaube allerdings, es ist nur eine Einbildung, ein Verlangen, mit mir zu sprechen, um zu hören, wie ich es mache, um stark und beweglich zu sein."

Ein plötzlicher Gedanke gab Boutan seine Heiterkeit wieder.

„Wissen Sie, daß Sie sich beide auf demselben Punkte befinden, sie erwartet das Ereignis wie Sie gegen den ersten März. Trachten Sie also, am Donnerstag sich zu verständigen, wählen Sie mir nicht etwa denselben Tag, denn ich kann nicht bei beiden zu gleicher Zeit sein.“

„Und unsre Cousine Constance?“ fragte scherzend Mathieu, „ist sie nicht auch mit dabei, damit die Garnitur vollständig ist?“

„O nein, nein, die ist nicht dabei. Sie wissen, daß sie sich zugeschworen hat, nie mehr dabei zu sein, und die weiß sich so einzurichten, daß sie ihr Wort hält. Ich wünsche, daß es ihr wohl bekommt.“

Er hatte sich erhoben und wollte sich verabschieden, als der Ueberfall, der ihm gedroht hatte, ausgeführt wurde. Ohne daß jemand es merkte, hatten die Kinder ihre Plätze verlassen und sich zum Angriff bereitet, nachdem sie sich mit den Augen verständigt hatten. In einem Nu hatte der gute Doktor die beiden Aeltesten auf den Schultern, der Jüngere umklammerte seine Taille, während die Kleine an seinen Beinen hinaufzuklettern versuchte.

„Hopp, hopp, hü! Mach die Eisenbahn! Hü, hü!“

Sie zerrten ihn, sie stießen ihn unter unaufhörlichem Lachen, Zwitschern und Schreien. Die Eltern eilten ihm entrüstet und scheltend zu Hilfe. Aber er beruhigte sie.

„Lassen Sie sie, lassen Sie sie nur, sie sagen mir adieu, die lieben Kleinen. Da es nun einmal, wie unser Freund Beauchêne mir vorwirft, ein wenig auch meine Schuld ist, daß sie zur Welt gekommen sind, so muß ich sie auch wohl ein wenig aushalten. — Sehen Sie, was mir besonders an Ihren Kindern gefällt, das ist, daß sie gesund sind, wie die

Mama, die sie geboren hat. Für jetzt verlangen Sie nicht mehr von ihnen."

Nachdem er sie unter vielen Küssen wieder auf den Boden gesetzt hatte, nahm er beide Hände der Mutter und sagte ihr, daß alles vortrefflich gehe, daß er ruhig Abschied nehme, daß sie nur wie bisher fortfahren solle. Und als der Vater ihn bis ins Vorhaus begleitete, hörte man sie noch draußen scherzen und lachen.

Sogleich nach dem zweiten Frühstück sagte Mathieu, daß sie nun spazieren gehen wollten, damit Marianne sich des hellen Sonnenscheins erfreue. Die Kinder waren angekleidet worden, ehe man sich zu Tisch setzte, und es war kaum ein Uhr vorüber, als die ganze Familie, um die Ecke der Rue de la Fédération biegend, sich auf dem Quai befand.

Dieser zwischen dem Champ de Mars und den dichtbevölkerten Straßen des Zentrums gelegene Teil des Quartier de Grenelle besitzt einen eigentümlichen Charakter, hervorgerufen durch weite, kahle Ausblicke, durch lange, fast menschenleere, sich rechtwinklig schneidende Straßen, die von endlosen hohen grauen Fabrikmauern eingefaßt sind. Besonders während der Arbeitszeit begegnet man hier fast niemand, man sieht, wenn man den Blick erhebt, nichts als die hohen, dicke Rauchwolken ausstoßenden Schornsteine, welche die Dächer großer Gebäude mit staubigen Fensterscheiben überragen; und wenn irgend ein weites Thor geöffnet ist, so blickt man in tiefe, von scharfen Dämpfen durchzogene Höfe, die mit Rollwagen angefüllt sind. Kein andres Geräusch ist hörbar als das scharfe Zischen der Dampfstrahlen, das dumpfe Dröhnen der Maschinen, das donnernde Getöse von Eisenwerk, welches auf das Pflaster geworfen wird. Aber am Sonntag stehen die

Fabriken still, das ganze Viertel verfällt in Todesschlaf, und es bleibt nichts als an Sommertagen eine flammende Sonne, die die Steine des Pflasters glühend macht, und an Wintertagen ein eisiger Wind, der den Schnee durch die Einsamkeit der Straßen fegt. Man sagt, daß die Bevölkerung von Grenelle die schlechteste in Paris sei, die armseligste, die lasterhafteste, der Aufenthalt zahlreicher zügelloser Fabrikmädchen, von Prostituierten niedrigster Sorte, welche die Nachbarschaft der Militärschule anzieht, und welche ein Gefolge gemeinsten Pöbels mitbringen. Und wie als Gegensatz steigt gegenüber, am andern Ufer der Seine, das lachende bürgerliche Viertel von Passy empor, die reichen aristokratischen Viertel der Invalides und des Faubourg Saint-Germain erstrecken sich seitwärts, von prächtigen Avenuen durchzogen; so daß die Beauchênesche Fabrik, wie ihr Eigentümer oft lachend sagte, „à cheval“ stand, dem Elend den Rücken zukehrend, mit der Front gegen alle Schönheiten und Freuden dieser Welt gewendet.

Mathieu liebte die Avenuen, die, mit schönen Bäumen bepflanzt, vom Champ de Mars und der Esplanade des Invalides in breiten Straßenzügen voll Luft und Sonnenschein auslaufen. Es giebt in Paris keinen ruhigeren Winkel, wo man sich freier und angenehmer ergehen könnte, wo man von mehr traumhafter Stimmung und mehr Größe umgeben wäre. Aber vor allem liebte er den Quai, diesen Quai d'Orsay, so lang und so wechselnd, der an der Rue du Bac, mitten in der Stadt, beginnt, am Palais Bourbon, an der Esplanade, am Champ de Mars vorbeiführt, um erst am Boulevard de Grenelle, im düsteren Lande der Fabriken, zu endigen. Und welche majestätische Verbreiterung, welch herrliche hundertjährige Bäume an der Biegung der Seine,

von der Tabakfabrik bis zu dem neuen Garten um den Eiffelturm! Der Fluß zieht in graziösem Bogen hin. Die Avenue erstreckt sich unter den schönsten Bäumen der Welt. Man wandelt hier wirklich in einem köstlichen Frieden, dem das große Paris all seine Macht und seinen Reiz beigemengt zu haben scheint.

Bis dahin wollte Mathieu seine liebe Patientin und sein kleines Volk führen. Aber es war eine gewagte Sache, es bedurfte des Muts, um sie zu unternehmen. Roses kleine Füßchen besonders erweckten unruhige Zweifel. Man vertraute die Kleine Ambroise an, der, obgleich der Jüngere, schon ein entschlossener kleiner Bursche war. Die beiden eröffneten den Zug. Dann kamen Blaise und Denis, die Zwillinge. Vater und Mutter machten den Beschluß. Das gab ein ganzes Pensionat auf dem Trottoir. Anfangs ging alles vortrefflich, man ging natürlich im Schneckenschritt, schlenderte gemächlich unter der hellen warmen Sonne. Der schöne Winternachmittag war von erquickender Klarheit, im Schatten sehr kalt, goldig und weich an den Stellen, die unter den breiten Strahlen des Tagesgestirns lagen. In den Straßen gab es daher auch viel Leute, das sonntägliche und müßige Paris, welches der kleinste Sonnenstrahl in Mengen auf die Spazierwege lockt. So daß selbst Rose, munter, erregt, sich fest zusammennahm, um allen diesen Leuten zu zeigen, daß sie schon ein großes Mädchen sei. Man ging am Champ de Mars vorbei, ohne daß sie noch daran gedacht hätte, sich tragen zu lassen. Die drei Jungen setzten ihre Füße kräftig auf das gefrorene, hallende Pflaster. Es war ein prächtiger Spaziergang.

Am Arme Mathieus wankte indessen Marianne ein wenig. Sie trug ein grünes Tuchkleid, dessen

weite Bluse ihre Taille verbarg. Aber da sie schon sehr stark war, so wußte sie wohl, daß man es sah, lächelte darüber mit sanfter Anmut, während sie langsam, wiegend, dahinschritt. Und sie war wirklich von rührendem Reiz, so schön, in lächelnder Würde, noch anziehender geworden durch diese Mattigkeit, diese Lässigkeit des Körpers, der durch seine Entstellung geheiligt war. Vorübergehende, von ihrer Schönheit frappiert, drehten sich um und folgten ihr mit den Augen. Die Anzahl derer vermehrte sich, denen sie auffiel, die sich mit den Ellbogen anstießen, um einander auf sie aufmerksam zu machen. Was die Lage verschlimmerte, das war das Pensionat vor ihr. Vier Kinder schon, eine ganze Schar, und das fünfte unterwegs! Das schien manchen komisch, reizte sie zum Lachen. Manche ärgerten sich sogar, ließen sich anmerken, daß ein solcher Leichtsinn, auf öffentlicher Straße ausgestellt, ein schlechtes Beispiel gebe. Hinter dem Ehepaar gab es dann Erstaunen, Heiterkeit, Mitleid. Die arme kleine Frau, so hübsch, so jung, und bald fünf Kinder! Der Mann sah gleichwohl nicht wie ein roher Mensch aus. Und Mathieu und Marianne begriffen recht wohl, fuhren fort, sich anzulächeln, voll tapferer Unbußfertigkeit, zeigten stolz, ohne sich zu schämen, im vollen Lichte des Tages ihre glückliche Fruchtbarkeit, in der ruhigen Ueberzeugung, daß sie die Kraft und die Gesundheit und die Schönheit waren.

Als man unter den mächtigen, winterkahlen Bäumen angelangt war, mußte man Rose für eine Weile auf eine Bank setzen, auf welche glücklicherweise die Sonne noch schien. Diese begann sich indes schon zu neigen, es wurde kalt, man mußte sich ein wenig beeilen, heimzukehren. Aber es war trotzdem sehr angenehm in der kalten Luft, die die Haut des

Gesichtes flach, unter dem klaren, blaßgelben Himmel, der sich allmählich rosig färbte. Die Knaben stampften kräftiger mit den Füßen, und die Kleine, die lebhaft angeregt war, weinte nicht. Es war drei Uhr, als die Eltern, berauscht von der freien Luft, erquickt von dem Spaziergang, ihr kleines Pensionat um die Ecke der Rue de la Fédération steuerten. Auch hier blieben die Leute stehen und sahen ihnen nach, aber gute Leute offenbar, denn sie lachten die schönen Kinder an, nicht ohne heiterverständnisvolle Blicke auf diesen Vater und diese Mutter zu werfen, die so eifrig am Werke waren.

Ein wenig ermattet heimgekehrt, streckte sich Marianne auf eine Chaiselongue im Salon, wo Zoë ein helles Feuer angemacht hatte, wie Mathieu es beim Fortgehen angeordnet hatte. Und die Kinder, für den Augenblick durch die Müdigkeit still gemacht, saßen um einen kleinen Tisch und hörten Denis zu, der ihnen eine Geschichte vorlas, als ein Besuch angekündigt wurde. Es war Constance, die, mit Maurice von einer Spazierfahrt heimkehrend, vorsprach, um sich nach dem Befinden Mariannens zu erkundigen. Die beiden Frauen sahen sich so kaum alle drei oder vier Tage einmal, obgleich nur ein Garten das Häuschen vom Wohnhause der Beauchêne trennte.

„Sind Sie leidend, liebe Freundin?“ fragte sie beim Eintreten, als sie sie so halbliegend fand.

„O nein. Ich habe im Gegenteil eben einen zweistündigen Spaziergang gemacht und ruhe mich aus.“

Mathieu hatte der reichen und stolzen Cousine einen Fauteuil hingerollt, die sich übrigens bestrebte, durchaus liebenswürdig gegen sie zu sein. Nachdem sie Platz genommen hatte, entschuldigte sie sich, daß sie nicht häufiger kommen könne, da ihre Hausfrauenpflichten sie so stark in Anspruch nähmen;

während Maurice, in schwarzem Sammetanzug, sich dicht an sie drängte, ihr nicht von der Seite wich, und von weitem auf die vier Kinder starrte, die ihrerseits wieder ihn ansahen.

„Nun, Maurice, sagst du deinen kleinen Cousins nicht guten Tag?“

Er mußte sich nun wohl entschließen, zu ihnen hinzugehen. Aber alle fünf blieben befangen. Sie verkehrten nur wenig miteinander, sie hatten sich noch nicht geprügelt, und die kleinen Wilden von Chantebled waren ein wenig bäuerisch gegen diesen kleinen Pariser von feinen Manieren.

„Ihre Kleinen sind alle wohl?“ fuhr Constance fort, indem sie mit ihren scharfen Augen ihren Sohn mit den anderen verglich. „Ihr Ambroise ist gewachsen, und die beiden Aeltesten sind auch sehr stark.“

Zweifellos fiel ihre Prüfung nicht zu Gunsten Maurices aus, der, obgleich groß und stark aussehend, eine wachsbleiche Gesichtsfarbe hatte, denn sie lachte etwas gezwungen und fügte hinzu: „Aber um Ihre kleine Rose beneide ich Sie. Ein kleiner Engel!“

Mathieu lachte und sagte mit einer Lebhaftigkeit, die er sofort bereute: „O, das ist ein Neid, der bald gestillt werden kann. Man bekommt diese Engel auf dem Markte, und nicht teuer.“

„Nicht teuer, nicht teuer,“ gab sie ernst zurück, „das ist Ihre Ansicht, Sie wissen, daß es nicht die meinige ist. Ein jeder formt sein Glück oder sein Unglück nach seiner Art.“

Und ihr ironischer Bick voll Tadel und selbst Geringschätzung ergänzte ihre Worte. Sie ließ ihn über die vier Kinder hinschweifen, über diese Fülle rosigen, wuchernden Lebens, über diese schon wieder schwangere Frau, über diesen aufgeschwollenen Leib,

dem abermals Leben entspringen sollte. Sie war davon verletzt, abgestoßen, geärgert, wie von einer Unanständigkeit, wie von einem Vergehen gegen alles, was sie hochhielt, das Ebenmaß, die Klugheit, die Ordnung. Als sie von dieser neuen Schwangerschaft hörte, hatte sie ihre Mißbilligung nicht verhehlt; sie entschloß sich wohl, fortan nichts mehr zu sagen, aber sie wollte auch nicht, daß man sie angreife, daß man sie mit ihrer gewollten Unfruchtbarkeit necke. Wenn sie keine Tochter hatte, so war es, weil sie keine haben wollte.

Um einer unangenehmen Wendung des Gespräches vorzubeugen, beeilte sich Marianne, die über das drollige Wort ihres Mannes lächeln mußte, ein andres Thema anzuschlagen, indem sie nach Beauchêne fragte. „Warum haben Sie Alexandre nicht mitgebracht? Es ist nun acht Tage, seitdem er zuletzt bei mir war.“

„Aber,“ fiel Mathieu rasch ein, „ich habe dir ja gesagt, daß er gestern abend auf die Jagd gegangen ist. Er hat wahrscheinlich auf der andern Seite von Chantebled, in Puymoreau, übernachtet, um gleich beim Morgengrauen auf die Birsche zu gehen, und er wird wohl nicht vor morgen zurückkehren.“

„Ah, richtig, ich erinnere mich. Ein schöner Tag, um zu birschen.“

Dies war wiederum ein gefährlicher Gesprächsgegenstand, und Marianne bereute es bereits, daß sie ihn aufgeworfen hatte, denn man wußte nie genau, wo Beauchêne sein mochte, wenn er angeblich auf der Jagd war. Der Vorwand einer morgendlichen Birsche war sehr bequem, wenn er die Nacht auswärts verbringen wollte, und er hatte ihn nun schon so oft gebraucht, daß Constance sicherlich wissen mußte, was es damit für eine Bewandtnis hatte. Aber

vor diesem so innig zusammenhaltenden Ehepaar, vor dieser Frau, deren Gatte nicht mehr ausging, seitdem sie schwanger war, und sie immerfort mit seiner zarten Sorgfalt umgab, wollte sie tapfer sein, sich ganz ruhig stellen.

„Ich bin es, die ihn drängt, hinauszugehen, sich auszugeben. Er ist sehr vollblütig und bedarf viel frischer Luft, die Jagd ist sehr gut für ihn."

In diesem Augenblicke ertönte abermals die Klingel und kündigte einen neuen Besuch an. Es war Valérie, die mit ihrer Tochter Reine eintrat. Sie errötete, als sie Madame Beauchêne sah, so tiefen Eindruck machte diese reiche Frau auf sie, die ihr als Muster vorschwebte, welches sie nachzuahmen sich bemühte. Aber Constance benützte die Unterbrechung, die durch die Neuangekommenen verursacht wurde, um sich zu erheben und zu sagen, sie könne leider nicht länger bleiben. Eine Freundin erwarte sie wahrscheinlich zu Hause.

„Lassen Sie uns wenigstens Maurice hier," bat Mathieu. „Reine ist nun auch da, sie werden alle sechs miteinander spielen, und ich bringe ihn Ihnen zurück, nachdem er bei uns gevespert hat."

Maurice hatte sich wieder an seine Mutter gedrängt, und diese sagte: „O nein, o nein! Sie wissen, daß er eine Kur durchmacht, und ich lasse ihn nie außer dem Hause essen. Guten Tag, ich gehe nun. Ich wollte nur hören, wie es Ihnen geht. Auf Wiedersehen!"

Sie ging mit dem Knaben fort, nachdem sie Valérie mit einem vertraulichen und herablassenden Händedruck bedacht hatte, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln, was diese außerordentlich vornehm fand. Reine hatte Maurice zugelächelt, den sie ein wenig kannte. Sie sah heute allerliebst aus, in einem blauen Tuchkleide, mit lachendem Gesicht unter ihren

dicken schwarzen Haaren, und sah ihrer Mutter so ähnlich, daß sie wie ihre jüngere Schwester erschien.

Marianne rief sie entzückt zu sich. „Gieb mir einen Kuß! Nein, was das für ein hübsches Mädchen ist! Wie groß und schön sie wird! Wie alt ist sie denn?"

„Bald dreizehn Jahre," sagte Valérie.

Sie hatte sich auf dem eben von Constance verlassenen Sitz niedergelassen, und Mathieu bemerkte, daß ihre Augen einen sorgenvollen Ausdruck hatten. Nachdem sie gesagt hatte, daß auch sie gekommen sei, um sich nach dem Befinden Mariannens zu erkundigen, und nachdem sie mit freudigem Erstaunen das gute Aussehen der Kinder und der Mutter gepriesen hatte, schwieg sie, düster geworden, irgend einem geheimen Kummer nachhängend, während sie Marianne zuhörte, die ihr dankte, glücklich darüber, daß alle diese Leute sich ihrer erinnerten. Mathieu dachte sodann, es werde der Besucherin vielleicht erwünscht sein, wenn er sie mit seiner Frau allein lasse.

„Liebe kleine Reine, kommen Sie doch mit den Kindern ins Speisezimmer. Wir wollen uns mit dem Vesperbrot befassen und den Tisch decken. Das wird lustig sein."

Dieser Vorschlag entfesselte betäubenden Jubel. Das Buch war vergessen, der Tisch wurde beiseite gestoßen, und die drei Knaben entführten Reine in tollem Galopp, während Rose zuerst nach vorne auf ihre Hände fiel und ihnen dann schreiend und wie eine kleine Katze springend folgte.

Sobald sie allein mit Marianne war, seufzte Valérie.

„Ach, liebe Freundin, wie glücklich sind Sie, daß Sie so nach Ihrem Gefallen schöne Kinder haben können! Das ist ein Glück, das mir versagt ist."

Die junge Frau sah sie erstaunt an. „Wie

das? Es scheint mir doch, daß Ihnen das ganz frei steht, und daß mein Fall auch der Ihrige ist?“

„O, ganz und gar nicht, liebe Freundin! Sie haben einfache Bedürfnisse, Ihr Leben ist nicht so eingerichtet wie das meinige. Sie wissen, ein jeder stellt sein Leben auf eine gewisse Grundlage, wir haben alles für uns und für Reine zurechtgelegt, und es wäre eine Katastrophe, wenn wir das alles nun umstürzen müßten.“

Und mit einem plötzlichen Verzweiflungsausbruch: „Wenn ich schwanger wäre, wie Sie, wenn ich dessen gewiß wäre, o, ich weiß nicht, was ich thäte, ich würde verrückt werden!“

Trotz aller Anstrengung, sich zu beherrschen, stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren zitternden Händen.

Mehr und mehr erstaunt, erhob sich Marianne, nahm zärtlich ihre Hände, sprach gute Worte zu ihr, um sie zu beruhigen. Und dann empfing sie endlich ihre Beichte, erfuhr, daß sie seit drei Monaten Ursache habe, sich schwanger zu glauben. Zuerst hatte sie sich damit zu beruhigen versucht, daß sie an eine mögliche Verspätung glaubte; aber seit diesem Monat waren ihre Zweifel zur Gewißheit geworden, und sie litt furchtbare Seelenqualen. Sie erzählte, in welche namenlose Bestürzung diese unerwartete Schwangerschaft sie und ihren Mann versetzt habe, denn sie waren ihrer Vorsicht so sicher gewesen! Er, der arme liebe Mann, der sie vergötterte, hätte sich eher die Hand abgeschnitten, als ihr in dieser Hinsicht zuwider zu handeln. Sie ihrerseits war stets auf der Hut und gebrauchte alle Vorsicht. Es war daher unfaßbar, niemals hätten sie geglaubt, daß so etwas einem Ehepaar geschehen könne, das sich so liebe wie sie, und in diesem Punkte so eines Sinnes sei.

„Da das Malheur nun einmal geschehen ist," sagte Marianne tröstend, „nun, du lieber Gott, so müssen Sie sich eben darauf einrichten! Es wird trotz alledem willkommen sein, das arme Kleine!"

„Aber es ist unmöglich, unmöglich!" rief Valérie heftig, neuerlich von Zorn und Verzweiflung erfaßt. „Wir können doch nicht unser ganzes Leben lang so in der Mittelmäßigkeit bleiben! Ihr Mann hat Ihnen wohl erzählt, was der meinige ihm im Vertrauen mitgeteilt hat. Sie wissen also wahrscheinlich, daß infolge eines freundlichen Anerbietens Michauds, eines seiner ehemaligen Untergebenen, der heute eine große Stellung in der Nationalkreditbank inne hat, mein Mann sich entschlossen hatte, die Fabrik zu verlassen, wo er keine Zukunft hat, und seinerseits in die Bank einzutreten, die ihm große Aussichten bieten würde. Nur müßte er sich vorerst mit einem kleinen Posten mit dreitausendsechshundert Francs Gehalt begnügen, an Stelle der fünftausend, die er in der Fabrik verdient. Und wie wollen Sie, daß wir nun dieses Wagnis auf uns nehmen, uns mit dreihundert Francs monatlich begnügen, angesichts einer bevorstehenden Schwangerschaft, einer Niederkunft, eines zweiten Kindes, das wir zu nähren und aufzuziehen hätten? Alle unsre Berechnungen waren gemacht, dieses unglückliche Kind wirft sie über den Haufen, schleudert uns für immer ins Elend zurück!"

„Was für ein Gedankengang!" sagte Marianne mit ihrer lächelnden Ruhe.

„Aber er ist berechtigt, meine Liebe! Es bietet sich einmal eine Gelegenheit, und wenn man diese nicht benutzt, so ist es für immer vorbei. Wenn mein Mann die Fabrik nicht verläßt, im Augenblicke, da sich ihm anderwärts eine glänzende Zu-

kunft bietet, so ist er auf Lebenszeit angenagelt, alle unsre Träume fallen ins Wasser, Reines Mitgift, ein glücklicheres Leben, alles, was wir je erhofft und ersehnt haben. Wie, Sie, eine so kluge Frau, Sie verstehen das nicht?"

„Ach ja, ich verstehe wohl! Aber sehen Sie, mir liegen derlei Berechnungen so fern, daß es mir schwer fällt, ihre Berechtigung zu fühlen. Sie setzen mich in Erstaunen und bereiten mir Schmerz. Die Kinder kommen, man muß sie wohl aufnehmen, und sie sind schließlich doch das Glück und der Reichtum. Es kann nichts Einfacheres geben."

Valérie protestierte unter neuen Thränen.

„Sagen Sie doch das meinem armen Mann, der voll Scham und Verzweiflung über das ist, was er angestellt hat. Er kann den Gedanken gar nicht fassen! Sehen Sie, heute, Sonntag, wissen Sie, wo er ist? Er sitzt zu Hause und arbeitet, um einige Sous neben seinem Gehalt zu verdienen. — Aber wenn es sein muß, so werde ich Willen und Kraft für ihn haben. Er ist so schwach und so gut!"

Dann schienen Gedanken, die sie nicht aussprach, sie plötzlich wieder zu überwältigen. Sie rang die Hände und stammelte unter heftigem Schluchzen: „Nein, nein! Es ist unmöglich, ich kann nicht, ich darf nicht schwanger sein! Nein, nein, es kann nicht sein, ich will nicht, ich will nicht!"

Sie wand sich unter so heftiger Seelenpein, daß Marianne darauf verzichtete, ihr Vernunftgründe vorzuhalten, und sie liebevoll in ihre Arme nahm, um sie zu trösten, um so mehr, als sie fürchtete, daß ihr Weinen im Nebenzimmer gehört werden würde, aus welchem das fröhliche Lachen der Kinder herüberscholl. Und nachdem sie ihr die Augen getrocknet hatte, führte sie sie dahin.

„Zu Tische, zu Tische!" schrieen die Knaben, mit Händen und Füßen trommelnd.

Er bot einen hübschen Anblick, dieser für das Vesperbrot vorbereitete Tisch, auf welchem Mathieu unter dem Beistand Reines eben noch vier Kompottschüsseln, welche Kuchen und eingemachte Früchte enthielten, symmetrisch anordnete. Die drei Jungen verzögerten alles, indem sie bei allem helfen wollten, während Rose fortwährend auf dem Punkte war, alles zu zerbrechen. Aber man unterhielt sich so prächtig, und Reine war so allerliebst als kleine Hausfrau! Sie lachte, ohne Zweifel schon nicht mehr ganz harmlos, als Ambroise seiner Mutter zurief, daß sie seine Frau sei, und Rose ihr kleines Kind. Marianne hieß ihn schweigen, als sie sah, daß Valérie wieder ihre Thränen zurückdrängen mußte. Dann setzte man sich zu Tische, und die Kinder aßen mit Heißhunger.

An diesem schönen Sonntagabend, gegen neun Uhr, nachdem die Kinder zu Bett gebracht worden waren, schlossen sich Mathieu und Marianne frohen Herzens in ihr Schlafzimmer ein. Er bestand darauf, daß sie sich sogleich zu Bette lege, er deckte sie zu und rückte ihr die Polster unterm Kopf zurecht. Dann wachte er an ihrer Seite, las ihr bis zehn Uhr vor, da sie um diese Stunde eine Tasse Lindenblütenthee nehmen sollte, den er ihr täglich selbst bereitete, indem er wiederholte, daß er des Mädchens nicht bedürfe. Nachdem sie ihre Tasse geleert hatte, wünschte er ihr gute Nacht, indem er ihr zwei brüderliche Küsse auf die Wangen drückte, denn sie war ihm heilig, und sie scherzten beide darüber und nannten sich Monsieur und Madame. Sein kleines Bett war bereit, er entkleidete sich, löschte die Lampe aus und rief ihr zu, sie möge schlafen. Er aber schlief nicht ein, wartete, bis ihr regel-

mäßiger Atem ihm sagte, daß sie entschlummert sei, dann schloß auch er die Augen. Und wie oft erwachte er, erhob sich geräuschlos, umgab auch ihren Schlaf mit religiösem Kultus! .

Marianne, der Mathieu die Morgenstunde einer Königin bereitete, die er in der hellen Wintersonne wie eine Prinzessin aus den Märchen spazieren führte, wurde des Nachts von ihm bedient und verehrt gleich einer Göttin. Es war der höhere und reinere Kultus als der der Jungfrau, der Kultus der Mutter, der geliebten und glorreichen, der schmerzhaften und erhabenen Mutter, in den Leiden, die sie erduldet, um der ewigen Blüte des Lebens willen.

II.

An dem Donnerstag, wo die Froment bei den Séguin du Hordel in dem luxuriösen Palais in der Avenue d'Antin zu Mittag essen sollten, klingelte Valentine ihrer Zofe Céleste gegen zehn Uhr, um sich ankleiden zu lassen und sich sodann auf der Chaiselongue ihres kleinen Salons im ersten Stock auszustrecken. Sie hatte Marianne gebeten, zeitig zu kommen, um mit ihr plaudern zu können, sie empfand das unwiderstehliche Bedürfnis, mit einer Frau, die sich in der gleichen Lage befand, von den fürchterlichen Schrecken zu sprechen, mit denen ihre krankhafte Phantasie sich fortwährend beschäftigte.

Sie ließ sich einen Spiegel geben, betrachtete sich und schüttelte trübselig den Kopf, so sehr fand sie sich verunstaltet; ihr hübsches Blondinengesichtchen zeigte rote Flecken, ihr schlanker Körper war formlos geworden, die pfaublaue Seidenbluse, die sie trug, konnte seine Mißgestalt nicht verbergen.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte sie.

Seit zwei Tagen hatte sie ihn nicht gesehen. Er schützte Geschäfte vor, nahm seine Mahlzeiten häufig außer Hause, und vermied es, des Morgens in ihr Zimmer zu kommen, unter dem Vorwand, sie nicht stören zu wollen.

„Nein, Madame, der Herr ist gegen neun Uhr fortgegangen, und ich weiß bestimmt, daß er noch nicht zurückgekehrt ist."

„Es ist gut. Sowie Monsieur und Madame Froment kommen, sollen sie hieher geführt werden."

Sie ließ den Kopf matt zurücksinken und nahm ein Buch, um zu lesen.

Wie Doktor Boutan Mathieu und Marianne zu verstehen gegeben hatte, war diese unerwartete Schwangerschaft Valentinens die Ursache fortwährender Stürme im Hause der Séguin. Zuerst hatte Séguin sich in einem brutalen Wutausbruch ergangen und geschrieen, daß dieses Kind nicht von ihm sein könne; er beschuldigte seine Frau geradezu, einen Geliebten zu haben; und die Eifersucht eines Kutschers, wütend und ordinär, die sich in gemeinen Worten, in drohenden Handbewegungen erging, kam bei diesem Skeptiker zum Vorschein, der die elegante Sorglosigkeit des verfeinertsten Pessimismus zur Schau trug. Es kam zu entsetzlichen Scenen. Dann hatte die verzweifelte Frau verlangt, daß Doktor Boutan als Schiedsrichter angerufen werde. Aber dieser mochte, nachdem er den Gatten bei Seite ausgefragt hatte, ihm noch so eindringlich erklären, daß alle seine Vorsichtsmaßregeln recht wohl hatten ungenügend sein können, ihm zwanzig Fälle citieren, die unter den gleichen Bedingungen zur Schwangerschaft geführt hatten — er ließ gleichwohl nicht von seinem Verdacht, schien nur einen Augenblick wankend gemacht, um seine abscheulichen Anklagen wieder aufzunehmen, sobald der Arzt sich entfernt hatte.

Er wütete auch gegen diesen, ja ging so weit, ihn ihren Complicen zu nennen. Er war besonders erbittert über die strenge Lektion, die ihm das Schicksal in Bezug auf die Unterschlagungen erteilte; denn eben diese verwerflichen Praktiken waren die Quelle des ganzen Uebels, der qualvollen Situation, unter der das Ehepaar sich wand: hätte der Mann nicht unterschlagen, so säße ihm nicht, vielleicht für immer, der entsetzliche Zweifel im Herzen, daß sein Kind vielleicht nicht von ihm sei. Natürlich hatte der wackere Doktor, der in der Unterschlagung die Wurzel alles Unglücks sah, nicht verfehlt, ihm alle Konsequenzen vorzurechnen: die Entvölkerung, die Entartung der Gattung, die Befleckung und Zerstörung der Familie, das blinde Jagen des Mannes nach Geld und Vergnügen, die verderbte, zerrüttete, dem Ehebruch zutreibende Frau. Und Séguin bewahrte davon eine fortwährende, um so heftigere Gereiztheit, als derlei Ideen alles verdammten, was er bis nun geglaubt und gewollt hatte.

Indessen setzte das Ehepaar sein Leben der Vergnügungen fort; sie ließ sich ihren Zustand nicht anmerken, schnürte sich zum Ersticken, tanzte auf Bällen, trank Champagner bei seinen Soupers nach dem Theater; er verbarg seine Anfälle von Scham und Eifersucht, führte mit scheinbarer ironischer Unbekümmertheit ihr gewohntes Leben weiter. Sie, die sich noch keinen Vorwurf zu machen hatte, wollte übrigens ihren Gatten behalten, mehr aus Stolz als aus Liebe; denn, wie sie manchmal zu ihm sagte, er that alles, was er konnte, um sie dazu zu bringen, sich wirklich den Geliebten zu nehmen, den er ihr so brutal vorwarf; und wenn sie sich in der Einschnürung ihres Mieders quälte, wenn sie jeden Abend sich der Gefahr einer Fehlgeburt aussetzte, so war es, weil sie verzweifelt kämpfte, als Frau, die wußte, daß sie verlassen

werden würde, im Augenblicke, da sie nicht mehr die Strahlende und Genußspendende war. Aber eines Nachts, nach der Rückkehr von einer Première, kam sie dem Tode nahe, und sie mußte von da ab das Zimmer hüten: es war ein völliger Zusammenbruch, es entwickelte sich eine qualvolle Schwangerschaft, die ihr nicht eine schmerzfreie Stunde mehr ließ. Von da ab wurde das Verhältnis der Gatten zu einander vollends verbittert, alles, was sie vorausgeahnt und gefürchtet hatte, erfüllte sich. Er war fortwährend in abscheulichster Laune, konnte nicht in ihrer Nähe bleiben, ohne mit ihr zu zanken. Diese kranke, verunstaltete Frau, die ihm keinen Genuß bieten konnte, war ihm unerträglich, stieß ihn ab. Er ging immer häufiger aus und nahm allmählich seine Junggesellengewohnheiten wieder an. Die Spielleidenschaft, die in ihm glimmte, flammte mit der Heftigkeit eines schlecht verlöschten Feuers wieder auf. Er schlief auswärts, verbrachte ganze Nächte im Klub. Dann wandte er sich den Weibern wieder zu, den Mädchen, die nicht die Dummheit begingen, schwanger zu werden, die schön, unterhaltend, begehrenswert blieben. Wenn man zu Hause keine erträgliche Frau mehr hat, so muß man sich eben andre an andern Orten suchen. Und wenn er nach Hause kam, verfiel er wieder in seine Eifersuchtsanfälle, fühlte sich versucht, sie zu töten, diese elende kranke Frau, deren entstellter Leib ihm ein Spott und eine Beleidigung schien.

Gegen ein viertel zwölf Uhr erschien Céleste wieder.

„Mein Mann?“ fragte Valentine lebhaft, ihr Buch sinken lassend.

„Nein, Madame, es sind die Herrschaften, die Sie erwarten, Monsieur und Madame Froment.“

„Lassen Sie sie eintreten. Sobald der Herr nach Hause kommt, benachrichtigen Sie mich.“

Als Marianne und Mathieu eintraten, richtete sie sich auf und sagte, ihnen beide Hände entgegenstreckend, in liebenswürdigem Tone: „Sie verzeihen, nicht wahr, Madame, daß ich darauf bestanden habe, daß Sie sich die Mühe nehmen, zu mir zu kommen; aber, wie Sie sehen, ist es mir nicht möglich, zu Ihnen zu kommen, und unser guter Doktor Boutan sagte mir, wie kräftig und tapfer Sie sind. Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meine Einladung angenommen haben! Ich empfand ein so lebhaftes Verlangen, Sie zu sehen, ein wenig mit Ihnen zu plaudern! Bitte, setzen Sie sich in diesen Fauteuil, da ganz nahe zu mir."

Mathieu betrachtete sie, erstaunt, sie so gelb und herabgekommen zu finden, die er zuletzt so entzückend in ihrer blonden Schönheit gesehen hatte; während sie selbst ängstlich Marianne ansah, frappiert von ihrem ruhigen und kräftigen Aussehen, von dem lächelnden Glanze, den ihre großen Augen bewahrt hatten.

„Ich bin es, die Ihnen für Ihre Einladung dankt," erwiderte diese entgegenkommend. „Die Bewegung thut mir sehr gut, ich habe zu meinem Vergnügen sogar zu Fuß kommen können. O, wenn Sie wollten, so würden Sie herumgehen können wie ich, man muß nur Mut haben."

Es entwickelte sich nun ein intimes Gespräch zwischen den beiden Frauen, während Mathieu das Buch öffnete, das auf einem kleinen Tischchen lag, und that, als ob er gar nicht auf das hörte, was sie sagten, um sie von jedem Zwang zu befreien. Die beiden hatten sich bisher nur selten gesehen und besaßen nichts Gemeinsames, weder in ihren Gedanken noch in ihren Gewohnheiten; aber die Aehnlichkeit ihres augenblicklichen Zustandes brachte sie einander nahe. Und besonders Valentine empfand ein gieriges Verlangen, zu wissen, sich unterrichten,

sich beruhigen zu lassen. Sie sprach zuerst von Doktor Boutan, wollte wieder hören, daß er nie eine seiner Patientinnen verliere, daß es keinen Geburtshelfer gebe, der eine sanftere und geschicktere Hand habe. Marianne erwiderte, etwas erstaunt, daß sie ihn ja kennen müsse, da sie sich ja schon zweimal unter seinen Händen befunden habe. Ja, das sei richtig, aber es beruhige sie, seine Verdienste von einer andern bestätigen zu hören. Und sie erging sich in Fragen ohne Ende, kam immer wieder auf jede Einzelheit zurück, wollte, daß Marianne ihr erkläre, was sie fühle, wo die Schmerzen seien, welcher Art sie seien, was sie esse, wie sie schlafe, kurz alle ihre Empfindungen und Gedanken, alle Umstände ihrer glücklichen Schwangerschaft. Und als Marianne, kraftvoll und lächelnd, sich gutherzig zur Befriedigung dieser Neugierde hergab, um sie zu zerstreuen und aufzurichten, ihr ruhig von ihren Hoffnungen sprach, daß alles gut ablaufen, daß es wieder ein Knabe sein werde, brach Valentine plötzlich in heftiges Schluchzen aus.

„O, ich werde daran sterben, ich werde sterben, ich weiß es gewiß!“

Diese Gewißheit ihres baldigen Todes verfolgte sie, ohne daß sie es wagte, sie gegen alle auszusprechen. In der Zerrüttung ihrer Nerven, in der Einsamkeit, in der ihr Gatte sie ließ, bereitete dieser Gedanke ihr unaufhörliche Folterqualen, sie sah stets den schwarzen Abgrund vor sich, in welchen dieses unselige Kind, nachdem es ihre Ehe zerstört, sie stürzen würde.

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Marianne heiter. „Wer wird denn daran sterben! Wissen Sie, was man sagt? Daß die Frauen, die sich mit solchen Gedanken quälen, dann die schönste Niederkunft haben, die es geben kann.“

Mathieu, der über diese fromme Lüge lächeln mußte, bestätigte sie vollständig, was die arme Verzweifelte ein wenig aufrichtete, die vor jedem Luftzug ängstlich zitterte, nach sanften Worten gierig lechzte, stets die feste, bedingungslose, wenn auch täuschende Versicherung haben wollte, daß alles gut ausgehen werde. Sie blieb gleichwohl traurig, als Céleste wieder eintrat, und ohne zu warten, auf die stumme Frage in den Augen ihrer Herrin antwortete:

„Nein, Madame, es ist noch immer nicht der Herr. Es ist die Frau aus meiner Heimat, von der ich Ihnen gesagt habe, Sophie Couteau, die Couteau, wie man sie dort in Rougemont nennt, die sich damit befaßt, Ammen nach Paris zu bringen."

Bei diesen Worten beruhigte sich Valentine, die bereits im Begriffe gewesen war, die Zofe, empört über die Störung, mit harten Worten hinauszusenden.

„Nun, und?"

„Nun, Madame, sie ist da. Wie ich bereits sagte, wenn Sie sich entschließen würden, ihr schon jetzt den Auftrag zu geben, so könnte sie Ihnen eine sehr gute aussuchen und sie Ihnen dann rechtzeitig hereinsenden."

Die Couteau, die hinter der halboffen gebliebenen Thür gewartet hatte, nahm sich die Freiheit, einzutreten, ohne abzuwarten, daß man sie dazu auffordere. Sie war eine kleine, magere, klug aussehende Frau von bäuerischem Ansehen, aber durch ihre häufigen Reisen nach Paris schon sehr abgeschliffen. Ihr längliches Gesicht, ihre aufgeweckten Augen, ihre spitze Nase waren nicht unangenehm, von einer Art liebenswürdiger Gutmütigkeit, die aber durch den Mund beeinträchtigt wurde, dessen

dünne Lippen Schlauheit und Geldgier verrieten. Und ein dunkelwollenes Kleid, ein schwarzer Mantelkragen, schwarze Halbhandschuhe, eine schwarze Haube mit gelben Bändern gaben ihr das ehrbare Aussehen einer Bäuerin im Sonntagsstaat, die zur Kirche geht.

„Sie sind Amme gewesen?“ fragte Valentine, sie prüfend betrachtend.

„Ja, Madame; o, es sind schon zehn Jahre her, als ich zwanzig war. Dann habe ich mich verheiratet und habe gefunden, daß man als Amme nicht reich werden kann. So befasse ich mich lieber damit, die andern unterzubringen.“

Sie zeigte ein schwaches kluges Lächeln, welches andeutete, wie sehr dieses Verdingen als Milchkuh an die Stadtleute ihr eine Narretei scheine. Aber sie fürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben.

„Man thut, was man kann, um den Leuten gut zu dienen, die einen bezahlen, nicht wahr, Madame? Der Arzt hatte mir gesagt, daß ich nie mehr gute Milch haben werde; und anstatt die armen Kleinen schlecht zu nähren, ziehe ich es vor, ihnen in andrer Weise nützlich zu sein.“

„Sie führen also den Pariser Bureaux Ammen zu?“

„Jawohl, Madame, zweimal im Monat an verschiedene Bureaux, aber besonders der Firma Broquette in der Rue Roquépine. Das ist ein sehr ehrenhaftes Haus, wo man nicht Gefahr läuft, betrogen zu werden. Also, wenn es Ihnen gefällig ist, Madame, so werde ich Ihnen die beste unter denen aussuchen, die mir zur Verfügung stehen werden, sozusagen den Rahm von der Milch. Ich verstehe mich darauf, Sie können sich auf mich verlassen.“

Da Céleste sah, daß ihre Herrin sich nicht ent-

schließen konnte, glaubte sie eingreifen zu müssen, um zu erklären, wieso die Couteau an diesem Morgen gekommen war.

„Wenn sie in die Heimat zurückkehrt, nimmt sie fast immer einen Säugling mit, das Kind einer Amme, oder das Kind eines Ehepaares, welches nicht reich genug ist, um sich hier eine Amme halten zu können, und übergiebt es dort einer Pflegemutter. Darum ist sie heute zu mir zu Besuch gekommen, ehe sie das Kleine der Madame Menoux abholt, die heute nacht entbunden worden ist."

Valentine sagte lebhaft, mit einem Ausruf der Ueberraschung: „Wie, die Krämerin ist entbunden, und Sie sagen mir nichts davon? Erzählen Sie doch, wie ist es abgelaufen?"

Diese Madame Menoux war die Frau eines ausgedienten Soldaten, eines stattlichen Mannes, der mit hundertfünfzig Francs monatlichem Gehalt als Aufseher in einem Museum angestellt war. Sie liebte ihn leidenschaftlich, und sie hatte resolut den Plan gefaßt und ausgeführt, sich einen kleinen Kramladen zu errichten, wo sie fast so viel wie er verdiente, so daß das Ehepaar beinahe im Wohlstand lebte und sehr glücklich war.

Céleste, die sich zwanzigmal hatte ausschelten lassen, weil sie immer wieder stundenlang in dem kleinen Laden im Geschwätz verweilt hatte, wurde ganz stolz, nicht ohne ein unmerkliches, spöttisches Lächeln, als sie so ausgefragt wurde. Und sie antwortete mit großer Wichtigkeit: „Alles ist vorzüglich abgelaufen, Madame. Eine ausgezeichnete Niederkunft, ein prächtiger Junge. Ich will gestehen, daß ich heute früh hinübergelaufen bin, um ihn anzusehen. Das ist ja eine sehr begreifliche Neugierde, nicht wahr?"

Und da Valentine sie mit leidenschaftlichem

Interesse immer weiter ausfragte, ging sie auf die kleinsten Einzelheiten ein: „Sie war übrigens in sehr guten Händen. Ich habe ihr Madame Rouche, die Hebamme aus der Rue du Rocher, empfohlen, weil eine Freundin, der sie ihren Beistand geleistet hatte, mir alles mögliche Gute von ihr erzählt hat. Natürlich kommt sie Madame Bourdieu nicht gleich, die in der Rue Miromesnil ein so schön eingerichtetes Haus hat; aber dafür ist sie auch weniger teuer, und wenn einmal alles vorüber ist, so kommt es auf eins heraus . . . Bei Madame Rouche geht alles sehr schnell, abgesehen davon, daß sie sich der Sache mit großem Eifer annimmt.“

Sie verstummte plötzlich, als sie die Augen Mathieus auf sich gerichtet sah. Was sagte sie denn, daß dieser Herr sie so betrachtete? Sie geriet in Verwirrung, ließ einen verstohlenen und unruhigen Blick an sich herabgleiten. Selbst im sechsten Monat der Schwangerschaft, schnürte sie sich zum Ersticken, um ihren Platz nicht zu verlieren. Schon einmal, bald nach ihrer Ankunft in Paris, hatte sie sich vergessen, sich von dem Sohne des Hauses, wo sie diente, verführen lassen, um dann von Madame Rouche, deren Spezialität dies war, von einem toten Kinde entbunden zu werden. Dieses Mal war ein Lieferant des Hauses der Vater des Kindes; aber sie wollte nichts davon wissen, wütend, daß sie wieder in die Patsche geraten war, sie, die nun schon Gewitzigte, die sich so viel vom Vergnügen ohne Folgen versprochen hatte. Und sie zeigte sich nur so wohlgemut, pries nur deshalb Madame Rouche so hoch, weil sie entschlossen war, sich von dieser wieder von einem toten Kinde entbinden zu lassen. Sie steuerte bereits auf die Bitte um einen einmonatigen Urlaub los, indem sie von ihrer armen Mutter sprach, die in Rouge-

mont so schwer krank liege, und die sie so gerne noch einmal sehen möchte, um ihr die Augen zuzudrücken.

„O," setzte sie hinzu, indem sie eine naive Miene annahm, „ich sage natürlich nur wieder, was man mir gesagt hat. Ich weiß selber nichts Sicheres darüber."

Dieses derbe Mädchen mit dem großen Kopfe und dem herausfordernden Aussehen flößte Mathieu entschieden kein Vertrauen ein, der sie merkwürdig unterrichtet in Bezug auf Hebammen fand. Er fuhr fort, sie mit einem Lächeln zu betrachten, in welchem sie deutlich las, was dieser Herr von ihr dachte.

„Aber," fragte Marianne, „warum behält die Frau, von der Sie sprechen, nicht ihr Kind?"

Die Couteau warf einen schiefen, finsteren Blick aus ihren schwarzen Augen auf diese schwangere Dame, die, wenn sie selber schon nichts dergleichen that, doch andre nicht hindern sollte, das Geschäft zu fördern.

„Das ist unmöglich!" rief Céleste, glücklich über die Ablenkung. „Wie soll Madame Menoux ihr Kind bei sich in ihrem Laden behalten können, der nicht größer ist als meine Tasche? Hinter dem Laden hat sie nur ein kleines Zimmerchen, wo sie essen und schlafen; und auch dieses geht nur auf einen engen Hof ohne Licht und Luft; das Kind würde da keine Woche leben. Dann hätte sie gar nicht die Zeit, sich damit zu befassen, da sie den ganzen Tag hinter ihrem Verkaufspult steht, nie ein Dienstmädchen gehabt hat, und obendrein noch das Essen für die Stunde bereiten muß, wo ihr Mann vom Museum nach Hause kommt. Ja, wenn sie könnte, wäre sie nur zu glücklich, ihr Kind behalten zu können. Sie lieben einander so, sie sind so glücklich, diese Eheleute!"

„Es ist wahr," sagte Marianne traurig. „Es giebt arme Mütter, die ich aus ganzem Herzen bemitleide. Diese da leidet keine Not, und doch, zu welch grausamer Trennung ist sie gezwungen! Ich könnte es nicht überleben, wenn man mir mein Kind so in ein unbekanntes Land entführte, um es einer andern Frau zu geben."

Die Couteau sah darin offenbar einen persönlichen Angriff. Sie nahm die Miene der gutherzigen, gegen Kinder zärtlichen Frau an, womit sie die zögernden Mütter zu ködern pflegte.

„O, Rougemont ist ein sehr hübscher Ort. Und dann ist es nicht weit von Bayeux, wir leben da nicht ganz in der Wildnis. Die Luft ist dort so gesund, daß Leute dahin kommen, um zu genesen. Und was die Kleinen betrifft, die man uns anvertraut, so werden sie sehr gut gepflegt, das kann ich Ihnen versichern! Man müßte doch kein Herz haben, um sie nicht zu lieben, die kleinen Engel!"

Aber sie verstummte, als sie bemerkte, in welcher Art Mathieu, immer noch schweigend, nun sie ansah. Vielleicht fühlte sie, die unter ihrer bäuerischen Schale sehr raffiniert war, daß ihre Stimme einen falschen Klang hatte. Wozu übrigens ihre herkömmliche Lobpreisung ihres Heimatsortes, da diese Dame ja nichts andres wollte als einfach eine Amme nach der Stadt? Sie sagte also neuerdings: „Also, Madame, Sie können sich darauf verlassen, ich bringe Ihnen die beste, die ich habe, eine wahre Perle!"

Valentine, deren Gedanken bei der glücklichen Niederkunft dieser Madame Menoux verweilt zu haben schienen, ein wenig beruhigt durch das, was sie als glückliche Vorbedeutung für sich selbst ansah, fand die Kraft, ihren Willen zu bethätigen.

„Nein, nein, ich will mich nicht im vorhinein

binden. Ich werde die Ammen prüfen lassen, die Sie dem Bureau senden, und ich werde sehen, ob ich darunter das finde, was ich wünsche."

Ohne sich sodann weiter um die Frau zu kümmern, die sie mit einer Handbewegung verabschiedete, nahm sie ihr Gespräch mit Marianne wieder auf.

„Sie werden auch dieses Kind selbst stillen?"

„Gewiß, so wie die andern. Sie wissen, daß wir, mein Mann und ich, hierüber unsre eignen Ansichten haben. Es würde uns nicht mehr das unsre scheinen, wenn wir es einer Amme überließen, es vollends lebensfähig zu machen."

„Freilich, ich verstehe Sie. Ach ja, wenn ich könnte! Aber ich kann nicht, es ist unmöglich!"

Die Couteau war unbeweglich stehen geblieben, geärgert über den fruchtlosen Weg, den sie gemacht hatte, den Entgang des Geschenkes bedauernd, welches man ihr für ihre Dienste gegeben hätte. Sie legte ihren ganzen Groll in den schiefen Blick, den sie abermals auf diese schwangere Dame schoß, welche selber stillte: Saubere Leute, die da, das sah man wohl, Habenichtse, die nicht einmal so viel besaßen, um sich eine Amme gönnen zu können. Auf einen Blick, den ihr Céleste zuwarf, grüßte sie jedoch unterwürfig und verschwand mit der Zofe.

Fast unmittelbar darauf trat Séguin ein, sehr elegant wie immer, von draußen den Duft der Freuden mitbringend, die er in seinem Hause nicht mehr fand.

„Ich bitte um Verzeihung, ich glaube, ich habe auf mich warten lassen. Ich hatte so viel zu besorgen, Besuche zu machen, die sich nicht aufschieben ließen. Madame, Sie sehen blühend aus. Erfreut, Ihnen die Hand drücken zu können, mein lieber Monsieur Froment."

Er vergaß seine Frau, die er seit vorgestern nicht

aufgesucht hatte. Erst nach einigen Sekunden bemerkte er den vorwurfsvollen Blick, mit dem sie ihn verfolgte, und näherte sich ihr. Er beugte sich über sie und berührte ihre Haare mit den Lippen.

„Hast du gut geschlafen?“

„Ja, sehr gut, ich danke dir.“

Sie war auf dem Punkte, wieder in Weinen auszubrechen, in eine jener nervösen Verzweiflungskrisen zu verfallen, deren sie sich nicht erwehren konnte. Aber es gelang ihr, sich vor den Gästen zu beherrschen. Der Haushofmeister kündigte übrigens in diesem Augenblicke an, daß „für Madame aufgetragen sei“.

Mit kleinen Schritten, sich auf den Arm Mariannens stützend, erreichte Valentine den Tisch, der in einer Ecke des großen Arbeitszimmers gedeckt war, dessen mächtige Spiegelscheibe die Mitte der Fassade in der Avenue d'Antin einnahm. Sie hatte sich mit schmerzlichem Lächeln bei Mathieu entschuldigt, daß sie seinen Arm nicht nehmen könne, und die beiden Herren gebeten, vorauszugehen und sie und Marianne sich nach ihrem Gefallen einrichten zu lassen. Der Tisch war so angeordnet, daß die beiden Frauen bequem und ungehindert sitzen konnten.

Da sie nur vier Gedecke bemerkte, konnte sich Marianne nicht enthalten, eine Frage zu stellen, die ihr schon eine Zeitlang auf den Lippen geschwebt hatte: „Ihre Kinder habe ich noch gar nicht gesehen. Sie sind doch hoffentlich nicht krank?“

„O nein, Gott sei Dank!“ erwiderte Valentine. „Das fehlte nur noch. Am Morgen kommt ihre Lehrerin, und sie arbeiten bis Mittag.“

Hierauf wagte Mathieu, der mit Marianne einen Blick getauscht hatte, seinerseits zu fragen: „Sie lassen sie also nicht mit uns essen?“

„Ah nein, das nicht!“ rief Séguin in zornigem Tone. „Es ist genug, daß wir sie zu ertragen haben, wenn wir allein sind. Es giebt nichts Unausstehlicheres als Kinder, wenn man Gäste hat. Und Sie können sich nicht vorstellen, wie schlecht erzogen unsre sind.“

Ein Schweigen trat ein, und eine leichte Kälte entstand, während der Haushofmeister Eier mit Trüffeln herumreichte.

„Sie werden sie später sehen,“ sagte Valentine dann sanft. „Ich werde sie zum Dessert kommen lassen.“

Die Mahlzeit war, trotz des Charakters enger Intimität, die ihr die Gegenwart dieser beiden schwangeren Frauen gab, sehr reich und sehr gewählt. Nach den Eiern gab es gebratene Meerbarben, ein Ragout von Schnepfen und Krebsen. Als Wein reichte man die ganze Zeit über leichten, gekühlten Champagner, weißen und roten Bordeaux.

Auf die Bemerkung, daß dies eine Diät sei, die Doktor Boutan schwerlich billigen würde, zuckte Séguin die Achseln.

„Bah, der Doktor verschmäht selber einen guten Bissen nicht. Er ist übrigens unausstehlich mit seinen Theorien. Wer kann wirklich wissen, was gut thut oder nicht?“

Er zeigte bereits nicht mehr das lächelnde Gesicht, das er von draußen mitgebracht hatte. Als ob alle Widerwärtigkeiten seines durch die unerwartete Schwangerschaft seiner Frau zerstörten Hauses ihm immer wieder neu zu Bewußtsein kämen, sowie er wieder den Fuß darein setzte, konnte er nicht eine Stunde zu Hause sein, ohne bitter, reizbar, fast roh zu werden. Unter seiner tadellosen Eleganz kam sein krankhafter, verderblicher und zersetzender Geist, das Brutale und Grausame in ihm, um so schneller zum Vorschein, als er von der

fortwährenden Gereiztheit über sein aus der Bahn gebrachtes, zerfahrenes Leben beherrscht war. Wenn er die Nächte am Spieltisch verbrachte, wenn er zu seinen Maitressen zurückkehrte, so war dies einzig die Schuld seiner Frau, die, nach seinem rohen Ausdrucke, keine zum Gebrauch geeignete Frau mehr war. Und er war darob gegen sie erbittert, gefiel sich darin, sie zu quälen, wenn er von seinen Junggesellenausschweifungen heimkehrte, bekrittelte alles, was er sah, rief, daß alles immer ärger und ärger werde, als ob er in eine Hölle geraten wäre.

Die Mahlzeit wurde dadurch stellenweise peinlich. Zwei- oder dreimal flogen scharfe Worte zwischen ihnen hin und her, welche wie Dolchstiche verwundeten. Das um ein Nichts, wegen eines Gerichtes, das man auftrug, wegen einer Bemerkung, die gefallen war, wegen der Luft, die sie umgab. Ein unaufmerksamer Zuhörer mochte es vielleicht nicht einmal bemerken; aber die Waffe war vergiftet, Thränen stiegen in den Augen der unglücklichen Frau auf, während er boshaft lächelte, mit der von ihm angenommenen Miene des Weltmannes und Sportmannes, versetzt mit dem Liebhaber der Litteratur und der Künste, der sich mit der Pose seines albernen Pessimismus brüstete und erklärte, daß die Welt das Pulver nicht wert sei, mit dem man sie in die Luft sprengen sollte. Jedoch ein zu rücksichtsloses Wort erweckte in ihr eine solche Empörung, daß er sich entschuldigen mußte, denn er fürchtete sie, wenn das Blut der Baugelade sich in ihr aufbäumte, so daß sie ihn mit kalter Verachtung niederschmetterte und ihm zu verstehen gab, daß sie sich eines Tages rächen werde. Eine abermalige Kälte verbreitete sich über die blumengeschmückte Tafel.

Und während dann Valentine und Marianne, einem unwiderstehlichen Drange nachgebend, wieder

anfingen, unter sich über ihren Zustand, über ihre Befürchtungen und Hoffnungen zu sprechen, kam Séguin auf einen andern Grund seiner verbitterten Gemütsstimmung zu reden, auf die vielen Unannehmlichkeiten, die ihm sein großer Besitz Chantebled verursache. Das Wild werde dort immer weniger zahlreich, er könne die Jagdanteile nur mehr unter Schwierigkeiten an Mann bringen, seine Einkünfte verringerten sich von Jahr zu Jahr. Er verhehlte auch nicht, daß er froh wäre, wenn er Chantebled losschlagen könnte; aber wo einen Käufer für diese unproduktiven Wälder, für diese unfruchtbaren Ländereien, diese Sümpfe und Steinfelder finden? Mathieu hörte aufmerksam zu, denn er hatte sich während seiner weiten Streifungen im letzten Sommer für den Besitz zu interessieren angefangen.

„Glauben Sie wirklich," sagte er, „daß man den Boden nicht kultivieren könnte? Es ist traurig, all dieses brachliegende Land zu sehen."

„Kultivieren!" rief Séguin. „Dieses Wunder möchte ich sehen! Der Boden wird nie etwas andres tragen als Steine und Frösche."

Man war beim Dessert, und Marianne erinnerte Valentine, daß sie ihr versprochen habe, die Kinder kommen zu lassen, indem sie sagte, sie würde sich so freuen, sie zu sehen und zu küssen, als ein Zwischenfall eintrat, der sie aufs neue davon abbrachte.

Der Haushofmeister hatte sich der Hausfrau genähert, um ihr halblaut zu sagen: „Monsieur Santerre fragt, ob Madame ihn empfangen will."

Sie stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus: „Ah, er erinnert sich unser also doch noch! Gewiß, lassen Sie ihn eintreten."

Und als Santerre, nach kurzem Zögern, da er

sah, daß man noch bei Tische saß, sich ihr genähert hatte, um ihr die Hand zu küssen, sagte sie in ihrem leidenden Tone: „Sie sind also nicht gestorben, lieber Freund? Es sind nun mehr als vierzehn Tage, daß ich Sie nicht gesehen habe. Nein, nein, entschuldigen Sie sich nicht; das ist ja nur natürlich, alle Welt verläßt mich."

Séguin lächelte wieder ironisch, während er dem jungen Manne die Hand schüttelte, denn er nahm sich seinen Teil des Vorwurfes. Die Wahrheit war, daß Santerre, als er seinen Verführungsfeldzug plötzlich durch diese unwillkommene Schwangerschaft unterbrochen sah, es für gut befunden hatte, seine Besuche etwas seltener werden zu lassen. Gleich dem Gatten fand er wahrscheinlich Valentine wenig begehrenswert und fühlte sich in ihrer Gesellschaft unbehaglich. Er hatte also beschlossen, vorerst das Ereignis abzuwarten, indem er den entscheidenden Angriff auf später verschob. Aber die seltenen Male, da er kam, zeigte er sich deshalb nicht weniger zart und schmeichlerisch, wohl wissend, wie sehr sie, die von ihrem Gatten brutalisierte und tiefverletzte Frau, ihm dafür erkenntlich bleiben werde.

„O Madame, mir das, der ich nur aus Rücksicht für Sie so selten komme, um Sie nicht zu belästigen! Außerdem muß ich, wie Sie wissen, jetzt den Proben meines Stückes beiwohnen, und meine Zeit ist daher sehr stark in Anspruch genommen."

Dann überschüttete er sie sogleich mit überschwänglichen Komplimenten: „Sie sind entzückend in dieser Bluse, die eine andre Frau entstellen würde. Jawohl, entzückend, ich halte das Wort aufrecht, und noch nie habe ich Sie so frisch aussehend gefunden!"

Séguin hörte das mit boshafter Freude, denn er nahm das alles für Spott. In seiner rohen Eifersucht hatte er natürlich nicht einen Augenblick

daran gedacht, daß Santerre je der Geliebte seiner Frau gewesen sein oder werden könnte, die er ihm fast in die Arme warf, indem er einer sittenlosen Kameraderie zwischen ihnen Vorschub leistete und zu einer ungezügelten Freiheit der Rede das Beispiel gab. Wenn er in seinen Anfällen sinnloser Wut ihr zuschrie, daß das Kind nicht von ihm sei, verstieg er sich sogleich bis zu den gemeinsten Verdächtigungen, beschuldigte sie, sich dem ersten besten hingegeben zu haben. Aber Santerre, der war nur der gute Freund, den er eines Tages hatte zu seiner Frau führen wollen, während sie im Bade war, um ihm zu zeigen, wie drollig sie im Wasser aussehe.

„Wie er sich über dich lustig macht,“ sagte er.

Aber Valentine hatte Santerre mit einem Blicke unendlicher Erkenntlichkeit gedankt. Sie würde ihm das nicht vergessen.

Santerre hatte sich, nachdem er Mathieu die Hand gedrückt, vor Marianne verbeugt, der Valentine ihn vorstellte. Diese zweite schwangere Frau, diese beiden formlosen Frauen, die da einander gegenüber saßen, ihre Männer zur Seite, mußten wohl eine komische Wirkung bei ihm hervorbringen, denn er verbarg die Ironie seines Lächelns unter einer verdoppelten Liebenswürdigkeit, entschuldigte sich, daß er so früh komme, während man noch bei Tische sitze. Und da Séguin ärgerlich von der Langsamkeit der Bedienung sprach, erlaubte sich seine Frau, ihm zu erwidern, daß er alles verzögert habe, indem er auf sich warten ließ. Um ein kleines hätte es wieder Zank gegeben.

Der Kaffee und die Liqueure wurden auf einem andern Tische des großen Raumes gereicht, nachdem der Haushofmeister den Eßtisch rasch abgedeckt hatte. Valentine streckte sich abermals mit ihrer leidenden Miene auf die Felle eines Diwans, indem sie

ihre Gäste bat, sich selbst zu bedienen, da sie ihrer Hausfrauenpflicht nicht nachkommen könne. Marianne bot sich jedoch sogleich als Stellvertreterin an, und machte mit fröhlicher Liebenswürdigkeit die Wirtin, glücklich, wie sie sagte, daß sie ein wenig stehen könne. Nach dem Kaffee goß sie Cognac in die Gläschen, und die Herren erhielten die Erlaubnis, zu rauchen.

„Ah, mein Lieber," sagte Santerre plötzlich, sich an Séguin wendend, „Sie können sich nicht vorstellen, welch schönen Operationen ich dieser Tage in der Klinik des Doktors Gaude beigewohnt habe."

Aber er wurde durch einen neuen Besuch unterbrochen. Die Baronin de Lowicz ließ anfragen, wie sich Madame befinde. Und als sie gebeten wurde, heraufzukommen, lief sie auf Valentine zu, umarmte sie und rief: „Ich wollte Sie nicht stören, meine Liebe. Aber ich bin doch sehr erfreut, daß ich Sie sehen kann, und versichere Ihnen, daß ich Sie aus ganzem Herzen beklage "

Sie fand sich übrigens, wie sie hinzufügte, unter lauter guten Bekannten, und teilte an alle Anwesenden Händedrücke aus. Es schien Mathieu, als sei der, den sie ihm gab, besonders bedeutungsvoll, ein fester und kurzer Druck, begleitet von dem spöttischen Lächeln, mit dem sie ihn verfolgte, seitdem er sie zurückgewiesen hatte. Und unverkennbar drückte auch ihr Gesicht die geringschätzige Ironie aus, die schon die Züge Santerres überflogen hatte, sobald sie einen raschen Blick auf die beiden schwangeren Frauen geworfen hatte, die da in traulicher Gemeinschaft beisammen saßen. Der Anblick schien sie ungemein zu erheitern, während sie sich in ihrer ganzen herausfordernden Schönheit aufrichtete, mit ihrer schlanken Taille, ihrem großen, schmieg-

samen und üppigen Körper. Nie hatte sie ein Leben ungebundeneren Genusses geführt, ohne sich um etwas andres zu kümmern, als die bestempfangene, die umworbenste Frau von Paris zu sein.

Sie beglückwünschte Marianne, ihre Cousine: „Nun also, meine Liebe, Sie müssen sich ja glücklich fühlen; Sie haben nun beinahe fünf, und werden bald an das sechste denken können. — Nein, nein, ich versichere Ihnen, ich spotte nicht. Ich finde es ganz begreiflich, daß man, wenn man die Kinder liebt, auf das Dutzend lossteuert."

„Zwölf Kinder," sagte Marianne mit ihrem ruhigen Lächeln, „das ist mein Ziel, das ist die Zahl, die ich mir vorgesetzt habe."

„Großer Gott!" ächzte Valerine. „Ich schwöre, daß ich nie mehr eins haben werde, wenn ich an diesem nicht sterbe!"

Séguin, der fortfuhr, spöttisch zu lächeln, wollte das von Santerre angeschlagene Thema wieder aufnehmen, das durch die Ankunft der Baronin unterbrochen worden war.

„Sie sagten, daß Sie auf der Klinik des Doktor Gaude interessanten Operationen beigewohnt haben?"

Aber die Baronin fiel wieder mit großer Lebhaftigkeit ein.

„Doktor Gaude! Sie kennen ihn? O, bitte, Monsieur, erzählen Sie mir von ihm! Ich höre überall, daß das ein Wundermann sein soll."

Der Schriftsteller lächelte wohlgefällig. „Ein Wundermann, das ist das Wort. Ich bedurfte einiger Notizen für eine Studie, und habe sieben oder acht Operationen beiwohnen können. Im übrigen wissen Sie wohl, daß sie sehr besucht sind, man geht dahin wie in ein Theater, ich habe das ganze Paris der Premièren da getroffen, selbst

auch einige Damen. — Also dieser Gaude nimmt eine Frau, zwei Frauen, drei Frauen vor, und mit einer außerordentlichen Virtuosität, mit einer Bravour, die man sich versucht fühlt, zu applaudieren, nimmt er ihnen alles, aber auch alles, im Handumdrehen, ohne daß es ihnen irgend etwas schadet, wie er sagt. Es ist verblüffend."

Das Gesicht Sérafinens hatte sich vor Bewunderung gerötet; und sich an Valentine wendend, die ebenfalls gierig zugehört hatte: „Wie, meine Liebe, das macht einem Lust, es auch zu versuchen, um nie mehr in die Lage zu kommen, in der Sie sich befinden! Ein Zauberer, so hat man ihn mir gegenüber genannt. Und hübsch auch, wie es heißt, immer gesund und guter Laune. Das ist ein Mann!"

„Aber," fragte Mathieu, der erbebt war, „die Frauen, die er operiert, sind doch krank?"

„Ohne Zweifel," erwiderte Santerre, dessen ironische Heiterkeit durch diese Frage vermehrt wurde. „Wenigstens sagt er es."

Bis nun hatte sich Séguin damit begnügt, sein leichtes, höhnisches Lächeln zu verstärken, indem er mit dem Schriftsteller verständnisvolle Blicke tauschte. Ihr litterarischer Nihilismus, ihr Ideal einer raschen Vertilgung der Menschheit wurde von Doktor Gaude in glücklichster Weise in die That umgesetzt. Und er konnte es sich nicht versagen, dieses spießbürgerliche junge Ehepaar in starres Staunen zu versetzen durch die Betonung seiner Theorie der Verneinung, die ihm von eleganter und überlegener Grausamkeit schien.

„Ah, krank oder nicht, er soll sie nur alle unter das Messer nehmen. Um so schneller ist es dann zu Ende!"

Nur Sérafine lachte. Marianne war von dem

Ausspruch entsetzt. Voll Angst und Abscheu betrachtete sie besonders Santerre, dessen letzten Roman sie sich erinnerte gelesen zu haben: eine Liebesgeschichte, die ihr albern und wahnwitzig geschienen hatte, zu solch ausgeklügelten und abgeschmackten Erfindungen verstieg sich darin der Haß gegen das Kind. Tod dem Kinde, das war also der Wahlspruch dieser glücklichen Welt, die von egoistischer Genußsucht und hinaufgeschraubter Unvernunft verdreht war. Mit einem Blick teilte sie Mathieu ihren Ueberdruß mit, ihren Wunsch, langsam an seinem Arm über die sonnenbeschienenen Quais nach Hause zurückzukehren. Auch er litt in diesem prächtigen, von feinstem Luxus erfüllten Raume unter solchem Wahnwitz, inmitten so außerordentlichen Reichtumes. War das der Preis einer überspitzten Zivilisation, diese kraftlose Wut gegen das Leben, die nur mehr den einen Gedanken hat, es zu zerstören? Er glaubte zu ersticken gleich seiner Frau, und er gab ihr ein Zeichen, zu gehen.

„Wie, Sie gehen schon?“ rief Valentine. „Ich wage es nicht, Sie zurückzuhalten, wenn Sie sich ermüdet fühlen.“

Und da Marianne sie bat, die Kinder für sie zu küssen, rief sie: „Richtig, Sie haben sie gar nicht gesehen! Nein, nein, warten Sie, ich will, daß Sie sie selbst küssen.“

Aber als Céleste auf den Ruf der Klingel erschien, sagte sie, daß Monsieur Gaston und Mademoiselle Lucie mit der Erzieherin ausgegangen seien. Darauf folgte ein neuer Sturm, Séguin fragte wütend, seit wann sich die Erzieherin erlaube, die Kinder so mit fortzunehmen, ohne etwas zu sagen? Wenn man also die Kinder da haben wolle, um sie zu umarmen, so könne man sie nicht einmal haben? Sie gehörten der Dienerschaft an,

es sei die Dienerschaft, die das Haus regiere. Valentine weinte.

„Mein Gott!“ rief Marianne, als sie draußen froh am Arme ihres Mannes aufatmete. „Mein Gott, sie sind alle verrückt in diesem Hause!“

„Ja,“ erwiderte Mathieu, „sie sind verrückt, und vor allem sind sie unglücklich.“

III.

Einige Tage später hatte Mathieu eines Morgens zu lange bei seiner Frau verweilt und schritt, es war nahe an neun Uhr, eilig durch den kleinen Garten, der sein Wohnhäuschen von dem Fabrikhof trennte, als er mit Constance und Maurice zusammentraf, die, in Pelze gekleidet, im Begriffe waren, in der kalten Morgenluft des schönen Wintertages einen Spaziergang zu unternehmen.

Beauchêne, der sie, kraftbewußt und siegesgewiß wie immer, barhaupt bis zum Gitter begleitete, rief mit lauter Stimme: „Und laß mir ihn ordentlich marschieren, den Kerl! Er soll frische Luft schöpfen! Es geht nichts über Luft und gutes Essen, um einem Kraft zu geben.“

Mathieu war stehen geblieben. „Ist er wieder krank?“

„O nein!“ beeilte sich die Mutter zu antworten, die ebenfalls eine frohe Miene zeigte, vielleicht weil sie unbewußt das Bedürfnis empfand, gewisse Befürchtungen vor sich selbst zu verbergen. „Aber der Doktor will, daß er sich Bewegung macht, und es ist heute morgen so schön, daß wir uns nun auf den Weg machen. Die scharfe Kälte ist sehr angenehm.“

„Geht nicht über die Quais," rief ihnen Beauchêne noch nach, „geht über die Esplanade. — Ah, er wird schon marschieren lernen, wenn er einmal Soldat ist!"

Und als er mit Mathieu in die Fabrik zurückkehrte, fügte er mit seiner triumphierenden Sicherheit hinzu: „Er ist ja stark wie ein Baum, der Bursche. Aber was wollen Sie? Die Frauen sind immer ängstlich. Ich für meinen Teil bin ganz ruhig, wie Sie sehen."

Dann mit lautem Lachen: „Wenn man nur einen hat, so behält man ihn."

Diesen Vormittag versetzte ein wütender Zank, der in der Frauenwerkstätte zwischen den beiden Schwestern Norine und Euphrasie ausbrach, die ganze Fabrik in Aufruhr. Norine, die sich im sechsten Monat der Schwangerschaft befand, hatte bis jetzt ihren Zustand zu verbergen vermocht, indem sie sich bis zum Ersticken schnürte, denn sie fürchtete, von ihrem Vater geschlagen und aus der Fabrik gejagt zu werden. Aber ihre Schwester, die mit ihr schlief, wußte notwendigerweise von ihrem Geheimnis, und in ihrer Bosheit und Niedrigkeit, in der haßerfüllten Eifersucht, mit der sie sie stets verfolgte, scheute sie nicht davor zurück, bissige Anspielungen laut werden zu lassen, die Norine mit der zitternden Angst erfüllten, daß sie eines Tages alles verraten könnte. Morgens und abends weinte das schöne Mädchen bittere Thränen, daß sie so thöricht gewesen war, sich von einem Manne verführen zu lassen, der sie wegwarf, und gegen den sie sich nicht einmal zu rühren wagte, und daß sie nun der Gnade ihrer Schwester, dieses häßlichen, neidischen, boshaften und herzlosen Mädchens, ausgeliefert war. Und der Skandal, den sie so sehr fürchtete, den sie hatte kommen fühlen, unabwendbar, brach diesen

Morgen über sie herein, um eine Dummheit, um ein Nichts.

In dem weiten Arbeitsraum knirschten die Schleifmaschinen, die fünfzig und etliche Poliererinnen beugten sich über ihre Arbeitstische, als laute Stimmen sie den Kopf erheben ließen. Euphrasie hatte, zuerst mit halber Stimme, Norine beschuldigt, ihr ein Stück Glaspapier genommen zu haben.

„Ich sage dir, es lag da, und ich habe dich die Hand ausstrecken gesehen. Da ich es jetzt nicht mehr finde, mußt du es genommen haben."

Norine zuckte die Achseln und schwieg. Sie hatte nichts genommen. Die andre wurde wütend, erhob die Stimme. „Gestern hast du mir mein Oel genommen. Du bist eine Diebin, ja, eine Diebin, verstehst du?"

Die Nachbarinnen hatten zu kichern angefangen; sie waren an die fortwährenden Zänkereien der Schwestern gewöhnt, und diese bildeten eine Quelle der Unterhaltung für sie; die ältere verlor jetzt die Geduld und geriet ebenfalls in Zorn. „Jetzt fängst du aber an, mir zuwider zu werden. Ich kann nichts dafür, wenn deine Magerkeit dich so unausstehlich macht. Was sollte ich denn mit deinem dummen Papier gemacht haben?"

Ins Herz getroffen, erbleichte Euphrasie. Ihre Magerkeit und Häßlichkeit, im Gegensatz zu der blühenden Fülle ihrer Schwester, war die brennende Wunde, die ihr fortwährende Qualen bereitete. Außer sich vor Wut, schrie sie alles hinaus: „Was du damit gemacht hast? Dir den Bauch gerieben, um ihn wo möglich zu verhindern, alle Tage dicker zu werden."

Ein schallendes Gelächter erhob sich von allen Seiten. Norine war nun ebenfalls bleich geworden. Es war also heraus, alle Welt würde von

ihrem Zustand wissen! Und ihrer niederträchtigen Schwester dankte sie dieses nicht wieder gut zu machende Unglück, vor welchem sie seit Wochen zitterte! Sie verlor alle Besinnung und versetzte ihr eine Ohrfeige. Euphrasie sprang augenblicklich auf sie los und zerkratzte ihr das Gesicht mit den Nägeln wie eine wütende Katze. Und es entwickelte sich eine erbitterte Balgerei, die beiden Schwestern fielen miteinander zu Boden, heulend und einander mit den Fäusten bearbeitend, inmitten eines solchen Lärms, daß Beauchêne, Mathieu und Morange, deren Bureaux sich in der Nähe befanden, herbeieilten.

Einige Arbeiterinnen riefen: „Wenn es wirklich wahr ist, so wird sie ihr einen Schaden thun!"

Aber die Mehrzahl unterhielt sich zu gut, um einzugreifen, sie stellten sich feindlich gegen diese Unglückliche, mit jener Schadenfreude von Weibern, die stolz darauf sind, daß sie geschickt genug waren, nicht in dieselbe Lage zu geraten. Sie wollten sich gerne unterhalten, aber Kinder — das fehlte ihnen gerade!

„Sie sollen sich nur schlagen! Freilich ist sie schwanger, man sah es ja schon längst; um so schlimmer für sie!"

Die drei Männer zerteilten die neugierig Herumstehenden, um die Kämpferinnen zu trennen. Aber die allgemeine Erregung war so stark, das Interesse an dem Streit so überwältigend, daß selbst die Anwesenheit des Chefs sie nicht dämpfen konnte. Man sah ihn nicht, das Geschrei verstärkte sich. Er mußte, um sich Gehör zu verschaffen, die ganze Kraft seiner tiefen Stimme entfalten: „Zum Donnerwetter! Was soll das heißen? Wer hat mir denn diese Megären hergebracht? Wollt ihr wohl eurem Hexensabbat ein Ende machen, oder ich werfe euch allesamt hinaus!"

Mathieu und Morange hatten sich auf die Streitenden geworfen und sie zu trennen versucht; aber erst die donnernde Stimme, die olympische Drohgebärde Beauchênes stellte plötzlich die Ruhe her. Erschrocken und eingeschüchtert wichen die Arbeiterinnen zurück und schlichen sich leise auf ihre Plätze, während Norine und Euphrasie sich keuchend erhoben, die Haare aufgelöst, die Kleider zerrissen, noch so blind vor Raserei, daß sie kaum die Anwesenden erkannten.

„Seid ihr denn verrückt?“ fuhr Beauchêne mit seiner ganzen majestätischen Würde fort. „Hat man je zwei Schwestern sich so balgen gesehen wie die Lastträger! Und ihr wählt euch die Werkstätte dazu aus, ihr benutzt die Arbeitsstunden, um euch in den Haaren zu liegen! Was giebt es denn? Was habt ihr denn?“

In diesem Augenblicke trat Vater Moineaud, den irgend eine gefällige Seele geholt haben mußte, um ihm zu sagen, daß seine Töchter sich oben zerfleischten, mit seiner gewöhnlichen gelassenen und unbeweglichen Miene ein; fünfundzwanzig Jahre harter Arbeit hatte den alten Arbeiter stumpf gemacht. Aber niemand bemerkte ihn, und Euphrasie, die ihm den Rücken zukehrte, schrie, von einem neuen Anfall sinnloser Wut erfaßt, in der Furcht vor Strafe und bestrebt sich zu entlasten, Norine ins Gesicht: „Ja, ich habe gesagt, daß du mir mein Papier genommen hast, und es ist wahr, daß du es genommen hast, und es ist wahr, daß du dir damit den Bauch reiben mußt, wenn du nicht dicker werden willst!“

Erstickten Gelächter lief neuerdings durch die Reihen der Arbeiterinnen. Dann entstand ein tiefes Schweigen. Norine schwanger! Diese plötzliche Enthüllung erschütterte Mathieu so sehr, erfüllte ihn mit einem solchen Verdachte, daß er den Blick auf

Beauchêne heftete. Aber dieser hatte den Stoß empfangen, ohne zu wanken, war nur ganz leicht erbebt unter der peinlichen Ueberraschung, daß hier unter so unerwarteten Umständen eine Thatsache hinausgeschrieen wurde, die früher oder später ohnehin hätte an den Tag kommen müssen. Er bewahrte seine Haltung und nahm eine sehr würdevolle Miene an, während Euphrasie fortfuhr, ihre betäubte Schwester herabzuwürdigen.

„Das ist ein Skandal, ein unerhörter Skandal!" beeilte sich Beauchêne wieder zu sagen, indem er abermals die Stimme erhob. „Mademoiselle Euphrasie, Sie werden jetzt schweigen, ich dulde kein Wort mehr!"

Er sprach ein wenig unsicher, denn ihn mochte wohl die Furcht beschleichen, daß das wütende Mädchen die Geschichte kenne und sie vielleicht, in der Raserei, in der sie war, hier laut erzählen werde. Aber die Aeltere mißtraute ihrer Schwester zu sehr, um ihr ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Er erriet dies, als er dem Blick des unglücklichen, weinenden Mädchens begegnete, dem Blick eines armen, hilflosen, demütigen Geschöpfes, das ihm alles versprach, wenn er sie nicht verlassen wolle. Er gewann wieder die imposante Haltung des allmächtigen Herren, während Euphrasie mit ihrer spitzen Stimme sagte:

„O, Monsieur Beauchêne, ich habe nichts mehr zu sagen. Ich konnte das nur nicht länger für mich behalten, und wenn es der Vater nun erfährt, so liegt mir nichts daran."

Der Vater war hinter ihr stehen geblieben und hatte die ganze häßliche Geschichte mitangehört. Es war ihm sehr verdrießlich, daß man ihn geholt hatte. Er war ein Mann, der Zank und Lärm nicht liebte; er war müde der Quälereien dieser

armseligen Welt, war zu der Erkenntnis gelangt, daß es ihm, mochte er noch so sehr arbeiten, nie gelingen würde, das Elend dieses Lebens zu besiegen. Er hatte sich daher in das Unvermeidliche gefunden, wußte ganz gut, daß die Söhne und Töchter meist schlecht wurden, trachtete nur, sich einen ruhigen Winkel zu verschaffen, indem er die Augen zudrückte. Und jetzt zwang man ihn, böse zu werden. Als er jedoch sah, daß es kein Ausweichen mehr gebe, trat er sehr eindrucksvoll auf, empfand wirkliche Empörung bei dem Gedanken, so vor aller Welt entehrt worden zu sein. Er stürzte sich auf Norine mit erhobener Faust, mit bebender Stimme.

„Es ist also wahr, du sagst nicht nein? Ha, die Elende, ich bringe sie um!“

Aufs neue legten sich Mathieu und Morange ins Mittel und hielten den Vater zurück, der dann ausrief: „Sie soll gehen, sie soll sofort gehen, oder es geschieht ein Unglück! Und sie soll nie wieder den Fuß in mein Haus setzen; wenn ich sie heute abend finde, werfe ich sie zum Fenster hinaus!“

Norine flüchtete vernichtet vor den väterlichen Verwünschungen. Sie steckte hastig ihre schönen Haare auf, faßte die Fetzen ihrer Bluse zusammen und eilte zur Thür hinaus unter dem eisigen Schweigen der Werkstätte.

Dann sagte Beauchêne großmütig: „Nun, mein lieber Moineaud, beruhigen Sie sich, seien Sie fest. Nach einem solchen Skandal kann ich freilich Norine nicht behalten, die durch ihren Zustand übrigens ohnehin gezwungen gewesen wäre, aus der Arbeit zu treten. Aber Sie wissen, wie sehr wir Sie alle achten. Das, was geschehen ist, hindert nicht, daß Sie trotz alledem ein sehr guter Arbeiter und ein sehr braver Mann sind.“

Moineaud war sehr gerührt. „Gewiß, Mon-

sieur Beauchêne. Aber es ist doch schwer, eine solche schmutzige Geschichte zu ertragen."

Der Chef wurde immer edelmütiger. „Bah, es ist nicht Ihre Schuld, Sie können nichts dafür. Hier, da haben Sie meine Hand!"

Und Beauchêne drückte Moineaud die Hand, der sehr geschmeichelt, zu Thränen gerührt die Werkstätte verließ. Euphrasie hatte triumphierend ihren Platz wieder eingenommen. Und alle Arbeiterinnen, denen beim geringsten Lärm mit sofortiger Entlassung gedroht worden war, saßen in tiefem Schweigen über ihre kleinen Schleifmaschinen gebeugt.

Mathieu war ganz betäubt; er behielt natürlich seine Gedanken für sich, aber zahlreiche Fragen stürmten auf ihn ein, die er sich nicht zu beantworten wagte. Er hatte mit wachsendem Erstaunen Beauchêne angesehen, der sich nun majestätisch zurückzog, als strenger Chef, der mit energischer Hand die Ordnung wiederhergestellt hatte. Und als er, um in sein Bureau zu gelangen, das Zimmer Moranges durchschritt, wartete seiner eine neue Ueberraschung: der Buchhalter hatte sich mit tief unglücklicher Miene auf seinen Sessel sinken lassen und schien nur mit Mühe die Thränen zurückzuhalten.

„Was haben Sie denn, lieber Freund?"

Während der widerlichen Scene in der Frauenwerkstätte hatte Morange kein Wort gesprochen; aber seine Blässe, seine zitternden Hände verrieten den tiefen Anteil, den er daran nahm.

„Ach, mein Lieber," sagte er endlich mit schwacher Stimme, „Sie haben keinen Begriff davon, wie diese Geschichten mich aufregen. Mir zittern die Hände und Füße davon."

Da erinnerte sich Mathieu der vertraulichen Mitteilung, die Valérie in ihrer Verzweiflung seiner

Frau gemacht, und welche diese ihm noch desselben Abends wiedererzählt hatte. Der arme Mann, den die Furcht vor einem zweiten Kinde so zu Boden schmetterte, that ihm herzlich leid; und obgleich er nicht zu begreifen vermochte, wie man unter einer so frohen und lebenverheißenden Hoffnung so leiden konnte, wollte er ihm Trost zusprechen.

„Ja, ich weiß, meine Frau hat mir erzählt, was die Ihrige ihr anvertraut hat. Sie haben also keinen Zweifel mehr, es ist gewiß?"

„Ach, mein Lieber, leider ganz gewiß! Das ist unser Ruin, denn wie kann ich jetzt wagen, den Posten hier aufzugeben, um einen geringer bezahlten in der Nationalkreditbank anzunehmen und dort dem Glück die Hand zu bieten? Wir sind nun für immer ins Elend geworfen, wie meine arme Frau sagt. Sie weint vom Morgen bis zum Abend. Heute früh habe ich sie wieder in Thränen zurückgelassen, und das bricht mir das Herz. Ich hätte mich schließlich darein gefunden, aber sie hat mich ihr zuliebe so ehrgeizig gemacht, und sie hat so großes Vertrauen in mich gesetzt, daß es mir schreckliche Qualen bereitet, ihr nicht all den Luxus und die Freuden bieten zu können, nach denen sie sich sehnt. Und dann unsre kleine Reine. Wie sollen wir ihr nun eine große Mitgift geben und sie gut verheiraten können, dieses liebe, kluge, entzückende Kind, das eines Prinzen würdig wäre? Ich versichere Ihnen, ich verbringe die Nächte schlaflos, und meine Frau wiederholt mir immer Dinge, die mir im Kopf herumgehen, so daß ich nicht mehr weiß, ob ich lebe."

Und der arme weichherzige, zärtliche, willensschwache Mann machte eine verzweifelte Gebärde, welche die ganze Seelenvernichtung ausdrückte, in die der verbohrte Ehrgeiz seiner Frau, ihr leiden-

schaftliches Hindrängen zum Reichtum ihn gestürzt hatte.

„Bah, es wird sich alles geben," sagte Mathieu tröstend. „Sie werden das Kleine schließlich vergöttern."

Mit entsetzter Miene rief Morange: „Nein, nein, sagen Sie das nicht! Gott, wenn Valérie Sie hörte, so würde sie glauben, daß Sie ihr Unglück bringen. Sie will nicht zugeben, daß es komme."

Und die Stimme dämpfend, als ob ihn jemand hören könnte, setzte er mit einem Schauder hinzu: „Wissen Sie, ich habe manchmal schreckliche Angst. Sie ist im stande, ein Unglück anzurichten in ihrer Verzweiflung."

Er hielt inne, er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben. Seit dem Morgen, seit den Thränen und Erörterungen dieser Nacht, die er und seine Frau in dem finsteren Alkoven disputierend verbracht hatten, verfolgte ihn dieser fürchterliche Gedanke. War nicht auch er schon entschlossen?

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Mathieu.

„Nichts; Frauenverrücktheiten. — Jawohl, mein lieber Freund, Sie sehen vor sich den unglücklichsten Mann auf dieser Erde. Die Leute, die auf den Straßen Steine klopfen, flößen mir Neid ein."

Zwei dicke Thränen rannen über seine Wangen. Ein peinliches Schweigen folgte. Er beruhigte sich ein wenig und begann wieder von Norine zu sprechen, ohne sie zu nennen.

„Und dieses Mädchen, ich bitte Sie! Auch eine, die es nötig hatte, ein Kind zu bekommen! Es scheint einem wie ein Fluch — gerade die, die keines wollen, kriegen eines. Jetzt ist sie auf die Straße gestoßen, ohne Geld, ohne Brot, ohne Arbeit, ohne jemand, der ihr hilft, und mit einem kleinen Wesen,

das zur Welt kommen wird. Ich hätte weinen mögen, wie ich sie vorhin sah, das arme Ding! Und der Chef wirft sie auch noch hinaus. Wahrlich, es giebt keine Gerechtigkeit!"

Mathieu ward von einem Gedanken erfaßt. „Vielleicht wird der Vater des Kindes ihr schließlich doch zu Hilfe kommen."

„Glauben Sie?" versetzte der Buchhalter mit einem traurigen, vielsagenden Lächeln. „Ich will nichts sagen, ich habe mich nicht darein zu mengen. Aber man hat natürlich seine Augen, man kommt oft unwillkürlich auf Dinge, von denen man lieber nichts gewußt hätte. — Alles das ist so häßlich. Der Fehler liegt nur an der Natur, die es schlecht eingerichtet hat: sogleich ein Kind, wegen einer Minute des Genusses, die man schwach genug war, sich nicht versagen zu können. Wahrlich, das macht einem das Leben zur Last."

Und mit der Gebärde eines aller Illusionen beraubten Philosophen wandte sich Morange traurig wieder seiner Arbeit zu, während Mathieu endlich in sein Bureau zurückkehrte.

Einige Stunden später, am Nachmittag, als er sich hier allein befand, in den Entwurf einer neuen Säemaschine vertieft, schrak er auf, als er hinter sich ein leichtes Husten vernahm. Es war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, die geräuschlos eingetreten sein und die Thür leise hinter sich geschlossen haben mußte, und die nun vielleicht schon lange hier stand, ohne es zu wagen, ihn anzusprechen.

„Wer bist du? Was willst du?"

Sie geriet nicht in Verwirrung und antwortete mit einem diskreten Lächeln: „Meine Mutter schickt mich herauf, ich möchte Ihnen sagen, ob Sie wohl so gut sein wollten, auf einen Augenblick hinunter zu kommen."

„Aber wer bist du?"

„Ich bin die kleine Cécile."

„Cécile Moineaud?"

„Ja, Monsieur."

Mathieu begriff. Es handelte sich offenbar um die unglückliche Geschichte mit Norine.

„Und wo erwartet mich denn deine Mutter?"

„Sie erwartet Sie drunten, in einer Straße, dort drüben. Und sie hat gesagt, ich solle Ihnen sagen, wenn Sie nicht kämen, so wäre das ein großes Unglück für alle."

Er betrachtete das Kind, wie sie da vor ihm stand, groß und aufgeschossen für ihr Alter, mit farblosen Haaren, die Züge schon verwischt und resigniert wie die ihrer Mutter, bebend in ihrem dünnen Kleidchen und dem Tuch, das sie überm Kopfe trug. Ein tiefes Mitleid überkam ihn; er sagte dem Mädchen, sie solle vorausgehen, und sie glitt in den Korridor hinaus und die Treppen hinab mit der Geschmeidigkeit eines Wiesels, mit all der schlauen Vorsicht, die sie angewendet haben mußte, um hereinzukommen. Am Thore der Fabrik bemerkte er ein andres Mädchen, kaum acht Jahre alt, welche gewartet hatte, und nun nach einem Blick des Einverständnisses vorausging.

„Wer ist denn das wieder?"

„Das ist meine kleine Schwester Irma."

„Was hat sie am Thor gethan? Warum seid ihr nicht zusammen heraufgekommen?"

„Sie blieb drunten, um zu sehen, ob man uns nicht beobachtet. Wir kennen uns in der Fabrik gut aus, und die Mutter sagt, daß wir nicht dumm sind."

Dann lief sie zu Irma hin — die hübsch und blond wie Norine war, aber schwach und kränklich aussehend —, nachdem sie noch gesagt hatte: „Es ist

nicht notwendig, daß man uns zusammen gehen sieht. Sie brauchen uns nur zu folgen, Monsieur."

Er folgte ihnen. Sie gingen zwanzig Meter vor ihm in der unbekümmerten Weise nichtsnutziger Mädchen, die die Schule schwänzen. Es war gleichwohl kein Tag, um im Freien herumzustreichen, denn die Sonne war verborgen, ein eisiger Wind blies durch die langen, geraden und öden Straßen und trieb die feinen Schneekörner vor sich her, mit denen sie bedeckt waren. Während solcher strengen Winterkälte verfiel dieses Arbeiterviertel in trübselige Erstarrung. Von beiden Seiten der langen Gassen längs der endlosen grauen Mauern hörte man nichts als das regelmäßige Zischen der Dampfrohre, wie ein unaufhörliches Keuchen der Anstrengung und des Leidens. Und in dieser trostlosen Oede, an der Ecke zweier Straßen, wie um die Kommenden schon von weitem sehen zu können, warteten die beiden Frauen, Mutter und Tochter, auf dem Trottoir, in dem eisigen Wind, der sie durchblies, beide vor Kälte zitternd, die Mutter in schwarzer Haube, die Tochter mit einem roten Wolltuche auf dem Kopfe.

Als Norine Mathieu erblickte, begann sie zu weinen. Ihr sonst so frisches und hübsches, milchweißes Gesicht, das gewöhnlich einen so fröhlichen und dreisten Ausdruck trug, war von Thränen entstellt. Sie übertrieb auch wohl ein wenig ihre Verzweiflung, um sich interessant zu machen.

„Ach, Monsieur," rief die Mutter in klagendem Tone, „wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Sie sind unsre einzige Hoffnung."

Ehe sie weitersprach, wendete sie sich an die beiden Kleinen, Irma und Cécile, die sich bereits neben ihrer großen Schwester aufgepflanzt hatten, ganz erregt von diesem Abenteuer und vor Neugierde brennend, was es zu hören geben würde.

„Ihr zwei, ihr lauft voraus, die eine in diese Straße und die andre in diese, und stellt euch dort auf und paßt auf, ob jemand kommt.“

Aber die Kinder rührten sich nicht, ohne daß übrigens die Mutter sich weiter um sie bekümmerte. Sie blieben mit leuchtenden Augen stehen, begierig horchend.

„Sie kennen das Unglück, das uns betroffen hat, Monsieur,“ fuhr die Moineaude fort. „Als ob wir nicht schon genug Kummer hätten! Was soll aus uns werden, allmächtiger Gott!“

Sie fing nun auch zu weinen an, die Thränen erstickten ihre Stimme. Mathieu, der sie seit nahezu einem Jahre nicht gesehen hatte, fand sie sehr gealtert, eine alte Frau trotz ihrer knappen dreiundvierzig Jahre, verwüstet durch ihre aufeinanderfolgenden Schwangerschaften, während welcher sie sich zu Tode arbeitete, und von denen sie frühzeitig ohne Rücksicht auf sich selbst aufstand, ohne irgendwelche Pflege, mit verminderten Haaren und Zähnen. Wenn sie als geduldige Seele sich stumpf in ihr Los ergab, so gewährte es ihr doch eine gewisse Erleichterung, ihr Unglück zur Schau zu stellen; und für einen Augenblick vergaß sie das Schicksal, von dem ihre älteste Tochter heimgesucht worden, und das das Maß voll machte, um alle die Schläge aufzuzählen, die sie in den letzten sechs Monaten betroffen hatten.

„Freilich hat man endlich unsern Viktor in die Fabrik genommen, als er sechzehn Jahre alt war. Und das war uns eine Erleichterung, denn wenn ihrer acht in einem Hause sind, so macht einer mehr, der verdient, schon einen großen Unterschied. Aber es bleiben noch immer drei, die nicht arbeiten, diese zwei da und mein letzter, der kleine Alfred, auf den ich so gern verzichtet hätte. Obendrein ist

er auch viel krank, ich hätte ihn neulich fast verloren, was vielleicht für ihn und für uns besser gewesen wäre. Nicht zu rechnen, daß auch Irma, die Kleine, die Sie da sehen, nicht sehr stark ist; und die Medizinen sind so teuer! Ich spreche nicht von dem Tode Eugènes, unsres Aeltesten, der in den Kolonien gedient hat. Sie haben ihn ja gekannt, als er in der Fabrik war und ehe er Soldat wurde. Neulich hat uns ein amtliches Papier die Nachricht gebracht, daß er an Dysenterie gestorben ist. Es lohnt sich wohl, Kinder zu haben, damit man sie einem tötet, ohne daß man sie noch einmal umarmen kann, ohne daß man auch nur weiß, wo sie begraben sind!"

Ein Aufschluchzen Norines brachte sie zu der augenblicklichen Situation zurück.

„Ja, ja, ich komme schon darauf. Ach ja, das Kinderkriegen, damit ist es glücklicherweise bei mir vorbei! Ich habe mein Teil davon gehabt, und das einzige Glück, das ich, die ich so früh gealtert bin, erwartete, war, nicht mehr Weib zu sein."

Der Wind wehte eisig, die Kälte war so scharf, daß Mathieu seinen Schnurrbart sich mit Reif belegen fühlte. Er wollte zur Sache kommen. „Ihre Kleinen werden sich erkälten. Sagen Sie mir also, was Sie wünschen."

„Ach, es ist wegen des Unglücks Norines, wie Sie wissen. Es hat uns weiter nichts gefehlt als diese Schande! Sie hat mir alles erzählt, sie hat niemand als mich, die ihr ein wenig beisteht; denn ich frage Sie, was würde es uns nützen, wenn ich mit dem Stock über sie herfallen wollte? — Und was soll nun aus ihr werden, wo Moineaud sie hinausgejagt hat und droht, sie umzubringen, wenn er sie bei uns findet? Er ist nicht bösartig, Moineaud, aber man kann wirklich nicht

von ihm verlangen, daß er vor der Welt eine solche Schande auf sich nimmt. Die Kinder, nicht wahr, die kriegt man, ohne daß man daran denkt, dann wachsen sie heran, und man liebt sie trotz alledem; und mit den Buben, da macht man sich nichts daraus, geh wohin du willst, thu was du willst, sobald sie nur einmal aus dem Neste sind; aber bei den Mädchen, da wird es einem zu arg, wenn man sieht, daß sie schlecht werden. Moineaud ist sehr erzürnt, er hat davon gesprochen, alles zusammenzuschlagen, und das ist nur natürlich."

Mathieu nickte mit dem Kopfe. Es war die herkömmliche Geschichte der vielköpfigen Arbeiterfamilien: der Vater, ein gutmütiger Mensch im Grunde, kümmert sich nicht viel um das übervolle Nest; die Mutter, mit Arbeit überhäuft, kann sich mit den Kleinen nicht befassen; dann schlechte Aufführung, der Zorn der Eltern, wenn das Vergehen zu Tage kommt; und das Ende von allem die Zerstörung der Familiengemeinsamkeit, die Ueberlieferung eines Stückes sozialen Lebens an den Schmutz und das Verderben.

Ungeduldig darüber, daß die Mission, mit der sie ihre Mutter betraut, so lange nicht zum Ziel kam, weinte Norine lauter und sagte zwischen zwei Schluchzern: „Sage doch Herrn Froment, daß ich dir alles erzählt habe."

Die Moineaude mußte endlich an den schrecklichen Gegenstand heran. Sie dämpfte ihre Stimme. „Ja, Monsieur, Norine hat mir gesagt, daß Sie der einzige wären, der etwas für uns thun kann, weil Sie sie eines Tages mit dem Vater ihres Kindes gesehen haben und daher in der Lage wären, zu bezeugen, daß sie nicht lügt. Sie begreifen, warum Moineaud nicht in die Sache hineingemengt werden darf. Wir werden ihm nie den Namen

sagen; und wenn er ihn je erfahren sollte, so wäre ich die erste, die ihn bitten würde, so zu thun, als ob er nichts wüßte; so viele Jahre ist er jetzt in der Fabrik, und es wäre das Ende von allem, wenn er sie verlassen müßte. Sie sehen also wohl, daß wir keinen Lärm machen wollen. Weder ich noch meine Tochter werden eine Geschichte erzählen, weil wir nichts dabei zu gewinnen hätten. Trotz alledem kann aber Norine nicht auf der Straße bleiben, der Vater ihres Kindes wird nicht so herzlos sein, sie da zu lassen. Und wir wenden uns an Sie, Monsieur, um Sie zu bitten, mit ihm zu sprechen und die Hilfe von ihm zu erbitten, die er gewiß einem verlaufenen Hunde nicht versagen würde, wenn er ihn bei einem solchen Wetter auf der Straße fände."

Sie sprach mit der zitternden Demut der armen Frau, ihr Elend hatte sie so zu Boden gedrückt, daß sie selbst nicht an ihre Kühnheit glauben konnte, daß sie es wagte, die mächtige Persönlichkeit anzuklagen, von der das Schicksal aller der Ihrigen abhing. Plötzlich bemerkte sie die beiden Kleinen, Irma und Cécile, die mit gespanntem Interesse horchten, und fuhr auf sie los.

„Was macht ihr da, ihr Fratzen? Ich habe euch gesagt, ihr sollt an der Ecke aufpassen. Marsch, fort! Kinder dürfen nicht zuhören, wenn Große miteinander sprechen."

Die Kinder blieben ruhig auf dem Flecke. Sie unterhielten sich zu gut, sie machten nicht einmal Miene, zu gehorchen, und die Mutter vergaß sie sogleich wieder.

Obgleich sehr gerührt, zögerte Mathieu dennoch. Er wußte nur zu gut, was Beauchêne ihm antworten würde. Er suchte nach Entschuldigungsgründen für eine Weigerung zu vermitteln.

„Meine liebe Frau, Sie täuschen sich über meinen Einfluß. Ich fürchte so sehr, keinen Erfolg zu erzielen —“

Aber Norine ließ ihn den Satz nicht vollenden. Sie sah, daß sie sich einmengen müsse. Sie weinte nicht mehr, sie wurde allgemach lebhafter.

„Hören Sie, Monsieur, meine Mutter sagt Ihnen nicht alles, was sie sagen sollte. Ich war es nicht, die ihn verfolgt hat, den Herrn, den Sie kennen. Er ist mir nachgelaufen, er hat mir keine Ruhe gelassen, bis er erreicht hatte, was er wollte. Und jetzt stellt er mich da hinaus, als ob er mich nicht einmal kennte! Und doch, wenn ich boshaft wäre, könnte ich ihm große Unannehmlichkeiten verursachen. — Ich schwöre, ehe ich so thöricht war, mit ihm zu gehen —“

Sie war im Begriffe zu lügen, und zu sagen, daß sie unberührt gewesen sei, als Beauchêne sie verführte. Aber sie mochte wohl in den Augen Mathieus sehen, daß er unterrichtet war, und hielt es für geraten, in Gegenwart ihrer Mutter nicht länger auf diesem Punkt zu verweilen, denn sie hatte es nicht für notwendig befunden, dieser ihren ersten Fehltritt einzugestehen. Es war die gewöhnliche Geschichte der hübschen Arbeiterinnen, die, auf der Straße und in der Werkstätte aufgewachsen, mit zwölf Jahren verdorben sind, bereits alles wissen, aber sich aus Berechnung bewahren, in der wohlüberlegten Erkenntnis, was sie wert sind. Sie, die unter der Oberfläche ihrer scheinbaren Unbesonnenheit sehr schlau war, hatte lange auf eine nicht zu ungünstige Gelegenheit gewartet. Aber wie so viele andre hatte sie sich eines Tages selbstvergessen einem Kameraden ergeben, der noch desselben Abends davongegangen war. Es war der Wunsch, diese Dummheit gut zu machen, der sie sodann in die

Arme des millionenreichen Chefs getrieben hatte, als intelligente Tochter des Pariser Pflasters, die ihrerseits das Verlangen hatte, um eine Stufe zu steigen, von den höheren Genüssen zu kosten, von dem Luxus, den sie in den Schaufenstern der großen Geschäfte mit den Augen verschlang. Nun aber hatte sie in Beauchêne einen Genußmenschen von so rücksichtslosem Egoismus gefunden, von einer so ungeheuren Unempfindlichkeit gegen alles, was nicht sein Interesse oder sein Vergnügen war, daß sie aus der Episode betrogen, in unwürdigster Weise bestohlen hervorging, nachdem sie alles gegeben hatte, was sie besaß, ihre Jugend, ihre blühende Frische, ihren milchweißen Körper, ein wahrer Frühlingsschmaus, und nichts davongetragen hatte als dieses unglückselige Kind, diese natürliche Folge, vor welcher alle Mädchen in solch betäubter Erstarrung stehen wie vor dem unvorhersehbaren Ereignis eines Blitzschlages.

„Jedenfalls,“ fuhr sie leidenschaftlich fort, „wird er nicht zu behaupten wagen, daß das Kind nicht von ihm ist. Das wäre eine unerhörte Lüge. Er braucht sich nur an die Daten zu erinnern, es ist so klar wie die Sonne. Ich habe es mir ausgerechnet, und ich will es ihm beweisen, wenn er will. Sie können mir wohl glauben, Monsieur, daß ich nicht im stande wäre, in einer so ernsten Sache eine Lüge zu sagen. Ich schwöre Ihnen, daß ich mit niemand verkehrt habe als mit ihm, daß er der Vater des Kindes ist, so wahr meine Mutter hier steht und mir zuhört. Verstehen Sie wohl, ich kann es beschwören, ich würde es beschwören, und wenn ich unter der Guillotine läge! Sagen Sie ihm das, Monsieur, sagen Sie ihm das, und wir wollen sehen, ob er das Herz hat, mich auf der Straße zu lassen!“

Ihr Ton war so aufrichtig, so aus der Seele kommend, daß Mathieu überzeugt war. Offenbar

sprach sie die Wahrheit. Jetzt weinte die Mutter, mit kurzen, fortgesetzten Schluchzern; und auch die beiden kleinen Mädchen wurden von der Rührung der Scene überwältigt, brachen in Wehklagen aus, beschmutzten ihre Gesichter mit ihren Thränen. Dieses Elend schnitt Mathieu ins Herz, und er gab nach.

„Mein Gott, ich will ja gern einen Versuch machen, aber ich kann Ihnen für den Erfolg nicht bürgen. Ich werde Sie wissen lassen, was ich habe erreichen können.“

Die Mutter und die Tochter ergriffen seine Hände und wollten sie küssen. Es wurde vereinbart, daß Norine diese Nacht bei einer Freundin schlafen sollte, während über ihr Schicksal entschieden wurde. Und in der menschenleeren Straße, wo man nichts hörte als die Atemstöße der benachbarten Fabriken, blies der unbarmherzige Schneewind eisiger als je, peitschte die vier armseligen Gestalten, die vor Kälte und Kummer unter ihren dünnen, ärmlichen Kleidern zitterten. Sie gingen davon mit geröteten Gesichtern, mit von der Kälte erstarrten Fingern, wie von dem erbarmungslosen Eishauch des Winters weggetragen. Und er sah ihnen nach, wie sie um die Straßenecke bogen, die weinende Mutter mit ihren drei betrübten Kindern.

Während Mathieu in die Fabrik zurückkehrte, bereute er bereits, das Versprechen gegeben und damit vielleicht nur vergebliche Hoffnungen bei den armen Frauen erregt zu haben. Wie sollte er die Sache anfassen? Was sollte er sagen? Und der Zufall wollte, daß er, in sein Bureau tretend, Beauchêne da fand, der ihn erwartete, um eine Auskunft in Bezug auf eine Maschine zu verlangen.

„Wo waren Sie denn, mein Lieber? Seit einer Viertelstunde lasse ich Sie überall suchen.“

Mathieu wollte einen Vorwand gebrauchen, um sich zu entschuldigen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, die Gelegenheit zu ergreifen und den Knoten zu durchhauen, indem er alles sagte. Er führte diesen Entschluß tapfer durch, erzählte, wie die beiden Mädchen ihn geholt hätten, und welches Gespräch er eben mit Norine und ihrer Mutter gehabt habe.

„Ich bitte Sie, mein lieber Alexandre," schloß er, „es mir nicht übel zu nehmen, daß ich mich in diese Sache menge. Die Umstände erscheinen mir ernst genug, als daß ich mich nicht über die Unannehmlichkeit hinwegsetzen sollte, Sie vielleicht ärgern zu müssen. Bei alledem hätte ich Ihnen vielleicht nichts gesagt, wenn Sie mir nicht gewisse vertrauliche Mitteilungen gemacht hätten."

Beauchêne hatte anfangs betreten zugehört, dann von einem dumpfen Zorn erfaßt, der ihm in einer roten Blutwelle ins Gesicht stieg. Er erstickte, er ballte die Fäuste, wie um alles zu zerschlagen. Dann that er, als bemächtige sich seiner unwiderstehliche Heiterkeit, und brach in ein geringschätziges Lachen aus, das einen falschen Klang hatte.

„Aber, mein lieber Freund, das ist ja eine einfache Erpressung. Wozu geben Sie sich da her? Ich habe Sie wahrhaftig nicht für so naiv gehalten, man läßt Sie da eine hübsche Rolle spielen! Also die Mutter und auch selbst die kleinen Schwestern nehmen sich der Sache an? Nun ist es komplett, nun wird die Geschichte komisch! — Und man hat Sie wohl mit einem Ultimatum betraut? Ich muß das Kind anerkennen, oder man wird mir Verlegenheiten bereiten, wie? Nein, das ist wirklich monumental!"

Er schritt in dem Raume auf und ab, schreiend und seine Worte mit kurzausgestoßenem Lachen begleitend; die Sache war ihm ungemein peinlich, und

besonders ärgerte er sich wütend darüber, daß ein solch lächerlicher Unfall ihm, dem so Erfahrenen, sollte zustoßen können. Er blieb plötzlich stehen und faßte Mathieu an den Aufschlägen seines Rockes.

„Hören Sie einmal, so was kann man doch nicht ernst nehmen! Sagen Sie mir doch nur, ob Sie, der Sie nicht dumm sind, eine solche Vaterschaft annehmen würden? Ein Mädchen, das sich voriges Jahr einem Kellner ergeben hat! Ein Mädchen, das seit der Zeit wohl die schmutzigsten Sachen getrieben hat! Ich habe sie ja nur aufzulesen gebraucht. Man findet die Sorte zu Dutzenden auf der Straße."

Und da Mathieu ihn unterbrechen wollte, um dem zu widersprechen, um seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß das unglückselige Mädchen nicht lüge, schloß er ihm heftig den Mund.

„Nein, nein, seien Sie still, hören Sie mir zu. Ich bin meiner Sache sicher, verstehen Sie wohl, vollkommen sicher. Und ich verstehe mich darauf, mein Lieber. Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich, der ich es zuwege bringe, einen solchen Unfall bei meiner Frau zu verhüten, bei einer Geliebten hineinfiele wie ein Student, der den Rummel nicht kennt. Ich schwöre bei meinem Kopfe, dieses Kleine kann sich einen andern Vater suchen!"

Gleichwohl schien seine Ueberzeugung nicht so felsenfest zu stehen, denn er ließ sich in eine Diskussion der Daten ein. Er verwickelte sich, widersprach sich, sagte offenkundige Lügen. Von einem Rausch der Begierde erfaßt, hatte er sie drei oder vier Monate hindurch noch oft gesehen, bis zu dem Tage, da er, angesichts ihres veränderten Zustandes, einen Widerwillen gegen sie faßte, sie entstellt und unbequem fand, vielleicht auch sich beeilen wollte, mit ihr zu brechen, um sich jeder Verantwortlichkeit

zu entziehen. Jetzt setzte er sie herab, sprach von einer flüchtigen Laune, meinte, ihr einziger Reiz habe in ihrer Frische gelegen, that, als könne er nicht begreifen, wie sein Geschmack sich so habe verirren können.

Und dann kam der Chef, der eitle und despotische Mann in dem gewissenlosen Ausrufe zum Vorschein: „Sich mit einer seiner Arbeiterinnen abgeben, das ginge noch an, obschon es dumm genug ist; aber ein Kind mit ihr haben — ah, nein, das wäre zu albern, man würde mir lange Nasen drehen, ich wäre verloren!“

Gleichwohl hatte er die heftigen Beteuerungen schon aufgegeben; und als Mathieu schwieg und ruhig wartete, daß seine erste Erregung sich lege, um neuerdings für die arme Norine zu plaidieren, geriet er in Unruhe; dieses Schweigen bedrückte ihn, er ließ sich atemlos in einen Sessel fallen und fuhr fort:

„Und dann, nehmen wir auch an, daß es so sei, ich will für einen Augenblick zugeben, daß ich mich vergessen hätte. Es ist ja wahr, wenn man gut diniert hat, so weiß man manchmal nicht genau, was man thut. Aber selbst diesen Fall gesetzt, genügt das, damit diese Dirne mir ihr Kind aufhalse? Ein Kind, ja das geht sie allein an, um so schlimmer für sie, wenn sie eins kriegt, das gehört zum Risiko ihres Berufes! Wer steht mir dafür gut, daß sie nicht damals mit zwei oder drei Männern verkehrt hat? Finden Sie sich nun da zurecht! Ganz gewiß weiß sie selber nicht, von wem es ist, dieses hübsche Angebinde. Aber da ich guter Kerl bei der Hand bin, und da sie einen Vorwand hat, um mich in die Sache hineinzubringen, so legt sie sich ihre Geschichte zurecht. Ein reicher Mann, ein Chef, der den

Skandal fürchten muß, da kann man ein Vermögen herausschlagen. Erpressung, mein Freund, Erpressung und sonst nichts!"

Tiefes Schweigen folgte. Mathieu hatte seinerseits angefangen, in dem Bureau auf und ab zu gehen, das von einem großen Kachelofen warm geheizt wurde. Er ließ noch einige Zeit verstreichen, ehe er sprach, während durch die bebenden Dielen das nie aussetzende Dröhnen der arbeitenden Maschinen heraufdrang. Dann sagte er, was er zu sagen hatte, in einfachster Weise: seine Ueberzeugung, daß Norine nicht lüge, die Details, die sie ihm gegeben hatte, die Thränen der beiden armen Frauen, die schreckliche Härte, die es wäre, die Unglückliche auf der Straße zu lassen. Angenommen selbst, daß das Kind nicht von ihm sei, so sei sie doch deshalb nicht minder seine Geliebte gewesen, und er könne es nicht verweigern, ihr beizustehen, nun, da sie so entsetzlich verlassen sei.

„Sie machen sich schlechter, als Sie sind. Ich bin überzeugt, daß Sie nachdenken und das Erforderliche thun werden. Ein Ehrenmann wie Sie stellt sich nicht kleinlich in einer solchen Sache!"

„Aber wenn ich etwas thue," rief Beauchêne besiegt und geängstigt, „so wird man es überall herumtragen, daß das Kind von mir ist. Dann wird sie erst recht leichtes Spiel haben, es mir aufzuhalsen."

Abermals trat Schweigen ein, man hörte das scharfe Zischen eines Dampfrohres im Hofe. Dann fuhr er zögernd, unbehaglich fort: „Droht sie, Lärm zu schlagen? Ich fürchtete schon einen Augenblick, daß sie etwa zu meiner Frau gehen könnte. Das wäre furchtbar unangenehm."

Mathieu unterdrückte ein Lächeln, er fühlte, daß er gewonnenes Spiel habe.

„Ja, man kann nie wissen. Sie ist gewiß nicht

bösartig. Aber wenn man eine Frau zum Aeußersten treibt, ist sie jeder Tollheit fähig. Und dann macht sie ja gar keine Ansprüche, sie hat mir nicht einmal gesagt, was sie verlangt, außer daß sie nicht bei dieser Jahreszeit auf der Straße bleiben kann, da ihr Vater sie hinausgejagt hat. Wenn Sie meinen Rat wollen, so glaube ich, daß man sie morgen bei einer Hebamme in Pension geben sollte. Sie werden vier oder fünf Monate zu zahlen haben, also rund eine Fünfhundertfrancsnote. Damit ist die Sache bestens erledigt."

Beauchêne erhob sich mit einer raschen Bewegung und ging ans Fenster. Dann kehrte er zurück: „Sie wissen, daß ich kein schlechtes Herz habe, nicht wahr? und es kommt mir auch wahrlich nicht auf fünfhundert Francs auf oder ab an. Wenn ich in Zorn geraten bin, so ist es, weil der bloße Gedanke, ausgebeutet zu werden, mich wütend macht. Aber im Augenblicke, da es sich um ein Werk der Barmherzigkeit handelt, du lieber Gott, meinetwegen! Unter einer Bedingung jedoch: ich kümmere mich um gar nichts, ich will nicht einmal wissen, was Sie thun werden. Suchen Sie eine Hebamme, mieten Sie das Fräulein ein, wo Sie wollen, ich werde einfach die Rechnung bezahlen. Guten Morgen, guten Abend."

Er stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, daß er diese böse Sache los war, die ihm unangenehmer war, als er gestehen mochte. Und er wurde sogleich wieder der überlegene, der schöne und sieghafte Mann, der gewohnt war, alle Schlachten des Lebens zu gewinnen. Er scherzte sogar: diese Norine, er trage ihr im Grunde nichts nach, denn er habe nie im Leben eine Haut wie die ihrige gesehen, ein wahrer Sammet, von rosiger Frische; und sie sei am meisten bestraft durch dieses unglück-

selige Kind, denn es habe sie bereits bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Sodann gab er einen Beweis seiner vollkommenen Geistesfreiheit, indem er die Maschine zu besprechen anfing, wegen deren er gekommen war, und zeigte für die Interessen seiner Unternehmung außerordentlichen Scharfblick und das durchdringendste Verständnis.

Er hatte bereits die Thür hinter sich geschlossen, als er sie nochmals öffnete und wiederholte: „Betonen Sie besonders meine strikte Bedingung: von dem Kinde will ich absolut nichts wissen, auch nicht einmal, ob es gekommen ist. Man soll damit machen, was man will, aber mir nie wieder davon sprechen."

An diesem Abend gab es bei den Beauchêne eine schreckliche Aufregung. Der kleine Maurice stürzte, als sie sich zu Tische begeben wollten, ohnmächtig zu Boden. Er blieb nahezu eine Viertelstunde besinnungslos; und die bestürzten Eltern schrieen, haderten miteinander, klagten sich gegenseitig an, das Kind diesen Morgen bei so strenger Kälte zum Ausgehen gezwungen zu haben; offenbar war es dieser thörichte Spaziergang, der ihm eine Erkältung zugezogen hatte, — sie sagten es wenigstens, um ihre Seelenangst zu beruhigen. Constance, als sie ihr regungsloses Kind in den Armen hielt, sah ihn bereits tot. Zum ersten Male überlief sie der furchtbare Schauder, sie sagte sich, daß er sterben könnte. Die Mutter in ihr fühlte ihr Herz zerrissen, empfand einen solchen wahnsinnigen Schmerz, daß ihre heiße Mutterliebe ihr fast eine Offenbarung war. Aber die ehrgeizige Frau, die, welche das Königtum für diesen Sohn erträumte, in ihm den einzigen Erben, den künftigen Herrn eines gewaltigen Vermögens sah, litt ebenfalls entsetzlich. Wenn sie ihn nun verlöre, würde sie also kein

Kind mehr haben? Und warum hatte sie nicht noch eines? Was war das für ein thörichter Eigensinn, mit allen Mitteln zu verhindern, daß sie noch eines bekomme!

Dieses Bedauern durchzuckte sie wie ein Blitzstrahl, und sie fühlte sein unheilbares Brennen in ihrem tiefsten Innern. Aber Maurice war wieder zu sich gekommen, er aß sogar mit ziemlichem Appetit. Beauchêne hatte sofort wieder angefangen die Achseln zu zucken und spottete über die unvernünftige Angst der Frauen. Nach wenigen Tagen dachte auch Constance nicht mehr an den Zwischenfall.

IV.

Als Mathieu am nächsten Morgen daran ging, die delikate Aufgabe zu erfüllen, die er auf sich genommen, erinnerte er sich der beiden Hebammen, deren Namen er neulich bei den Séguin aus dem Munde der Zofe Céleste vernommen hatte. Er ließ vorerst Madame Rouche beiseite, von der das Mädchen so eigentümlich gesprochen hatte, indem sie sagte, daß es bei ihr „sehr schnell gehe“, und daß sie sich der Sache „mit großem Eifer annehme“. Aber er wollte sich über Madame Bourdieu erkundigen, die Hebamme, die in der Rue Miromesnil ein ganzes kleines Haus bewohnte, wo sie Pensionärinnen annahm. Und er glaubte sich zu erinnern, daß diese seinerzeit, damals am Anfange ihrer Thätigkeit, Madame Morange von ihrer Tochter Reine entbunden hatte, was ihm den Gedanken gab, vorerst einmal bei Morange anzufragen.

Dieser, der in seinem Bureau bereits arbeitete, schien bei der ersten Frage in Verwirrung zu ge-

raten. „Ja, eine Freundin hatte meiner Frau Madame Bourdieu empfohlen ... Aber warum fragen Sie mich das?"

Er sah ihn angstvoll an, als ob der Name dieser Madame Bourdieu wie ein Blitzstrahl durch seine Gedanken fahre, als wäre er bei etwas Verbotenem auf frischer That ertappt worden. Diese Erwähnung gab vielleicht irgend einem finsteren Gespenst Körper, das ihn verfolgte, rührte vielleicht alle die qualvollen Für und Wider auf, zwischen denen er bisher noch nicht vermocht hatte, eine Entscheidung zu treffen. Er war blaß geworden, und seine Lippen bebten.

Dann, als Mathieu ihm gesagt hatte, daß es sich darum handle, Norine unterzubringen, entschlüpfte ihm ein unwillkürliches Geständnis. „Gerade heute früh hat meine Frau von Madame Bourdieu gesprochen ... Ja, ich weiß nicht, wie sie darauf kam. Was eine Auskunft betrifft, es ist so lange her, wissen Sie, daß wir Genaues nicht mehr sagen können. Aber es hat den Anschein, daß sie sehr erfolgreich gewesen ist, und daß sie heute einem sehr hübschen Hause vorsteht. Ueberzeugen Sie sich selbst, Sie werden dort ohne Zweifel finden, was Sie suchen."

Mathieu folgte diesem Rat. Da er sich indessen erinnerte, gehört zu haben, daß die Unterkunft bei Madame Bourdieu teuer sei, änderte er seinen Entschluß und begab sich vorerst nach der Rue du Rocher, um sich durch eignen Augenschein über Madame Rouche zu unterrichten. Schon der Anblick des Hauses stieß ihn ab: ein schwarzes Haus des alten Paris, an der Stelle gelegen, wo die Straße steil abfällt; durch den dunkeln, übelriechenden Thorweg kam man in einen engen Hof, auf welchen die Fenster der wenigen, armseligen Zimmer sahen, die die Hebamme bewohnte. Das roch nach

der Kloake und dem Verbrechen. Oberhalb der Einfahrt trug ein schlechtgemaltes gelbes Schild in dicken Lettern bloß den Namen der Madame Rouche. Als er klingelte, führte ihn ein Dienstmädchen mit schmutziger Schürze in einen kleinen Salon von dem Charakter eines Hotelzimmers, der von Küchenduft erfüllt war; und alsbald erschien eine Dame von fünf- bis sechsunddreißig Jahren, schwarz gekleidet, von hagerer Gestalt, mit bleifarbenem Teint, dünnen, farblosen Haaren und einer großen Nase, die das ganze Gesicht beherrschte. Mit ihrer langsamen und leisen Sprechweise, ihren vorsichtig katzenhaften Bewegungen, ihrem stereotypen, säuerlich-süßen Lächeln machte sie auf ihn den Eindruck einer schrecklichen Frau, deren Geschäft das Ersticken ohne Gewaltanwendung war, der geräuschlose Daumendruck, der das ungeborene Leben der Vernichtung anheimgiebt. Sie sagte ihm übrigens, daß sie Pensionärinnen erst acht bis zehn Tage vor der Niederkunft annehme, da sie nicht über die nötigen Einrichtungen verfüge; dies machte weitere Erkundigungen überflüssig, und Mathieu eilte fort, von Ekel ergriffen, das Herz von Angst zusammengeschnürt.

In der Rue Miromesnil bot das kleine dreistöckige Haus, welches Madame Bourdieu innehatte, wenigstens einen freundlichen Anblick mit seiner hellen Fassade und den weißen Musselinvorhängen an den Fenstern. Ein hübsches Schild kündigte eine Hebamme erster Klasse an, eine Entbindungsanstalt mit Pension für Damen. Der Laden des Erdgeschosses war von einem Kräuterhändler eingenommen, dessen Warenpakete einen angenehmen Duft verbreiteten. Daneben war das Hausthor stets geschlossen, wie das eines Privathauses; der sauber gehaltene Hausflur mündete in einen ziemlich geräumigen Hof, der von einer hohen grauen Mauer abgeschlossen war, hinter

welcher die Kaserne der Nachbarstraße sich befand. Dies war sogar recht lustig, und es wurde als Annehmlichkeit hingestellt, daß man die Trommeln und Trompeten gedämpft durch die dicke Mauer höre, ohne davon belästigt zu werden. Im ersten Stock befanden sich längs des Ganges der Salon und das Arbeitszimmer der Madame Bourdieu, ihr Schlafzimmer, das gemeinschaftliche Eßzimmer und die Küche; im zweiten und dritten Stock befanden sich sodann die Zimmer der Pensionärinnen, ein Dutzend im ganzen, einige für drei oder vier Betten, andre für eines, diese natürlich teurer. Und Madame Bourdieu, zurzeit zweiunddreißig Jahre alt, herrschte hier, eine hübsche, brünette Frau, etwas kurz und dick, aber mit einem großen und heiteren Gesichte von sehr weißer Hautfarbe, welches ihr in bemerkenswerter Weise mit zu ihrem Erfolge geholfen hatte, und zu dem Rufe der Anständigkeit, den sie und ihr Haus genoß. Man sagte allerdings, daß man nicht allzu genau untersuchen dürfe; aber es war eben ihr Beruf als solcher, welcher derlei böse Nachrede herausforderte. Nie noch waren wirklich häßliche Dinge über sie vernommen worden. Sie war vor kurzem von der Verwaltung der öffentlichen Armenpflege anerkannt worden, welche ihr Frauen, die ihrer Niederkunft entgegensahen, in Pflege gab, wenn es in den Spitälern an Platz mangelte. Und dies schien ein entscheidendes Zeugnis für die Ehrbarkeit des Hauses zu sein, so daß dessen Kunden, wie man sagte, sich nun aus den besten und anständigsten Kreisen rekrutierten.

Mathieu war genötigt, mit Madame Bourdieu zu unterhandeln, denn sie verlangte zuerst zweihundert Francs monatlich von ihm; und da er dies als viel zu viel erklärte, war sie im Begriffe,

sich zu entrüsten und erhob die Stimme, obgleich sie im Grunde eine gutmütige Frau war.

„Aber, werter Herr, wie soll ich denn da meine Rechnung finden? Keine von uns wird reich. Wir müssen erst zwei Jahre in einer Gebäranstalt verbringen, um das Diplom zu bekommen, und das kostet uns tausend Francs jährlich. Dann kommen die Kosten der Einrichtung, alle die Entbehrungen, die man durchmachen muß, ehe man sich einen Kundenkreis schafft, wodurch es begreiflich wird, daß so viele von uns auf Abwege geraten. Und selbst wenn man, Gott weiß unter welchen Anstrengungen, es dahin gebracht hat, ein Haus wie das meinige zu schaffen, so hören die Unannehmlichkeiten noch nicht auf: keine Stunde Ruhe, eine unausgesetzte Verantwortlichkeit, das Bewußtsein, welch schwere Folgen die kleinste Unachtsamkeit, die geringste Vergeßlichkeit haben kann. Ganz zu schweigen von der Ueberwachung durch die Polizei, den unvorhergesehenen Besuchen der Inspektoren, einer Menge von Vorsichtsmaßregeln, zu denen man verpflichtet ist, wovon Sie sich gar keinen Begriff machen."

Sie konnte sich aber nicht enthalten, zu lächeln, als Mathieu ihr durch eine Gebärde zu verstehen gab, daß er in diesen Dingen unterrichtet sei und recht wohl wisse, daß die polizeilichen Inspektionen noch keiner Hebamme Ungelegenheiten verursacht hätten.

„Nun ja, natürlich, man richtet sich ein. Aber hierher können sie jeden Tag kommen, sie werden mich nie bei etwas Unrechtem ertappen. Anständig zu sein ist noch immer die beste Art, um gute Geschäfte zu machen. Ich habe daher auch von meinen dreißig Betten fünfundzwanzig besetzt, und zwar von Damen aller Stände. Wenn sie sich der Hausordnung unterwerfen und ihre Pension zahlen, oder die Armenverwaltung sie für sie bezahlt, so frage ich sie nicht

einmal, woher sie kommen; weder Namen noch Adresse, das Berufsgeheimnis würde mir verbieten, selbst das weiterzusagen, was ich durch Zufall erführe. Sie sind frei, sie haben nichts zu fürchten, und wenn wir in Bezug auf die Dame, in deren Namen Sie mich aufsuchen, zu einer Einigung kommen, so haben Sie mir sie lediglich an dem bestimmten Tage zuzuführen, und sie wird bei mir das diskreteste und gesündeste Asyl finden."

Mit ihrer großen Erfahrung hatte sie wohl auf den ersten Blick die Natur des Falles erkannt: irgend ein Mutter gewordenes Mädchen, das ein Herr anständig versorgen wollte. Das waren die einträglichen Geschäfte. Und als sie erfuhr, daß es sich um einen Aufenthalt von vier Monaten handelte, wurde sie entgegenkommend und begnügte sich schließlich mit einem Pauschalbetrag von sechshundert Francs, unter der Bedingung, daß die Dame ein Zimmer mit drei Betten mit zwei andern teile. Es wurde alles abgemacht, und die neue Pensionärin noch desselben Abends eingeführt.

„Sie heißen Norine, mein Kind. Sehr wohl, das genügt. Sobald Ihr Köfferchen heraufgebracht ist, werde ich Sie in Ihr Zimmer führen. Sie sind schön wie ein Engel, und ich weiß schon jetzt, wir werden gute Freundinnen werden."

Erst fünf Tage später kam Mathieu wieder zu Madame Bourdieu, um zu sehen, wie sich Norine befand. Wenn er an seine Frau dachte, deren glückliche Schwangerschaft er mit so zarter Aufmerksamkeit, mit einem Kultus der Anbetung und Zärtlichkeit umgab, so empfand er ein schmerzliches Gefühl, ein unendliches Mitleid für alle verschämten, verborgenen, beschimpften Schwangerschaften, für alle die unglücklichen Frauen, denen es furchtbare Qualen bereitet, Mutter zu sein. Der Gedanke an das

Entsetzen und die Schmach, in welche die Mutterschaft die Frau stürzen kann, bis in den Kot, bis ins Verbrechen, peinigte ihn wie eine Entweihung; und nie hatte er, in seinem leidenschaftlichen allmenschlichen Gefühl, sich so von Güte und Hilfswillen durchwärmt gefühlt. Er hatte noch einmal mit Beauchêne kämpfen müssen, der sich widersetzt hatte, als er hörte, daß eine Fünfhundertfrancsnote nicht genüge. Aber es war ihm gelungen, seine Einwilligung zu allem zu erlangen, und sogar noch etwas Geld für Wäsche und ein kleines Taschengeld von zehn Francs monatlich. Er wollte dem armen Mädchen nun die ersten zehn Francs bringen.

Knapp nach neun Uhr betrat Mathieu wieder das Haus in der Rue Miromesnil. Ein Dienstmädchen, welches hinaufgegangen war, um Norine zu benachrichtigen, kam zurück und sagte, sie befinde sich noch im Bett, aber Monsieur könne hinaufgehen, da Madame allein im Zimmer sei. Sie führte ihn hinauf und öffnete eine Thür im dritten Stock, indem sie sagte: „Madame, da ist Monsieur.“

Als sie Mathieu sah, lachte Norine fröhlich. „Sie hält Sie für den Vater, wissen Sie! Und es thut mir leid, daß es nicht wahr ist, denn Sie sind sehr liebenswürdig.“

Sie saß im Bette aufrecht, in ein weißes Kamisol gehüllt, ihre schönen Haare sorgfältig frisiert und rückwärts in einem Knoten vereinigt, sehr sauber, sehr weiß, ein anständiges und vernünftiges Mädchen. Sie zog sogar die Decke etwas höher hinauf mit einer jener instinktiven Gebärden der Schamhaftigkeit, die verrieten, daß sie sich in ihrem Falle noch Unverdorbenheit bewahrt hatte.

„Sind Sie krank?“ fragte er sie.

„O nein, ich lasse es mir nur wohl sein. Es ist erlaubt, im Bette zu bleiben, und so schlafe ich in

den Tag hinein. Das ist mir etwas Neues, die ich sonst jeden Tag um sechs Uhr bei einer Hundekälte aufstehen mußte, um in die Fabrik zu gehen. Sie sehen, ich habe Feuer; und sehen Sie nur das Zimmer an, ich wohne da wie eine Prinzessin."

Er sah sich um. Es war ein geräumiges Zimmer, mit perlgrauer, blaugeblümter Tapete bekleidet. Von den drei kleinen Eisenbetten standen zwei nebeneinander, das dritte querüber, eins vom andern durch ein Nachtkästchen und einen Stuhl getrennt. Die Einrichtung bestand dann noch aus einer Kommode, einem Kleiderschrank und sonstigem zusammengetragenen Mobiliar eines Hotelzimmers. Aber durch die zwei Fenster, die auf die graue Mauer sahen, hinter welcher sich die Kaserne befand, fiel um diese Stunde heller Sonnenschein herein, dessen Strahlenbündel ihren Weg zwischen zwei hohen Häusern der Nachbarschaft fanden.

„Ja, es ist nicht übel," sagte er.

Er hatte sich gegen das dritte Bett gewendet und hielt inne, als er, vor diesem Bette stehend, eine lange, schwarze Gestalt gewahrte, die er bisher nicht bemerkt hatte. Es war ein großes Mädchen von unbestimmbarem Alter, dürr und mager, mit ernstem Gesichte, matten Augen und blassem Munde. Sie hatte weder Hüften noch Brust, einen flachen Leib, gleich einem halbbearbeiteten Brett. Sie war im Begriffe, die Riemen eines Koffers zu schließen, der neben einem Reisesack auf dem offenen Bette lag.

Als sie sich sodann der Thür zuwendete, ohne auch nur einen Blick auf den Besucher zu werfen, hielt Norine sie an. „Sie sind also fertig und gehen nun, Ihre Rechnung bezahlen?"

Sie dachte einen Augenblick nach, ehe sie verstand, und antwortete dann ruhig, mit starkem englischen Accent: „Yes, bezahlen."

„Aber Sie kommen wieder herauf, nicht wahr, damit ich Ihnen adieu sagen kann?“

„Yes, yes.“

Als sie draußen war, sagte Norine, daß sie Amy heiße, daß sie ein wenig Französisch verstehe, aber kaum einige Worte sprechen könne. Und sie hätte die ganze Geschichte erzählt, wenn sich nicht Mathieu zu ihr ans Bett gesetzt und sie unterbrochen hätte. „Ich sehe also, daß bei Ihnen alles gut geht, und daß Sie zufrieden sind?“

„O, ich bin sehr zufrieden! Nie im Leben habe ich's so gut gehabt, gutes Essen, gute Pflege, von früh bis abends nichts zu thun als sich zu hätscheln. Ich habe nur den einen Wunsch, daß es so lange als möglich dauern möge.“

Sie lachte fröhlich, unbekümmert um die Zukunft, ohne auch nur an das kleine Wesen zu denken, welches sie unterm Herzen trug. Vergebens versuchte er das Muttergefühl in ihr zu erwecken, indem er sie fragte, was sie dann thun werde, welche Pläne sie habe. Sie verstand ihn nicht einmal, glaubte, daß er von dem Vater spreche, zuckte die Achseln und sagte, daß sie sich nicht um ihn kümmere, daß sie nie so dumm gewesen sei, auf ihn zu rechnen. Ihre Mutter hatte sie am Tage nach ihrer Aufnahme besucht. Aber dieser gutherzige Besuch erweckte ihr keinerlei Täuschung, sie rechnete auch auf ihre Familie nicht, wo es nicht Brot für alle gab. Du lieber Gott, sie werde schon sehen. Ein hübsches Mädchen in ihrem Alter sei nicht in Verlegenheit. Sie streckte sich behaglich in ihrem weißen Bette aus, glücklich, sich jung und begehrenswert zu wissen, bereits besiegt von dieser warmen Trägheit, von dem Verlangen erfaßt, nur mehr solche wohlige Morgen zu haben, nun sie ihre weiche Annehmlichkeit gekostet hatte.

Dann kam sie wieder stolz auf den feinen Ton, auf die hohe Anständigkeit des Hauses zu sprechen, als ob ihr selbst dadurch ein höherer Glanz verliehen würde. Sie stieg dadurch um eine Klasse.

„Man hört keinen Streit, kein lautes Wort. Alles ist hier sehr anständig. Es ist entschieden das bestgehaltene Haus des Viertels, Sie können in alle Winkel sehen und werden nirgends Schmutz finden. Natürlich kommen keine Prinzessinnen hierher, aber von dem Augenblicke, da man sich zu benehmen weiß, ist es gleichgültig, woher man kommt, nicht wahr?“

Sie wollte ein Beispiel anführen.

„Sehen Sie, das dritte Bett dort, neben dem der Engländerin, das gehört einem achtzehnjährigen Dienstmädchen. Sie hat ihren wahren Namen angegeben, Victoire Coquelet, und sie macht kein Geheimnis aus ihrer Geschichte. Gleich nach ihrer Ankunft aus ihrem Heimatsdorfe gerät sie in das Haus eines Mannes, der sich mit allerlei dunkeln Geschäften befaßt, und dessen Sohn, ein langer Bengel von zwanzig Jahren, verführt sie in der Küche, fünf Tage nach ihrer Ankunft. Was wollen Sie? Sie war ganz unerfahren, sie ist noch heute ganz betäubt von der Sache und weiß nicht recht, was geschehen ist. Natürlich hat die Mutter des langen Bengels sie fortgejagt. Die arme Kleine ist auf der Straße aufgelesen worden, und die Armenverwaltung hat sie hier untergebracht. Aber ich kann Ihnen versichern, daß sie sehr brav ist, sehr arbeitsam und so tapfer, daß sie sich, trotz ihres Zustandes, in den Dienst einer andern jungen Pensionärin gestellt hat, die ein eignes Zimmer da hinter der Zwischenwand bewohnt. Das ist erlaubt, die Armen dürfen sich an die Reichen verdingen. — Was jene andre betrifft, die nur den Namen Rosine

angegeben hat, o, das ist eine Geschichte, die Victoire im Vertrauen erfahren hat —"

Sie wurde durch das Oeffnen der Thür unterbrochen und rief aus: „Ah, da kommt gerade Victoire!"

Mathieu sah ein kleines, blasses Mädchen eintreten, die das Aussehen einer kaum Fünfzehnjährigen hatte, mit roten, zerzausten Haaren, einer Stumpfnase, kleinen Augen, großem Munde; sie sah aus, als hätte sie die Bestürzung über ihren Unfall noch nicht verwunden, als wollte sie alle Leute um Aufklärung bitten. Und hinter dem armen Geschöpfe sah er in einer plötzlichen Vision Tausende ihrer Schicksalsgefährtinnen, die die Provinz auf das Pariser Pflaster schickt, und deren Geschichte die gleiche ist, ein langer Zug verführter und dann im Namen der bürgerlichen Tugend davongejagter Dienstmädchen. Was würde aus dieser da werden? An welch endloser Zahl von Plätzen würde sie dienen, und wieviel Schwangerschaften erwarteten sie noch?

„Amy ist doch noch nicht fort?" sagte sie. „Ich will ihr adieu sagen."

Nachdem sie den Koffer auf dem Bette bemerkt, und nachdem Norine ihr Mathieu als einen diskreten Freund vorgestellt hatte, erzählten die beiden Mädchen ihm die Geschichte der Engländerin. Man konnte freilich nichts Genaues sagen, sie radebrechte fürchterlich und war überdies so wenig mitteilsam, daß man von ihrem Leben gar nichts wußte. Aber man erzählte sich, daß sie schon vor drei Jahren im Hause gewesen sei, um sich eines ersten Kindes zu entledigen. Und das zweite wie das erste Mal war sie eines schönen Morgens erschienen, ohne sich vorher angekündigt zu haben, acht Tage vor ihrer Niederkunft; und nachdem sie drei Wochen im Bette geblieben war und das Kind hatte verschwinden

lassen, indem sie es dem Findelhause übergab, kehrte sie ruhig mit demselben Schiffe, das sie hergebracht hatte, in ihre Heimat zurück. Sie bewerkstelligte sogar eine kleine Ersparnis, indem sie jedesmal mit einem Retourbillet reiste.

„Das ist sehr bequem," sagte Norine; „es scheint, daß ihrer eine Menge so aus dem Auslande hierher kommen. Wenn das Ei in Paris gelegt wird, so müßte einer sehr schlau sein, um die Schalen zu finden. — Ich glaube, daß diese da eine Art Nonne ist, nicht eine solche, wie wir sie in Frankreich haben, sondern eine von den Frauen, die in einem Haus beisammen leben, so eine Art Betschwester. Sie steckt ihre Nase den ganzen Tag in Gebetbücher."

„In jedem Fall," sagte Victoire mit Ueberzeugung, „ist sie sehr wohlerzogen, nichts weniger als schön natürlich, aber sehr höflich und nicht schwatzhaft."

Sie schwiegen, Amy trat ein. Mit erwachter Neugierde betrachtete sie Mathieu. Wie sonderbar, dieses große, so wenig für die Liebe geschaffene Mädchen, dieses gelbe, dürre, eckige Weib, das von Zeit zu Zeit nach Paris kam, um zwischen zwei Schiffen entbunden zu werden! Und mit welch gelassener Herzenshärte ging sie fort, ohne jede Bewegung, ohne einen Gedanken an das Kind, das sie zurückließ! Sie warf nicht einmal einen letzten Blick auf dieses Zimmer, wo sie gelitten hatte, und wollte einfach ihr leichtes Gepäck aufnehmen und gehen, als die beiden andern, viel bewegter als sie, den Wunsch aussprachen, ihr noch einen Abschiedskuß zu geben.

„Lassen Sie es sich gut gehen," sagte Norine. „Glückliche Reise!"

Die Engländerin hielt ihr die Wange hin und berührte dann mit ihren Lippen das Haar dieses

hübschen, üppigen Mädchens, wobei sie eine gewisse Schamhaftigkeit zu überwinden schien.

„Yes, gut, gut, Sie auch."

„Und denken Sie an uns, und auf Wiedersehen, ja?" fügte Victoire unbedacht hinzu, nachdem sie ihr zwei feste Küsse auf den Mund gegeben hatte.

Dieses Mal verzog Amy ihre Lippen zu einem matten Lächeln und antwortete nichts. Dann ging sie, ohne sich umzudrehen, mit ihrem ruhigen, festen Schritte hinter dem kleinen, aufgeregten Dienstmädchen hinaus, die an der Thür ausrief: „Bin ich dumm! Ich bin ja eigens hereingekommen, um Ihnen zu sagen, daß Mademoiselle Rosine sich von Ihnen verabschieden will! Schnell, schnell, kommen Sie mit hinüber!"

Als sie sich mit Mathieu allein befand, nahm Norine, nachdem sie mit einer hübschen, schamhaften Bewegung die Decke hinaufgerückt hatte, die beim Abschiednehmen herabgeglitten war, ihre Erzählungen wieder auf.

„Was das Abenteuer Mademoiselle Rosinens betrifft, von dem ich Ihnen gesagt habe, und das mir Victoire erzählt hat, so ist es wirklich nicht schön. Denken Sie sich, sie ist die Tochter eines sehr reichen Juweliers. Natürlich wissen wir seinen Namen nicht, noch selbst, in welchem Viertel er sein Geschäft hat. Sie ist eben achtzehn geworden, sie hat einen Bruder von fünfzehn Jahren, und der Vater ist ein Mann von vierundvierzig Jahren. Ich sage Ihnen die Alter, Sie werden gleich sehen, warum. Da verliert also der Juwelier seine Frau, und Sie erraten wohl nicht, welchen Weg er einschlug, um sie zu ersetzen! Zwei Monate nach der Beerdigung geht er eines schönen Abends ruhig ins Zimmer seiner Tochter und entehrt sie. Das ist stark, was? Bei den armen Leuten ist das

nichts Seltenes, und ich kenne in Grenelle mehr als eine, der es ebenso gegangen ist. Aber bei Bürgerlichen, bei Leuten, die Geld genug haben, um sich alle Weiber zu bezahlen, die sie wollen — was sagen Sie dazu? Und was mich besonders empört, das ist nicht, daß die Väter das verlangen, sondern, daß die Töchter es gewähren. — Nun ist freilich Mademoiselle Rosine so sanft und liebenswürdig, daß sie wahrscheinlich ihren Vater nicht kränken wollte. Gleichviel, nun haben sie beide ihr Teil. Man hat sie hier wie in ein Gefängnis gesteckt, niemand kommt zu ihr; und Sie können sich wohl vorstellen, ob Befehl gegeben wurde, das Kind verschwinden zu lassen. Es würde eine hübsche Figur in der Welt machen, dieses Produkt!"

Ein lebhaftes Gespräch, das an der Thür hörbar wurde, unterbrach sie. Sie legte einen Finger an die Lippen, denn sie erkannte die Stimme Mademoiselle Rosinens, die Amy begleitete. „Wollen Sie sie sehen?" fragte sie leise.

Ehe Mathieu noch antworten konnte, rief sie sie. Mathieu, den die Geschichte zur Starrheit entsetzt hatte, sah mit Ueberraschung ein entzückendes Kind eintreten, eine Brünette von seltener jungfräulicher Schönheit, mit schwarzem, gescheiteltem Haar und blauen Augen voll unbefangener Reinheit. In ihrem Blicke lag eine erstaunte Unschuld, eine unendlich holde Keuschheit. Sie schien noch nichts von ihrem Zustande zu wissen, die sich bereits im siebenten Monate der Schwangerschaft befand, ungefähr so wie Norine. Welch ein Jammer, großer Gott! und welch entsetzliche Mutterschaft, mit dem Fluch des Skandals und des Verbrechens belastet, die die Liebe besudelte, das Leben entweihte, und dieses unselige Kind der Blutschande zur Welt bringen würde, das man sozial vernichten mußte wie ein schädliches Tier!

Norine drang in sie, sich neben sie zu setzen. „Bitte, bleiben Sie doch ein wenig. Dieser Herr ist ein Verwandter, der mich besucht. Sie wissen, welche Freude Sie mir machen."

Mathieu war erstaunt über die Vertraulichkeit, die sich so rasch zwischen diesen Frauen herausgebildet hatte, welche aus allen Klassen, aus allen Weltgegenden hierher gekommen waren. Selbst zwischen Rosine und Victoire, zwischen Herrin und Magd, bestand eine sichtbare Intimität, entstanden aus ihrem gleichen Schicksale, demselben entstellten Leibe, demselben unter Leiden sprossenden Leben. Die Unterschiede verschwanden in diesem Hause, hier waren sie alle nur Frauen, die meisten ohne Namen, die aus dem Unbekannten hierher zusammengeweht worden, jetzt nur mehr schmerzensvolle Geschöpfe, einander gleich durch das Unglück und das Vergehen. Von den dreien, die hier gegenwärtig waren, behandelten zwei die dritte ohne Zweifel mit der respektvollen Zärtlichkeit von gesellschaftlich Untergeordneten; gleichwohl fühlte sich diese, die eine gute Erziehung genossen hatte, die Klavier spielte, zu ihnen wie zu Freundinnen hingezogen, plauderte mit ihnen stundenlang, vertraute ihnen selbst ihre kleinen Geheimnisse an.

So kam es auch, daß die drei, nachdem sie Mathieu vergessen hatten, alsbald dabei waren, die häuslichen Vorgänge miteinander zu besprechen.

„Sie wissen ja," sagte Victoire, „daß Madame Charlotte, die feine Dame, die das nächste Zimmer bewohnt, diese Nacht entbunden worden ist."

„Man hätte taub sein müssen, um es nicht zu hören," versetzte Norine.

„Ich habe nichts gehört," sagte Mademoiselle Rosine mit ihrer unschuldigen Miene.

„Das kommt daher, daß unser Zimmer

zwischen Ihrem und dem der Dame liegt," erklärte Victoire. „Aber das ist nicht alles. Das merkwürdigste ist, daß Madame Charlotte im Begriffe ist, das Haus zu verlassen. Man hat eben nach einem guten Wagen für sie geschickt."

Die beiden andern entsetzten sich. Sie wollte sich also umbringen! Eine Frau, deren Entbindung so schmerzhaft gewesen zu sein schien, und welche, noch ungeheilt, aufstand, einen Wagen nahm und nach Hause zurückkehrte! Das mußte ja mit Sicherheit zu einer Bauchfellentzündung führen. War sie denn toll?

„Ja," fuhr das Mädchen fort, „sie kann aber nicht anders, wenn sie sich nicht dem größten Unglück aussetzen will. Sie können sich wohl denken, daß die arme Dame es vorziehen würde, ruhig in ihrem Bett zu bleiben. Aber Sie erinnern sich ja an das, was man sich erzählt hat. Nicht wahr, Mademoiselle Rosine, Sie wissen alles, die Dame hat Sie ja ins Herz geschlossen und Ihnen ihre Lebensgeschichte vertraut?"

In der That, Rosine mußte zugeben, daß sie viele Dinge wußte. Und es war wieder eine entsetzliche Geschichte, die Mathieu mit anhörte, während sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Madame Charlotte, eine Brünette von dreißig Jahren, großgewachsen, mit feinen Zügen, schönen, weichen Augen und einem Munde voll Liebreiz und Güte, hieß vermutlich Madame Houry, was man aber nicht sicher wußte; sicher schien jedoch, daß ihr Mann ein Handelsreisender war, der nach Persien und Indien reiste, um dort für ein großes Haus Teppiche, Stickereien und Tapeten einzukaufen. Man sagte, er sei brutal, von wilder Eifersucht beherrscht, behandle seine Frau schlecht, fahre sie bei der geringsten Veranlassung roh an. Sie hatte der trostverheißenden, süßen Lockung nachgegeben, sich einen

Geliebten zu nehmen, einen ganz jungen Mann, einen einfachen, kleinen Angestellten, der sie mit Zärtlichkeit überschüttete. Das Unglück wollte, daß sie schwanger wurde. Anfangs beunruhigte sie dies nicht zu sehr, denn ihr Mann war für ein Jahr verreist; sie hatte es sich ausgerechnet, sie würde bis zu seiner Rückkehr entbunden und genesen sein. Sie begnügte sich also damit, ihre hübsch eingerichtete Wohnung in der Nähe der Rue de Rennes zu verlassen, als sie fürchtete, daß ihr Zustand sichtbar werden könnte, und sich aufs Land zurückzuziehen. Und hier erhielt sie, zwei Monate vor ihrer wahrscheinlichen Niederkunft, einen Brief ihres Mannes, worin er ihr ankündigte, daß er seine Rückkehr vermutlich beschleunigen werde. Man kann sich nun vorstellen, in welch qualvollem Seelenzustande die arme Frau sich von da ab befand. Sie rechnete wieder und wieder, geriet in Verwirrung, wurde zu Tode geängstigt durch Möglichkeiten, welche aus Thatsachen folgten, deren sie sich nicht mehr genau erinnerte. Endlich, als sie glaubte, daß ihre Niederkunft in höchstens vierzehn Tagen erfolgen würde, suchte sie Zuflucht bei Madame Bourdieu unter dem Schutze tiefsten Geheimnisses. Hier vermehrten sich ihre Qualen, denn ein neuer Brief ihres Mannes teilte ihr mit, daß er am fünfundzwanzigsten dieses Monats in Marseille eintreffen werde. Man schrieb den sechzehnten, neun Tage noch. Sie zählte die Tage, dann zählte sie die Stunden. Würde ihr ein kleiner Vorsprung gegönnt sein, würde es zu spät werden? Es war ihre Rettung oder ihr Verderben, was sich entschied, unabhängig von ihrem Willen, während sie aus einem Weinkrampf in den andern fiel, in steigender tödlicher Angst dem Wahnsinn nahe kam. Ein jedes Wort der Hebamme machte sie am ganzen Körper zittern, und sie befragte sie

jede Minute aufs neue mit ihrem armen, angstverzerrten Gesichte. Nie hatte ein unglückseliges Geschöpf die Freude, eine Stunde geliebt worden zu sein, mit solchen Höllenqualen bezahlt. Endlich, am Morgen des fünfundzwanzigsten, als sie schon in hoffnungslose Verzweiflung verfallen war, traten die ersten Wehen auf, und sie küßte vor Freude darüber Madame Bourdieu die Hände, trotzdem sie schrecklich litt. Um das Unglück voll zu machen, dauerten die Wehen den ganzen Tag und fast die ganze Nacht; sie wäre nach allem nun doch verloren gewesen, wenn ihr Mann nicht hätte in Marseille übernachten müssen. Er würde erst die folgende Nacht eintreffen; und gegen fünf Uhr morgens entbunden, hatte sie also eine Gnadenfrist bis zum Abend, um ihre Wohnung zu erreichen, eine Krankheit vorzuschützen, irgend einen plötzlichen Blutverlust, der sie zwinge, im Bette zu bleiben. Aber welch grauenhaftes Aufstehen vom Wochenbett, welch verzweifelter Todesmut, um sich so halbtot zu erheben und wieder nach Hause zurückzukehren!

„Oeffnen Sie die Thür," bat Norine, „ich möchte sie vorbeigehen sehen."

Victoire öffnete die Thür, die auf den Gang führte. Seit einigen Minuten hörte man Geräusch im Nebenzimmer. Und bald darauf erschien Charlotte, taumelnd wie betrunken, von zwei Frauen gestützt, die sie fast trugen. Ihre schönen, weichen Augen, ihr reizender und gütiger Mund drückten nur mehr Schmerz und Verzweiflung aus; und die vornehme Haltung ihrer zarten Gestalt war vernichtet von der Wucht ihres namenlosen Unglücks. Als sie jedoch die Thür offen sah, hielt sie an und rief Rosine mit schwacher Stimme, ein schattenhaftes Lächeln auf den Lippen.

„Kommen Sie, mein Kind, ich möchte Ihnen

noch einen Kuß geben. Ach, ich bin nicht sehr stark, aber vielleicht führe ich es doch durch. Leben Sie wohl, mein Kind, und auch Sie, meine Lieben. Seien Sie glücklicher!"

Man trug sie weiter, sie verschwand.

„Sie hat einen Knaben gehabt, wissen Sie," sagte Victoire. „Und sie hatte sich so lange nach einem gesehnt! Aber sie hatte sich so abgehärmt, daß er zwei Stunden nach seiner Geburt starb."

„Ein großes Glück für sie," sagte Norine.

„Gewiß," stimmte Rosine sanft mit ihrer jungfräulichen Miene bei. „Kinder, die unter solchen Umständen geboren werden, machen niemand Freude."

Mathieu hörte fassungslos zu. Seine Augen behielten noch die entsetzliche, die unvergeßliche Vision dieses Gespenstes, das da vorbeigezogen war, dieser unbekannten Dulderin, die mit der offenen Wunde von dannen ging, dieser tragischen Märtyrerin der geheimen und schuldigen Niederkunft. Und er sah auch die andern drei vor sich: Amy, die Abwesende, die ihre Last so gefühllos auf der fremden Erde abwarf; Victoire, die betäubte Sklavin, Gegenstand des Vergnügens für den Herrn, dem sie zufällt, mit einem Kind morgen, dann wieder eins, und wieder eins; Rosine, die willfährige Blutschänderin, dieses wohlerzogene, sanfte Mädchen, das mit harmlosem Lächeln das Monstrum trug, das man vernichten würde, damit sie später eine geschändete und geachtete Ehefrau werden könne. In welche Hölle war er da geraten, in welchen Pfuhl der Scheußlichkeit, der Laster und der Leiden? Und diese Entbindungsanstalt war die beste, die anständigste des Viertels! Es war also wahr, man bedurfte solcher Zufluchtsstätten für die gesellschaftlichen Greuel, geheimer Asyle, wohin unselige schwangere Frauen sich zurück-

ziehen konnten! Es war dies also das notwendige Sicherheitsventil, die tolerierte Einrichtung, womit der Kindesmord und das Abortieren bekämpft werden sollten. Die göttliche Mutterschaft wurde in dieser versteckten Pfütze vernichtet, die triumphierende That des Lebens fand in dieser Kloake ihr Ende. Man müßte sie mit religiöser Weihe umgeben, und statt dessen wurde sie zum schmutzigen Geschäft eines schmutzigen Hauses, wurde die Mutter entwürdigt, besudelt, hinausgejagt, das Kind gehaßt, verwünscht, verstoßen. Der ganze ewige Strom der Befruchtung, der durch die Adern der Welt rollt, alle die keimende Menschheit, die die Körper der Frauen schwellt, wie die weite Erde im Frühjahr geschwellt wird — alle diese Saat wurde entehrt, im voraus herabgewürdigt, der Schmach überliefert. Wie viel Kraft und Gesundheit und Schönheit gingen hier verloren! Er sah sie nun alle aus dem Unbekannten hierher auf dem Wege, sah sie mit tiefstem Mitleide, die unglücklichen schwangeren Frauen, die, welche ihre Armut auf die Straße setzte, sowie die, welche sich verbergen mußten, die Heimlichen, die Schuldigen, die falsche Namen angaben und im geheimen Kinder gebaren, welche man in das dunkle Elend zurückschleuderte, dem sie entstammten. Dann überkam ihn, inmitten des Jammers, der ihm das Herz zusammenschnürte, ein weicheres Gefühl: war nicht auch das Leben, trotz allem und allem, mußte man nicht jedes sprießende Reis in dem großen Menschheitswalde willkommen heißen? Und waren es nicht häufig die mächtigsten Eichen, die unter widrigen Umständen gewachsen waren, deren Wurzeln zwischen Steinen ihren Weg hatten suchen müssen?

Als Norine sich wieder mit Mathieu allein befand, bat sie ihn, bei Madame für sie zu sprechen, daß sie ihr Kaffee zum Mittagstisch gebe. Da er

ihr zehn Francs monatlich als Taschengeld bringen werde, so wolle sie ihn lieber bezahlen. Sie bat ihn dann, sie im Salon unten zu erwarten, bis sie angekleidet sei.

Im ersten Stock irrte sich Mathieu zuerst und öffnete die Thür des gemeinschaftlichen Eßzimmers, eines großen Raumes, dessen Mitte ein langer Tisch einnahm, und in welchen aus der benachbarten Küche der Geruch eines schlecht gehaltenen Ausgusses herüberkam. Im Wartezimmer gegenüber, das mit Mahagoni- und verschossenen Ripsmöbeln eingerichtet war, fand er zwei Frauen im Gespräch, die ihm sagten, daß Madame Bourdieu in Anspruch genommen sei. Er setzte sich sodann in einen Fauteuil und zog eine große Zeitung aus der Tasche, um zu lesen. Bald jedoch wurde er auf das Gespräch der beiden Frauen aufmerksam und hörte mit Interesse zu. Die eine war offenbar eine der Pensionärinnen des Hauses und befand sich im letzten Stadium einer schmerzhaften Schwangerschaft, die sie zu Grunde gerichtet und entkräftet, ihr Gesicht entstellt hatte. Und die andre, die ebenfalls vor der Entbindung stand, hatte sich, wie er dem Gespräche entnahm, soeben mit der Hebamme verständigt, und wollte morgen eintreten. Sie befragte die erste, um zu erfahren, ob man sich hier wohl befinde, wie das Essen und die Wartung sei.

„O, Sie werden sich hier nicht schlecht befinden, besonders da Sie etwas Geld haben," sagte langsam die arme leidende Frau. „Mich hat die Armenverwaltung hierher gebracht, und ich würde mich hier gewiß hundertmal besser befinden als bei mir zu Hause, wenn ich nicht so von Unruhe wegen meiner Kinder gequält wäre, die ich habe verlassen müssen. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß ich drei habe, und Gott weiß, wie es denen ergeht, denn mein Mann ist nicht sehr brav. Jedesmal, wenn

ich in die Wochen komme, ist es dasselbe: er wird nachlässig in der Arbeit, er trinkt, er läuft Weibern nach, so daß ich nicht einmal sicher bin, ihn wiederzufinden, wenn ich nach Hause komme. Es ist gerade so, als ob meine Kleinen auf der Straße wären. Sie können sich also denken, wie ich mich in Ungeduld verzehre, wenn ich hier alles habe, was ich brauche, gutes Essen, ein warmes Zimmer, während meine armen Würmer dort vielleicht weder Brot noch Feuer haben ... Wie, es lohnt sich wohl, wieder eines zu haben, damit es unser aller Unglück noch vergrößert!"

„Freilich, freilich," sagte die andre, die kaum zugehört hatte, nur mit sich selbst beschäftigt. „Mein Mann ist Angestellter, und wenn ich hierher komme, so ist es nur, weil unsre Wohnung so klein und eng ist, daß uns das zu Hause zu viel Umstände machen würde. Ich habe übrigens nur noch ein Kind, ein Mädchen von zwei Jahren, das wir zu einer Cousine in Pflege gegeben haben. Wir werden sie dann zurücknehmen müssen, um das Neugeborene an ihrer Statt dorthin zu bringen. Wie viel Geld man ausgeben muß, mein Gott!"

Sie wurden durch den Eintritt einer schwarzgekleideten, verschleierten Dame unterbrochen, welche von dem Dienstmädchen, das sie einführte, gebeten wurde, hier zu warten. Mathieu war im Begriffe, sich zu erheben, als er, bei einer Wendung, im Spiegel Madame Morange erkannte. Nach einem kurzen Zögern fühlte er sich durch diese schwarze Toilette, diesen dichten Schleier bewogen, sich wieder in seinen Fauteuil zurückzulehnen, als ob er in die Zeitung vertieft wäre. Sie sah ihn offenbar nicht, und er beobachtete verstohlenen Blickes jede ihrer Bewegungen durch den Spiegel.

„Was mich bewogen hat, hierher zu kommen,

obgleich es hier teuer ist," fuhr die Frau des Angestellten fort, „das ist, daß ich mir geschworen hatte, mich nie mehr in die Hände der Hebamme zu begeben, die mich von meinem ersten Kinde entbunden hat. Ich hatte genug von ihr, von ihrem Schmutz und ihrer Abscheulichkeit gesehen."

„Wer ist denn das?" fragte die andre.

„O, ein scheußliches Weib, das ins Zuchthaus gehört! Sie können sich nicht vorstellen, was das für eine elende Höhle ist, ein Haus, feucht wie ein Brunnen, schmutzige Zimmer, ekelhafte Betten, und dieses Essen, und diese Wartung! Außerdem giebt es keine Mördergrube, wo mehr Verbrechen begangen worden wären. Es ist unbegreiflich, daß die Polizei da nicht einschreitet. Ich habe mir von Mädchen, die häufige Gäste des Hauses waren, erzählen lassen, daß man, wenn man zu dieser Frau gehe, sicher sein könne, ein totes Kind zur Welt zu bringen. Die Totgeburt, das ist die Spezialität des Hauses. Sie hat dort ihren festen Preis. Ich weiß bestimmt, daß während meiner Anwesenheit dort drei Frauen zu ihr gekommen sind, die sie mit einem Instrument entbunden hat."

Mathieu sah, daß Valérie, die unbeweglich, ohne sich zu rühren, dastand, mit leidenschaftlichem Interesse zuhörte. Sie wendete nicht einmal den Kopf gegen die Sprecherinnen, aber unter dem Schleier funkelten ihre schönen Augen fieberisch.

„Hier," sagte die Arbeiterfrau, „werden Sie nichts dergleichen sehen. Madame Bourdieu hütet sich wohl, sich in gefährliche Dinge einzulassen."

Die andre dämpfte die Stimme: „Und doch hat man mir erzählt, daß sie sich dazu hat bereit finden lassen, ja, für eine Gräfin, die eine hohe Persönlichkeit ihr zugeführt hat! Und es soll nicht einmal so lange her sein."

„Ja freilich, wenn es sich um sehr reiche Leute handelt, dann glaub' ich's wohl. Alle leihen die Hand dazu, das ist sicher ... Trotzdem ist das Haus sehr anständig."

Abermals trat Schweigen ein; dann fuhr sie ohne Uebergang fort: „Wenn ich nur bis zuletzt hätte arbeiten können! Aber diesmal befinde ich mich leider in einem solchen Zustande, daß ich seit vierzehn Tagen jede Arbeit habe aufgeben müssen. Und ich werde mich wahrlich nicht pflegen, ich werde von hier fortgehen, auch wenn ich noch nicht ganz gesund bin, sobald ich mich nur auf den Füßen halten kann. Meine Kleinen erwarten mich ... Wissen Sie, daß es mir nach dem, was Sie mir erzählt haben, fast leid thut, daß ich nicht zu dieser Hexe gegangen bin? Sie hätte mich befreit. Wo wohnt sie denn?"

„Die Rouche ist es, die Hebamme, die alle Dienstmädchen und alle Dirnen des Viertels sehr gut kennen. Sie hat ihre Höhle am unteren Ende der Rue du Rocher, ein verpestetes Haus, in welches ich nicht mehr wagen würde, bei Tage einzutreten, seitdem ich weiß, was dort für Scheußlichkeiten vorgehen."

Sie schwiegen und entfernten sich. Madame Bourdieu erschien auf der Schwelle ihres Arbeitszimmers. Und während Mathieu, durch die Rücklehne des Fauteuils verdeckt, sich nicht bewegte, trat Valérie zu der Hebamme ein. Bis zuletzt hatte sie begierig auf das Gespräch der beiden Frauen gehorcht. Er ließ die Zeitung sinken und verlor sich in entsetzenvolles Sinnen, tief erregt durch die Schicksale dieser Frauen, schaudernd bei dem Gedanken an all das Grauenhafte, das sich im Dunkel barg. Wieviel Zeit verging ihm so? Er hatte dafür kein Bewußtsein, als er durch Stimmen, die an sein

Ohr drangen, aus seinem Nachdenken aufgestört wurde.

Madame Bourdieu geleitete Valérie. Sie zeigte ihr gewöhnliches gutes, volles Gesicht, lächelte sogar mit mütterlichem Ausdruck; aber die junge Frau, die offenbar geschluchzt hatte, bebte am ganzen Körper, und ihr Gesicht war glühend vor Kummer und Scham.

„Sie sind unvernünftig, liebes Kind, Sie sprechen mir von thörichten Dingen, die ich nicht hören will. Kehren Sie schnell nach Hause zurück, und seien Sie gescheit."

Nachdem Valérie ohne ein Wort fortgegangen war, bemerkte Madame Bourdieu mit Erstaunen Mathieu, der sich erhoben hatte. Sie wurde plötzlich ernst, ohne Zweifel bedauernd, daß sie in seiner Gegenwart so gesprochen hatte. Aber gleichzeitig kam auch Norine, und es entwickelte sich ein heiteres Gespräch, denn die Hebamme gestand gern ihre besondere Vorliebe für hübsche Mädchen. Wenn man hübsch sei, sagte sie, so erkläre das wenigstens die Dinge. Der schwarze Kaffee wurde erlaubt, da Norine sich erbot, ihn extra zu bezahlen. Und nachdem Mathieu Norine noch versprochen hatte, sie bald wieder zu besuchen, empfahl er sich.

„Nächstes Mal bringen Sie mir Orangen mit, ja?" rief ihm das Mädchen, ganz rosig und glücklich, noch über die Treppe nach.

Als Mathieu die Rue La Boëtie hinabging, blieb er plötzlich stehen. An der Ecke dieser Straße sah er Valérie, im Gespräch mit einem Manne; und in diesem Manne erkannte er Morange, den Gatten. Eine plötzliche Gewißheit durchfuhr ihn: Morange war mit seiner Frau gekommen und hatte sie auf der Straße erwartet, während sie zu Madame Bourdieu hinaufgegangen war; und jetzt standen sie

beide da, fassungslos, verzweifelt, unschlüssig, und berieten sich. Sie fühlten nicht einmal, daß die Vorübergehenden sie anstießen, sie glichen Unglücklichen, die in einen tosenden Wirbel gestürzt sind, die, paralysiert durch die Gewißheit des Todes, widerstandslos ihrem Schicksal zutreiben. Ihre Seelenangst war ihnen deutlich anzusehen, irgend ein furchtbarer Kampf spielte sich in ihnen ab. Zehnmal veränderten sie den Platz, von den Furien getrieben, die ihnen im Nacken saßen. Sie gingen hin und her, bewegten sich in fieberischer Hast, blieben wieder stehen, flüsterten leise miteinander, unbeweglich, wie erstarrt durch ihre Ohnmacht gegenüber den unerbittlichen Thatsachen. Einen Augenblick atmete Mathieu erleichtert auf, er hielt sie schon für gerettet, denn sie waren um die Ecke der Rue La Boëtie gebogen und wendeten sich gegen Grenelle, mit zögernden und resignierten Schritten. Aber sie hielten abermals inne und wechselten wieder einige in Verzweiflung gestammelte Worte. Und sein Herz krampfte sich zusammen, als er sah, daß sie wieder umkehrten, die Rue La Boëtie hinabgingen und die Rue de la Pépinière bis zur Rue du Rocher durchschritten.

Mathieu war ihnen gefolgt, ebenso zitternd und mit zerrissener Seele wie sie selbst. Er wußte, wohin sie gingen, aber er wollte die schreckliche Gewißheit haben. Dreißig Schritte vor dem elenden schwarzen Hause des alten Paris, an der Stelle, wo der abschüssige Teil der Rue du Rocher sich zu senken beginnt, blieb er stehen und verbarg sich in einem Hausthore, denn er ahnte, daß das unselige Paar sich noch einmal umsehen werde. Und so geschah es auch: als die Morange vor dem dunkeln und übelriechenden Thorweg angekommen waren, gingen sie zuerst daran vorbei, indem sie einen

scheuen Blick auf das schlecht gemachte gelbe Schild warfen, und kehrten dann um, um sich zu überzeugen, daß niemand sie sehe. Sie zögerten nicht mehr, sie betraten die Schicksalspforte, die Frau zuerst, dann der Mann, denn sie wollte offenbar, daß er auch mit dabei sei. Das alte, rissige Haus, das eine Atmosphäre von Kloake und Verbrechen ausströmte, hatte sie verschlungen.

Bebend gleich ihnen, blieb Mathieu auf dem Platze und folgte ihnen im Geiste, an der Hand seiner Erinnerungsbilder. Er sah sie, wie sie sich den Thorweg entlang tasteten, den feuchten Hof durchschritten, von dem Dienstmädchen mit schmutziger Schürze eingelassen, und in dem kleinen, einem vernachlässigten Hotelzimmer ähnlichen Salon von Madame Rouche empfangen wurden, der Frau mit der großen Nase der schlauen Mörderin und dem stereotypen sauersüßen Lächeln. Und das Geschäft wurde besprochen, und man einigte sich. Hier handelte es sich nicht mehr bloß um die heimlichen und verwünschten Mutterschaften, die schuldbeladenen und entehrenden Geburten, die ihm bei Madame Bourdieu das Herz zusammengeschnürt hatten; es war der feige und gemeine Mord, was man hier praktizierte. Verführte Mädchen, die in dem Verführer nicht den Vater angeben können, Dienstmädchen, für die das Kind eine unerträgliche Last ist, verheiratete Frauen, die um keinen Preis Mütter werden wollen, mit oder ohne Einverständnis des Gatten, kamen verstohlen in diese Höhle, stürzten sich alle in diesen mörderischen Schlund, diese Werkstätte der Verderbnis und der Vernichtung. Das abscheuliche Instrument der Henkerin verrichtete lautlos sein Werk, und Tausende von Leben fielen in den Abgrund.

Während unter der strahlenden Sonne der Strom der Lebewesen schwoll und überquoll, der Lebenssaft

in unzählbaren Röhrchen nach oben stieg, zerstörten die kleinen, dürren Hände der Rouche die Keime im Hintergrunde dieser finsteren Mördergrube. Es gab keine verbrecherischere Entweihung, keine schändlichere Vergewaltigung der ewigen Fruchtbarkeit der Erde.

V.

Diesen Morgen, den zweiten März, bei Tagesanbruch, fühlte Marianne die ersten Wehen. Sie wollte vorerst Mathieu nicht wecken, der neben ihr in seinem Eisenbette schlief. Gegen sieben Uhr jedoch, als sie ihn sich rühren hörte, hielt sie es für geraten, ihn zu verständigen. Er hatte sich aufgerichtet, um ihr die Hand zu küssen, die sie außerhalb der Decke herabhängen ließ.

„Ja, ja, mein Schatz, liebe mich, hätschle mich — ich glaube, heute wird es sein."

Seit drei Tagen warteten sie schon, wunderten sich bereits über die Verzögerung. Im Augenblicke war er auf den Beinen und fragte bestürzt:

„Du hast Schmerzen?"

Sie lachte, um ihn zu beruhigen.

„Nein, noch nicht zu sehr. Es fängt ein wenig an. Oeffne das Fenster und bringe alles in Ordnung. Wir werden ja sehen."

Als er die Jalousien öffnete, strömte heller Sonnenschein ins Zimmer. Der weite Morgenhimmel war von entzückender zarter Bläue, ohne ein Wölkchen. Ein warmer Vorfrühlingshauch kam herein, und im Garten draußen sah man die spitzenartig feinen Blätter eines bereits begrünten Fliederbusches.

„Sieh doch nur, Liebling, wie schön es ist! Wir

haben Glück, er wird im Sonnenschein zur Welt kommen, der liebe Kleine!"

Ehe er sich ankleidete, setzte er sich noch einmal an ihre Seite, betrachtete sie genau und küßte ihr die Augen.

„Sieh mich einmal an, damit ich mich überzeuge. Es ist noch nicht heftig, du hast keine argen Schmerzen, nein, mein Schatz?"

Sie fuhr fort zu lächeln, obgleich sie gerade in diesem Augenblicke gegen einen heftig schneidenden Schmerz zu kämpfen hatte. Als sie wieder sprechen konnte, sagte sie:

„Nein, ich versichere dich! Es geht so gut, wie es gehen kann. Wir müssen vernünftig sein, da es ja doch einmal überstanden werden muß. Umarme mich fest, recht fest, um mir Mut einzuflößen, und bemitleide mich nicht länger, sonst bringst du mich zum Weinen."

Thränen, die sie nicht zurückhalten konnte, stiegen ihr in die Augen, während sie lächelte. Er faßte sie in eine lange, leidenschaftliche, zarte Umarmung, fühlte ihren armen bebenden Leib gegen den seinen, wie er von dem heiligen Schmerzschauer des Gebärens geschüttelt wurde.

„Ja, teure, angebetete Frau, du hast recht, wir wollen fröhlich sein, wir wollen hoffen! Ich möchte mein Blut mit dem deinigen vermischen, um mit dir zu leiden. So laß wenigstens meine Liebe dir eine Stütze und ein Trost sein!"

Ihre Küsse vermengten sich, ihre gegenseitige Zärtlichkeit übte eine beruhigende Wirkung auf sie aus, sie wurden wieder heiter, lachten und scherzten. Sie selbst litt nicht mehr, als ob diese wohlthätige Bewegung ihre Schmerzen gestillt hätte; es war eine jener Ruhepausen, die den großen Krisen vorangehen. Sie fing sogar an zu glauben, daß sie sich

vielleicht geirrt habe; sie riet ihm daher, sich, wenn er alles in Ordnung gebracht habe, wie gewöhnlich in sein Bureau zu begeben. Aber er weigerte sich und sagte, er werde sich entschuldigen lassen. Während er sich sodann ankleidete, nachdem er sein Bett zusammengelegt hatte, besprachen sie die zu treffenden Anordnungen. Das Mädchen sollte sogleich die Wärterin holen, eine Frau aus dem Viertel, die seit zwei Wochen in Bereitschaft gehalten wurde. Vorerst sollte sie die Kinder ankleiden, deren fröhliches Lärmen seit einigen Augenblicken aus dem Nebenzimmer herüberdrang. Es war bestimmt worden, daß am Tage der Niederkunft die vier Kobolde zu den Beauchêne gebracht werden sollten; Constance hatte sich hierzu liebenswürdig erboten und gesagt, daß ihr kleiner Maurice sie an diesem Tage zu Tische lade. Aber ein sehr widriger Umstand war, daß Doktor Boutan sich gestern abend noch bei Madame Séguin befunden hatte, die sich seit vierundzwanzig Stunden in schrecklichen Schmerzen wand, ohne noch erlöst worden zu sein. So traf denn ein, was die beiden Frauen gefürchtet hatten: sie sollten am selben Tage entbunden werden. Und es gab eine schreckliche Verlegenheit, wenn bei den Séguin noch nicht alles vorüber war, wenn der Arzt die arme Valentine nicht verlassen konnte, über die sie noch gestern nacht gegen elf Uhr, als sie sich eben zu Bette begaben, sehr ungünstige Nachrichten bekommen hatten.

„Ich will hingehen," sagte Mathieu. „Ich werde hören, wie es dort steht, und werde Boutan mitbringen."

Als es acht Uhr schlug, war alles in Ordnung. Die Wärterin war bereits eingetroffen und bereitete alles Nötige vor. Die Kinder waren angekleidet und warteten, daß man sie zu ihrem Freunde Maurice

auf der andern Seite des Gartens führe. Rose hatte, nachdem sie ihre Mutter geküßt, zu weinen angefangen, ohne sagen zu können warum, und wollte dableiben; aber Blaise, Denis und Ambroise, die drei Knaben, sagten, sie sei dumm, sie müsse Mama allein auf den Markt gehen lassen, da sie heute dort den kleinen Bruder kaufen wolle, dessen baldige Ankunft man ihnen angekündigt hatte. Sie fingen dann im Salon wieder an zu spielen, zu schreien und mit den Füßen zu stampfen, als die Klingel ertönte.

„Das ist vielleicht der Doktor!" rief Mathieu, der bei Marianne geblieben war, und eilte hinunter.

Aber im Vorhaus fand er Morange mit Reine. Er konnte zuerst sein Gesicht nicht sehen und war über diesen frühen Besuch so überrascht, daß er sein Erstaunen nicht verbergen konnte.

„Wie, Sie sind es, lieber Freund?"

Die Stimme, mit der der Buchhalter antwortete, machte ihn betroffen, so war sie verändert, gebrochen, von Angst erstickt.

„Ja, ich bin es. Ich bin gekommen, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

Er hörte die Kinder im Salon und schob seine Tochter mit einem Lächeln dahin.

„Geh, mein Herzchen, beunruhige dich nicht, spiele mit deinen kleinen Freunden. Ich hole dich wieder ab. Gieb mir einen Kuß."

Als er zurückkehrte, nachdem er die Thür hinter dem Kinde geschlossen hatte, sah Mathieu sein Gesicht, ein totenbleiches, von fürchterlichster Angst verzerrtes Gesicht.

„Du lieber Gott, was haben Sie, mein armer Freund?"

Er stammelte, erstickte ein Schluchzen, und zitterte so heftig, daß er kaum sprechen konnte.

„Ich habe ... daß meine Frau stirbt. Nicht bei uns, anderswo. Ich werde Ihnen alles erzählen. Reine glaubt, daß sie verreist ist, und ich habe ihr gesagt, daß ich ebenfalls dahin fahren muß. Ich bitte Sie inständig, Reine so lange unter Ihre Obhut zu nehmen. Aber das ist noch nicht alles, ich habe einen Wagen unten, Sie müssen unbedingt sogleich mit mir kommen."

Trotz seines Mitleides mit dem Unglücklichen schüttelte Mathieu den Kopf.

„Unmöglich, mein Freund, ganz unmöglich! Meine Frau ist am Entbinden."

Fassungslos starrte Morange ihn einen Augenblick an, als ob ein neues Unheil auf ihn herabgestürzt wäre. Dann wurde er von heftigem Zittern befallen, eine Flut von Bitterkeit stieg in ihm auf und verzog seinen Mund.

„Jawohl, freilich, Ihre Frau ist ja guter Hoffnung, und sie soll nun entbunden werden, das ist der natürliche Lauf der Dinge. Ich begreife, daß Sie bei dem frohen Ereignis zugegen sein wollen. Aber das thut nichts, mein Freund, Sie werden mit mir kommen, ich weiß gewiß, Sie werden mit mir kommen, denn ich bin zu unglücklich, zu unglücklich. Ich versichere Ihnen, daß ich nicht allein dahin zurückkehren werde, wohin ich Sie führen will; ich kann nicht mehr, meine Kraft ist zu Ende, ich brauche jemand, jemand, der mit mir geht, o, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie!"

Es lag eine solche Seelenangst, eine solche Verzweiflung in diesen gestammelten, hervorgestoßenen Worten, daß Mathieu davon tief erschüttert wurde. Er sah diesen armen schwachen, gefühlvollen Menschen, der fortan allein sein sollte, aller Kraft und alles Willens beraubt, wie ein ins Wasser gefallenes, ertrinkendes Kind.

„Warten Sie," sagte er, „ich werde sehen, ob ich mitgehen kann."

Er eilte hinauf zu Marianne, um ihr zu sagen, daß es ein schreckliches Unglück bei den Morange gegeben haben müsse, und daß der Buchhalter unten sei und ihn anflehe, ihm Hilfe und Beistand zu leisten. Sie entschied sofort, daß er ihm dies nicht verweigern könne, um so mehr, als sie gegenwärtig keine Schmerzen fühle. Sie hatte sich vielleicht geirrt. Dann fiel ihr etwas ein: da Morange einen Wagen hatte, konnte Mathieu vorerst bei den Séguin vorbeifahren, den Doktor benachrichtigen und ihn hersenden, wenn er frei war. Dann werde er beruhigter seinem Freunde den Dienst erweisen können, um den er ihn bat.

„Du hast recht, du bist eine tapfere Frau," sagte Mathieu, sie auf den Mund küssend. „Ich sende dir Boutan und kehre sobald als möglich zurück."

Er ging hinunter in den Salon, küßte die Kinder und auch Reine, die ganz ahnungslos war und sich auf das Mittagessen bei den Beauchêne freute, an dem nun auch sie teilnehmen sollte. Er rief das Stubenmädchen und trug ihr auf, die Kinder sogleich, unter seinen Augen, hinüberzuführen. Er begleitete sie selbst durch den Garten und folgte ihnen mit den Blicken, bis sie die Schwelle des Beauchêneschen Wohnhauses überschritten hatten.

Im Vorhaus lief unterdessen Morange, ohne weiter an seine Tochter zu denken, rastlos auf und ab und verzehrte sich vor Angst und Ungeduld.

„Sind Sie bereit? Sind Sie bereit?" fragte er verstört. „Beeilen wir uns, um Gottes willen!"

Im Wagen fiel er gebrochen, vernichtet in den Sitz zurück, schloß die Augen und bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Mathieu hatte ihn vor dem Einsteigen gefragt, ob sie über die Avenue d'Antin

fahren könnten; und da Morange ihm geantwortet hatte, daß diese auf dem Wege läge, hatte er dem Kutscher die Adresse Séguins gegeben. Dort angelangt, stieg er aus, indem er sich entschuldigte. Er erfuhr von einem Stubenmädchen, daß Madame Séguin endlich entbunden worden sei, aber daß es scheine, als ob nicht alles vorüber sei; er beruhigte sich aber, als Boutan ihm sagen ließ, daß er vor Ablauf einer Stunde bei Madame Froment sein werde.

Als er wieder im Wagen saß, beugte sich der Kutscher herab, um nach der Adresse zu fragen.

„Der Mann fragt nach der Adresse.“

„Die Adresse, die Adresse — ja richtig! Rue du Rocher, unten, da wo die Straße steigt. Ich weiß die Nummer nicht. Es ist ein Kohlenhändler im Hause.

Mathieu begriff. Er hatte gesehen, er wußte alles. Schon als Morange halb wahnsinnig hereingekommen war und ihm gesagt hatte, daß seine Frau sterbe, hatte ihn ein ahnungsvoller Schauer erfaßt. Es war bei der Rouche, wo Valérie starb.

Morange fühlte offenbar die Notwendigkeit, ein Geständnis zu machen, wenigstens Aufklärungen zu geben. Er brach sein Schweigen, verfiel wieder in fieberische Erregung. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, sogleich die Wahrheit zu gestehen, und versuchte zuerst zu lügen.

„Ja, Valérie ist zu einer Hebamme gegangen, um sich untersuchen zu lassen. Und während der Untersuchung ist eine so heftige Blutung eingetreten, daß man nicht im stande war, sie zu stillen.“

„Haben Sie denn keinen Arzt rufen lassen?“

Diese Frage brachte ihn aus der Fassung. Er suchte nach Worten und stammelte:

„Einen Arzt, freilich — ein Arzt hätte sie vielleicht gerettet. Aber man hat mir gesagt, daß alles vergeblich sei.“

Dann überwältigte ihn die Verzweiflung, und seiner selbst nicht mehr mächtig, schluchzte er hervor:

„Man hat mich gehalten, man hat mich eingeschlossen, hat mich mit Gewalt verhindert, einen Arzt zu holen. Ich wollte alles zerbrechen, wollte zum Fenster hinausspringen — aber als ich sah, wie schrecklich viel Blut meine Frau verlor, da wußte ich, daß sie nicht mehr zu retten sei. Und wenn Sie wüßten, was man mir alles gesagt hat, daß ich verrückt sei, daß ich uns alle ins Zuchthaus bringen würde! Valérie selbst wurde böse auf mich. Die andern legten mir die Hand auf den Mund, erstickten meine Schreie, versicherten mir jetzt, daß es nichts zu bedeuten habe, daß es bald vorüber sein werde. O, die Elenden, die Elenden!“

Er sagte alles, er erzählte von dem abscheulichen Instrumente, welches freilich von einer geübten Hand geführt wurde, welches aber doch unerwarteterweise ein Lebensorgan getroffen und durchbohrt haben mußte. Es sei eine heftige Blutung entstanden, gegen welche die Hebamme anfangs vergebens gekämpft habe. Gegen zehn Uhr habe sie dann wieder etwas Hoffnung gefaßt. Aber um Mitternacht sei die Kranke in eine plötzliche Ohnmacht verfallen.

„Denken Sie sich, daß wir seit sieben Uhr abends da waren, da dieses Weib gesagt hatte, daß sie es vorziehe, die Operation bei Nacht vorzunehmen, daß sie keines Tageslichtes dazu bedürfe, daß eine Kerze genüge, und daß ihr diese Stunde aus verschiedenen Gründen am besten passe... Um zwei Uhr morgens befand ich mich noch in dem Unglücksgemach, in welchem, wie wir verabredet hatten, Valérie fünf oder sechs Tage verbringen sollte, bis sie genesen sei. Und noch war sie nicht zur Besinnung gekommen, lag noch immer ohnmächtig, weiß, starr, ohne ein andres Lebenszeichen

als ein schwaches Atmen. Was hätte ich nun thun sollen? Zu Hause mußte Reine wahnsinnig vor Unruhe sein, denn ich hatte ihr gesagt, daß ich ihre Mutter auf den Bahnhof begleite und sogleich wieder zurückkehren werde. Sie haben mich schließlich vor die Thür gesetzt und mir gesagt, daß ich vielleicht eine angenehme Ueberraschung erfahren werde, wenn ich heute früh wiederkomme. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause gekommen bin, und heute habe ich nun an Sie gedacht, daß Sie mir helfen, denn ich fühle mich unfähig, allein dorthin zurückzukehren. Mein Gott, mein Gott, in welchem Zustande werden wir sie finden?"

Während er sich bisher vor Ungeduld verzehrt und immer wieder gesagt hatte, daß der Wagen nicht vorwärts komme, erfaßte ihn nun ein Schauer bei dem Gedanken, daß sie sich dem Hause näherten, und daß er bald alles wissen würde. Er warf Blicke voll steigender Angst auf die Straßen, er fühlte bereits die kalte Feuchtigkeit des entsetzlichen Hauses auf der Brust, je näher sie ihm kamen.

„Ach, lieber Freund, verdammen Sie mich nicht. Wenn Sie wüßten, was ich leide!"

Mathieu, der kein Wort hervorbringen konnte, begnügte sich, seine Hand zu fassen, sie zu drücken und in der seinigen zu behalten. Dieser Beweis warmherzigen Mitgefühls und der Verzeihung rührte den armen Mann zu Thränen.

„Dank, Dank!"

Der Wagen hielt, und Mathieu sagte dem Kutscher, er möge warten. Morange war bereits ins Haus geeilt, und er mußte rasch folgen, um ihn einzuholen. Aus der warmen, hellen Sonne des schönen Morgens traten sie in den halbdunkeln, übelriechenden Thorweg mit den rissigen, schimmeligen Mauern. Dann kam der Hof mit dem grünlichen

Pflaster, gleich dem Boden einer Zisterne, die klebrige Treppe, die von Miasmen erfüllt war, die gelbliche Thür, welche die Schmutzflecken der Hände zeigte, die sie angefaßt hatten. An schönen Tagen erschien das Haus noch abscheulicher als sonst.

Morange klingelte heftig, und das Mädchen mit der schmutzigen Schürze öffnete. Aber als sie den Eintretenden erkannte und ihn in Begleitung eines Freundes sah, wollte sie beide in dem kleinen Vorzimmer zurückhalten.

„Monsieur, Monsieur, warten Sie —"

Und da Morange sie beiseite schob:

„Ich habe Auftrag, Sie nicht weiter zu lassen. Bitte, warten Sie, bis ich Madame benachrichtigt habe."

Er ließ sich in keine Unterhandlungen ein, sprach kein Wort, sondern stieß sie aus dem Wege und eilte weiter. Mathieu folgte ihm, während das Dienstmädchen, nachdem sie das Gleichgewicht wieder erlangt hatte, forteilte, um die Hebamme zu holen.

Morange ging hastig den Korridor entlang bis zu der ihm wohlbekannten Thür; er öffnete sie mit tastender, zitternder Hand. Dieses Mädchen, das ihm den Weg hatte verlegen wollen, dieses so ängstlich behütete Zimmer hatten ihn toll gemacht. Und welches Gemach des Abscheus und des Entsetzens, das sie nun betraten! Es war durch ein staubiges Fenster erhellt, das auf den Hof ging, und das nur ein schwaches Kellerlicht eindringen ließ. Unter dem rauchgeschwärzten Plafond, zwischen den vier Wänden, von denen die feuchten Tapeten in Fetzen herunterhingen, enthielt es an Einrichtung lediglich eine Kommode mit zerbrochener Marmorplatte, ein wackeliges Nachtkästchen, zwei zerrissene Stühle, und ein Bett aus imitiertem Mahagoni, dessen Fugen die Spuren von Ungeziefer zeigten. Und hier, in-

mitten dieser anwidernden Verwahrlosung, auf diesem noch in der Mitte des Raumes stehenden elenden Bette, lag Valérie, ganz kalt, seit sechs Stunden tot. Ihr reizender Kopf ruhte auf ihren gelösten schwarzen Haaren. Das Gesicht war wachsbleich, als ob alles Blut ihres Körpers durch die verbrecherische Wunde entströmt wäre. Dieses im Leben so runde und frische Gesicht, das so viel liebenswürdige Fröhlichkeit, so warmes Verlangen nach Luxus und Wohlleben ausgedrückt hatte, hatte im Tode einen schrecklichen Ernst angenommen, ein verzweifeltes Bedauern um das, was sie in so entsetzlicher Weise verließ. Die Decke war herabgeglitten, ein Stück ihrer Schultern war sichtbar, jener bereits etwas zu vollen Schultern, auf deren Schönheit ihr Mann aber stolz war, wenn sie sich dekolletierte. Eine Hand, die rechte, sehr blaß, sehr fein, wie verlängert durch die Vernichtung, in die sie gefallen war, lag auf der Decke am Rande des Bettes. Sie war tot, sie war allein, ohne eine Seele neben ihr, ohne eine Kerze.

Versteinert starrte Morange sie an. Sie schien zu schlafen, deren Augen für immer geschlossen waren. Aber er täuschte sich darüber nicht, er sah das leichte Atmen nicht mehr, die Lippen waren geschlossen und ganz weiß. Die Erbärmlichkeit dieses Zimmers, das kalte Entsetzen über diese verlassene Tote, die hier allein lag, wie eine am Straßenrand Ermordete, trafen ihn so ins Herz, daß er betäubt dastand. Er faßte ihre Hand, er fühlte ihre eisige Kälte, und ein unartikuliertes Stöhnen rang sich aus seinem Innern empor. Dann fiel er auf die Kniee, legte seine Wange gegen diese Marmorhand, ohne ein Wort, ohne selbst zu schluchzen, als ob er selber an dieser Erstarrung erstarren, mit ihr in den kalten Tod hinübergehen wollte. So blieb er regungslos.

Auch Mathieu war unbeweglich stehen geblieben, entsetzt von diesem jähen Ende, von dieser Vernichtung, von diesem Abgrund der Erniedrigung, in welchen das unglückliche Ehepaar gestürzt war. Das schreckliche Schweigen dauerte eine Weile; dann wurde es von einem leichten Geräusch, gleich dem Herannahen einer vorsichtigen Katze unterbrochen. Durch die Thür, die offen geblieben war, trat Madame Rouche herein, näherte sich in ihrer stillen, gelassenen, diskreten Weise, in ihrem ewigen schwarzen Kleide. Ihre große Spürnase wendete sich sofort diesem fremden Herrn zu, der sie, wie sie sich erinnerte, schon einmal besucht hatte, um anscheinend eine Dame bei ihr unterzubringen. Er schien ihr keinerlei Unruhe einzuflößen, sie betrachtete ihn gelassen prüfend, behielt eine Seelenruhe, die ihn in Erstaunen setzte. Sie schien lediglich von Mitleid durchdrungen für den armen Mann, der neben der Toten zusammengebrochen war. Ihr liebenswürdiger Blick schien zu sagen: „Welch ein Unglück, welch ein trauriger Fall, wie klein sind wir den unberechenbaren Ratschlüssen des Schicksals gegenüber!“

Als sodann Mathieu den Unglücklichen aufrichten und trösten wollte, hinderte sie ihn daran, indem sie flüsterte: „Nein, nein, lassen Sie ihn, das wird ihm gut thun. — Kommen Sie, Monsieur, ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Sie führte ihn hinaus. Aber auf dem Korridor schlugen schreckliche Laute an ihre Ohren, man hörte dumpfe Schreie, entfernte Hilferufe. Immer noch ohne jede Erregung, öffnete sie eine Thür und schob ihn in ein Zimmer, indem sie sagte: „Bitte, mich hier zu erwarten.“

Es war ihr Arbeitszimmer, ein enges Gelaß mit abgenützten roten Sammetmöbeln und einem kleinen Mahagonischreibtisch; in einem großen Fauteuil saß

ein junges Weib mit losem Haar, die mit lässiger Hand nähte, eine offenbar kürzlich Entbundene, denn sie war sehr blaß.

Als sie den Kopf erhob, erkannte Mathieu mit Erstaunen Céleste, die Zofe Madame Séguins. Sie selbst erbebte und war von diesem unerwarteten Zusammentreffen so bestürzt, daß ihr der Ausruf entfuhr: „O, Monsieur Froment! Sagen Sie Madame nichts davon, daß Sie mich hier gefunden haben!“

Er erinnerte sich sodann, daß Céleste vor drei Wochen die Erlaubnis erhalten hatte, auf einige Zeit nach Rougemont, ihrer Heimat, zu reisen, da ihre Mutter im Sterben sei. Briefe von dort trafen regelmäßig von ihr ein. Ihre Herrin hatte ihr geschrieben, sie möge baldigst kommen, damit sie zur Zeit ihrer Entbindung zugegen sei. Aber die Zofe hatte geantwortet, daß ihre Mutter sich in hoffnungslosem Zustande befinde, und daß sie sie unmöglich verlassen könne, da stündlich ihr Tod erwartet werde, der übrigens bis jetzt noch nicht eingetreten sei. Und nun fand er das Mädchen bei der Rouche, vielleicht acht Tage nach einer Entbindung.

„Es ist wahr, Monsieur, ich war in andern Umständen. Ich habe wohl gesehen, daß Sie einmal etwas bemerkten. Die Männer sehen so etwas gleich. Madame hat nie den geringsten Verdacht gehabt, so geschickt habe ich es angestellt. Sie begreifen, nicht wahr, ich wollte meinen Platz nicht verlieren, und da sagte ich, daß meine Mutter krank sei. Eine Freundin, die Couteau, empfängt meine Briefe dort drunten und schickt meine Antworten ab. Freilich, es ist nicht schön, zu lügen, aber was sollen wir arme Mädchen thun, wenn Schufte und Meineidige die Gemeinheit begehen, uns zu Fall zu bringen?“

Was sie nicht erzählte, das war, daß dies schon ihr zweites Kind war, noch auch, daß die Sache diesmal nicht so zufriedenstellend abgelaufen war, wie beim ersten. Diesmal war das Kind, obgleich von kaum sieben Monaten, lebend und kräftig zur Welt gekommen. Das Leben hat eben manchmal seinen Eigensinn. Und da das Hausgesetz den Kindesmord verbot, hatte man seine Zuflucht zu der Couteau nehmen müssen, die in solchen widrigen Fällen der letzte Rettungsanker war. Sie war am Tage nach der Geburt gekommen und hatte das Kind mitgenommen, um es in Rougemont in Pflege zu geben. Es war nun wahrscheinlich tot.

„Sie begreifen, Monsieur, daß ich mich nicht hätscheln kann wie eine Dame. Die Aerzte sagen, daß man wenigstens zwanzig Tage im Bett bleiben muß, um sich zu erholen. Ich bin nun sechs Tage im Bette geblieben und bin heute aufgestanden, um zu Kräften zu kommen, so daß ich Montag wieder meinen Dienst antreten kann. Unterdessen beschäftige ich mich, wie Sie sehen, und bessere für Madame Rouche, die so gut gegen mich ist, Wäsche aus. — Nicht wahr, ich kann darauf rechnen, daß Sie mein Geheimnis bewahren werden?"

Mathieu sagte ihr dies mit einem Kopfnicken zu. Er betrachtete dieses Mädchen von kaum fünfundzwanzig Jahren, mit ihrem unschönen, massigen Kopfe, aber derbem, gesundem Körper und schönen Zähnen, und sah sie so von einer Schwangerschaft zur andern gelangen, die Totgeborenen in die Erde senken, unerschlossene Samenkörner, die in der Feuchtigkeit verfaulten. Sie flößte ihm Abscheu und Mitleid ein.

„Verzeihen Sie eine Frage. Können Sie mir wohl sagen, ob auch Madame niedergekommen ist?"

Er erwiderte, Madame Séguin sei nun wohl

entbunden, habe aber nahezu achtundvierzig Stunden lang sehr gelitten.

„Ach ja, das wundert mich nicht, Madame ist so zart ... Ich bin aber doch froh, daß es vorüber ist. Ich danke Ihnen schön."

Jetzt trat Madame Rouche ein und schloß in ihrer heimlichen Weise die Thür geräuschlos hinter sich. Nach den dumpfen Schreien, die durch die Wohnung geschallt hatten, war diese wieder in Todesschweigen zurückverfallen. Sie setzte sich, immer mit ihrer wohlwollenden und gelassenen Miene, an ihren Schreibtisch und stützte den Ellbogen darauf, nachdem sie Mathieu sehr höflich gebeten hatte, Platz zu nehmen. Mit einer Bewegung hatte sie Céleste bedeutet, zu bleiben: sie war eine Freundin, eine Vertraute, eine zuverlässige Person, vor der man ungescheut sprechen konnte.

„Mein Herr, ich habe nicht einmal die Ehre, Ihren Namen zu kennen, aber ich habe auf den ersten Blick gesehen, daß ich es mit einem vernünftigen und gebildeten Manne zu thun habe, der das Leben kennt. Und deshalb wünschte ich Ihnen im Vertrauen zu sagen, daß die Verzweiflung Ihres Freundes mich ein wenig beunruhigt — o, nur um seinetwillen. Sie können sich nicht vorstellen, welchen Wahnsinnsanfall wir letzte Nacht bei ihm haben besänftigen müssen. Und ich fürchte, wenn die Raserei ihn wieder erfaßt, daß er sich vielleicht zu Handlungen hinreißen lasse, deren gefährliche Folgen Sie sich nicht verhehlen werden. Gewiß, der Schlag, der ihn betroffen hat, ist ein entsetzlicher, Sie sehen mich selbst ganz fassungslos darüber, ich habe kein Auge schließen können, seitdem das Unglück geschehen ist. Aber, Sie begreifen, daß es weit entfernt wäre, an der Sache etwas zu verbessern, wenn er selbst sich ins Unglück stürzen, sich die schrecklichste Verantwortung

aufladen wollte, indem er seinen Kummer unnötigerweise hinausschreit... Noch einmal, ich schwöre Ihnen, daß ich viel mehr an ihn als an mich denke, denn ich, mein Gott, ich helfe mir immer heraus."

Mathieu begriff sehr wohl. Man konnte den Leuten ihre Mitschuld nicht besser zum Bewußtsein bringen, als indem man ihnen zu verstehen gab, daß, wenn sie unklug genug wären, das Verbrechen durch irgend welche unvorsichtige Reden zu verraten, sie die ersten wären, die man anklagen und bestrafen würde.

„Man muß Rücksicht auf den furchtbaren Schmerz meines armen Freundes nehmen," antwortete er kalt. „Ich werde nicht nötig haben, ihm zu empfehlen, daß er das Vernunftgemäße thue, denn er wird wohl, trotz des niederschmetternden Schlages, der ihn betroffen hat, alle Seiten der Sache in Betracht ziehen."

Ein Stillschweigen folgte. Madame Rouche betrachtete ihn mit ihrer ruhigen Miene, und ein unmerkliches Lächeln trat auf ihre dünnen Lippen.

„Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie mich für eine Verbrecherin, eine Mörderin halten. Ach, wenn Sie hier gewesen wären, als dieser Herr und diese arme Dame zu mir kamen! Sie haben geschluchzt wie die Kinder, sie haben sich mir zu Füßen geworfen, weil ich zuerst nicht wollte. Und welche Dankbarkeit, und welche Versprechungen ewiger Erkenntlichkeit, als ich endlich einwilligte! Die Sache hat sich zum Schlimmen gewendet, irgend eine unregelmäßige Bildung muß mich getäuscht haben, und so hat es ein großes Unglück gegeben. Bin ich nicht die erste, die verzweifelt und bedroht ist? Glauben Sie, daß ich nicht meinen Kummer und meine Befürchtungen habe? Sie sollen doch zu Hause

bleiben, die Gatten und Gattinnen, die die Gefahr nicht auf sich nehmen wollen, nachdem sie sich der Annehmlichkeit erfreut haben!"

Sie ereiferte sich, ihre ganze kleine Person zitterte vor Ueberzeugung.

„Was ich gethan habe, das thun ja alle Hebammen! Das thun ja auch alle Aerzte! Ich möchte die unter uns sehen, die vermöchte, es nicht zu thun, angesichts der jammervollen Dinge, die uns alle Tage anvertraut werden! Ach, mein Herr, wenn ich Sie in diesem Zimmer verbergen könnte, wenn Sie alle die Unglücklichen hören könnten, die hier hereinkommen, so würden sich alle Ihre Begriffe ändern. Eine arme kleine Kaufmannsfrau kommt eines Tages zu mir, halb tot, am Unterleib durch einen Fußtritt ihres Mannes verletzt, und vergießt heiße Thränen, indem sie sagt, daß sie kein Kind will; hatte ich wohl recht, dieser zu helfen? Vorige Woche kommt eine Bauernmagd, die aus der Beauce zu Fuß hierher gegangen ist, überall hinausgejagt, von den Kindern mit Steinwürfen verfolgt, gezwungen, in Heuschobern zu schlafen und den Hunden das Futter wegzustehlen: glauben Sie nicht auch, daß es eine barmherzige That war, sie sofort zu entbinden, damit sie nicht länger sich mit ihrer unglückseligen Frucht schleppe? Und alle die, welche die Provinz mir sendet, welche vom Bahnhofe Saint-Lazare nur einen Sprung hierher haben, Bürgersfrauen, Arbeiterinnen, die mir schwören, daß sie ihr Kind töten werden, wenn ich ihnen nicht helfe! Und alle, die aus Paris kommen, und die auch immerfort diese Drohung im Munde führen, viele arme Mädchen, aber auch reiche, glückliche, geachtete Damen — alle, alle, verstehen Sie wohl, sind zum Alleräußersten entschlossen, sich der Gefahr auszusetzen, sich mit innerlichen

Mitteln zu vergiften, sich die Treppen herabfallen zu lassen, um sich eine befreiende Erschütterung zuzuziehen, sich selbst zu entbinden, um das Kind zu ersticken oder es auf die Straße zu legen. Nun denn, was wollen Sie, daß ich thue? Glauben Sie nicht, daß man schon genug kleine Leichen in den Kloaken und Senkgruben findet? Würde sich nicht, wenn wir uns weigerten zu thun, was man von uns verlangt, die Zahl der Kindesmorde verdoppeln? Ist dies nicht, ganz abgesehen von der barmherzigen That, die wir an diesen bedauernswerten Frauen üben, ist dies nicht eine notwendige Ableitung, eine vorbeugende Maßregel sozialer Klugheit, die viele Dramen und Verbrechen verhindert? Verstehen Sie wohl, mein Herr, ich schwöre, daß noch nie ein lebend geborenes Kind bei mir getötet worden ist. Die Mutter oder die Amme machen nachher damit, was sie wollen, damit habe ich mich nicht zu befassen."

Sie triumphierte, sie schwor bei ihrer Ehre, sie warf sich in die Brust, sie sah in dem schaudernden und entsetzten Schweigen Mathieus die Zustimmung eines Besiegten, der nichts zu erwidern vermochte. Und als er eine Bewegung machte, um dieser Hölle zu entfliehen, fuhr sie lebhaft fort:

„Noch ein Wort, mein Herr. Ich will Ihnen einen Fall erzählen. Im Hause gegenüber befand sich zu Anfang des Winters bei einem reichen Banquier ein blondes Stubenmädchen, ein reizendes Kind. Natürlich kommt sie in andre Umstände und sucht mich auf, aber zu spät, als daß ich nach meinen Prinzipien hätte eingreifen können. Dann fand ich auch, daß diese Kleine wirklich zu nahe wohne, was gefährlich ist, wegen des Tratsches . . . Zwei Monate vergingen. Eines Morgens um sechs Uhr kommt die Köchin desselben Hauses, um mich zu holen,

führt mich heimlich über die Diensttreppe in den sechsten Stock, in das Zimmer, das sie mit der kleinen Blondine bewohnt. Und was finde ich in einem der beiden Betten? Die arme Kleine tot, die Hände um den Hals des Kindes geklammert, das sie bei der Geburt erwürgt hatte. Aber das Merkwürdigste war, daß die andre, die Köchin, die in kaum zwei Metern Entfernung von ihr schlief, absolut nichts gehört hatte, keinen Schrei, keinen Ton. Sie hatte erst gesehen, was geschehen war, als sie erwachte ... Können Sie sich sie vorstellen, das arme Kind, ihre Schmerzen unterdrückend, ihre Schreie erstickend, das Kind erwartend, um es mit ihren fieberhaften Händen zu erwürgen? Und dann, kraftlos nach dieser letzten Anstrengung, alles Blut aus ihren Adern hinfließen lassend, und endlich selbst in den Tod entschlafend, dem kleinen Wesen nach, das ihre erstarrten Hände nicht fahren gelassen hatten? Natürlich habe ich der Köchin gesagt, daß mich dies nichts angehe, und daß sie nach einem Arzte senden solle, damit er den Tod konstatiere. Aber Sie mögen es mir glauben, mein Herr, daß ich mich von diesem Vorfall nicht erholen kann. Ja, ich mache mir schwere Vorwürfe, daß ich das arme Geschöpf zurückgestoßen habe. Und ich frage Sie noch einmal, wenn ich mich also ihrer angenommen hätte, würden Sie einen Stein auf mich werfen, müßten Sie nicht sagen, daß ich damit eine gute That vollbracht hätte?"

„Selbstverständlich! Ohne Zweifel!" rief Céleste, die mit gespanntem Interesse der Erzählung gefolgt war.

Mathieu hatte sein Herz brechen gefühlt. Der letzte Grad des Entsetzens war überschritten, er hatte den Boden des Abgrundes erreicht. Das war die tiefste Hölle der Mutterschaft. Er erinnerte sich,

was er bei Madame Bourdieu gesehen hatte, die heimliche und schuldbeladene Schwangerschaft, verführte Dienstboten, ehebrecherische Gattinnen, blutschänderische Mädchen, die namenlos hierher kamen, um elenden Wesen das Leben zu geben, die dann ins Unbekannte verschwanden. Sodann hier, bei der Rouche, fand er das heuchlerische Verbrechen, die Erstickung der ungeborenen Frucht, die tot zur Welt kam, oder mit dem ersten Atemzug ihr Leben aushauchte. Und auch anderwärts, überall, sah er den Kindesmord, das unverhüllte Verbrechen, das lebensfähige Kind, das erwürgt, bei Seite geschafft wurde. Die Ziffer der Ehen hatte sich nicht vermindert, aber die Zahl der Geburten war um ein Viertel gesunken, und alle Kloaken der großen Stadt führten kleine Leichen mit sich. Er war auf den Boden des menschlichen Sumpfes geraten, und er fühlte den Schreckenshauch zahlloser verborgener Dramen, zahlloser geheimer Morde erstickend über sich hinwehen. Und das Unerhörte war, daß dieses Weib, diese gemeine und heimtückische Mörderin, mit lauter Stimme sprach, von ihrer Mission überzeugt zu sein schien, ihm Wahrheiten sagte, die ihn zu Boden drückten. Die Mutterschaft verfiel diesem mörderischen Wahnwitz nur infolge der sozialen Greuel, der Entsittlichung der Liebe, der Ungerechtigkeit der Gesetze. Der göttliche Trieb war besudelt, die unsterbliche Lebensflamme entwürdigt, und nichts war geblieben, als die wahllose Brunst. Die erste Lebensregung des Kindes flößte der Mutter schauderndes Entsetzen ein, die Angst vor dem Zurweltkommen der Frucht eines Mißverständnisses, das mörderische Verlangen, sie im Keime zu zerstören wie ein schädliches Unkraut. Alles vereinigte sich in dem Schrei des Egoismus: kein Kind mehr, nichts, was die Vorausberechnungen des Geld- oder

Ehrgeizes stören könnte! Tod dem Leben von morgen, wenn nur der Genuß von heute erreicht wird! Die ganze im Sterben liegende Gesellschaft stieß ihn aus, diesen gottlästerlichen Schrei, der das nahe Ende der Nation ankündigt. Und Mathieu, der das schlecht besäte Paris vor Augen gehabt hatte, an dem Abende, vor nun bald neun Monaten, da er selbst nahe daran gewesen, der lüsternen Tollheit der Unterschlagung zu verfallen — sah nun, von welch bösartigen und verbrecherischen Händen die Ernte besorgt wurde. Sicherlich gingen viele Saatkörner verloren, die auf das Straßenpflaster geworfen wurden, verdorrten, verbrannten; und welch ein Ausfall während des Anbaues, welch eine Vergeudung durch Gewissenlosigkeit und durch Elend! Aber das war noch nichts, niederträchtige Hände setzten das Werk der Vernichtung fort, wenn es zur Ernte kam. Verschleuderte Aussaat, zerstörte Ernte — das war das teuflische Werk der willkürlichen Unfruchtbarkeit, alle Mächte des Todes kämpften gegen das Leben, angesichts der unbewegten Natur, die die unerschöpfliche Ueberfülle der Keime schafft zum Zwecke der ewigen Ernte von Wahrheit und Gerechtigkeit.

Mathieu erhob sich jetzt und sagte: „Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß es mir nicht zukommt, etwas von dem zu wissen, was hier vorgegangen sein mag. Aber bildet die Anwesenheit dieser Toten nicht an und für sich die ernsteste Gefahr?“

Madame Rouche antwortete mit ihrem dünnen Lächeln: „Freilich, die Aufsicht ist sehr streng. Glücklicherweise hat man ziemlich überall seine Freunde. Ich habe den Tod angezeigt, der Arzt wird kommen und wird lediglich eine unglücklich verlaufene Fehlgeburt konstatieren.“

Auch sie hatte sich erhoben und zeigte wieder ihre sanfte und diskrete Miene, den Ausdruck ihres Mitleides über alle die traurigen Dinge, die auf dieser Welt geschehen. Und sie that, als wollte sie bescheiden protestieren, als wollte sie Céleste den Mund zuhalten, als diese ausrief:

„Ja, es ist wahr, man würde sich alles das anthun, was sie sagt. Es giebt keine bessere Frau auf der Welt, man würde sich für sie in Stücke schneiden lassen ... Guten Abend, Monsieur, erinnern Sie sich, was Sie mir versprochen haben."

Ehe er ging, wollte Mathieu Morange noch einmal sehen und versuchen, ihn von hier fortzubringen, wenn er konnte. Er fand ihn ohne Thränen neben seiner toten Frau sitzend, seine Verzweiflung hatte sich in dumpfe Vernichtung verwandelt. Bei den ersten Worten, die Mathieu an ihn richtete, unterbrach ihn der Unglückliche mit sehr leiser, tonloser Stimme, als fürchtete er die zu stören, die hier für immer schlief.

„Nein, nein, mein Freund, sagen Sie mir nichts, alles, was Sie mir sagen können, ist nutzlos. Ich erkenne mein Verbrechen, und ich werde mir nie verzeihen. Wenn sie hier liegt, so ist es, weil ich zugestimmt habe. Ich habe sie freilich vergöttert, ich wollte nur ihr Glück, meine ganze Schwäche bestand darin, daß ich sie zu sehr liebte. Gleichviel, ich war der Mann, ich hätte vernünftig sein sollen, als sie von Wahnsinn erfaßt wurde, ich hätte ihr begreiflich machen sollen, daß dies ein Verbrechen sei, für das wir sicherlich bestraft werden würden ... Sie, mein Gott, wie sehr verstehe ich sie, wie sehr entschuldige ich sie, die teure, unglückliche Frau! Aber ich, mit mir ist es aus, ich flöße mir selber Abscheu ein!"

Seine ganze Mittelmäßigkeit, seine ganze Zärt-

lichkeit sprach aus diesem Eingeständnis seiner Schwäche. Er fuhr fort, ohne daß seine Stimme lauter oder lebhafter wurde, wie aus der Leere seines gebrochenen Selbst heraus:

„Sie wollte reich, fröhlich, glücklich sein. Nichts war berechtigter bei einer so schönen und klugen Frau. Und ich hatte nur eine Freude: ihren Geschmack zu befriedigen, die Wünsche ihres Ehrgeizes zu erfüllen ... Sie kennen unsre neue Wohnung, wir hatten zu viel Ausgaben darauf gehabt. Dann kam die Geschichte mit der Nationalkreditbank, die endliche Aussicht auf baldigen Reichtum. Und wie ich dann gesehen habe, daß der Gedanke, sich mit einem zweiten Kinde zu belasten, sie wahnsinnig machte, bin auch ich wahnsinnig geworden, und habe schließlich geglaubt, daß das einzige Heil darin liege, das arme Kleine zu vernichten ... Und jetzt liegt sie da, mein Gott! Und wissen Sie, es war ein Knabe, und wir hatten uns so sehr einen Knaben gewünscht, und hatten alles nur in der Gewißheit gethan, daß es ein Mädchen sei, und daß wir ihr eine Mitgift zu geben haben würden! Und jetzt ist das Kleine nicht mehr, und sie ist nicht mehr, und ich bin es, der sie getötet hat. Ich wollte nicht haben, daß das Kind lebe, und das Kind hat die Mutter mitgenommen!"

Diese thränenlose, leidenschaftslose Stimme, einer fernen Totenglocke vergleichbar, schnitt Mathieu durchs Herz. Er suchte vergeblich nach Trostworten, er sprach von Reine.

„Ja, freilich, Sie haben recht, Reine, ich liebe sie sehr. Sie ähnelt ihrer Mutter so sehr ... Sie werden sie mir bis morgen behalten, nicht wahr? Sagen Sie ihr nichts, lassen Sie sie spielen, ich werde ihr selbst das Unglück mitteilen. — Und ich bitte Sie, quälen Sie mich nicht, führen Sie mich

nicht von hier fort. Ich verspreche Ihnen, vernünftig zu sein, ich werde ganz ruhig da bei ihr bleiben und wachen. Man wird mich nicht einmal hören, ich werde niemand belästigen."

Seine Stimme erstickte, er stammelte nur mehr zusammenhanglose Worte in der Verwirrung seines Geistes, angesichts seines zertrümmerten Lebens.

„Sie, die das Leben so liebte, ausgelöscht, so mit einem Male, in einer so schrecklichen Weise! Gestern um diese Zeit ging sie noch, sprach sie noch, hielt ich sie noch in den Armen, sprach davon, ihr einen Hut zu kaufen, den sie gesehen hatte ... Mein Gott, da ich mitschuldig war, warum hat sie nicht auch mich mitgenommen, wie das Kind?"

Mathieu mußte sich entschließen, ihn zu verlassen, da er ihn so erstarrt, so vernichtet sah. Er ging hinab und warf sich in den Wagen, den er hatte warten lassen. Ah, welche Erleichterung, die sonnenbeschienenen, von Menschengewühl belebten Straßen wiederzusehen, die frische Luft einzuatmen, die durch die offenen Wagenfenster hereinströmte! Es war ihm, als sei er der Hölle entronnen, und er sog in vollen Zügen die gesunde Heiterkeit des schönen Tages ein. Und das Bild Mariannens, die wiederzusehen er nicht erwarten konnte, tauchte vor ihm auf wie die trostreiche Versicherung eines baldigen Sieges des Lebens, eines versöhnenden Ersatzes für alle Schändlichkeiten und alle Widernatürlichkeiten. Die teure Frau! Sie war die Gesunde, die Tapfere, die Stütze der ewigen Hoffnung! Sie würde nun, selbst unter Schmerzen, den Triumph der Liebe vollenden, das Werk der Fruchtbarkeit weiterführen, ihr Teil zur Ausdehnung des Lebens, zu der Aufgabe der Zukunft beitragen ... Die Langsamkeit des Wagens brachte ihn zur Verzweiflung, er brannte vor Verlangen, sich wieder in dem

kleinen, hellen, von Wohlgerüchen erfüllten Hause zu befinden, um Anteil zu nehmen an dem hohen Feste der Ankunft eines neuen Wesens, das von so viel Schmerzen und so viel Freude begleitet war, an dem ewigen Hoheliede der Menschheit.

Als er anlangte, war er überrascht von dem fröhlichen Aussehen des kleinen Hauses. Die Sonne glänzte überall. Auf dem Treppenabsatz befand sich ein Rosenbouquet, welches man aus dem Zimmer der Wöchnerin entfernt hatte, und welches die Treppe mit Duft erfüllte. Und als er das Zimmer betrat, fielen seine Augen auf weißes Linnen, einen Reichtum schneeiger Wäsche, die auf den besonnten Möbeln ausgebreitet war. Ein halboffenes Fenster ließ den vorzeitigen Frühling hereinströmen.

Aber er bemerkte sofort, daß die Wärterin allein war. „Wie, Doktor Boutan ist noch nicht da?"

„Nein, Monsieur, niemand ist gekommen. — Madame leidet sehr."

Mathieu war zu Marianne geeilt, die sehr bleich und mit geschlossenen Augen daliegend, thatsächlich von heftigen Schmerzen erfaßt zu sein schien. Er geriet in Erregung und erklärte ihr, daß der Doktor schon vor mehr als zwei Stunden ihm versprochen hatte, sogleich herzueilen.

„Und ich lasse dich so lange allein, mein teures Kind! Ich glaubte bestimmt, daß er bei dir sei. Madame Séguin ist entbunden, er sollte längst da sein."

Marianne schlug langsam die Augen auf und bemühte sich zu lächeln. Sie konnte nicht gleich sprechen. Endlich sagte sie leise und abgebrochen: „Warum erzürnst du dich? Wenn er nicht kommt, so ist wohl irgend eine Komplikation eingetreten. Was könnte er mir auch helfen? Wir müssen warten."

Dann erfaßte sie ein solcher Anfall, daß ihr

ganzer Körper davon geschüttelt und emporgehoben wurde, während der Schmerz ihr laute Klagen erpreßte. Thränen rannen über ihre Wangen herab.

„Ach, Liebste, Liebste,“ sagte Mathieu, ebenfalls weinend, „ist es möglich, daß du so leidest! Und ich hatte gehofft, daß alles so gut ablaufen werde! — Letztes Mal hast du nicht solche Schmerzen ausgestanden.“

Sie hatte sich wieder beruhigt, sie lächelte sogar.

„Das letzte Mal glaubte ich, daß nicht viel von mir Armen übrig bleiben würde. Du erinnerst dich nur nicht. Es ist immer dasselbe, man muß seine Freude teuer bezahlen. Aber beunruhige dich darüber nicht, du weißt, wie glücklich ich bin, alles auf mich zu nehmen. — Setze dich hier neben mich und sprich nicht. Die geringste Erschütterung verschlimmert die Schmerzanfälle.“

Darauf kniete er langsam und sanft neben ihr nieder, nahm ihre Hand, die auf dem Bettrande lag, und lehnte seine Wange daran, wie um durch diese Berührung sein ganzes Wesen mit dem ihrigen zu vereinen, und teil an ihren Leiden zu nehmen. Eine plötzliche Erinnerung tauchte in ihm auf, an den armen Morange, der in derselben Haltung, mit derselben Zärtlichkeit seine brennende Wange gegen die kalte Hand seiner toten Frau gelehnt hatte. Im Leben wie im Tode schlang sich dasselbe Band zwischen Mann und Weib. Aber alle Fieberglut des Unglücklichen hatte die eiskalte Hand nicht erwärmen können, während er im Gegenteil fühlte, daß er durch diese Berührung seiner geliebten Dulderin einen kleinen Teil der Schmerzen abnahm, unter denen sie sich wand. Er litt mit ihr, er machte alle die Anfälle mit, von denen sie durchzuckt wurde, er stand ihr bei in dem Lebenswerke, in der Stunde der Pein, womit jede menschliche Freude bezahlt werden muß. Diese Gemeinsamkeit hatte er unablässig aufrecht erhalten seit der Nacht,

da sie beide, dem ewigen Verlangen nachgebend, sich in einer Flamme fruchtbarer Wollust vereinigt hatten. Von da ab war sie mehr als je die Seinige geworden, er hatte sich mehr als je in ihr gefühlt, in dem Maße, als ihre fortschreitende Schwangerschaft sie mehr und mehr mit ihm erfüllte. Die Sorgfalt, mit der er sie von da an umgab, die Zärtlichkeit, mit der er sich zu ihrem stets bereiten Diener machte, sein unabläßiges Bestreben, ihr jede kleinste Mühe zu ersparen, ihr den Tag, der anbrach, zu einem freudigen, den, der folgte, zu einem hoffnungsvollen zu machen, waren in seinen Augen nur sein allzu kleiner Anteil an der gemeinschaftlichen Aufgabe, die glückliche Geburt ihres gemeinschaftlichen Kindes vorzubereiten. Ein jeder ehrliche Mann und Vater, welcher wünscht, daß sein Kind gesund und schön sei, muß die schwangere Mutter lieben, so wie er die liebende Gattin am Tage der Empfängnis liebte, mit heiliger Glut, mit unendlicher Leidenschaft, bis zum Aufgehen, bis zum Verschwinden in ihr. Und sein einziger Kummer, als er sie so leiden sah, war, daß er ihr nur Trost und Erleichterung bieten konnte, anstatt seine Hälfte von ihren Schmerzen zu haben, so wie er seine Hälfte der Seligkeit gehabt hatte.

Es war eine lange, qualvolle Zeit für Mathieu. Minuten vergingen, eine Stunde, zwei Stunden. Doktor Boutan war noch immer nicht da. Das Dienstmädchen, das er zu den Séguin geschickt hatte, war mit dem Bescheid zurückgekehrt, daß der Arzt ihr sogleich folgen werde. Dann begann wieder das Warten. Marianne hatte Mathieu gezwungen, sich auf einen Stuhl zu setzen, aber er hielt ihre Hand noch immer zwischen den seinigen. Beide, bleich von derselben Qual, schwiegen still, wechselten nur wenige Worte zärtlicher Unruhe. Sie

machten zusammen das große und segensreiche Leiden durch, das Leiden, welches das Leben giebt, nach dem geheimnisvollen Ratschlusse, der will, daß eine jede Schöpfung von Schmerzen begleitet sei. Und diese Schmerzen verschmolzen sie vollends miteinander, erhoben sie zu solch vollkommener Liebe, daß keine Trauer an sie herankonnte, und daß das Leidenszimmer, im Gegenteil, von dem Glücke ihrer Hingabe durchstrahlt, den baldigen Triumph verkündete.

Die Klingel ertönte, und Mathieu eilte erregt hinab. Und als er Doktor Boutan unten fand: „Ach Doktor, Doktor . . . !“

„Machen Sie mir keine Vorwürfe, lieber Freund. Sie haben keine Vorstellung von dem, was ich durchgemacht habe. Die arme, kleine Frau ist mir zwei- oder dreimal beinahe unter den Händen geblieben. Als sie endlich entbunden war, wäre beinahe Eklampsie eingetreten. Das hatte ich von allem Anfang gefürchtet. Gott sei Dank, ich glaube, sie hat das Schlimmste nun überstanden!“

Während er Hut und Ueberrock im Speisezimmer ablegte, fuhr er fort: „Wie wollen Sie auch, daß eine Frau eine glückliche Entbindung haben soll, wenn sie bis zum sechsten Monate sich bis zum Ersticken schnürt, in Gesellschaft, ins Theater, überall hingeht, alles Mögliche ißt und trinkt, ohne die geringste Vorsicht. Nehmen Sie dazu, daß diese Frau von beunruhigender Nervosität ist, und daß sie ein unglückliches häusliches Leben hat . . . Aber alles das interessiert Sie nicht. Sehen wir, wie es bei uns steht.“

Oben, als er eintrat, mit seinen breiten Schultern, seinem gesunden, blühenden Gesichte, seinen glänzenden Augen, sein leichtes Lächeln auf den Lippen, empfing ihn Marianne mit demselben Vorwurfe.

„O, Doktor, Doktor . . .“

„Da bin ich, verehrte Frau. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht habe früher kommen können. Uebrigens will ich Ihnen nur gestehen, daß ich mir Ihretwegen keine Sorgen gemacht habe, so überzeugt bin ich von Ihrer Tapferkeit und Widerstandskraft."

„Aber ich leide schrecklich, Doktor."

„Um so besser, so soll es sein. Alles wird bald vorüber sein, wenn Sie gute, ordentliche Kolik haben."

Er lachte, sprach fröhlich, sagte scherzend, sie müßte ja nun nachgerade anfangen, sich an diese „Weh-Weh" zu gewöhnen. Vier oder fünf Stunden Schmerzen, was hätte das zu sagen, wenn alles gut ginge, natürlich, ohne jeden Grund zu ernstlicher Besorgnis? Nachdem er sich sodann eine große, weiße Schürze vorgebunden und die Patientin aufmerksam untersucht hatte, rief er bewundernd aus: „Ausgezeichnet, nie habe ich eine günstigere Situation vorgefunden. Ehe eine Stunde um ist, haben wir das Kleine da. Ah, derlei macht einem Vergnügen, das ist einmal ordentliche Arbeit, wie die braven Frauen sagen!"

Mit Hilfe der Wärterin traf er rasch die letzten Vorbereitungen. Er erwiderte jeden Klagelaut Mariannens mit einem heiteren Worte, sagte ihr, sie möge nur recht brav Schmerzen haben, um so schneller werde alles vorüber sein. Als sie während einer Ruhepause nach Madame Séguin fragte, begnügte er sich, ihr zu sagen, daß sie ein Mädchen bekommen habe, was die Verzweiflung des Gatten noch erhöht habe. Ebenso sagte Mathieu, den sie über seinen Besuch bei den Morange befragte, lediglich, daß Valérie sehr krank sei. Weshalb hätten sie sie in ihrem schweren Kampfe durch traurige Nachrichten betrüben sollen? Dann traten die letzten Schmerzen auf, und in so heftiger Weise, daß sie ihr laute Schreie erpreßten, die einander in regelmäßigen Abständen folgten, ähnlich den

Schreien, womit die Holzfäller sich das Signal zu gemeinschaftlichem Anfassen geben, wenn sie eine Eiche fällen. Ihr Kopf war zurückgeworfen, ihre Augen geschlossen, ihr ganzer armer Körper bäumte sich unter dem heftigen Krampfe der Muskeln. Mathieu litt es nicht an einem Orte. Dieses fortgesetzte Jammern zerriß ihm das Herz, ihm war, als müsse er sich auflösen vor Mitgefühl mit diesem entsetzlichen Leiden. Er entfernte sich vom Bette, kam wieder zurück, beugte sich über dieses teure, gequälte Antlitz, aus dessen geschlossenen Lidern Thränen tropften; und er küßte innig diese armen, rieselnden Augen, er trank diese Thränen der Pein.

„Mein Lieber,“ sagte der Doktor endlich, „Sie sollten das Zimmer verlassen, Sie sind mir sehr im Wege.“

Eben kam das Dienstmädchen herein, um zu melden, daß Herr Beauchêne unten sei, um sich zu erkundigen, wie es gehe. Mathieu ging taumelnd, mit vor Thränen zusammengeschnürter Kehle hinab.

„Nun, mein Lieber, wie weit ist es? Constance sendet mich, um nachzufragen. Alles vorüber?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete der arme Gatte, am ganzen Körper bebend.

Der andre lachte, im glücklichen Bewußtsein, daß er derlei heftige Gemütserregungen nicht mehr durchzumachen habe. Er hatte, wie stets, die Zigarre im Munde und war, wie stets, voll Kraftbewußtsein, zufrieden mit sich und dem Leben.

„Und dann wollte ich Ihnen auch sagen, daß Ihre Kleinen sich nicht langweilen. Sind das Rangen! Sie haben gegessen wie die Wölfe, und jetzt laufen und springen und schreien sie, daß es eine Art hat. Ich weiß nicht, wie Sie es das ganze Jahr hindurch inmitten dieses Höllenspektakels aushalten können. Zu allem Ueberfluß haben wir auch noch die beiden kleinen Séguin von der Tante

holen lassen, zu der ihre Mama sie geschickt hatte. Sie sind auch mit dabei, aber sie sind ein wenig still, sie fürchten, sich zu beschmutzen. Mit dem unsrigen und dieser Reine, die beinahe schon wie ein erwachsenes Mädchen aussieht, haben wir also sieben. Das ist ein bißchen viel für Leute, die sich einbilden, nicht mehr als eins haben zu wollen."

Er begleitete diesen Scherz mit verstärktem Gelächter. Auch er hatte dem Mittagessen reichlich zugesprochen und war in bester Laune. Aber der Name Reines war eisig auf Mathieus Herz gefallen. Er sah Valérie dort auf dem armseligen Lager tot liegen, während Morange zerschmettert neben ihr wachte.

„Sie spielt also auch, das große Mädchen?" fragte er.

„Mit Leib und Seele. Sie stellt die Mama der andern vor. Aber sie will nicht mehr als ein Kind haben; die fünf andern, das sind die kleinen Dienstboten. — In drei oder vier Jahren wird das eine entzückende Frau sein."

Er hielt inne, atmete tief und wurde einen Augenblick ernst. „Leider hat unser Maurice es heute früh wieder in den Beinen gekriegt. Er wächst so, der Junge, und wird so stark! Seine Mutter hat ihn inmitten der andern auf ein Sofa legen müssen, und Sie können sich wohl denken, daß es ihm ein wenig Herzweh macht, daß er nicht gleich den andern herumtollen kann. Armer kleiner Bursch!"

Seine Augenlider zitterten, eine Wolke zog über sein Gesicht. Vielleicht fühlte er in diesem Augenblicke jenen eisigen Hauch aus dem Unbekannten, der eines Abends Constance vor ihrem in Ohnmacht liegenden Sohne schaurig überweht hatte. Allein die Anwandlung verging alsbald. Und als ob während dieser weniger Sekunden der Versunkenheit eine unbewußte Gedankenverknüpfung in ihm

vorgegangen wäre, sagte er, wieder zu sich gekommen, heiter: „Ja, apropos, mit der kleinen Blonden dort ist's noch nichts?"

Mathieu bedurfte einer Weile, um zu verstehen, daß er frage, ob Norine noch nicht entbunden sei.

„Nein, noch nicht, es ist noch mehr als ein Monat bis dahin, wie Sie wissen."

„Ich, ich weiß gar nichts, und meine Frage ist eigentlich recht dumm, denn ich will nichts wissen... Wenn Sie alles bezahlt haben, sagen Sie ihr von mir, daß weder sie, noch besonders das Kind für mich existiert."

In diesem Augenblick ertönte die Stimme der Wärterin oben auf der Treppe.

„Monsieur. Monsieur, kommen Sie schnell!"

Beauchêne beeilte sich zu sagen: „Gehen Sie, gehen Sie, lieber Freund. Ich werde hier warten, um zu hören, ob ich eine kleine Cousine oder einen kleinen Cousin bekommen habe."

Als er das Zimmer betrat, war Mathieu geblendet. Durch das Fenster, dessen Vorhänge hoch hinaufgezogen waren, ergoß sich ein breiter Strom von Sonnenlicht herein, gleich einem strahlenden Willkommgruße. Und er sah den Arzt in weißer Schürze, wie er mit seinen geheiligten Helferhänden das Kind an der Schwelle des Lebens in Empfang nahm. Und er hörte Marianne, seine angebetete Marianne einen lauten Schrei ausstoßen, den letzten Schrei der Mütter, den Schrei jedes neuen Lebens, durchzittert von Schmerz, Freude und Hoffnung, dem fast im selben Augenblicke das dünne Wimmern des Neugeborenen antwortete, womit es das Tageslicht begrüßte. Es war geschehen, ein neues Wesen setzte die Kette der Wesen fort, unter dem hellen Glanze der Sonnenstrahlen.

„Es ist ein Junge," sagte der Arzt.

Mathieu hatte sich wieder über Marianne

gebeugt und küßte in überströmender Zärtlichkeit und Dankbarkeit wieder ihre Augen, die voll Thränen standen. Aber unter ihren Thränen lächelte sie bereits, ein fröhliches Glücksgefühl erfüllte sie, die noch von den ausgestandenen Schmerzen bebte.

„O teure, teure Frau, wie gut und tapfer du bist, und wie ich dich liebe!"

„Ja, ja, ich bin sehr glücklich, und ich werde dich jetzt noch mehr lieben, nach all der Zärtlichkeit, mit der du mich überhäuft hast!"

Der Doktor unterbrach sie und verbot ihr, noch ein Wort zu sprechen. Dann erging er sich in Bewunderung über die Schönheit des Kindes, wiederholte als leidenschaftlicher Apostel zahlreicher Familien, daß es kein besseres Mittel gäbe, schöne Kinder zu bekommen, als deren so viel als möglich zu bekommen. Wenn der Vater und die Mutter einander recht lieben, wenn sie die Natur nicht hintergehen, wenn sie eine gesunde, ehrbare Lebensweise führen, unbekümmert um die unsinnigen Sitten der Welt, wie sollen ihnen da nicht prächtige Kinder gelingen, da sie so viel Liebe auf deren Herstellung verwenden? Und der wackere Mann lachte behaglich.

Mathieu war aus dem Zimmer geeilt und rief über die Treppe hinab:

„Ein Junge!"

„Gut!" antwortete von unten Beauchêne in lustigem Tone, „das macht nun vier, ohne das Mädchen. Meine Gratulation! Ich eile nun, Constance zu benachrichtigen."

Ah, dieses Zimmer des Kampfes und Sieges, in welches Mathieu nun triumphierend zurückkehrte! Die junge Mutter war noch erschöpft von den überstandenen Leiden, aber welche heilige Leiden, diese Leiden des ewig arbeitenden Lebens! Und wie belohnt von unendlicher Hoffnung, von Zuversicht auf

die Zukunft war sie nun, erfüllt von der köstlichen Freude, dem siegreichen Stolze, geboren zu haben! Mochte der Tod immerhin sein notwendiges Werk thun, mochte das schlecht besäte, schlecht betreute Feld immerhin durch die Vernichtung der Keime gelichtet werden, die Halme werden doch immer dichter emporwachsen, dank der göttlichen Verschwendung der Liebenden, die von der Begierde, der Schöpferkraft der Welt entflammt werden. Und unaufhörlich vollzieht sich die Ausfüllung der Lücken, das Leben loht an allen Ecken wieder empor, wie eine nicht zu unterdrückende Feuersbrunst, wuchert auf der einen Seite, wenn die Sense über die andre hingemäht hat, blühte eben jetzt in diesem Zimmer der Gesundheit und der Liebe wieder auf, wie zum Ersatz für andre, heimliche und schuldbeladene Schwangerschaften, für andre, schreckliche und verbrecherische Entbindungen. Ein einziges Wesen, das zur Welt kam, dieses arme, nackte Wesen mit der schwachen Stimme, bildete einen unermeßlichen Schatz vermehrten Lebens, die Versicherung der Zukunft. Und ebenso wie am Abende der Empfängnis die lieberfüllte Frühlingsnacht mit ihrem Dufte hereingekommen war, damit die ganze Natur an der fruchtbaren Umarmung teilnehme, so flammte heute, am Tage der Geburt, die Sonne in ihrer ganzen Pracht herein, Leben zeugend, jubelnd den Sang des ewigen Entstehens durch die ewige Liebe.



Drittes Buch.

I.

„Ich sage dir, daß ich Zoë nicht brauche, um ihn zu baden," rief Mathieu, böse werdend. „Bleibe im Bett und ruh dich aus!"

„Aber," versetzte Marianne, „das Mädchen muß doch die Wanne bereiten und warmes Wasser bringen."

Sie lachte fröhlich über diesen Streit, und er stimmte in das Lachen ein.

Seit vorgestern hatten sie wieder den Pavillon am Waldesrande bezogen, den sie von den Séguin gemietet hatten. Sie waren so begierig gewesen, wieder aufs Land zu kommen, daß Marianne, trotz des Widerspruches des Arztes, sogar die Unvorsichtigkeit begangen hatte, sich vierzehn Tage nach ihrer Niederkunft dahin bringen zu lassen. Aber ein vorzeitiger Frühling erwärmte diesen März so wohlthuend mit seiner Sonne, daß die Reise sie nur wenig ermattet hatte. Und heute nun, an einem Sonntag, der Mathieu zum Feste wurde, weil er ihn mit ihr verbringen konnte, wollte er haben, daß sie nicht vor Mittag das Bett verlasse.

„Ich kann mich doch ganz gut einmal mit dem Kinde beschäftigen, während du ruhig liegen bleibst," wiederholte er. „Du hast ihn von früh bis abend genug auf den Armen. Und wenn du wüßtest, welches Vergnügen es mir bereitet, mit dir und mit

diesem kleinen Engel wieder in diesem Zimmer zu sein!"

Er ging zu ihr hin, um sie zärtlich zu küssen, und sie gab ihm den Kuß herzlich zurück, indem sie abermals lachte. Thatsächlich waren sie beide im Paradies. War dies nicht das Zimmer, wo sie sich voriges Jahr geliebt hatten, wo sie die glückliche, die fruchtbare Nacht gehabt hatten? Der eilige Frühling übergoß es mit heiterem Goldglanz, erfüllte es mit angenehmer Wärme, und durch das Fenster grüßte die weite Landschaft herein, die wiedererwachende Erde, die von den sich regenden Keimen bebte. Wie schien es ihnen hell und fröhlich, noch voll Liebeserinnerungen, nun, da das Kind bereits neben ihnen blühte!

Marianne beugte sich über die Wiege, die dicht an ihrem Bette stand.

„Monsieur Gervais schläft tief und fest. Sieh ihn nur an! Du wirst nicht so herzlos sein, ihn aufzuwecken."

Beide blieben in Betrachtung des schlafenden Kindes versunken. Sie hatte ihren Arm um seinen Hals geschlungen und lehnte sich gegen ihn; ihre Haare und ihr Atem vermengten sich, und sie sahen glücklich lächelnd auf diese Wiege, in welcher das schwache Geschöpf ruhte. Es war ein schönes Kind, schon weiß und rosa; aber man mußte der Vater und die Mutter sein, um sich so mit diesem Lallen, mit diesem kaum vollendeten Geschöpfe von unbestimmten Formen zu befassen. Nun öffnete er die Augen, noch ohne Blick, noch erfüllt von dem Mysterium, aus dem er hierher gekommen, und sie gerieten in freudige Bewegung.

„Weißt du, daß er mich angesehen hat?"

„Gewiß. Auch mich, er hat den Kopf nach mir gewendet."

„Der süße Engel!"

Es war nur eine Täuschung. Aber dieses kleine, stumme, weiche Geschöpf sagte ihnen so viel, was niemand außer ihnen gehört hätte! Sie sahen sich in ihm in eins verschmolzen, sie entdeckten in ihm außerordentliche Aehnlichkeiten, welche sie veranlaßten, stunden-, tagelang die Frage zu erörtern, wem von ihnen er mehr ähnlich sehe. Jeder bestand übrigens eigensinnig darauf, daß er das Ebenbild des andern sei.

Natürlich stieß Monsieur Gervais, sobald er die Augen aufgeschlagen hatte, durchdringende Schreie aus. Aber Marianne war unerbittlich: zuerst das Bad, dann das Trinken. Zoë brachte einen Kübel warmes Wasser herauf und bereitete dann das Bad am Fenster in der Sonne. Mathieu that es wirklich nicht anders, er badete das Kind, wusch es drei Minuten lang mit Hilfe eines feinen Schwammes, während Marianne von ihrem Bette aus die Operation leitete, indem sie über die ängstliche Sorgfalt lachte, mit der er den kleinen Körper handhabte, als ob es der eines neugeborenen, zarten, geheiligten Gottes wäre, den er mit seinen plumpen Männerfingern zu zerbrechen fürchtete. Im übrigen waren beide entzückt von der liebenswürdigen Scene. Wie reizend war er mit seiner rosigen Haut in dem in der Sonne funkelnden Wasser! Und wie brav war er auch, denn wunderbarerweise schwieg er augenblicklich und bekundete ein drolliges Wohlbehagen, sobald er die Berührung des warmen Wassers fühlte. Nie hatten Vater oder Mutter einen solchen Schatz gehabt!

„Nun," sagte Mathieu, nachdem er ihn unter Mithilfe Zoës mit feinem Linnen abgetrocknet hatte, „wird Monsieur Gervais gewogen."

Dies war stets eine sehr komplizierte Operation,

welche durch die tiefe Abneigung erschwert wurde, die das Kind gegen sie an den Tag legte. Er sträubte sich, er zappelte auf der Platte, so daß es unmöglich wurde, das Gewicht genau genug aufzunehmen, um die nur wenige Gramme betragenden Unterschiede von einer Woche zur andern festzustellen. Der Vater verlor gewöhnlich die Geduld. Die Mutter mußte sich der Sache annehmen.

„Stelle die Wage einmal hierher auf das Tischchen neben mein Bett, und gieb ihn mir samt dem Handtuch. Wir werden das Gewicht des Handtuches dann in Abzug bringen."

Aber in diesem Augenblicke erfolgte, wie jeden Morgen, ein lärmender Einfall. Die vier Kinder, die nunmehr anfingen, sich allein anzukleiden, wobei die größeren den kleineren Beistand leisteten und wobei allerdings auch Zoë mithalf, stürmten wie losgelassene Füllen herein. Sie sprangen Papa an den Hals, warfen sich über Mamas Bett, um guten Morgen zu sagen, und standen dann erstaunt vor der Wage, auf welcher der kleine Bruder lag.

„Ja, warum wird er denn schon wieder gewogen?" fragte Ambroise, der jüngere Knabe.

Die beiden älteren, die Zwillinge Blaise und Denis, antworteten gleichzeitig:

„Du hast doch gehört, daß es geschieht, um sich zu überzeugen, ob Mama nicht betrogen worden ist, ob sie volles Gewicht bekommen hat, wie sie ihn auf dem Markte gekauft hat."

Rose, die noch immer nicht sicher auf ihren Beinen war, kletterte am Bett entlang und klammerte sich an die Wage, indem sie mit ihrem scharfen Stimmchen rief:

„Sehen will! Sehen will!"

Beinahe hätte sie alles herabgeworfen. Man mußte alle unverweilt vor die Thür setzen, denn

nun streckten alle vier die Hände aus und wollten mithalten und mithelfen.

„Kinder," sagte der Vater, „thut mir den Gefallen und geht augenblicklich hinunter. Nehmt eure Hüte und spielt unter den Fenstern, damit wir euch hören."

Endlich gelang es Marianne, eine genaue Wägung zu erzielen, trotz der Schreie und des Strampelns Gervais'. Und welche Freude, er hatte um sieben Gramm zugenommen! Nachdem er in der ersten Woche abgenommen hatte, wie alle Neugeborenen, war er bis jetzt fast stationär geblieben. Nun fing er also zu wachsen, größer zu werden an! Sie sahen ihn schon gehen, schön und stark geworden. Im Bette aufgerichtet, wickelte ihn die Mutter nun mit erfahrenen Händen in seine Tücher, indem sie auf jeden seiner Schreie antwortete:

„Ja, ja, ich weiß, wir haben Hunger, großen Hunger! Gleich, gleich kommt die Suppe, sie steht schon auf dem Feuer, gleich soll der junge Herr bedient werden."

Sie hatte, gleich nach dem Erwachen, große Sonntagstoilette gemacht und ihre prachtvollen Haare in einem großen Knoten hoch hinaufgesteckt, so daß sie ihren weißen Hals frei ließen. Sie trug eine hübsche weiße Flanellmorgenjacke mit Spitzen garniert, die nur die Unterarme frei ließ. Durch zwei Polster gestützt, immer noch lachend, öffnete sie die Jacke und reichte dem Kinde ihre weiße, feste, von Milch geschwellte Brust; der Kleine suchte blind mit Händen und Lippen, und als er endlich gefunden hatte, fing er gierig zu saugen an, als wollte er die Mutter ganz austrinken. Sie stieß mitten in ihrem fröhlichen Lachen einen leichten Schmerzensschrei aus:

„Ach, er ißt mich auf, der Wildfang, er hat den Hautriß wieder geöffnet."

Mathieu wollte den Vorhang herablassen, als er sah, daß das blendende Sonnenlicht über ihnen lag, aber sie bat:

„Nein, nein, laß uns die Sonne! Sie ist uns gar nicht lästig, sie gießt uns den Frühling in die Adern."

Er kam wieder zurück und stand in Entzücken versunken vor diesem Schauspiel. Die Sonne entfaltete alle ihre Pracht, es war das Leben, das hier flammte, das hier in Gesundheit und Schönheit blühte. Kein heiligeres und glorreicheres Symbol der Lebensewigkeit konnte es geben als dieses: das Kind an der Mutterbrust. Es war die Fortsetzung des Gebärens, die Mutter gab sich noch monatelang ganz hin, vollendete die Schaffung eines Menschen, öffnete die Lebensquelle, die aus ihrem Leibe durch die Welt floß. Sie hatte das nackte und schwache Kind aus ihrem Innern nur entlassen, um es an ihrer warmen Brust zu bergen, an diesem neuen Zufluchtsort der Liebe, wo es sich wärmte und sich nährte. Nichts schien einfacher, nichts notwendiger. Sie allein konnte, um ihrer beider Gesundheit, um ihrer beider Schönheit willen, natürlicherweise die Nahrungspendende sein, nachdem sie die Daseinspendende gewesen. Und so war die Fröhlichkeit, die Glückszuversicht, die sie um sich verbreiteten, nichts andres als die natürliche Größe alles dessen, was gesund und ungekünstelt emporwächst, die Menschheitsernte vermehrend.

Zoë, die die Badewanne hinausgetragen und das Zimmer in Ordnung gebracht hatte, kam nun mit einem großen Strauß Fliederblüten in einem Topf zurück und meldete, daß Monsieur und Madame Angelin, von einem Morgenspaziergang zurückgekehrt, unten wären und nach Madames Befinden fragen ließen.

„Bitten Sie sie, heraufzukommen,“ sagte Marianne heiter. „Ich kann empfangen.“

Die Angelin waren jene jungen verliebten Eheleute, die sich in einem Häuschen in Janville eingemietet hatten und mit solcher Vorliebe einsame Pfade durchwandelten, die das Kind auf später verschoben, um damit ihr ungebundenes Leben voll egoistischer Zärtlichkeit nicht zu belasten und zu stören. Sie war eine prächtige Frau, groß, schön gewachsen, mit dem beständigen Ausdruck der Freude und der Genußliebe im Gesichte. Er war ein hübscher Junge, blond, breitschulterig, mit aufgewirbeltem Schnurrbart und der zuversichtlichen Haltung eines Musketiers. Außer den zehntausend Francs Rente, die ihnen ein unabhängiges Leben gestatten, erwarben sie noch einiges Geld durch das Malen hübscher Fächer, auf denen anmutige Frauengestalten, von Rosengewinden umgeben, in allerlei graziösen Stellungen lagerten. Ihr Dasein war daher auch bis heute nur ein einziges Liebesfest, ein fortwährendes Zwitschern und Schnäbeln gewesen. Gegen Ende des letzten Sommers waren sie, infolge täglicher Begegnungen, in engen Verkehr mit den Froment getreten.

„Kann man eintreten, ohne indiskret zu sein?“ rief die kräftige Stimme Angelins vom Vorplatz.

Nachdem Madame Angelin, lebhaft angeregt von dem Spaziergang in der Frühlingssonne, Marianne umarmt hatte, entschuldigte sie sich ob des frühen Besuches. „Denken Sie sich, meine Liebe, daß wir erst gestern abend erfahren haben, daß Sie seit dem Tage vorher wieder hier sind. Wir haben Sie erst in acht oder zehn Tagen erwartet. Und da wir an Ihrem Hause vorbeikamen, so haben wir dem Wunsche nicht widerstehen können, uns zu überzeugen, ob Sie wirklich da sind. Sie nehmen es uns nicht übel, nicht wahr?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, rief sie übermütig:

„Da ist er also, der kleine Herr! Ein Junge, nicht wahr? Und alles gut abgelaufen, wie ich sehe. O, bei Ihnen geht immer alles gut! Du lieber Gott, wie klein und herzig er ist! Sieh doch nur, Robert, wie allerliebst er trinkt. Wie ein Püppchen. Nein, wie drollig, wie drollig! Er ist zu niedlich!"

Ihr Mann kam auf ihre lebhaften Ausrufe herbei und stimmte mit ein:

„Ja, der ist wirklich sehr hübsch. Ich habe so kleine Kinder gesehen, die abscheulich waren, mager, bläulich, gerupften Hühnern ähnlich. Aber wenn sie weiß und dick sind, dann bieten sie einen hübschen Anblick."

„Aber," rief Mathieu lachend aus, „wenn Ihr Herz Verlangen danach hat, so können Sie in kurzer Zeit einen ganz ähnlichen haben. Sie sind beide danach angethan, um einen prächtigen Jungen zu bekommen."

„Nein, nein, dessen kann man nie sicher sein. Und dann wissen Sie ja, daß Claire vor dreißig Jahren keinen haben will. Wir haben also noch fünf Jahre zu warten, fünf Jahre für uns allein. Wenn Claire dreißig ist, werden wir dazu sehen."

Madame Angelin konnte sich jedoch von dem Anblick des Kindes nicht trennen und betrachtete es mit begehrlichen Augen, von Lust nach einem neuen Spielzeug ergriffen, sicherlich aber auch von einem plötzlichen Erwachen des Muttergefühls berührt. Sie hatte kein schlechtes Herz, war im Gegenteil unter ihrer verliebten Sorglosigkeit eine seelensgute Frau.

„O Robert," sagte sie leise, „wenn wir nun doch einen hätten!"

Er protestierte scherzend.

„Ich bin dir also nicht mehr genug? Und dann bedenke einmal, daß wir während der neun Monate der Schwangerschaft und der fünfzehn des Stillens uns nicht einmal umarmen könnten. Das macht zwei Jahre ohne die geringste Zärtlichkeit. Nicht wahr, lieber Freund, ein vernünftiger Gatte, der auf die Gesundheit der Mutter und des Kindes bedacht ist, berührt seine Frau während dieser ganzen Zeit nicht?"

Mathieu lachte gleich ihm. „Das ist allerdings ein wenig übertrieben. Aber es ist etwas Wahres daran. Das beste ist thatsächlich Enthaltsamkeit."

„Enthaltsamkeit, hörst du, Claire? Ein abscheuliches Wort! Ist es nach deinem Geschmacke? Und wenn ich meinerseits nicht könnte, wenn ich mich anderwärts entschädigte?"

Die beiden jungen Frauen waren errötet, ließen aber die gewohnten Scherze über diesen delikaten Gegenstand über sich ergehen. Konnte man ihnen denn nicht diesen großen und zarten Beweis von Liebe geben, zu warten und treu zu bleiben? Sich anderwärts entschädigen, das sei abscheulich, der bloße Gedanke flöße einem Ekel ein!

„Lassen Sie ihn doch reden!" sagte Madame Angelin schließlich. „Er liebt mich zu sehr, er weiß nicht einmal, daß es andre Frauen giebt."

Gleichwohl mochte eine eifersüchtige Furcht in ihr erwacht sein. Und worüber sie nicht zu sprechen wagte, während sie Marianne betrachtete, das war die Frage, ob eine Schwangerschaft sie nicht zu Grunde richten, ihr ihren Mann nicht entfremden würde, wenn sie etwa sehr häßlich dadurch würde. Freilich, diese fröhliche und blühende Frau mit ihrem schönen Kinde an der Brust, in diesem schneeweißen Bette, das bot ein entzückendes Bild. Aber

es gab Männer, die vor derlei einen Abscheu empfanden. Und der stumme Widerstreit in ihrem Innern wurde in den Worten laut: „Ich brauchte übrigens nicht selbst zu stillen. Wir könnten eine Amme nehmen."

„Selbstverständlich," sagte ihr Mann. „Ich würde dich nie stillen lassen. Das wäre ein Unsinn."

Er bereute diesen derben Ausdruck sofort und entschuldigte sich Mariannen gegenüber. Er hielt ihr vor, daß keine Frau sich heute mehr die Last auferlege, selbst zu stillen, wenn sie einigermaßen wohlhabend sei.

„O, ich," sagte Marianne mit ihrem ruhigen Lächeln, „wenn ich hunderttausend Franken Rente hätte, so würde ich alle meine Kinder selber stillen, und wenn ich ein Dutzend haben sollte. Vorerst einmal glaube ich, daß ich krank würde, wenn der Kleine mich nicht von der Milch befreien würde, die mich überschwemmt: meiner Gesundheit wegen trinkt er sie von mir fort. Und dann würde ich mir einbilden, daß ich ihn nicht ganz vollendet habe, ich würde mich für seine kleinsten Schmerzen verantwortlich glauben, würde mich für eine verbrecherische Mutter halten, eine Mutter, die nicht das Leben, die Gesundheit ihres Kindes will!"

Sie senkte ihre schönen, zärtlichen Augen auf das kleine Geschöpf und betrachtete den gierig Saugenden mit unendlicher Liebe, glücklich selbst darüber, daß er ihr manchmal weh that, entzückt, wenn er zu stark sog. Dann fuhr sie träumerisch fort:

„Mein Kind einer andern überlassen — niemals, niemals! Ich wäre zu eifersüchtig, ich will, daß es nur von mir sein Leben habe, von mir vollendet werde, so wie es aus mir hervorgegangen. Es wäre nicht mehr mein Kind, wenn eine andre es vollendete. Und es handelt sich nicht bloß um

seine physische Gesundheit, es handelt sich um sein ganzes Wesen, um den Verstand und das Gemüt, die es haben wird, und die es von mir haben soll, und nur von mir allein. Wenn ich es später erleben müßte, daß es dumm oder bösartig würde, so würde ich glauben, daß die andre es vergiftet hat. — Mein liebes, süßes Kind! Wenn er so stark saugt, so fühle ich, daß ich ganz in ihn übergehe, und das ist mir eine Wonne."

Sie erhob die Augen und sah Mathieu am Fußende des Bettes stehen und sie gerührt betrachten.

„Du bist auch mit dabei," fügte sie heiter hinzu.

„Ja!" rief Mathieu, sich gegen die Liebenden wendend, „sie hat recht. Möchten doch alle Mütter sie hören, und möchten sie es doch zur Mode in Frankreich machen, selber ihre Kinder trinken zu lassen! Das würde genügen, damit dies zum Begriff der Schönheit werde. Und ist dies nicht die Schönheit, die höchste und herrlichste Schönheit?"

Die Angelin lachten liebenswürdig, schienen aber nicht überzeugt. Und was die Niederlage vollendete, das war ein kleiner Zwischenfall, die Folge menschlicher Unvollkommenheit. Als Monsieur Gervais zu trinken aufgehört, fand Marianne, daß er sich in seine Windel vergessen hatte. Sie lachte darüber nur noch mehr und machte sich sogleich daran, die Windel zu wechseln. Sie ließ sich den Schwamm reichen und wusch und reinigte das Kind. Diese kleine mütterliche Verrichtung in der hellen Sonne, dieses nackte, rosige Körperchen waren für sie nur eine Freude mehr. Aber die, denen das Kind nicht gehörte, hatten vielleicht doch andre Augen. Die Angelin erhoben sich, um Abschied zu nehmen.

„In neun Monaten also?" fragte Mathieu neckend.

„Sagen wir achtzehn," erwiderte Angelin, „wenn wir die Bedenkzeit hinzurechnen."

Unter dem Fenster erhob sich in diesem Augenblicke ein Lärmen, das durchdringende Geschrei losgelassener kleiner Wilden, weil Ambroises Ball sich in den Zweigen eines Baumes verfangen hatte und nun oben hing. Blaise und Denis warfen Steine danach, und Rose hüpfte schreiend in die Höhe, als ob sie hätte hoffen können, ihre Aermchen bis da hinauf zu verlängern. Die Angelin standen erstaunt und betäubt.

„Lieber Gott!" sagte Claire, „wie wird das sein, wenn Sie einmal zwölf haben!"

„Das Haus würde uns tot scheinen, wenn sie nicht lärmten," sagte Marianne heiter. „Auf Wiedersehen, liebe Freundin, ich besuche Sie, sobald ich ausgehen kann."

Der März und der April waren prächtig, und der erste Ausgang Mariannens verlief sehr glücklich. Das kleine, abgelegene, unter Bäumen versteckte Haus lebte in fortwährender Freude. Jeder Sonntag besonders, wenn der Vater nicht ins Bureau ging, wurde zum Feste. An den andern Tagen fuhr er des Morgens fort, um erst gegen sieben Uhr nach einem arbeitsvollen Tage zurückzukehren. Und wenn auch diese täglichen Fahrten seine frohe Laune nicht beeinträchtigten, so begann doch allmählich die Sorge um die Zukunft ihn zu beschäftigen. Bis jetzt hatte die Knappheit seines Haushaltes ihn nicht beunruhigt. Er besaß keinerlei Ehrgeiz oder Verlangen nach Reichtum, und er wußte, daß seine Frau gleich ihm nach keinem andern Glücke verlangte, als hier in aller Einfachheit ein Leben der Gesundheit, des Friedens und der Liebe zu leben. Aber, wenn er auch nicht von der Macht einer hohen Stellung, von den Genüssen großen Reichtums

träumte, so mußte er sich doch fragen, wie er, auch noch so bescheiden, sollte leben können, wenn sich seine Familie so unaufhaltsam vermehrte. Was sollte er thun, wenn er noch Kinder bekäme, wie sollte er auch nur das Notwendigste beschaffen, so oft ein neuer Zuwachs neue Bedürfnisse schuf? Wenn man so Kinder zeugt, so muß man, in dem Maße, als die kleinen Mäuler sich öffnen und nach Nahrung schreien, neue Quellen erschließen, Lebensmittel aus dem Boden ziehen, wenn man sich nicht verbrecherischen Leichtsinnes schuldig machen will. Man kann als ehrlicher Mann nicht unbekümmert Junge hervorbringen wie ein Vogel und das Nest dem Zufall, der Sorgfalt andrer überlassen. Diese Gedanken lagen ihm um so mehr auf der Seele, als die Knappheit seit der Geburt Gervais' immer drückender wurde, so daß Marianne, trotz aller Wunder an Sparsamkeit, nicht wußte, wie bis zum Ende des Monats auskommen. Man mußte die kleinsten Ausgaben erwägen, die Butter an den Brötchen der Kinder sparen, sie ihre Blusen bis zum letzten Faden tragen lassen. Dabei wurden sie alle Jahre größer und brauchten also mehr. Sie hatten die drei Knaben in die Schule von Janville gegeben, was noch nicht viel kostete. Aber würde es nicht notwendig sein, sie nächstes Jahr ins Lyceum zu senden, und woher wollten sie das Geld dazu nehmen? Eine schwere Frage, eine stets gegenwärtige, sich steigernde Sorge, deren Schatten über den hellen Frühling fiel, unter dessen fröhlichem Einflusse die weite Landschaft erblühte.

Das schlimmste war, daß Mathieu das Bewußtsein hatte, in seiner Stellung als Zeichner in der Beauchêneschen Fabrik von jeder wesentlichen Aussicht auf Besserung seiner Lage abgeschnitten zu sein. Angenommen selbst, daß sein Gehalt dort eines Tages auf das Doppelte steigen würde, so

waren es doch noch nicht die sieben- oder achttausend Francs jährlich, die ihm gestatten würden, seinen Traum von einer zahlreichen Familie zu verwirklichen, die frei und kräftig emporwachsen sollte, wie ein glücklicher Wald, der seine Kraft, seine Gesundheit, seine Schönheit nur der gemeinschaftlichen Mutter, der Erde, dankt. Deshalb zog ihn, seit seiner Rückkehr nach Janville, die Erde mächtig an, er erging sich in weiten Spaziergängen durch das Land, während er gestaltlose, immer mehr sich verbreiternde Gedanken in der Seele wälzte. Er verweilte lange vor einem Kornfelde, am Rande eines dichten Gehölzes, am Ufer eines Sumpfwassers, dessen Fläche im Sonnenlichte glänzte, zwischen dem Unkraut eines steinigen Feldes. Allerlei wirre Pläne stiegen in ihm auf, unbestimmte Träume, so seltsam und weitausschauend, daß er sie noch niemand mitgeteilt hatte, nicht einmal seiner Frau. Er fühlte, daß man ihn ausgelacht hätte, denn er befand sich noch in jenem Stadium bebender Schauer, da die Erfinder den Hauch der Entdeckung über sich hinwehen fühlen, ehe sie noch im stande sind, die deutlichen Linien des Gedankens vor Augen zu sehen. Warum sollte er nicht zur Erde, zu der ewigen Allernährerin seine Zuflucht nehmen? Warum nicht versuchen, dieses ungeheure Gebiet urbar zu machen, diese Wälder, diese Sumpfflächen, diese Steinfelder dem Todesschlaf zu entreißen, in dem man sie ruhen ließ? Da es einem jeden Manne oblag, sich seine Lebensbedingungen zu schaffen, seine Existenz zu sichern, könnte er nicht mit jedem neuen Kind ein neues Stück fruchtbares Feld produzieren, das ihm Nahrung gäbe, ohne die Allgemeinheit zu verkürzen? Das war alles, seine Phantasien nahmen noch keine schärferen Umrisse an, der Gedanke an die Verwirklichung verlor sich in dem schönsten der Träume.

Die Familie befand sich so seit mehr als einem Monate auf dem Lande, als Marianne, nun vollständig erholt, eines Abends, das Wägelchen mit Gervais vor sich herschiebend, zu der kleinen Brücke über die Yeuse kam, um Mathieu zu erwarten, der zeitig heimkehren sollte. Thatsächlich kam er vor sechs Uhr; und da der Abend sehr schön war, schlug sie ihm vor, einen kleinen Umweg über die flußabwärts gelegene Mühle der Lepailleur zu machen, um dort Eier zu kaufen.

„Gerne," sagte Mathieu. „Du weißt, daß ich von dieser alten, romantischen Mühle entzückt bin. Was nicht hindern würde, daß ich sie abtragen ließe, um sie neu aufzubauen und mit einem modernen Werk zu versehen, wenn sie mir gehörte."

In dem von Epheu halbbedeckten Hofe des alten, märchenhaften Gebäudes, dessen moosüberzogenes Rad unter Seerosen schlief, fanden sie das Ehepaar, der Mann rothaarig, groß und hager, die Frau ebenso rot und ebenso hager wie er, beide jung und abgehärtet. Das Kind, Antonin, saß auf der Erde und grub ein Loch mit seinen kleinen Händen.

„Eier?" sagte die Frau. „Gerne, Madame. Es werden wohl welche da sein."

Sie beeilte sich jedoch nicht und betrachtete Gervais, der in seinem Wagen schlief. „Ah, das ist Ihr Jüngster! Er ist stark und sehr hübsch. Sie haben Ihre Zeit nicht verloren."

Lepailleur konnte ein spöttisches Lachen nicht zurückhalten und sagte mit der Vertraulichkeit des Bauern gegen Stadtleute, von denen er weiß, daß sie nicht viel Geld haben: „Damit sind es also ihrer fünf, Herr? Ja, wir armen Leute dürfen uns so was nicht erlauben."

„Warum nicht?" fragte Mathieu ruhig. „Haben

Sie nicht Ihre Mühle, haben Sie nicht Felder, welche die Arme brauchen könnten, die hinzukommen und ihren Ertrag verdoppeln und verdreifachen würden?"

Diese einfachen Worte waren wie ein Peitschenhieb, unter dem Lepailleur sich bäumte. Wieder einmal gab er dem ganzen Groll Ausdruck, der ihn erfüllte. Das wäre das Rechte, daß er von diesem alten Gerümpel von einer Mühle erwartete, daß sie ihn reich mache, die weder seinen Großvater noch seinen Vater reich gemacht habe! Und was die Felder betreffe, so habe ihm seine Frau da eine hübsche Mitgift gebracht, Felder, auf denen nichts wachsen wolle, die man noch so sehr mit seinem Schweiße begießen möge, ohne im stande zu sein, die Kosten von Aussaat und Dünger hereinzukriegen!

„Vorerst einmal," erwiderte Mathieu, „müßten Sie Ihre Mühle in besseren Stand setzen, sie mit einem neuen Werk versehen, oder noch besser, sie in eine Dampfmühle verwandeln."

„Die Mühle in stand setzen! Sie in eine Dampfmühle verwandeln! Das wäre ja der reine Wahnsinn! Wozu denn, da ich schon jetzt monatelang stillstehe, seitdem fast gar kein Korn mehr gebaut wird?"

„Sodann," fuhr Mathieu fort, „wenn Ihre Felder schlechten Ertrag liefern, so kommt das davon, daß Sie sie schlecht bebauen, nach einer veralteten Methode, ohne Sorgfalt, ohne Maschinen, ohne Kraftdünger."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit den Maschinen, mit dem Schwindelzeug, das die Welt ganz zu Grunde richtet! Sie haben leicht so reden, aber ich möchte sehen, wie Sie die Erde zwingen wollen, herzugeben, was sie nicht hergeben will!"

Er geriet in förmliche Wut, wurde heftig und brutal, legte der Rabenmutter Erde alles zur Last, was seine Faulheit und sein Eigensinn verschuldeten. Er war gereist, er hatte in Afrika gekämpft, man konnte ihm nicht nachsagen, daß er all sein Lebtag zu Hause gehockt habe wie ein unwissender Lümmel. Aber als er von den Soldaten heimgekehrt sei, da habe ihn sofort der Widerwille erfaßt, als er sah, daß es mit dem Ackerbau zu Ende sei, und daß er für alle seine Plage nie mehr als trockenes Brot zum Essen haben werde. Die Erde mache Bankerott wie der liebe Gott, die Bauern glauben nicht mehr an sie, sie sei vertrocknet, ausgesogen, erschöpft. Und auch auf die Sonne sei kein Verlaß mehr, im Juli schneie es, im Dezember gäbe es Gewitter, die Jahreszeiten seien in ein Durcheinander geraten, das die Ernte von aller Anfang an zu Grunde richte.

„Nein, Herr, es ist nichts mehr zu machen, es ist aus. Die Erde und die Arbeit lohnen nicht mehr. Wir sind ruiniert, der Bauer, der sich zu Tode arbeitet, wird bald nicht einmal mehr das Wasser haben. Darum möchte ich mich lieber gleich in den Fluß werfen, als noch ein Kind haben; es ist unnütz, noch mehr Unglückliche in die Welt zu setzen, und so wird unser Antonin wenigstens später zu leben haben, wenn er allein ist. Und wie Sie ihn da sehen, meinen Antonin, so schwöre ich Ihnen, daß ich nicht gegen seinen Willen einen Bauer aus ihm machen werde. Wenn er Lust zum Studieren hat, wenn er nach Paris gehen will, in Gottesnamen, ich werde ihm sagen, daß er recht hat, daß es nur ein Paris giebt, wo ein kräftiger, unternehmender Bursche sein Glück machen kann. Er soll alles verkaufen, wenn er will, und dort auf dem Pflaster den Anbau versuchen. Dort wachsen die

Thaler, und mir thut nur eines leid, daß ich nicht selber mein Glück dort versucht habe, solange es Zeit war."

Mathieu lachte. War es nicht seltsam, daß er, der Städter, der Gebildete, der Studierte, davon träumte, zur Erde zurückzukehren, zur gemeinsamen Mutter aller Arbeit und alles Besitzes, während dieser Bauer und Sohn eines Bauern die Erde schmähte und verwünschte und keinen höheren Wunsch hatte, als sie von seinem Sohn verleugnet zu sehen? Nie war ihm ein auffälligerer Gegensatz zum Bewußtsein gekommen, es war die unheilvolle Auswanderung des Landes gegen die Stadt, die sich von Jahr zu Jahr steigerte und die Nation entsäftete und zerstörte.

„Sie haben unrecht," sagte er in heiterem Tone, um dem Gespräch die Schärfe zu nehmen. „Verleugnen Sie die Erde nicht, sie ist eine alte Geliebte, die sich rächen wird. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich ihr durch verdoppelte Sorgfalt alles abgewinnen, was ich begehre. Sie bleibt heute wie am ersten Tage die große, fruchtbare Gattin, und sie gebärt immer noch hundertfach, wenn man sie liebend und kraftvoll umfaßt."

Aber Lepailleur wollte nichts hören und rief mit erhobenen Fäusten: „Nein, nein, ich habe genug von ihr, von dieser Hexe!"

„Und wissen Sie," fuhr Mathieu fort, „was mich wundert, das ist, daß sich noch kein kluger und unternehmender Kopf gefunden hat, der diesen riesigen brachliegenden Besitz nutzbar macht, dieses Chantebled, aus welchem der alte Séguin einmal eine königliche Domäne machen wollte. Es giebt da weite unbebaute Flächen, Wälder, von denen man einen Teil schlagen könnte, dürren Boden, den man leicht urbar machen könnte. Welch eine schöne

Aufgabe, welch ein Schöpfungswerk für einen Menschen!"

Lepailleur blieb einen Augenblick starr. Dann brach er los: „Aber, mein werter Herr, Sie sind nicht bei Sinnen, verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sagen muß. Chantebled kultivieren, diese Steinfelder urbar machen, sich leibhaftig in diese Sümpfe versenken! Sie könnten Millionen da hineinstecken und würden keinen Scheffel Hafer einheimsen. Es ist ein verwünschter Fleck Erde, den der Vater meines Großvaters so gesehen hat, wie er ist, und den der Sohn meines Enkels noch immer in demselben Zustande sehen wird. Ah, ich bin nicht neugierig, aber den Dummkopf möchte ich kennen, der eine solche Verrücktheit unternehmen würde! Der würde sich in eine schöne Klemme bringen!"

„Lieber Gott, wer weiß?" erwiderte Mathieu gelassen. „Man muß nur lieben, um Wunder zu wirken."

Die Lepailleur, die ein Dutzend Eier herbeigeholt hatte, stand bewundernd vor ihrem Mann, der dem Städter so gründlich heimleuchtete. Beide waren vollkommen einig in ihrer geizigen Wut darüber, daß sie nicht die Thaler ohne große Mühe scheffelweise einheimsten, ebenso wie in ihrem Ehrgeiz, aus ihrem Sohne einen Herrn zu machen, da nur ein Herr sich bereichern könne. Als Marianne, nachdem sie die Eier unter ein Kissen in Gervais' Wagen versorgt hatte, Abschied nahm, deutete die Lepailleur wohlgefällig auf ihren kleinen Antonin, der, nachdem er sein Loch fertig gegraben, sich nun damit unterhielt, hineinzuspucken.

„O, er ist sehr aufgeweckt, er kann schon lesen, und wir werden ihn bald in die Schule schicken. Wenn er seinem Vater nachgerät, so bin ich sicher, daß er kein Dummkopf wird."

Etwa zehn Tage später, an einem Sonntag, als Mathieu mit Marianne und den Kindern sich auf einem Spaziergange befand, kam ihm plötzlich die letzte Offenbarung, die Erleuchtung, welche die Entscheidung über ihr ganzes Leben herbeiführen sollte. Sie hatten vor, den ganzen Nachmittag draußen zu bleiben, und wollten das Vesperbrot auf freiem Felde, im hohen Grase der Wiesen nehmen. Urd nachdem sie die Waldpfade durchstreift, die Heiden durchquert hatten, waren sie zum Waldesrande zurückgekehrt und lagerten sich an dem Stamm einer Eiche. Von da sahen sie die weite Landschaft sich erstrecken, von dem Pavillon, den sie bewohnten, dem ehemaligen Jagdrendezvous, bis zu dem fernen Dorfe Janville; zu ihrer Rechten befand sich das große Sumpfplateau, von welchem sich dürre, unfruchtbare Hänge herabsenkten, deren Wellen sich dann zu ihrer Linken verliefen; während hinter ihnen die Masse der Wälder lag, die durchschnitten waren von Lichtungen, von Wiesenflächen, über die noch nie eine Sense hingemäht hatte. Und keine Seele ringsherum, nichts als diese im Urzustande gelassene Natur, die unter der hellen Sonne eines prächtigen Apriltages in erhabener Ruhe dalag. Alle die angesammelten Erdsäfte schienen den Boden zu schwellen, vereinigt in einem unterirdischen, unbekannten See, dessen lebenssatte Flut man in den mächtigen Bäumen emporsteigen fühlte, in dem üppigen Pflanzenwuchse, dem wuchernden Reichtum von Nesseln und Unkraut, der den Boden bedeckte. Ein Duft unbefriedigter Liebe, ein starker und herber Duft, stieg aus der Vegetation empor.

„Lauft nicht zu weit weg!" rief Marianne den Kindern zu. „Wir rasten unter dieser Eiche, und wir werden sogleich vespern."

Blaise und Denis waren schon davongerannt,

von Ambroise gefolgt, mit dem sie ein Wettlaufen veranstalteten, während Rose ihnen schreiend und erbost folgte und sie zurückrief, damit sie Blumenpflücken spielen sollten. Sie waren trunken von der freien Luft, sie waren von Blumen und Gräsern bis in die Haare bedeckt, wie in den Büschen losgelassene junge Faune. Sie kehrten zurück und banden Sträuße; dann galoppierten sie wieder von dannen, die großen Brüder mit der kleinen Schwester auf dem Rücken, in toller Jagd.

Während ihres ganzen Spazierganges, der schon eine Weile gedauert hatte, war Mathieu zerstreut geblieben und hatte träumerisch um sich geblickt. Manchmal hörte er gar nicht, wenn Marianne ihm etwas sagte, in Gedanken versunken vor einem mit Buschwerk überwucherten Stück Wald, einem unbebauten Felde, einer Quelle, die über den Boden rieselte und sich in einem Sumpf verlor. Und dennoch fühlte sie, daß in seinem Herzen nichts Gleichgültiges oder Trauriges sei; denn sobald er zu ihr zurückkehrte, lachte er wieder mit seinem frohen und liebevollen Lachen. Sie selbst sandte ihn häufig so hinaus ins Freie, auch allein; und wenn sie erraten hatte, daß sich eine bedeutungsvolle Wendung bei ihm vorbereitete, so sagte sie doch kein Wort und wartete vertrauend, daß er selbst spreche.

Als er nun wieder in seine Träumerei verfiel, den Blick in die Ferne verloren, das weite Gebiet dieser Ländereien umfassend, rief sie plötzlich: „O, sieh nur, sieh nur!“

Sie hatte den Wagen mit Gervais unter die große Eiche gerollt, wo seine Räder in den Gräsern des Bodens verschwanden; und während sie die Milch für die Vesper in einem kleinen Silberbecher bereitete, bemerkte sie, daß der Kleine den Kopf erhoben hatte und ihrer Hand folgte, in welcher das

Silber in der Sonne funkelte. Sie machte die Probe noch einmal, und abermals folgten die Augen des Kindes dem hellen Stern, der zum ersten Male in der wirren Dämmerung seiner Seele aufleuchtete.

„O, man soll mir nicht sagen, daß ich mich täusche, daß ich mir etwas einbilde. Er sieht schon, es ist gar kein Zweifel! Mein Engel, mein süßer Schatz!“

Sie warf sich über das Kind und küßte es leidenschaftlich in der Freude über diesen ersten Blick.

„Und da, da!“ rief Mathieu, der mit dem gleichen Entzücken sich über den Wagen gebeugt hatte, „jetzt lächelt er dich sogar an. Wahrhaftig! Sobald diese kleinen Dinger zu sehen anfangen, fangen sie auch zu lächeln an.“

Auch sie lachte freudig auf: „Du hast recht, er lacht, er lacht! Ach, wie süß er ist, und wie glücklich bin ich!“

Und Vater und Mutter lachten gemeinsam und glückselig über dieses kaum sichtbare, flüchtige Kinderlächeln, das über sein Gesicht geglitten war wie ein Kräuseln über den klaren Spiegel einer Quelle.

Dann rief Marianne fröhlich die andern, die rings um sie im jungen Grase tollten.

„Kommt, Rose, Ambroise, Blaise, Denis, kommt! Es ist Zeit zum Essen.“

Sie liefen alle herbei, und die Tafel wurde auf dem Grase gedeckt. Mathieu hatte den Korb abgeknüpft, der vorn an dem kleinen Wagen befestigt war, und die Mutter entnahm ihm die Butterbrote und begann sie zu verteilen. Ein tiefes Schweigen folgte, währenddessen die kleinen Mäuler nur damit beschäftigt waren, zu kauen und mit einem gesunden Appetit zu essen, den zu sehen ein Vergnügen

war. Aber laute Schreie ertönten, Monsieur Gervais wurde ungnädig, weil er nicht als erster bedient worden war.

„Ah ja, freilich, ich vergesse dich," sagte Marianne heiter. „Gleich sollst du dein Teil bekommen. Mach dein Schnäbelchen auf, mein Engel."

Mit einfacher und ruhiger Bewegung öffnete sie ihr Kleid und enthüllte ihre weiße Brust, deren rosige Spitze von Milch geschwellt war, wie eine Knospe, aus der die Lebensblume sich entfalten sollte. Sie that dies unter der Sonne, die sie mit Goldglanz übergoß, angesichts der weiten Landschaft, die sie sah, ohne jede Scham oder auch nur Unruhe, nackt zu sein, denn die Erde war nackt, die Bäume und die Pflanzen waren nackt und quollen über von Lebenssaft. Sie setzte sich ins hohe Gras, sie verschwand beinahe in dieser Fülle, in diesem überreichen Wachstum der Aprilkeime; während das Kind an ihrer offenen Brust in langen Zügen die warme Milch trank, ebenso wie die unzähligen Pflanzen ringsherum den Saft der Erde tranken.

„Was für ein Hunger!" rief sie. „Willst du wohl nicht so stark beißen, du kleiner Vielfraß!"

Mathieu war stehen geblieben, entzückt über das erste Lächeln des Kindes, glücklich über diesen großen Hunger, über diese Milch, die durch die Welt floß, über die Butterbrote, die die andern verschlangen. Wieder überkam ihn sein Schöpfertraum, und in seinem Hochgefühle entschlüpfte ihm die erste Andeutung über die Idee, die ihn erfüllte und über die er bisher noch zu niemand gesprochen hatte.

„Nun, es ist höchste Zeit. daß ich mich ans Werk mache, daß ich ein Königreich gründe, wenn ich will, daß diese Kinder genug zu essen haben, um zu wachsen. Und man muß auch an die denken, die morgen kommen, die den Tisch verlängern



werden, von Jahr zu Jahr ... Willst du hören, soll ich es dir sagen?"

Sie hatte die Augen erhoben und sah ihn lächelnd und gespannt an. „Ja, sage mir dein Geheimnis, wenn die Zeit da ist. O, ich fühlte wohl, daß du irgend eine große Hoffnung mit dir herumtrugst. Aber ich wollte dich nicht fragen, ich wartete."

Er antwortete nicht direkt, da eine Erinnerung ihn mit Empörung erfüllte. „Dieser Lepailleur, weißt du, ist ein Taugenichts und ein Dummkopf, trotz seines klugen Gehabens. Giebt es eine dümmere Blasphemie, als sich einzubilden, daß die Erde ihre Fruchtbarkeit verloren habe, daß sie im Begriffe sei, Bankerott zu machen, sie, die ewige Mutter, die ewige Lebensspenderin! Sie ist eine Rabenmutter nur für die schlechten Söhne, die Faulen, die Eigensinnigen, die Beschränkten, die sie nicht zu lieben und nicht zu behandeln verstehen. Aber es komme ein verständiger Sohn, der sie mit einem Kultus umgiebt, der sich ihr ganz widmet, der sie mit allen Mitteln neuer Wissenschaft und alter Erfahrung bebaut, und man wird sehen, wie sie erbebt, wie sie Kinder hervorbringt, sich mit unermeßlicher Ernte bedeckt. — Es heißt in dieser Gegend, daß die Besitzung Chantebled niemals etwas andres hervorgebracht habe und hervorbringen werde als Disteln. Nun denn! Der Mann wird kommen, der sie verwandeln wird, der aus ihr eine neue Erde voll Segen und Ueberfluß machen wird!"

Er wendete sich und bezeichnete mit ausgestrecktem Arm der Reihe nach die Punkte, von denen er sprach.

„Dort hinten liegen mehr als zweihundert Hektar Jungholz, die sich bis zu den Bauernhöfen von Mareuil und Lillebonne erstrecken. Sie sind von Lichtungen vorzüglichen Bodens unterbrochen,

die durch breite Durchlässe miteinander verbunden sind; aus diesen könnte man mit Leichtigkeit ausgezeichneten Weidegrund machen, denn es giebt da Quellen in Ueberfluß. Diese Quellen treten auf dem Plateau da rechts in solcher Menge auf, daß sie es zu einem Sumpfland verwandelt haben, in welchem sich zahlreiche stagnierende Wässer befinden, die mit Schilf und Binsen bewachsen sind. Wenn nun ein unternehmender Kopf käme, ein Kultivator, ein Pionier, der dieses Terrain entwässerte, ihm seinen Ueberfluß an Feuchtigkeit durch leicht anzulegende Kanäle entzöge, so wäre mit einem Schlage ein gewaltiges Gebiet der Kultur gewonnen, wo die Frucht mit außerordentlicher Ueppigkeit aufschießen müßte. Das ist aber noch nicht alles. Da vor uns haben wir noch die sanften Hänge von Janville bis Vieux-Bourg, abermals mehr als zweihundert Hektar, die infolge der Trockenheit und Steinigkeit des Bodens brach liegen. Man hätte nun einfach nichts andres zu thun, als die Quellen da oben, die ohne Abfluß Sümpfe bilden, hierher zu leiten, sie über diese unfruchtbaren Hänge rieseln zu lassen, die dann den reichsten Ertrag geben müßten. Ich habe mir das alles angesehen, habe alles studiert. Ich sehe da vor mir, gering gesagt, fünfhundert Hektar Land, aus denen ein unternehmender Bebauer den fruchtbarsten Besitz machen könnte. Es ist ein ganzes Königreich an Erntefeldern, eine ganze neue Welt, die durch Arbeit, mit Hilfe der wohlthätigen Wasser und unsrer Allmutter Sonne aus dem Nichts zu schaffen wäre."

Marianne betrachtete ihn bewundernd, während er vor den Bildern erbebte, die seine Phantasie ihm vorzauberte. Aber zugleich erschrak sie vor der Größe dieser fernen Hoffnung, und sie konnte den Einwurf des Zweifels und der Klugheit nicht zurückhalten:

„Nein, nein, es ist zu viel, du willst das Unmögliche. Wie kannst du glauben, daß wir jemals das alles besitzen werden, daß dieses ganze Land einmal unsern Reichtum bilden würde! Und woher das Kapital, woher die Arbeitskraft für eine solche Eroberung nehmen?"

Er blieb einen Augenblick stumm, zur Wirklichkeit zurückgeschleudert, erschüttert von dem Stoße. Dann lachte er in seiner leisen und klugen Weise.

„Du hast recht, ich träume, ich rede Unsinn. Mein Ehrgeiz reicht vorläufig nicht so weit, König von Chantebled werden zu wollen. Aber was ich dir gesagt habe, ist darum nicht minder wahr, und was schadet es, sich mit großen Plänen zu tragen, um sich Mut und Zuversicht einzuflößen? — Vorläufig bin ich entschlossen, einen Versuch zu machen — o, nur einen ganz bescheidenen Versuch mit einigen Hektaren, welche mir Séguin samt dem Pavillon, den wir bewohnen, wohl zu billigem Preise überlassen wird. Ich weiß, daß der Besitz, der durch die Verpachtung der Jagd immobilisiert ist, ihm zur Last ist. Und später werden wir ja sehen, ob die Erde uns lieben und uns entgegenkommen will, wie wir ihr entgegenkommen. — Nur zu, geliebtes Weib, gieb diesem kleinen Vielfraß zu trinken, und ihr, kleines Volk, eßt, trinkt, gedeiht, die Erde gehört denen, die gesund und zahlreich sind!"

Blaise und Denis beantworteten dies damit, daß sie noch Butterbrote nahmen, während Rose den Becher mit Wein gemischten Wassers austrank, den Ambroise ihr gereicht hatte. Aber vor allem war Marianne das Symbol blühender Fruchtbarkeit, die Quelle der Kraft und des Gedeihens, mit ihrer nährenden Brust, an der Gervais nach Herzenslust trank. Er sog so stark, daß er ein

gluckſendes Geräuſch hervorbrachte, wie das einer entſpringenden Quelle — der feinen Milchquelle, die anſchwellen und zum Strome werden ſollte. Rings um ſich fühlte die Mutter dieſe Quelle überall emporſprudeln und ſich ergießen. Nicht ſie allein nährte, die Frühlingsſäfte ſchwellten die Ackerfurchen, machten die Bäume erbeben, drängten die Gräſer empor, in deren Mitte ſie ſaß. Unter ſich, in dieſer ewig zeugenden Erde, fühlte ſie dieſe Säfteflut, fühlte ſie auf ſich übergehen, ſie erfüllen, ihr die Milch wiedergeben, die ihrer Bruſt entfloß. Es war die Milchflut, die über die ganze Welt ſich ergoß, die ewige Lebensflut, die ewig neue Saat emporſprießen läßt. Und unter dieſem hellen Frühlingstage war die ganze leuchtende, duftende, ſingende Landſchaft darin gebadet, triumphierend über dieſes ſchöne Bild der Mutter, die, die Bruſt der Sonne, der weiten Landſchaft enthüllt, ihr Kind trinken ließ.

II.

Am darauffolgenden Tage, nach einem Vormittag angeſtrengter Arbeit in ſeinem Bureau, entſchloß ſich Mathieu, der alle ſeine Rückſtände erledigt hatte, zu Madame Bourdieu zu gehen, um zu ſehen, wie es Norine ging. Er wußte, daß ſie ſeit vierzehn Tagen entbunden war, und er wollte ſich ſelbſt überzeugen, wie ſich Mutter und Kind befanden, um die Miſſion, mit der ihn Beauchêne betraut hatte, ganz zu Ende zu führen. Da dieſer übrigens der Sache mit keinem Worte mehr erwähnt hatte, begnügte er ſich damit, ihm ſagen zu laſſen, daß er nachmittags abweſend ſein werde, ohne einen Grund

für seine Abwesenheit anzugeben. Aber er wußte nur zu gut, welche große Erleichterung es dem Chef sein werde, dieses Abenteuer ganz beendigt, das Kind verschwunden, die Mutter im Arm eines andern Geliebten zu wissen.

Bei der Hebamme angelangt, mußte er sich ins Zimmer Norines hinaufbegeben, da sie noch zu Bette war. Sie war beinahe ganz genesen und sollte das Haus am nächsten Donnerstag verlassen. Zu seinem Erstaunen sah er am Fußende des Bettes das Kind in einer Wiege schlafen, während er glaubte, daß sie sich seiner bereits entledigt habe.

„Endlich kommen Sie!“ rief die Wöchnerin freudig aus. „Ich wollte Ihnen schon schreiben, und Ihnen den Brief durch meine kleine Schwester senden, um Sie wenigstens noch einmal zu sehen, ehe ich von hier fortgehe.“

Die kleine Cécile, ebenso wie die jüngere, Irma, waren anwesend. Ihre Mutter, die ihr Haus nicht verlassen konnte, hatte sie geschickt, um sich nach dem Ergehen ihrer älteren Schwester zu erkundigen und ihr drei große Orangen zu bringen, die auf dem Nachtkästchen leuchteten. Die beiden Kleinen waren zu Fuß gekommen, glücklich, daß sie den langen Weg durch die Straßen machen und sich die Läden ansehen konnten. Das schöne Haus, in welchem ihre Schwester lag, versetzte sie in Entzücken; abgesehen davon, daß das Kind, diese lebende Puppe, die da unter den Musselinevorhängen schlummerte, ihr lebhaftestes Interesse erweckte.

„Also, es ist alles gut abgelaufen, alles vorüber?“ fragte Mathieu.

„Alles vorüber. Seit fünf Tagen bin ich zeitweilig außer Bett, und bald gehe ich fort. Nicht eben sehr gern, wissen Sie, denn ich habe es mir hier hübsch gut gehen lassen, und jetzt ist es vorbei

mit der schönen Zeit. Nicht wahr, Victoire, so gute Betten und so gutes Essen werden wir nicht auf der Straße finden?"

Mathieu erkannte Victoire, das kleine Dienstmädchen, die, neben dem Bette sitzend, Wäsche ausbesserte. Acht Tage vor Norine entbunden, war sie bereits ganz hergestellt, und sollte das Haus am nächsten Tage verlassen. Einstweilen arbeitete sie ein wenig für Rosine, das reiche Fräulein mit der unschuldigen Miene, die der Vater mißbraucht hatte, und die, erst gestern entbunden, noch das benachbarte Zimmer einnahm, das ihr allein gehörte. In dem weniger schönen, aber durch die Sonne fröhlich erhellten Zimmer mit den drei Betten hatten Norine und Victoire keine Gefährtin mehr bekommen, seitdem die Engländerin zu Schiff in ihre Heimat zurückgekehrt war.

Das kleine Dienstmädchen unterbrach ihre Arbeit und erhob den Kopf: „Freilich wird es bald kein in den Tag Hineinschlafen und keine warme Milch ans Bett gebracht mehr geben. Trotzdem ist es nicht gerade sehr lustig, immer nur die hohe graue Mauer da gegenüber vor Augen zu haben; und man kann auch nicht sein Leben mit Nichtsthun verbringen."

Norine nickte lachend mit dem Kopfe, als hübsches Mädchen, die wohl bei sich andrer Ansicht sein mochte. Dann ging sie daran, ihre beiden kleinen Schwestern, die sie genierten, zu verabschieden.

„Also, Herzchen, ihr sagt, daß der Vater noch immer so zornig über mich ist, daß ich nicht nach Hause kommen darf?"

„O," erklärte Cécile, „er ist nicht so sehr zornig, aber er sagt, daß ihn das entehren würde, daß das ganze Viertel mit Fingern auf ihn zeigen

würde. Und dann macht ihm auch Euphrasie den Kopf heiß, besonders seitdem sie heiraten soll."

„Wie, Euphrasie wird heiraten? Davon habt ihr mir ja gar nichts gesagt!"

Sie war sehr unangenehm berührt, besonders, als ihr die Kinder, beide gleichzeitig sprechend, erzählten, daß der künftige Mann Euphrasies Auguste Bénard, der junge Maurer mit dem lustigen Gesichte sei, der über ihnen wohnte. Er hatte sich in die Kleine verliebt, obgleich sie gar nicht hübsch und mit ihren achtzehn Jahren noch so mager war; aber er hielt sie wohl trotzdem für kräftig und eine gute Arbeiterin.

„Mögen sie beide miteinander selig werden. Ehe sechs Monate um sind, wird sie ihn schlagen, das boshafte Ding. Ihr richtet der Mutter aus, daß ich mir aus euch allen nichts mache, und daß ich niemand brauche. Ich bin noch nicht verloren, ich werde mir Arbeit suchen, ich werde schon jemand finden, der mir beisteht. Habt ihr verstanden, kommt nicht wieder, ich will nichts mehr von euch wissen."

Irma, die mit ihren acht Jahren empfindlich war, fing zu weinen an. „Warum bist du so bös mit uns? Wir haben dir doch nichts gethan! Und ich wollte dich fragen, ob das Kleine da wirklich dir gehört, und ob ich ihm einen Kuß geben darf, ehe wir fortgehen."

Norine bereute sofort ihre Heftigkeit. Sie nannte sie wieder ihre Herzchen, küßte sie zärtlich und sagte ihnen, daß sie nun fortgehen müßten, aber daß sie sie wieder besuchen dürften, wenn sie wollten.

„Sagt der Mutter, daß ich ihr für die Orangen danke. Und was den Kleinen betrifft, so mögt ihr ihn euch wohl ansehen, aber rührt mir ihn nicht an, denn wenn er aufwachte, würde er uns ein

Konzert machen, daß man sein eignes Wort nicht mehr hörte."

Und als die Kleinen, die schon verstanden, um was es sich hier handelte, sich ganz aufgeregt vor Neugierde über die Wiege beugten, sah auch Mathieu hin. Er sah ein gesundes, kräftiges Kind mit breitem Gesichte und derben Zügen, das ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Beauchêne zu haben schien.

In diesem Augenblicke trat Madame Bourdieu ein, gefolgt von einer Frau, in welcher er Sophie Couteau erkannte, die Zuführerin, die er sich erinnerte bei den Séguin gesehen zu haben, als sie dahin gekommen war, um eine Amme zu empfehlen. Auch sie erkannte zweifellos den Herrn, dessen schwangere Frau, die so stolz darauf war, selbst zu stillen, so wenig geneigt schien, das Geschäft zu fördern. Aber sie that, als sähe sie ihn zum ersten Male, denn sie war berufsmäßig diskret und übrigens keineswegs neugierig, seitdem so viele Dinge durch ihre Hände gingen. Die beiden kleinen Mädchen entfernten sich sogleich.

„Nun, mein Kind," fragte Madame Bourdieu Norine, „haben Sie darüber nachgedacht, was wollen Sie mit dem armen Würmchen machen, das hier so lieb schläft? Hier ist die Frau, von der ich Ihnen gesprochen habe. Sie kommt alle vierzehn Tage aus der Normandie hierher, um Ammen hier unterzubringen, und nimmt jedesmal Kinder mit sich, um sie dort in Pflege zu geben. Da Sie unbedingt nicht selbst stillen wollen, könnten Sie vielleicht doch Ihr Kind nicht verlassen und es ihr übergeben, bis Sie in der Lage wären, es wieder zu nehmen. Oder wenn Sie wirklich entschlossen sind, es ganz zu verlassen, so wird sie uns den Dienst erweisen, es sogleich ins Findelhaus zu tragen."

Eine große Verwirrung hatte sich Norines bemächtigt; sie ließ den Kopf mit den gelösten, prächtigen blonden Flechten in die Kissen zurücksinken, ihr Gesicht hatte sich verdüstert, ihre Stimme zitterte.

„Mein Gott, mein Gott, jetzt quälen Sie mich schon wieder!“ Und sie bedeckte die Augen mit beiden Händen, wie um nichts mehr zu sehen.

„Das ist meine Instruktion, mein Herr,“ erklärte die Hebamme Mathieu mit leiser Stimme, indem sie die junge Mutter eine Weile sich selbst überließ. „Wir haben den Auftrag, alles anzuwenden, damit die Mütter, besonders solche, die in der Lage sind, wie diese da, selber ihre Kinder stillen. Sie begreifen, daß dadurch oft nicht nur das Kind, sondern auch die Mutter gerettet wird, der düsteren Zukunft entgeht, die ihr droht. Daher, mag sie sich auch des Kindes entledigen wollen, wir lassen es so lange als möglich bei ihr, wir ziehen es mit dem Saugfläschchen auf, um abzuwarten, ob sich das Muttergefühl nicht doch in ihr rege, ob der Anblick des armen kleinen Wesens sie nicht rühre. In neun Fällen unter zehn, wenn wir sie dazu bringen können, ihm die Brust zu reichen, ist sie besiegt, behält sie es. Daher finden Sie dieses Kind noch hier.“

Mathieu näherte sich bewegt Norinen, die noch immer von ihren Haaren umhüllt, die Hände vor dem Gesichte dalag.

„Nun, mein Kind, Sie haben ja kein schlechtes Herz. Sie sind ein gutes Mädchen. Warum wollen Sie ihn nicht nähren, warum ihn nicht behalten, den armen Kleinen?“

Sie enthüllte ihr glühendes, thränenloses Gesicht.

„Ist der Vater mich auch nur besuchen gekommen? Nein, ich kann das Kind eines Mannes

nicht lieben, der so niederträchtig gegen mich handelt. Es nur da in der Wiege zu wissen, bringt mich in Wut!"

„Aber das arme unschuldige Geschöpf kann doch für das alles nichts. Sie verdammen es, Sie bestrafen sich selbst, denn Sie sind nun allein, und es wäre Ihnen vielleicht ein großer Trost."

„Nein, ich sage nein! Ich will nicht, ich fühle nicht die Kraft in mir, mich in meinem Alter gleich so mit einem Kinde zu belasten, ohne daß der Mann, dem ich es verdanke, mir beisteht. Man weiß doch, was man zu leisten vermag, nicht wahr? Nun, so sehr ich mich auch prüfe, ich bin nicht mutig, und auch nicht einfältig genug für das. Nein, nein und nein!"

Er schwieg, da er wohl sah, daß nichts gegen den Freiheitstrieb ankommen könne, der dem allen zu Grunde lag. Mit einer Gebärde gab er seiner Trauer Ausdruck, ohne Entrüstung oder Zorn gegen sie zu fühlen; sie war nun einmal so geschaffen, ein schönes Mädchen, das nicht vermochte den leichten Lockungen der Stadt zu widerstehen.

„Nun, gut also, niemand zwingt Sie, es zu nähren," sagte Madame Bourdieu, einen letzten Versuch machend, „aber es ist nicht schön, wenn Sie es verlassen. Warum wollen Sie es nicht dieser Frau anvertrauen, die es in Kost geben wird, wodurch Sie die Möglichkeit haben, es eines Tages zurückzunehmen, wenn Sie Arbeit gefunden haben? Das würde nicht teuer kommen, und der Vater würde es zweifellos bezahlen."

Norine geriet in Zorn.

„Er, zahlen! Da kennen Sie ihn schlecht! Nicht, daß es ihm etwas ausmachen müßte, denn er ist millionenreich. Aber dieser Mensch hat nur einen Wunsch, und der ist, daß das Kind verschwinde,

daß man es in eine Grube werfe; wenn er es gewagt hätte, hätte er mir gesagt, ich soll es umbringen. Fragen Sie diesen Herrn, ob ich lüge. Sie sehen wohl, daß er nicht nein sagt. Und soll ich vielleicht zahlen? Ich, die ich keinen Sou habe, die morgen vielleicht kein Obdach haben wird, keine Arbeit und kein Brot? Nein, und tausendmal nein, ich kann nicht!"

Von einer wahren Krisis der Abspannung und der Verzweiflung erfaßt, brach sie in Schluchzen aus.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruhe! Vierzehn Tage quälen Sie mich schon mit dem Kinde und lassen es da bei mir, in dem Glauben, daß ich es schließlich doch stillen werde. Sie bringen es mir, Sie legen es mir auf die Kniee, damit ich es ansehe und küsse. Sie wollen immer, daß ich mich mit ihm beschäftige, Sie lassen es schreien, in der Hoffnung, daß ich Mitleid haben und ihm die Brust reichen werde. Mein Gott, begreifen Sie denn nicht, daß, wenn ich den Kopf wegwende, wenn ich es nicht küssen, nicht einmal sehen will, daß es nur deshalb ist, weil ich Furcht habe, daß ich mich verführen lasse, es zu lieben, was ein großes Unglück für mich und für es selbst wäre. Es wird allein glücklicher sein. Hören Sie? Ich bitte Sie, nehmen Sie es gleich fort, und foltern Sie mich nicht länger!"

Sie fiel zurück und schluchzte heftig, das Gesicht in die Kissen vergraben, von ihrem wirren Haar bedeckt, die Schultern halb entblößt.

Stumm und unbeweglich stand die Couteau am Fußende des Bettes und wartete. In ihrem billigen dunkeln Wollkleide, ihrer großen schwarzen, mit gelben Bändern geputzten Haube behielt sie das Aussehen einer Bäuerin im Sonntagskleid, während ihr langes, mageres Gesicht, diese Maske der Schlauheit

und Habsucht, versuchte, den Ausdruck gutmütigen Mitleids anzunehmen. Obgleich die Sache ihr aussichtslos schien, sagte sie für alle Fälle ihr gewohntes Sprüchlein her.

„Wissen Sie, Madame, Ihr Kleiner wäre dort wie zu Hause, in Rougemont. Es giebt im ganzen Departement keine bessere Luft, aus Bayeux sind sogar Leute gekommen, um sich dort zu erholen. Und wenn Sie wüßten, wie man sie pflegt, wie man sie verhätschelt, die Kleinen! Die ganze Gegend hat keine andre Beschäftigung als kleine Pariser in Pflege nehmen, sie zu lieben und zu hätscheln. Und ich würde das Ihrige sehr billig nehmen, ich habe eine Freundin, die schon drei Kinder in Pflege hat, und da sie sie natürlich bei der Flasche aufpäppelt, so würde es ihr nichts machen, noch ein viertes dazu zu bekommen, Sie würde das Ihrige halb umsonst nehmen. Nun, bewegt Sie das nicht, lockt Sie das nicht?“

Aber als sie sah, daß nur die Thränen Norines ihr antworteten, machte sie eine Gebärde, wie eine beschäftigte Frau, die nicht in der Lage ist, ihre Zeit umsonst zu verlieren. Bei jeder ihrer zweiwöchentlichen Reisen nach Paris beeilte sie sich, nachdem sie ihre Ladung Ammen bei den verschiedenen Bureaux abgeliefert hatte, in wenigen Stunden einen Rundgang bei den Hebammen zu machen, wo sie die mitzunehmenden Säuglinge einsammelte, um dann noch desselben Abends nach ihrer Heimat zurückzukehren, in Begleitung der zwei oder drei Frauen, die ihr beim Transport der Kleinen halfen, wie sie sagte. Diesmal war sie um so mehr in Eile, als Madame Bourdieu, die sie so ziemlich zu allen Besorgungen verwendete, sie gebeten hatte, das Kind sogleich ins Findelhaus zu tragen, wenn sie es nicht nach Rougemont mitnähme.

„Also," sagte sie, sich an die Hebamme wendend, „ich werde demnach nur das Kind der andern Dame mitzunehmen haben. Es wird am besten sein, wenn ich gleich zu ihr gehe, damit ich die Sache abmache. Dann komme ich hierher zurück, um dieses da zu nehmen und es dorthin zu bringen, und zwar im Galopp, denn mein Zug geht um sechs Uhr."

Als sie mit der Hebamme das Zimmer verlassen hatte, um sich in das Nebenzimmer zu Rosine zu begeben, die gestern entbunden worden war, wurde das Stillschweigen nur unterbrochen durch das Schluchzen Norines, die noch immer heftig weinte. Mathieu hatte sich neben die Wiege gesetzt und betrachtete mit tiefem Mitleid das arme kleine Wesen, das fortfuhr, friedlich zu schlafen. Und Victoire, das Dienstmädchen, die während der ganzen Scene stumm geblieben war, anscheinend ganz in ihre Näherei vertieft, begann nun langsam, ununterbrochen zu sprechen, ohne die Augen von der Nadel zu erheben.

„Sie haben sehr recht, daß Sie ihr Ihr Kind nicht anvertrauen, diesem schlechten Weib! Was man damit auch macht, dort im Spital, so wird es ihm besser ergehen, als in ihren Händen. Wenigstens wird es die Möglichkeit haben, am Leben zu bleiben. Darum habe ich auch darauf bestanden wie Sie, daß man meines gleich dorthin bringt. Wissen Sie, ich bin aus der Gegend, aus Berville, sechs Kilometer von Rougemont, und ich kenne sie, diese Couteau, man spricht bei uns genug von ihr. Ein sauberes Weibsbild! Erst hat sie sich in einem Graben schwängern lassen, bloß um Amme zu werden; dann, wie sie gesehen hat, daß sie nicht genug stehlen kann, wenn sie ihre Milch verkauft, hat sie angefangen, die Milch andrer zu verkaufen. Ein nettes Geschäft,

zu dem man kein Herz und keine Seele haben darf! Hierauf hat sie das Glück gehabt, einen großen, rohen Kerl zum Mann zu bekommen, den sie jetzt an der Nase herumführt, und der ihr hilft. Er führt mit ihr Ammen herbei, er nimmt die Kinder mit zurück, wenn die Arbeit sich häuft. Diese zwei haben mehr Morde auf dem Gewissen als alle Mörder, die man guillotiniert. Der Bürgermeister von Berville, ein braver Mann, ein Städter, der sich aufs Land zurückgezogen hat, hat gesagt, daß Rougemont die Schande des Departements ist. Ich weiß wohl, daß es zwischen Rougemont und Berville immer Eifersucht gegeben hat; aber das hindert nicht, daß die aus Rougemont wirklich ein bißchen gar zu ungeniert ihr Geschäft mit den Pariser Säuglingen betreiben. Alle Einwohner beteiligen sich jetzt schon daran, das ganze Dorf hat keinen andern Erwerb, und man muß nur sehen, wie das alles organisiert ist, damit sie ihrer so viele als möglich begraben. Ich stehe Ihnen dafür gut, daß die lebende Ware nicht lange liegen bleibt. Je mehr sterben, desto mehr kommen, und desto mehr verdient man dabei. Da begreift man, nicht wahr, daß die Couteau gierig ist, jedesmal, wenn sie herkommt, so viele mitzunehmen als sie kann?“

Sie berichtete alle diese furchtbaren Dinge in der entsetzten Weise eines einfachen Mädchens, das in Paris noch nicht lügen gelernt hatte; sie sagte alles, was sie wußte.

„Früher soll es gar noch schlimmer gewesen sein. Ich habe meinen Vater erzählen hören, daß zu seiner Zeit die Zuführerinnen vier oder fünf Kinder auf einmal mitbrachten: förmliche Pakete, die sie mit Schnüren umwickelten und unter den Armen trugen. In den Bahnhöfen legten sie sie der Reihe nach auf die Bänke der Wartesäle; einmal hat eine

Zuführerin aus Rougemont sogar eins vergessen, und es entstand eine ganze Geschichte daraus, weil man das Kind dann tot fand. Dann mußte man sehen, wie in den Coupés die kleinen Wesen zusammengedrängt waren und vor Hunger schrieen. Besonders im Winter, bei strengem Frost, war es jammervoll, wie sie zitterten, blau vor Kälte, kaum bedeckt von zerrissenen Windeln. Manchmal starb eins, und man schaffte die kleine Leiche auf der nächsten Station heraus und begrub es auf dem nächsten Friedhof. Sie können sich vorstellen, in welchem Zustande die ankamen, die nicht auf dem Wege starben. Bei uns pflegt man die Schweine besser, man würde sie nicht in solcher Weise transportieren. Mein Vater sagte, es wäre gewesen, daß die Steine hätten weinen mögen. Jetzt freilich ist die Aufsicht strenger, und die Zuführerinnen dürfen nicht mehr als ein Kind auf einmal mitnehmen. Sie schwindeln allerdings und nehmen zwei; dann haben sie Helferinnen und bedienen sich auch derer, die gerade mit ihnen heimfahren. So gebraucht die Couteau allerlei Kunstgriffe, um das Gesetz zu umgehen. Um so leichter, als ganz Rougemont die Augen zudrückt, denn sie sind alle zu sehr daran interessiert, daß das Geschäft geht, und haben nur die eine Furcht, daß die Polizei die Nase hineinsteckt. — Ach ja, die Regierung mag Inspektoren jeden Monat hinsenden so viel sie will, Ausweisbücher verlangen, die Unterschrift des Bürgermeisters, das Siegel der Gemeinde — das ist gerade, als ob der Wind wehte. Das hindert die guten Weiber nicht im geringsten, ruhig ihr Geschäft weiter zu verfolgen, so viel Kinder in die andre Welt zu expedieren als sie können. Wir haben in Rougemont eine Cousine gehabt, die uns eines Tages sagte: ‚Die Malivoire, die hat Glück, letzten Monat hat sie wieder vier verloren.‘“

Victoire hielt einen Augenblick inne, um ihre Nadel einzufädeln. Norine weinte noch immer. Mathieu, stumm vor Grauen, hörte zu, den Blick auf das schlafende Kind geheftet.

„Freilich," fuhr das Mädchen fort, „erzählt man heute weniger Geschichten über Rougemont als früher. Aber auch das, was erzählt wird, ist genug, um es einem für immer zu verleiden, Kinder zu haben. Wir kennen so drei oder vier Pflegerinnen, die nicht sehr viel wert sind. Natürlich ist das Aufpäppeln mit der Flasche die Regel, und wenn Sie die Flaschen sehen könnten, die niemals gereinigt werden, vor Schmutz kleben, im Winter gefrorene, im Sommer geronnene Milch enthalten! Die Vimeux findet sogar, daß das Aufpäppeln mit Milch zu kostspielig ist, und nährt alle ihre Kinder mit Grütze: das expediert sie schneller, sie haben alle große aufgedunsene Bäuche, daß man glaubt, sie müßten platzen. Bei der Loiseau herrscht ein solcher Schmutz, daß man sich die Nase zuhalten muß, wenn man zu dem Winkel hingeht, wo die Kinder auf alten Fetzen in ihrem Unrat liegen. Bei der Gavette geht die Frau mit ihrem Manne tagsüber aufs Feld, so daß die drei oder vier Kinder, die sie immer in Pflege hat, dem Großvater überlassen sind, einem Greis von siebzig Jahren, der sich nicht rühren kann und nicht einmal im stande ist, die Hühner zu verhindern, daß sie den Kindern in die Augen picken. Noch besser ist es bei der Cauchois, die, da sie gar niemand hat, um sie zu bewachen, die Kinder in den Wiegen festbindet, damit sie nicht herausfallen. Und in welches Haus des Dorfes immer Sie kommen mögen, so werden Sie überall dasselbe finden. Es giebt nicht eine Familie, die nicht mit dieser Ware handelt. Um uns herum giebt es Gegenden, wo

man Spitzen macht, andre, wo man Käse macht, andre, wo man Apfelwein macht. In Rougemont macht man tote Kinder."

Sie unterbrach plötzlich ihr Nähen und sah Mathieu mit ihren hellen Augen und ihrem unschuldig-erschrockenem Blicke an.

„Aber die alle übertrifft, das ist die Couillard, eine alte Diebin, die einmal sechs Monate im Gefängnisse gesessen hat, und die nun etwas außerhalb des Dorfes, nahe am Waldesraude wohnt. Noch nie hat ein Kind lebend das Haus der Couillard verlassen. Das ist ihre Spezialität. Wenn man eine Zuführerin, die Couteau zum Beispiel, der Couillard ein Kind bringen sieht, so weiß man sofort, was das zu bedeuten hat. Die Couteau hat dann sicherlich den Tod des Kindes vereinbart. Dies geschieht auf eine sehr einfache Weise. Die Eltern geben eine Summe von zwei- oder dreihundert Francs, wogegen das Kind bis zur ersten Kommunion behalten werden soll; selbstverständlich stirbt es dann innerhalb acht Tagen. Man braucht nur ein Fenster offen zu lassen; mein Vater hat eine Pflegerin gekannt, die im Winter, als sie gerade sechs Pfleglinge hatte, die Thür angelweit öffnete, und dann einfach fortging ... So bin ich auch zum Beispiel überzeugt, daß das Kleine von nebenan, das die Couteau jetzt eben holen ging, zu der Couillard gebracht wird, denn ich war zugegen, als Mademoiselle Rosine gestern mit ihr das Uebereinkommen traf, daß sie eine Abfindung von vierhundert Francs bezahlt, und daß sie sich dann um nichts mehr zu kümmern hat."

Sie konnte nichts mehr sagen, denn die Couteau kam allein, ohne Madame Bourdieu, zurück, um Norines Kind mitzunehmen. Diese, durch die Geschichten Victoires von ihrem Kummer abgezogen,

weinte nicht mehr und hörte mit gespanntem Interesse zu. Aber als sie die Couteau sah, vergrub sie das Gesicht wieder in ihre Kissen, als ob sie von Furcht ergriffen wäre und nicht die Kraft hätte, zuzusehen, was geschehen würde. Mathieu hatte sich erhoben, auch er war tief erregt.

„Also, es ist abgemacht, ich nehme ihn mit," sagte die Couteau. „Madame Bourdieu hat mir die Daten auf ein Papier geschrieben, den Geburtstag und den Bezirk. Ich brauche aber noch die Vornamen. Wie wollen Sie ihn nennen lassen?"

Norine antwortete nicht gleich. Dann sagte sie mit leidender, durch das Polster erstickter Stimme: „Alexandre."

„Gut, Alexandre. Aber Sie thäten gut, ihm noch einen Namen dazu zu geben, damit Sie ihn leichter wiederfinden können, wenn Sie eines Tages Lust bekämen, ihm nachzuforschen."

Wieder mußte man Norine die Antwort entreißen. „Honoré."

„Gut also, Alexandre Honoré. Der zweite Name ist der Ihrige, nicht wahr, und der erste der des Vaters? — Das wäre also abgemacht, ich habe nun alles, was ich brauche. Aber es ist bereits vier Uhr, und ich komme unmöglich zum Sechs-Uhr-Zug zurecht, wenn ich nicht einen Wagen nehme. Es ist am andern Ende der Welt, jenseits des Luxembourggartens. Und ein Wagen kostet Geld. Was machen wir da nur?"

Während sie so sprach, um zu sehen, ob sie diesem von Kummer bedrückten Mädchen nicht noch etwas Geld erpressen könnte, entschloß sich Mathieu plötzlich, seine Mission bis zum letzten Punkte durchzuführen und die Frau selbst bis zum Findelhaus zu begleiten, um Beauchêne versichern zu können, daß das Kind in seiner Gegenwart dort abgegeben

worden sei. Er erklärte ihr also, daß er einen Wagen nehmen und sie dahin bringen wolle.

„Sehr wohl, damit bin ich aus der Verlegenheit. Gehen wir also. Es ist schade, ihn aufzuwecken, den Kleinen, so gut schläft er, aber wir müssen ihn doch wohl einwickeln, da es nun einmal so ist."

Mit ihren dürren, geschäftskundigen Händen ergriff sie das Kind, vielleicht ein wenig zu rauh, ihre gewohnte schmeichlerische Gutmütigkeit vergessend, da sie bloß den Auftrag hatte, es der Konkurrenz zu überbringen. Es erwachte und fing heftig zu schreien an.

„Na, das kann gut werden, wenn er uns den ganzen Weg über die Musik macht! — Schnell, gehen wir!"

Mathieu hielt sie noch zurück. „Norine, wollen Sie ihm keinen Kuß geben?"

Beim ersten Schrei des Kindes hatte sich das betrübte Mädchen noch tiefer in die Kissen vergraben und sich die Hände vor die Ohren gehalten, um nichts zu hören.

„Nein, nein, tragen Sie ihn fort, tragen Sie ihn gleich fort, fangen Sie nicht wieder an, mich zu quälen!"

Sie drückte die Augen zu und stieß mit den Händen die Gestalt zurück, mit der man sie verfolgte. Als sie jedoch fühlte, daß die Frau das Kind aufs Bett legte, erzitterte sie, richtete sich auf und gab einen verzweifelten Kuß ins Leere, der das kleine Häubchen traf. Sie hatte kaum ihre von Thränen verschleierten Augen geöffnet, sie konnte kaum mehr als den schattenhaften Umriß dieses armen, kleinen Wesens gesehen haben, das schrie und sich wehrte im Augenblicke, da man es ins Ungewisse hinausstieß.

„Sie töten mich, nehmen Sie ihn weg, nehmen Sie ihn weg!“

Im Wagen wurde das Kind plötzlich still, sei es, daß das Wiegen des Sitzes es einschläferte, sei es, daß das Rollen der Räder es beschäftigte. Die Couteau, die es auf den Arm genommen hatte, blieb zuerst schweigsam und schien nur an den Trottoirs interessiert, die von der hellen Sonne beschienen waren, während Mathieu, der an seinem Knie die Berührung des armen kleinen Wesens spürte, in schmerzliches Sinnen verloren dasaß. Plötzlich fing sie zu reden an und setzte laut ihre Gedanken fort.

„Das Fräulein hat sehr unrecht gehabt, mir ihn nicht anzuvertrauen, ich hätte ihn so gut untergebracht, und er wäre in Rougemont gediehen, daß es eine Pracht gewesen wäre. Aber sie glauben alle, daß wir ihnen nur um des Geschäftes willen zureden. Denken Sie einmal! Wenn sie mir fünf Francs für mich gegeben und mir die Heimfahrt bezahlt hätte, würde sie das zu Grunde gerichtet haben? Ein hübsches Mädchen wie die findet immer Geld. — Ich weiß wohl, daß es in unserm Geschäft solche giebt, die nicht sehr anständig sind, die schachern, sich Provisionen zahlen lassen, und dann die Kinder so billig als möglich unterbringen, indem sie sowohl die Eltern als die Pflegefrau betrügen. Das ist gar nicht schön, wenn man aus diesen lieben kleinen Geschöpfen eine Ware macht, mit der man handelt wie mit Hühnern oder Gemüsen. Wenn man das so geschäftsmäßig betreibt, so ist es begreiflich, daß sich einem das Herz verhärtet, daß man mit den Kleinen herumstößt, sie von Hand zu Hand wirft, als ob es Pakete wären. Aber ich, mein Herr, ich bin eine ehrliche Frau, ich habe die Bewilligung unsers Bürgermeisters, ich habe ein

Sittenzeugnis, welches ich aller Welt zeigen kann. Und wenn Sie jemals nach Rougemont kommen, fragen Sie doch nach Sophie Couteau; man wird Ihnen sagen, daß das eine arbeitsame Frau ist, die niemand einen Sou schuldet."

Mathieu konnte sich nicht enthalten, den Blick auf sie zu richten, um zu sehen, mit welcher Stirn sie so ihr eignes Lob sang. Dieses Plaidoyer, das gleichsam eine Antwort auf alles bildete, was Victoire erzählt hatte, berührte ihn eigentümlich; es war, als ob die Frau mit ihrem schlauen Bauerninstinkt geahnt hätte, welche Anklagen gegen sie erhoben worden waren. Als sie den durchdringenden, forschenden Blick Mathieus auf sich gerichtet sah, fürchtete sie wohl, nicht herzhaft genug gelogen, sich durch irgend eine Nachlässigkeit verraten zu haben, denn sie verfolgte den Gegenstand nicht weiter, sondern begnügte sich damit, in noch sanfteren Tönen dieses Paradies von Rougemont zu preisen, wo man die Kinder aufnahm, nährte, pflegte, hätschelte wie die Prinzen. Dann, als sie sah, daß dieser Herr den Mund nicht öffnete, verstummte sie wieder. Es war vergeblich, ihn herumkriegen zu wollen, den da. Und der Wagen rollte, rollte immerzu; Straßen folgten auf Straßen, alle menschenerfüllt und lärmend; sie hatten die Seine gekreuzt und hatten den Luxembourggarten erreicht. Erst nachdem sie diesen hinter sich gelassen, sprach die Couteau wieder.

„Um so besser, wenn die Dame sich einbildet, daß ihr Kind dadurch etwas gewinnen wird, wenn sie es dem Findelhaus übergiebt. Wissen Sie, ich will nichts gegen die Verwaltung sagen, aber es gäbe da manches zu erzählen. Wir haben in Rougemont eine ganze Anzahl Kinder, die sie uns schickt, und diese, versichere ich Ihnen, ge-

deihen auch nicht besser, sterben ebensogut als die andern. — Nun ja, man muß den Leuten ihren Willen lassen. Aber ich möchte, daß Sie einmal so wie ich sehen könnten, was alles da drinnen vorgeht."

Der Wagen hielt am oberen Ende der Rue Denfert-Rochereau, ehe er die alten äußeren Boulevards erreicht hatte. Eine hohe graue Mauer erhob sich vor ihnen, die nüchterne Fassade eines Amtsgebäudes; am Ende derselben befand sich eine kleine, einfache, kahle Thür, durch welche die Couteau mit dem Kinde eintrat. Mathieu folgte ihr. Aber er wollte nicht in das Aufnahmebureau mit eintreten, wo eine Dame die Kinder in Empfang nahm. Er war zu bewegt, und er fürchtete obendrein, daß man Fragen an ihn stellen könnte, als ob er Mitschuldiger an einem Verbrechen wäre. Die Zuführerin mochte ihm noch so sehr versichern, daß die Dame ihn nichts fragen würde, daß das strengste Geheimnis bewahrt werde, er zog es vor, im Vorzimmer zu warten; dieses führte in einige getrennte Abteilungen, in welchen man die Leute, welche Kinder brachten, einzeln warten ließ, bis die Reihe an sie kam. Und er sah die Frau mit dem Kinde verschwinden, welches immer noch sehr still war, mit groß offenen Augen nach oben starrend.

Das Warten, obschon es schwerlich länger als zwanzig Minuten dauerte, schien ihm entsetzlich lang. Totenstille herrschte in dem düsteren, ernsten, eichengetäfelten Vorzimmer, in welchem es nach dem Spital roch. Er hörte nur das gedämpfte Wimmern eines Neugeborenen, manchmal übertönt von heftigem Schluchzen, vielleicht von einer Mutter, die in einer der anstoßenden Abteilungen wartete. Und seine Gedanken schweiften zu der Einrichtung früherer Zeiten

zurück, zu der runden Lade, die sich in der Mauer drehte: die Mutter kam versteckt heran, legte das Kind hinein, zog an der Glocke und eilte fort. Er war zu jung, um diese Einrichtung noch in Gebrauch gesehen zu haben, er kannte sie nur aus einem Melodram im Theater an der Porte Saint-Martin. Aber was für Erinnerungen an alte Geschichten wurden dadurch lebendig, an arme kleine Wesen aus der Provinz, die in Körben durch einen Fuhrmann gebracht und abgegeben wurden, an Kinder von Herzoginnen, die von geheimen Sendlingen in die Vergessenheit versenkt wurden, an die langen Reihen bedauernswerter Mädchen aus dem Volke, die sich unter dem Schutze der Nacht der Frucht ihres Fehltritts entledigten. Wie viel schien nun geändert, die Drehlade bestand nicht mehr, die Abgabe mußte offen geschehen, ein kahler und ernster Eingang führte in diese Stätte der Zuflucht, und in amtlicher Form wurden die Daten und Namen aufgenommen, wobei jedoch unverletzliches Geheimnis zugesichert war. Er wußte wohl, daß manche behaupteten, die Abschaffung der Drehlade habe die Zahl der Kindesmorde und Fehlgeburten verdoppelt. Aber das öffentliche Gewissen verdammt täglich mehr die Stellung der früheren Gesellschaft zu der vollendeten Thatsache, das Prinzip, daß man das Uebel als unvermeidlich ansehen, es eingraben, es in geheime Kanäle leiten müsse wie die Abwässer, während die wahre Aufgabe einer freien Gemeinschaft im Gegenteil darin besteht, dem Uebel entgegenzutreten, ihm zuvorzukommen, es im Keim zu zerstören. Das einzige Mittel, die Zahl der ausgesetzten Kinder herabzumindern, ist, die Mütter zu kennen, sie zu ermutigen, ihnen zu Hilfe zu kommen, ihnen die Möglichkeit zu geben, Mütter zu sein. Aber in diesem Augenblicke gab er sich keinen ver-

kunstmäßigen Betrachtungen hin, bloß sein Herz war ergriffen von sich steigerndem Schmerz und Mitleid bei dem Gedanken an die Summe von Verbrechen, Schande und entsetzlichen Leiden, die durch dieses Vorzimmer geschritten waren, in dem er sich befand. Diese Frau, die in ihrem geheimnisvollen Bureau die Kinder in Empfang nahm, welch schreckliche Geständnisse mußte sie hören, wie viel Qual, wie viel Schmach und Elend an sich vorbeiziehen sehen! Ein Sturmwind fegte ihr die Verirrten der Straße und die Gefallenen der Paläste zu, alle Schändlichkeiten, alle Entsetzlichkeiten, von denen niemand etwas weiß. Dies war also der Hafen der Schiffbrüchigen, der düstere Schlund, in den man die verwünschte Frucht unseliger Frauen warf. Während seines langen Wartens sah er deren drei hereinkommen. Die eine war offenbar eine arme Arbeiterin, aber hübsch und zart; ihr wirrer Blick erinnerte ihn an eine Notiz, die er in den „Vermischten Nachrichten“ der Zeitungen gelesen hatte, von einem Mädchen wie diese, welche, nachdem sie sich ihres Kindes entledigt hatte, ins Wasser gesprungen war; die zweite schien ihm eine verheiratete Frau, die Frau eines Arbeiters, die bereits zu viel Kinder hatte und eines mehr wohl nicht mehr ernähren konnte; die dritte endlich glich einer Dirne, sie war groß, stark, mit frechem Blick, eine von denen, die in sechs Jahren drei oder vier Kinder der Reihe nach hier abliefern, so wie man am Morgen einen Kübel mit Schmutzwasser in die Gosse schüttet. Sie verschwanden eine nach der andern, er hörte, wie man sie in den einzelnen Abteilungen unterbrachte, während er, das Herz voll Thränen, den schweren Druck des Schicksals auf die Menschen fühlend, immer noch wartete.

Als die Couteau endlich mit leeren Händen

wieder erschien, sagte sie kein Wort, und Mathieu stellte keine Frage an sie. So bestiegen sie schweigend wieder den Wagen. Erst zehn Minuten später, als der Wagen bereits wieder durch die belebten Straßen rollte, fing die Couteau zu lachen an. Und als ihr Gefährte, immer noch stumm und abweisend, es nicht der Mühe wert fand, sie um den Grund dieser plötzlichen Heiterkeit zu fragen, sagte sie endlich: „Sie wissen nicht warum ich lache. — Wenn ich Sie dort ein wenig habe warten lassen, so war es deshalb, weil ich, als ich das Bureau verließ, eine Freundin traf, die Krankenwärterin im Hause ist. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß die Krankenwärterinnen die Kinder zu den Pflegerinnen in die Provinz bringen. Nun, meine Freundin hat mir gesagt, daß sie morgen mit zwei andern Krankenwärterinnen nach Rougemont fahren wird, und daß sie unter der Partie, die sie mitnehmen, sicherlich auch das Kleine haben werden, das ich eben hergebracht habe."

Wieder verzog sich ihr süßliches Gesicht, als sie ihr kurzes Lachen ausstieß.

„Wie, ist das nicht komisch? Diese Kleine wollte durchaus nicht, daß ich ihr Kind nach Rougemont mitnehme, und jetzt kommt es erst recht dorthin! Ja, so geschehen die Dinge trotz alledem manchesmal."

Mathieu antwortete nicht. Aber ein eisiger Hauch ging ihm übers Herz. Ja, so war es, das Schicksal ging seinen Weg, erbarmungslos. Was würde aus dem armen Geschöpfe werden? Welchem frühen Tode, welchem Leben des Leidens, des Elends oder des Verbrechens hatte man es brutal hingeworfen, wie einen jungen Hund, den man dem Zufall nach aus dem Wurf auswählt, um ihn auf der Straße auszusetzen?

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, es war wieder nichts hörbar als das Rasseln der Räder. Als sie Rue Miromesnil vor dem Hause der Hebamme anlangten, begann die Couteau wieder zu klagen, daß es schon halb sechs Uhr sei, und daß sie sicher den Zug versäumen werde, um so mehr, als sie noch abzurechnen und das andre Kind von oben mitzunehmen habe. Mathieu, der den Wagen behalten wollte, um sich nach dem Nordbahnhofe fahren zu lassen, gab der schmerzlichen Neugierde nach, alles kennen zu lernen und die Abreise der Zuführerinnen mitanzusehen. Er beruhigte also die Frau und sagte ihr, er werde auf sie warten, sie möge sich beeilen. Und da sie sagte, sie werde eine Viertelstunde brauchen, ging auch er hinauf, um Norine zu sehen.

Er fand sie allein, im Bette sitzend, im Begriffe, eine der Orangen zu essen, die ihre kleinen Schwestern ihr gebracht hatten. Mit der Leckerhaftigkeit eines hübschen, üppigen Mädchens teilte sie die Frucht sorgsam und sog an den Schnitten mit ihren vollen roten Lippen, die Augen halbgeschlossen, gleich einer Katze, die behaglich eine Schüssel Milch leckt. Sie schrak auf beim plötzlichen Oeffnen der Thür, und als sie den Eintretenden erkannte, lächelte sie ein wenig verlegen.

„Es ist geschehen," sagte Mathieu einfach.

Sie antwortete nicht gleich und wischte sich die Finger an ihrem Taschentuche ab. Sie mußte sich aber gleichwohl entschließen zu sprechen.

„Sie sagten nicht, daß Sie wiederkommen würden, ich habe Sie nicht erwartet. — Es ist also geschehen, um so besser. Ich versichere Ihnen, daß es unmöglich war, es anders zu machen."

Sie sprach dann von ihrem baldigen Fortgehen, fragte, ob sie wohl wieder in die Fabrik eintreten

könnte, und erklärte, daß sie sich trotz allem wieder dort vorstellen werde, um zu sehen, ob der Chef die Kühnheit haben werde, sie hinauszuweisen.

„Nicht etwa, daß ich in Verlegenheit wäre, wissen Sie, oder daß es mir leid um ihn thäte, denn nie werde ich an einen niederträchtigeren Menschen geraten, als er ist.“

Es vergingen lange Minuten, und das Gespräch wurde peinlich, da Mathieu kaum antwortete, als endlich die Couteau wieder erschien, in größter Eile, mit dem andern Kinde auf dem Arme.

„Schnell, schnell! Sie werden nicht fertig mit ihren Verrechnungen, sie wollen eine die andre darin übertreffen, mir nicht zwei Sous zu viel zu lassen!“

Norine hielt sie zurück. „Das ist das Kind von Mademoiselle Rosine? Ich bitte Sie, zeigen Sie es mir.“

Sie enthüllte das Gesicht und rief aus: „Nein, wie stark und schön er ist! Das ist einer, der so viel Lust als möglich hat, zu leben.“

„Ja freilich,“ bemerkte die Couteau philosophisch. „Im Augenblick, wo es aller Welt im Wege ist, kann man sicher sein, daß es ein Prachtkind ist.“

Norine betrachtete das Kleine mit lebhaftem Interesse und mit dem zärtlichen Blicke der Frauen, denen der Anblick eines Kindes stets zu Herzen geht.

„Wie schade, wie kann man nur das Herz haben . . .“ begann sie.

Dann hielt sie inne und fuhr nach einem Augenblick fort: „Ja, das bricht einem das Herz, wenn man sich von so einem kleinen Engel trennen muß!“

„Guten Abend! Leben Sie wohl!“ rief die Couteau. „Ich werde noch den Zug versäumen. Und ich habe alle Retourbillette bei mir, die fünf andern erwarten mich auf dem Bahnhof. Na, die werden mir einen Tanz machen!“

Sie eilte hinaus, und Mathieu folgte ihr. Sie nahm drei Stufen auf einmal und wäre beinahe mit ihrer kleinen Last gefallen. Nachdem sie sich in den Wagen geworfen und dieser sich in Bewegung gesetzt hatte, rief sie:

„Uff! Gott sei Dank! — Haben Sie die gehört? Sie wollte nicht fünfzehn Francs monatlich daran wenden, und nun macht sie dieser guten Mademoiselle Rosine einen Vorwurf, die mir vierhundert Francs giebt, damit man ihren Kleinen bis zu seiner ersten Kommunion betreut! Es ist wahr, es ist ein prächtiges Kind, der Kleine. Sehen Sie ihn nur an. Ah, wenn die Liebe Kinder erzeugt, dann macht sie sie gut! Schade, daß es gerade die hübschesten sind, die am schnellsten sterben."

Mathieu betrachtete das Kind, das auf den Knieen der Frau den Platz von Norines Kind eingenommen hatte. Es war in feine, spitzenbesetzte Wäsche gekleidet, mit einem schönen weißen Wickelband umwickelt, gleich einem verurteilten Fürstenkinde, das man prächtig eingehüllt zur Todesstätte bringt. Und er gedachte der schauderhaften Geschichte dieses kleinen Wesens, — der Vater im Bette der Tochter drei Monate nach dem Tode der Mutter, das Kind der Blutschande im geheimen Wochenbette zur Welt gekommen und um einen festen Preis der Pflegerin überliefert, die es in aller Stille verschwinden lassen würde, mit Hilfe eines zufällig offen gelassenen Fensters oder einer Thür. Der Säugling hatte ein feines Gesichtchen, das bereits die Spuren engelhafter Schönheit zeigte, und war sehr still, stieß keinen Schrei aus. Ein schauderndes Grauen überlief Mathieu.

Am Saint-Lazare-Bahnhofe sprang die Couteau eilig aus dem Wagen.

„Danke, mein Herr, Sie waren sehr liebenswürdig.

Empfehlen Sie mich den Damen Ihrer Bekanntschaft, wenn sie meiner Dienste bedürfen sollten!"

Dann sah Mathieu, der ausgestiegen war, ein Schauspiel, das ihn noch einen Augenblick festhielt. Fünf Frauen von bäuerlichem Aussehen, jede mit einem Kinde auf dem Arme, liefen aufgeregt unter den Reisenden und dem Gepäck hin und her, gleich geängstigten Krähen, ihre großen, gelben Schnäbel weit offen, unruhig mit den schwarzen Flügeln schlagend. Als sie die Couteau erblickten, stürzten sich alle fünf gierigen Fluges und mit lautem Krächzen auf sie. Und nach einem kurzen Austausch heftigen Geschreis und wütender Erklärungen eilten die sechs vereint auf den Zug los, mit flatternden Röcken und Haubenbändern, die Kinder mit sich entführend, wie ein Zug Raubvögel, die fürchten, die Rückkehr zum Nest zu versäumen. Sie stiegen im Rauch und unter dem Pfeifen der Lokomotive ein und verschwanden.

Mathieu blieb allein inmitten der Menge des Bahnhofes. Zwanzigtausend Kinder wurden in dieser Weise jährlich von diesen Unheilsraben aus Paris entführt, und keines sah man je wieder. Nicht genug, daß die Menschheitssaat vergeudet, dem Vergnügen zuliebe auf das heiße Pflaster geschüttet wurde, nicht genug, daß die Ernte durch den schrecklichen Ausfall der Fehlgeburten und Kindesmorde gelichtet wurde, es mußte auch noch der lebende Ertrag schlecht zur Scheune gebracht, die Hälfte vernichtet, zertreten, gemordet werden. Die Zerstörung wurde fortgesetzt, Diebinnen und Mörderinnen, die die Beute witterten, kamen aus allen vier Windrichtungen herbei und schleppten von dannen, was ihre Arme an aufkeimendem, lallendem Leben tragen konnten, um es dem Tode zu überliefern. Sie waren die Zutreiberinnen, sie lauerten an den Thüren, sie

rochen von weitem ihre unschuldigen Opfer. Ihre Frachtkarren rollten unaufhörlich den Bahnhöfen zu, sie leerten die Wiegen, die Säle der Spitäler und der Gebärhäuser, die stillen Zufluchtsorte der Armenverwaltung, die unsauberen Zimmer der Hebammen, die elenden Lagerstätten der Wöchnerinnen ohne Feuer und ohne Brot. Die Pakete wurden alle auf einen Haufen gelegt, herumgeworfen, weggeführt, dann dort drunten im unbekannten Lande verteilt, dem fahrlässigen oder vorbedachten Morde überliefert. Die Raffnetze fuhren erbarmungslos hin, die Sensen mähten die Halme zu jeder Stunde, ohne eine Ruhezeit zu kennen. So wie sie schlecht gesät, schlecht geerntet worden waren, so wurden die Neugeborenen nun schlecht genährt. Und daraus entstand der ungeheure Ausfall, daß man lebende und lebensfähige Kinder tötete, indem man sie der Mutter wegnahm, der einzigen Nährerin, deren Milch sie am Leben erhalten konnte.

Eine Blutwelle erwärmte das Herz Mathieus, als plötzlich das Bild Mariannens vor ihm aufstieg, die ihn auf der Brücke der Yeuse inmitten der weiten Landschaft erwartete, mit ihrem Gervais an der Brust. Gewisse statistische Zahlen, die er gelesen hatte, fielen ihm ein. In den Departements, die sich mit der Industrie der Kinderpflege befassen, betrug die Sterblichkeit der Neugeborenen fünfzig Prozent; in den besseren vierzig; in den schlechtesten siebzig. Man hatte berechnet, daß in hundert Jahren deren siebzehn Millionen gestorben waren. Lange Zeit hatte die Gesamtsterblichkeit pro Jahr hundert- bis hundertzwanzigtausend betragen. Die blutigsten Zeiten der Geschichte, die Schlächtereien der furchtbarsten Eroberer hatten keine solche Massacres angerichtet. Es war eine Riesenschlacht, die Frankreich jedes Jahr verlor, das Grab aller Kraft, die

Mordstätte aller Hoffnung. Und am Ziele drohte unabwendbar die Vernichtung, der unsinnige Tod der Nation. Von Entsetzen ergriffen, eilte Mathieu davon, hatte nur noch das eine Verlangen, wieder in die trostreiche Nähe Marianuens zu gelangen, mit ihr wieder vereint zu sein in ihrem gemeinschaftlichen Frieden, ihrer Gesundheit, ihrem Glücke.

III.

Eines Donnerstags war Mathieu mittags zum Essen bei Doktor Boutan in der kleinen Wohnung im Halbstock, welche dieser schon seit mehr als zehn Jahren in der Rue de l'Université hinter dem Palais Bourbon innehatte. Dieser leidenschaftliche Apostel der Fruchtbarkeit war, und er lachte selbst über diesen merkwürdigen Widerspruch, unvermählt; er erklärte dies in seiner behaglich scherzenden Weise damit, daß er so freier sei, die Frauen andrer zu entbinden. Infolge seiner starken Inanspruchnahme durch seine große Praxis hatte er kaum eine andre Stunde frei als die um Mittag; so daß er, wenn ein Freund eine ernste Unterredung mit ihm wünschte, diesen am liebsten zu seiner bescheidenen Junggesellenmahlzeit lud: ein Ei, eine Kotelette, eine Tasse Kaffee, alles in Eile genommen.

Es war ein Rat über eine ernste Angelegenheit, den Mathieu von ihm erbitten wollte. Nach zwei weiteren Wochen des Nachdenkens erfüllte ihn sein Traum, die Kultivierung, die Erweckung dieses von allen verkannten Besitzes Chantebled zu versuchen, in einem solchen Maße daß seine Unentschlossenheit ihm Qualen bereitete. Jeden Tag wuchs in ihm der unwiderstehliche Drang, zu zeugen, das Leben fortzupflanzen, wuchs das gebieterische Verlangen des

Menschen, der sich berufen sieht, sein Werk zu leisten, Reichtum, Kraft und Gesundheit zu schaffen, und der darüber nicht schlafen kann. Aber welch hohen Mutes, welch frohherziger Hoffnung bedurfte es, um ein Unternehmen von solcher anscheinenden Tollheit zu wagen, dessen tiefbegründete und vorausschauende Weisheit er allein fühlte! Und mit wem sollte er diese Frage frei erörtern, wem seine letzten Zweifel anvertrauen? Da kam ihm der Gedanke, Doktor Boutan zu befragen, und er bat ihn unverweilt um eine Zusammenkunft. Das war der Vertraute, dessen er bedurfte, ein freier und tapferer Geist, ein begeisterter Freund des Lebens, ein umfassender Verstand, der nicht in die Grenzen seines Berufes eingeengt war, der im stande sein würde, über die ersten Schwierigkeiten der Ausführung hinauszusehen.

Sobald sie einander gegenüber am Tische saßen, begann Mathieu seine Beichte, entwickelte mit ganzer Seele seinen Traum, deklamierte sein Gedicht, wie er selbst es lachend nannte. Der Arzt hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, sichtbar von seiner wachsenden Erfinderbegeisterung mit fortgerissen. Endlich, als es an ihm war, seine Meinung zu äußern, sagte er: „Mein Gott, lieber Freund, ich kann Ihnen praktisch eigentlich gar nichts sagen, denn ich habe nie auch nur einen Krautkopf gepflanzt. Ich will sogar hinzufügen, daß mir Ihr Plan von solcher Waghalsigkeit scheint, daß ein jeder Fachmann, den Sie etwa befragen würden, Sie mit einer ganzen Reihe der überzeugendsten, unwiderleglichsten Gründe davon abbringen würde. Jedoch Sie sprechen von diesem Werke mit einer prächtigen Zuversicht, mit einer warmen Begeisterung, die mir Laien die absolute Gewißheit einflößen, daß Sie den Erfolg erzwingen werden. Zu allem Ueberfluß

kommen Sie allen meinen Ideen entgegen, denn seit zehn Jahren höre ich nicht auf darzulegen, daß Frankreich, wenn es wieder die zahlreichen Familien blühen sehen will, sich der Liebe, dem Kultus der Erde wieder zuwenden, die Städte verlassen muß, um das kräftige und fruchtbare Leben des Bauern dagegen einzutauschen. Wie sollte ich Ihnen da nicht mit ganzem Herzen zustimmen? Ich habe Sie sogar im Verdacht, daß Sie, wie alle, die jemandes Rat verlangen, nur hierher gekommen sind, um in mir einen Bruder und Kampfesgenossen zu finden."

Sie lachten beide herzlich. Als Boutan ihn dann fragte, mit welchem Kapital er das Unternehmen beginnen wolle, entwickelte Mathieu ihm ruhig seinen Plan, sich nicht in Schulden zu stürzen, sondern vorerst nur mit einigen Hektaren anzufangen, auf die erobernde Kraft der Arbeit vertrauend. Seine einzige Sorge war, wie Séguin dazu zu bewegen, ihm den ehemaligen Jagdpavillon und einige Hektar ringsherum ohne Barzahlung auf Annuitäten zu überlassen.

„O," sagte der Doktor, „ich glaube, daß Sie ihn sehr bereit finden werden, denn ich weiß, daß er geradezu glücklich wäre, einen Weg zu sehen, wie er sich dieses großen, ertraglosen Besitzes entäußern könnte, der ihm in seiner steigenden Geldnot eine Last ist. — Sie wissen wohl, daß es in dem Hause schlechter und schlechter geht."

Dann unterbrach er sich, um zu fragen: „Und unser Freund Beauchêne, haben Sie ihn schon unterrichtet, daß Sie die Fabrik zu verlassen gedenken?"

„Nein, noch nicht. Ich bitte Sie sogar, die Sache als Geheimnis zu behandeln, denn ich will erst alles fest abgemacht haben, ehe ich ihm irgend eine Mitteilung mache."

Sie waren beim Kaffee angelangt, und der Doktor bot ihm an, ihn in seinem Wagen nach der Fabrik zurückzuführen, wohin er selbst sich begab, da Madame Beauchêne ihn gebeten hatte, an einem bestimmten Tage jeder Woche vorzusprechen, um sich von dem Gesundheitszustand Maurices zu überzeugen. Der Knabe, der immer noch an den Beinen litt, hatte obendrein einen so schwachen und zarten Magen, daß er eine strenge Diät einhalten mußte.

„Der übliche Magen der Kinder, die nicht von der Mutter genährt worden sind," sagte Boutan. „Ihre brave Frau kennt das nicht, sie kann ihre Kinder alles essen lassen, was ihnen schmeckt. Bei diesem armen kleinen Maurice bringen vier Kirschen anstatt drei eine Verdauungsstörung hervor. — Also, abgemacht, ich bringe Sie nach Ihrem Bureau zurück. Nur muß ich noch vorher in die Rue Roquépine, um eine Amme auszuwählen. Es wird nicht lange dauern, hoffe ich. Gehen wir!"

Im Wagen erzählte er ihm, daß er sich für Madame Séguin ins Ammenbureau begebe. Dort spiele sich ein ganzes Drama ab. Am Tage nach der Niederkunft hatte Séguin, von einem kurzen Anfall von Gattenzärtlichkeit ergriffen, darauf bestanden, selbst die Amme für die kleine, gestern geborene Andrée zu wählen. Er behauptete, sich darauf zu verstehen, er wollte ein robustes Weib, von monumentaler Erscheinung, mit enormer Brust. Aber seit zwei Monaten nahm das Kind ab, und der herbeigerufene Arzt hatte konstatiert, daß es einfach Hungers sterbe. Das robuste Mädchen hatte keine Milch, oder eigentlich ihre Milch hatte sich in der Analyse als zu dünn, zu unausgiebig erwiesen. Eine schwierige Sache, das Wechseln einer Amme! Der Sturm wütete im Hause, Séguin schlug die

Thüren hinter sich zu und schrie, daß er sich um gar nichts mehr kümmere.

„So bin ich nun damit betraut," schloß Doktor Boutan, „eine neue Amme zu wählen und hinzusenden. Und die Sache hat Eile, denn mir bangt um diese arme kleine Andrée. Es ist zum Erbarmen mit solchen Kindern."

„Und warum hat die Mutter das Kind nicht selbst gestillt?" fragte Mathieu.

Der Arzt machte eine Gebärde der Mutlosigkeit. „Ach, lieber Freund, da fragen Sie mich zu viel. Wie sollte eine Pariserin der reichen Bürgerkreise, bei dem Leben, das sie führt, bei dem Hause, welches sie glaubt unterhalten zu müssen, den Empfängen, den Diners, den Abendgesellschaften, den fortwährenden Anlässen, außer Haus zu gehen, den gesellschaftlichen Verpflichtungen aller Art, wie sollte sie da die Pflicht, das mutige und langwierige Werk auf sich nehmen, ein Kind selbst zu nähren? Das bedeutet fünfzehn Monate der Enthaltsamkeit und des Verzichts. Dabei spreche ich gar nicht von den Verliebten und den Eifersüchtigen, die zwischen Kind und Mann sich für den letzeren entscheiden, sich für ihn allein bewahren, aus Furcht, daß er sie sich selbst überlasse. — So macht diese kleine Frau Séguin den Leuten eine Komödie vor, wenn sie sich trostlos stellt und sagt, sie hätte so gerne selbst gestillt, aber sie habe keine Milch gehabt. Die Wahrheit ist, daß sie es nie versucht hat, und daß sie ihrem ersten Kinde sicherlich eine so gute Amme gewesen wäre, wie irgend eine Mutter. Aber heute ist es nicht mehr die Liebe zu ihrem Gatten, die sie hindert, o nein, heute ist sie einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen, nach dem wüsten und sinnlosen Leben, das sie führt. Und das Schlimmste ist, daß, nach drei oder vier Generationen von

Müttern, die nicht selber stillen, sie schließlich die Wahrheit sagen, wenn sie sagen, daß sie nicht stillen können; sie können wirklich nicht mehr, die Brustdrüse verkümmert und verliert die Fähigkeit, Milch auszuscheiden. Dahin werden wir gelangen, lieber Freund, zu einer Rasse elender, zerrütteter, unvollständiger Frauen, vielleicht noch fähig, zufälligerweise ein Kind zu bekommen, total unfähig, es zu nähren."

Mathieu erinnerte sich sodann an alles, was er bei der Bourdieu und im Findelhause gesehen hatte. Er sprach seine Gedanken Boutan gegenüber aus, der abermals seine trostlose Gebärde machte. Seiner Ansicht nach blieb noch ein ungeheures Werk menschlichen Gemeinsinns und sozialer Wohlfahrt zu schaffen. Unleugbar zeigte sich bereits eine Bewegung schöner Menschenfreundlichkeit, viele private Wohlthaten wurden ausgeübt, viele barmherzige Institute begründet. Aber gegenüber der ungeheuren offenen, stets blutenden Wunde blieben diese lokalen Mittel unwirksam, zeigten kaum mehr als den zu verfolgenden Weg. Wessen es bedurfte, das waren allumfassende Maßregeln, Gesetze, welche die Nation retteten: von den ersten Leidenstagen der Schwangerschaft angefangen, müßte die Frau unter öffentlichem Schutze stehen, müßte heilig werden, aller schweren Arbeit enthoben; sodann müßte sie in Ruhe und Sicherheit, im geheimen, wenn sie es wünscht, gebären können, ohne daß man etwas andres von ihr verlangt, als Mutter zu sein; endlich müßten dann Mutter und Kind verpflegt und versorgt werden, sowohl während der Rekonvalescenz als auch während der langen Monate des Stillens, bis zu dem Tage, wo das Kind endlich lebenskräftig geworden ist und die Frau wieder eine starke und gesunde Gattin sein kann. Es wären also eine Reihe von Vorbeugungsmaßregeln zu treffen und entsprechende Institute zu

schaffen: Zufluchsorte für Schwangere, verschwiegene Gebärhäuser, Asyle für Rekonvalescenten, abgesehen von Unterstützungen während der Ammenschaft und von Schutzgesetzen für die Mütter. Um das Uebel zu bekämpfen, den entsetzlichen Ausfall der Geburten, den erbarmungslosen Tod, der über die Neugeborenen hinfegt, gab es nur ein radikales Mittel: ihm zuvorzukommen. Nur durch vorbeugende Maßregeln konnte man dahin gelangen, der furchtbaren Opferung der Neugeborenen Einhalt zu thun, die offene Wunde in der Weiche der Nation zu schließen, an der sie verblutet. an der sie täglich mehr stirbt.

„Und," fuhr der Arzt fort, „alles dies läßt sich in den einen Grundsatz zusammenfassen, daß die Mutter ihr Kind nähren muß. In unsrer Demokratie wird die Frau, sobald sie schwanger ist, ein höheres Wesen. Sie ist das Symbol aller Größe, aller Kraft, aller Schönheit. Die Jungfrau ist nur eine Negation, die Mutter ist die Ewigkeit des Lebens. Sie sollte von einem sozialen Kultus umgeben, sie sollte unsre Religion sein. Wenn wir dazu gelangt sein werden, die Mutter anzubeten, so wird das Vaterland zunächst und dann die ganze Menschheit gerettet sein. — Daher möchte ich haben, lieber Freund, daß das Bild einer Mutter, die ihr Kind trinken läßt, der höchste Ausdruck menschlicher Schönheit sei. Ach, wie doch nur unsern Pariserinnen, allen unsern Französinnen das Gefühl einflößen, daß die Schönheit der Frau darin besteht, Mutter zu sein mit einem Kinde auf den Knieen! An dem Tage, da diese Mode durchdränge, wie die Frisur à la Botticelli oder die engen Röcke, wären wir die gebietende Nation, die Herren der Welt!"

Auf seine Lippen trat ein trübes Lächeln der Mutlosigkeit über sein Unvermögen, die Sitten zu ändern, die zahlreichen Familien in die Mode zu

bringen, denn er wußte nur zu gut, daß man ein Volk nur verwandeln kann, indem man seinen Schönheitsbegriff verwandelt.

Dann fuhr er fort:

„Mit einem Wort, ich kenne keine höhere Anforderung, als daß die Mutter ihr Kind selber stille. Eine jede Mutter, die im stande wäre, ihr Kind selbst zu stillen und es nicht thut, ist eine Verbrecherin. Und in gewissen Fällen, wenn die Mutter absolut nicht in der Lage ist, ihre Pflicht zu erfüllen, bleibt noch die Saugflasche, die, sorgfältig angewendet, mit sterilisierter Milch versorgt, genügende Resultate giebt. Was die auswärtige Pflegerin betrifft, so ist sie fast der sichere Tod des Kindes, und die Amme im Hause wiederum ist das Ergebnis einer unmoralischen Abmachung, eine unberechenbare Quelle von Krankheiten, oft selbst ein doppeltes Verbrechen, der Tod des zu nährenden Kindes, ebenso wie des eignen Kindes der Amme."

Der Wagen hielt in der Rue Roquépine, vor dem Ammenvermittlungsbureau.

„Ich wette," sagte der Doktor heiter, „daß Sie noch nie den Fuß in ein solches Bureau gesetzt haben, Vater von fünf Kindern, wie Sie sind."

„Wahrhaftig, nein," erwiderte Mathieu.

„Nun, so kommen Sie mit und sehen Sie es sich an. Man muß alles kennen lernen."

Das Bureau in der Rue Roquépine war das bedeutendste und vorteilhaftest bekannte des Viertels. Es wurde von Madame Broquette gehalten, einer blonden Dame von etwa vierzig Jahren, mit einem würdevollen, etwas geröteten Gesichte, die stets in ein enges Mieder eingeschnürt war und ein etwas verschossenes, braunes Kleid trug. Aber wenn diese Dame die Würde, die Repräsentantin des Hauses war, welcher der Verkehr mit den Kunden oblag,

so war die wirkliche Seele, die stets in Bewegung befindliche Triebkraft des Hauses, Monsieur Broquette, der Gatte, ein kleiner Mann von fünfzig Jahren mit spitzer Nase, glänzenden Augen und der Beweglichkeit eines Wiesels. Mit der Exekutivgewalt des Bureaus, mit der Ueberwachung und Erziehung der Ammen betraut, empfing er sie, hielt sie zur Reinlichkeit an, lehrte sie lächeln und sich freundlich benehmen, verteilte sie in die Zimmer, verhinderte sie zu viel zu essen. Vom Morgen bis zum Abend sah man nur ihn, hin und her eilend, scheltend, diese schreckliche Gesellschaft unordentlicher, roher, häufig lügnerischer und diebischer Mädchen in Zucht haltend. Das ganze Haus, ein ehemaliges vernachlässigtes kleines Hotel, mit seinem feuchtem Erdgeschoß, das allein den Kunden zugänglich war, und seinen beiden Stockwerken von je sechs Zimmern, die als gemeinschaftliche Schlafräume eingerichtet waren, war nichts als eine eigne Art von Hotel garni, worin die Ammen mit ihren Kindern übernachteten. Es gab da ein fortwährendes Kommen und Gehen, einen ununterbrochenen Durchzug neuankommender Bäuerinnen, welche Koffer schleppten, Wickelkinder trugen, die Zimmer, die Gänge, die gemeinschaftlichen Räume mit lautem Geschrei und übeln Gerüchen erfüllten, während überall das widerwärtigste Durcheinander der verschiedensten Habseligkeiten herrschte. — Im Hause befand sich ferner noch Mademoiselle Broquette, Herminie mit Vornamen, ein blasses Mädchen von fünfzehn Jahren, bleichsüchtig, mager und blutlos, die apathisch ihre reizlose Jungfräulichkeit durch diesen überfüllten Fleischmarkt, durch dieses Meer von Ammen trug.

Boutan, der im Hause gut Bescheid wußte, trat ein, gefolgt von Mathieu. Der ziemlich breite

Hausflur mündete auf eine Glasthür, durch die man auf eine Art Hof gelangte, in welchem ein magerer Strauch inmitten eines runden Rasenfleckes stand. Rechts vom Flur befand sich das Bureau, in welches Madame Broquette, auf Wunsch der Kunden, die Ammen kommen ließ; diese hielten sich mit ihren Säuglingen in einem benachbarten Raume auf, der nichts enthielt als einen schmutzigen Weichholztisch in der Mitte und Bänke längs der Wände. Das Bureau enthielt eine alte, rotsammetne Garnitur im Empirestil, ein Mahagonitischchen, eine vergoldete Uhr, Spitzendeckchen über die Lehnen der Fauteuils gebreitet. Zur Linken des Flures endlich, neben der Küche, befand sich der gemeinschaftliche Eßraum, in welchem zwei lange mit Wachstuch bedeckte Tische standen, umgeben von einer Anzahl defekter Sessel. Der gekehrte Boden ließ erraten, daß in den dunkeln Winkeln lange aufgehäufter Schmutz unbehelligt lag. Sowie man das Haus betrat, spürte man einen scharfen Geruch von Küchenabfällen, sauer gewordener Milch, schlecht gehaltenen Windeln, von all der schmutzigen Wäsche dieser vernachlässigten Bäuerinnen.

Als Boutan die Thür des Bureaus öffnete, fand er Madame Broquette im Begriffe, einem alten Herrn, der in einem Fauteuil saß, eine ganze Schar Ammen vorzuführen. Als sie den Doktor erblickte, machte sie eine bedauernde Gebärde.

„Lassen Sie sich nicht stören," sagte dieser. „Wir haben keine Eile, wir werden warten."

Durch die offene Thür hatte Mathieu Herminie, die Tochter des Hauses, gesehen, die in einem der rotsammetnen Fauteuils saß, träumerisch in die Lektüre eines Romans versunken, während ihre Mutter, stehend, mit ihrer würdevollen Miene ihre Ware anpries, die Ammen vor dem alten Herrn Revue

passieren ließ, der sich nicht entscheiden zu können schien.

„Sehen wir uns den Garten an," sagte der Doktor lachend.

Thatsächlich wurde es als einer der Vorzüge des Hauses in den Prospekten hervorgehoben, daß sich daselbst ein Garten befinde, mit guter Luft, sogar einem Baum, kurz, ländliche Natur. Sie öffneten die Glasthür und sahen auf einer Bank neben dem Baume ein starkes Mädchen, die offenbar eben erst eingetroffen war, und die im Begriffe war, ihr Kind mit einem Stück Zeitungspapier zu reinigen. Sie selbst befand sich noch ganz in dem wenig einladenden Zustande, in dem sie hier abgesetzt worden war, hatte noch nicht Zeit gehabt, sich zu waschen. In einer Ecke befand sich eine Ablagerungsstätte der Küche, ein Haufen zerbrochener Schüsseln und alter fettiger oder verrosteter Gerätschaften. Am andern Ende sah man durch eine Glasthür, die zugleich als Fenster diente, in den Warteraum der Ammen; und auch da bot sich ein widerlicher Anblick, sah man aufgehängte Lappen, beschmutzte Windeln, die zum Trocknen ausgebreitet waren. Dies waren die einzigen Blumen dieses Stückchens Natur.

Plötzlich schoß Monsieur Broquette herbei, ohne daß man hätte sagen können, woher er kam. Er hatte den Doktor Boutan bemerkt, einen Kunden, der mit Sorgfalt behandelt werden mußte.

„Madame Broquette ist wohl beschäftigt? Ich werde nicht zugeben, Herr Doktor, daß Sie hier bleiben. Kommen Sie, bitte, kommen Sie."

Seine kleinen Wieselaugen hatten sich auf das unsaubere Mädchen geheftet, die im Begriffe war, ihr Kind zu reinigen; dieses Schauspiel war ihm sehr peinlich, und er drang nur deshalb so sehr in

den Arzt, weil er verhindern wollte, daß die Herren noch mehr von den Geheimnissen des Hauses sähen. Der Doktor hatte seinen Gefährten eben bis an die Thür des Warteraumes geführt, wo der Anblick der Ammen, die es sich hier bequem machten, nicht sehr erquicklich war. Sie hatten die Kleider geöffnet, räkelten sich, gähnten sich durch die langen, trägen und schläfrigen Stunden, während welcher sie hier bis zum Steifwerden auf den Bänken in Erwartung der Kunden saßen; die Kinder legten sie, um ihre Arme ausruhen zu lassen, auf den Tisch, der davon immer bedeckt war; alle Arten Unsauberkeiten bedeckten den Boden, fettige Papiere, Brotkrumen, widerliche Fetzen. Die beiden Männer fühlten ihr Inneres sich wenden angesichts dieses vernachlässigten Raumes, dieses schlecht gehaltenen Stalles.

„Ich bitte Sie recht sehr, mir zu folgen,“ wiederholte Monsieur Broquette.

Er fühlte nun aber doch, daß er streng auftreten und ein Exempel statuieren müsse, um den guten Ruf des Hauses zu retten. Er fuhr auf das starke Mädchen los.

„Hören Sie einmal, Sie schmutziges Ding, können Sie nicht etwas warmes Wasser nehmen, um Ihr Kind zu reinigen? Was thun Sie denn überhaupt da? Warum sind Sie nicht gleich hinaufgegangen, um Toilette zu machen? Soll ich selbst Ihnen einen Kübel Wasser über den Kopf schütten?“

Er jagte sie auf und vor sich her, und sie eilte fort, betäubt und eingeschüchtert. Nachdem er sie so bis zur Treppe befördert hatte, führte er die beiden Herren wieder vors Bureau, indem er klagte:

„Ach, Herr Doktor, wenn Sie wüßten, was ich für Mühe habe, um diese Mädchen nur dahin zu bringen, daß sie sich die Hände waschen. Wir, die wir so reinlich sind, die wir unsern Stolz darein

setzen, daß das Haus rein sei! Ich kann Ihnen versichern, daß es nicht meine Schuld ist, wenn sich nur ein Stäubchen irgendwo findet!"

Aus den oberen Stockwerken drang in diesem Augenblicke ein schrecklicher Lärm herunter, offenbar ein Streit, eine Schlacht zwischen zweien oder mehreren der Ammen. Von dieser Treppe, zu der Fremden der Zutritt nie gestattet wurde, wehte zeitweise ein abscheulicher Geruch wie aus einer Kloake herab; und jetzt, wo dieser verpestete Hauch ein verdoppeltes wüstes Geschrei mit sich führte, wurde es unerträglich.

„Entschuldigen Sie mich," sagte endlich Monsieur Broquette. „Meine Frau wird gleich zu Ihren Diensten stehen."

Er lief mit stummer Behendigkeit die Treppe hinauf. Gleich darauf hörte man einen Klatsch, und das Haus verfiel plötzlich in Todesstille. Man hörte nichts mehr als die Stimme Madame Broquettes aus dem Bureau, die würdevoll fortfuhr, ihre Ware anzupreisen.

„Nun, verehrter Freund," sagte Boutan zu Mathieu, während er mit ihm den Flur auf und ab ging, „das ist noch nichts, diese prosaische Kehrseite der Dinge. Sie müßten die Kehrseite der Seelen sehen können. Und bemerken Sie, daß dieses Haus noch eine anständige Mittelklasse darstellt; es giebt noch scheußlichere Höhlen, welche die Polizei manchmal schließen muß, weil sich gar zu empörende Dinge dort ereignen. Freilich giebt es eine Ueberwachung, freilich giebt es Polizeiverordnungen, welche den Ammen vorschreiben, daß sie nur mit Ausweisbüchern, mit Moralitätszeugnissen, mit allen Arten von Papieren versehen, hierher kommen dürfen, die am ersten Tage auf der Präfektur visiert werden müssen, wonach ihnen erst die Erlaubnis erteilt wird.

Aber das alles sind Vorkehrungen von zweifelhaftem Werte, welche keine Art von Betrügereien verhindern können, weder die Täuschung über das wirkliche Alter der Milch noch das Unterschieben gesunder Säuglinge an Stelle der kranken, die der Amme gehören, noch selbst, daß wieder schwanger gewordene Mädchen sich für kürzlich entbundene ausgeben. Sie können sich nicht vorstellen, was für mörderische Lügen und Listen diese Weiber in ihrem gierigen Geldgeize zu ersinnen im stande sind. Und das ist nur begreiflich, denn die bloße Thatsache, daß sie sich dem Berufe einer Amme zuwenden, stellt sie, meiner Ansicht nach, auf die niedrigste Stufe der menschlichen Leiter. Es giebt kein verächtlicheres, empörenderes Gewerbe. Viele, selbst bis dahin anständige Mädchen gehen zum Manne, so wie man die Kuh dem Stier zuführt, der Milch wegen. Das Kind ist in den Augen der Amme von Beruf nur eine notwendige Vorbedingung, ein Geschäftsbehelf. Im Augenblicke, da es durch sein Erscheinen seinen Zweck erfüllt und die Amme melkbar gemacht hat, zählt es daher auch nicht mehr, und ob es stirbt, ist gleichgültig. Es ist der niedrigste Grad der blödsinnigen Gewissenlosigkeit, der tierischen Verrohung. Und da sehen Sie die verbrecherischen Folgen des schändlichen Handels, den man da abschließt, denn wenn das Kind, dem die Amme ihre Milch verkauft, häufig an dieser Milch stirbt, die nicht diejenige ist, welche die Natur für dasselbe bestimmt hat, so stirbt das Kind der Amme fast immer, infolgedessen, daß es wie ein lästiges Bündel fortgeschafft und sogleich mit Grütze genährt wird wie das liebe Vieh; so daß es also zwei Opfer giebt und zwei Mütter gleicherweise sich des Mordes schuldig machen, des gemeinsten und des gefährlichsten Mordes, des Mordes an armen, kaum

geborenen Wesen, deren Verschwinden niemand aus seiner Gleichgültigkeit aufrüttelt, während wir im Gegenteil alle einen großen Schrei des Schreckens und des Abscheus erheben sollten vor diesem unsinnigen Hinschlachten unsrer Hoffnung und unsrer Zukunft ... Ah, dieser Abgrund hat keinen Boden, das ganze Land wird hineinstürzen, darin verschwinden, wenn man nicht aufhört, der Vernichtung diesen ungeheuerlichen Tribut zu bringen!"

Die beiden Männer waren im Gespräch vor der Thür des Eßzimmers stehen geblieben und sahen nun durch diese, die ein wenig aufstand, die Couteau an einem Tische sitzen, und ihr zur Seite zwei junge, hübsche und nett gekleidete Bäuerinnen. Da die Stunde der Mahlzeit vorüber war, aßen alle drei Wurstwaren, gierig, ohne Teller und ohne Gabel; es hatte den Anschein, daß die Zuführerin eben eingetroffen war und sich, nachdem sie ihre Ladung Ammen abgeliefert, beeilte, sich ein wenig zu stärken, ehe sie weiter ihren Geschäften nachging mit diesen zwei, die ihr von ihrem Vorrat geblieben waren. Das Eßzimmer mit seinen weinnassen Tischen und seinen fettfleckigen Wänden verbreitete bis in den Flur einen Geruch wie von einem schlecht gehaltenen Küchenausguß.

„Sie kennen die Couteau?" rief Boutan, nachdem ihm Mathieu von seinen Begegnungen mit der Frau erzählt hatte. „Dann, lieber Freund, sind Sie bis auf den Boden des Verbrechens gekommen. Die Couteau, das ist die Menschenfresserin ... Und zu denken, daß sie in unsrer schönen sozialen Maschinerie ein nützliches Rad ist, und daß ich zweifellos sehr froh sein werde, meine Aufgabe erfüllen zu können, indem ich eine der Ammen wähle, die sie eben gebracht hat!"

Madame Broquette bat sie nun sehr liebens-

würdig, einzutreten. Nachdem er sehr bedächtig alles geprüft hatte, was das Haus an vortrefflichen Ammenbrüsten zu bieten vermochte, war der alte Herr fortgegangen, ohne eine Wahl zu treffen, indem er sagte, er werde wiederkommen.

„Es giebt Leute, die nicht wissen, was sie wollen," erklärte Madame Broquette weise. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie habe warten lassen müssen, Herr Doktor. Und wenn Sie eine gute Amme wünschen, so bin ich in der Lage, Sie zufriedenzustellen, denn es sind eben einige vortreffliche angekommen. Ich werde sie Ihnen zeigen."

Herminie hatte es nicht einmal der Mühe wert gefunden, die Augen von ihrem Roman zu erheben. Sie blieb in ihrem Fauteuil sitzen und fuhr fort zu lesen, mit ihrem schmalen, bleichsüchtigen Gesichte, das Müdigkeit und Langeweile ausdrückte. Mathieu setzte sich ein wenig seitwärts, um den Vorgängen zuzusehen, während Doktor Boutan wie ein Kapitän, der Musterung hält, stehen blieb, um mit scharfem Auge jede Einzelheit zu prüfen. Und das Defilé begann.

Madame Broquette öffnete die Thür, die ihr Bureau mit dem Wartezimmer verband, und führte ohne Hast, in vornehmster Weise, die Blüte ihrer Ammen in Gruppen von dreien herbei, jede mit ihrem Säugling im Arm. So zogen ihrer etwa ein Dutzend vorbei, von den verschiedensten Gestalten, kleine mit plumpen Gliedern, große, gleich Stangen, Brünetten mit sprödem Haar, Blondinen mit sehr weißer Haut, lebhafte und phlegmatische, häßliche und hübsche. Aber alle zeigten dasselbe unruhige und nichtssagende Lächeln, dasselbe furchtsame und verlegene Zieren, dieselbe ängstliche Miene des Dienstmädchens, der Sklavin auf dem Markte, die fürchtet, keinen Käufer zu finden. Sie boten sich

an, sie machten die kleinen Mätzchen armer, ungeschickter Mädchen, waren erhellt von innerer Freude, sowie der Kunde an ihnen Gefallen zu finden schien, und sogleich wieder verdüstert, wenn sie glaubten, daß eine Rivalin den Preis davontrage, der sie dann finstere Blicke zuwarfen. Sie kamen im Gänsemarsch und kehrten ebenso zurück, mit schweren Schritten, gedrückt und traurig. Von diesen zwölf wählte der Arzt nach oberflächlicher Untersuchung drei aus. Und von diesen behielt er endlich eine, um sie sodann einer genauen Prüfung zu unterziehen.

„Man sieht gleich, daß der Herr Doktor sich darauf versteht," erlaubte sich Madame Broquette mit einem schmeichelnden Lächeln zu sagen. „Ich habe nicht häufig eine solche Perle anzubieten. Sie ist eben erst angekommen, sonst wäre sie gewiß nicht mehr da. Und ich kann für diese wie für mich selbst gutstehen, denn ich habe sie bereits einmal placiert."

Es war ein Mädchen von etwa sechsundzwanzig Jahren, eine Brünette mittlerer Größe, ziemlich stark, mit derben, ordinären Zügen und einem breiten Kinn. Aber da sie bereits im Dienst gewesen war, verstand sie sich zu benehmen.

„Dieses Kind ist also nicht Ihr erstes?"

„Nein, Monsieur, mein drittes."

„Und Sie sind nicht verheiratet?"

„Nein, Monsieur."

Boutan schien befriedigt, denn obgleich es eine Prämie auf die Unmoralität setzt, zieht man Mädchen als Ammen vor. Sie sind folgsamer und liebevoller, sind auch weniger teuer und haben nicht den Anhang einer Familie und keinen Mann hinter sich, der bei den Verheirateten ein beständig drohender Schrecken ist.

Ohne sie weiter auszufragen, sah der Arzt ihre Papiere, Zeugnisse und ihr Buch durch und unterzog sie dann einer vollständigen Untersuchung. Er besah ihren Mund und ihr Zahnfleisch und überzeugte sich, daß sie weiße und gesunde Zähne hatte; er sah ihr in den Hals und begab sich dann in ein Nebengemach behufs noch eingehenderer Untersuchung. Zurückgekehrt, prüfte er schließlich noch die Brüste aufs genaueste, die Entwicklung der Drüsen, die Form der Warze, die Qualität und Quantität der Milch. Er nahm einige Tropfen davon auf die Hand, kostete sie und besah sie genau im vollen Tageslicht.

„Gut, gut," wiederholte er von Zeit zu Zeit.

Endlich beschäftigte er sich mit dem Kinde, das die Mutter auf einen Fauteuil gelegt hatte, und das nun mit offenen Augen still dalag. Es war ein Knabe von höchstens drei Monaten, von gesundem und kräftigem Aussehen. Nachdem er die Fußsohlen und die Handflächen betrachtet hatte, untersuchte er die Schleimhäute des Mundes und des Afters, denn die erbliche Syphilis ist stets zu fürchten. Er entdeckte keinen Makel.

Er erhob den Kopf, um zu fragen:

„Es gehört doch hoffentlich Ihnen, dieses Kind?"

„O Herr Doktor! Woher hätte ich es denn nehmen sollen?"

„Ja, meine Liebe, man bekommt derlei zu leihen."

Die Prüfung war beendet. Er sprach sein Urteil nicht gleich aus, sondern betrachtete sie noch eine Weile schweigend, von einem Mißtrauen beherrscht, dessen Grund er nicht anzugeben wußte, denn sie schien wirklich alle wünschenswerten guten Eigenschaften zu vereinigen.

„Sind alle Mitglieder Ihrer Familie gesund?

Sind keine Verwandten von Ihnen an Lungenkrankheiten gestorben?"

„Kein einziger."

„Natürlich werden Sie es mir nicht sagen. Die Ausweisbücher sollten eine Seite für derlei Auskünfte haben. — Und sind Sie nüchtern, trinken Sie nicht?"

„O Herr Doktor!"

Dieses Mal wurde sie böse, empörte sie sich, und man mußte sie beruhigen. Ihr Gesicht erhellte sich jedoch mit lebhafter Freude, als der Arzt, mit der Gebärde eines Mannes, der sich zu einer Wahl entschließt, bei der immerhin ein gutes Teil Zufall mitspielt, erklärte:

„Also gut, ich nehme Sie. Wenn Ihr Kind sogleich fortgebracht werden kann, so können Sie heute abend in dem Hause eintreten, dessen Adresse ich Ihnen geben werde. Wie heißen Sie?"

„Marie Lebleu."

Madame Broquette hatte, ohne sich zu gestatten, einem Arzte in seine Wahl dreinzureden, ihre Majestät, die Haltung der distinguierten Dame bewahrt, die das moralische und bürgerliche Firmenschild des Hauses darstellt. Sie wendete sich nun an ihre Tochter.

„Herminie, sieh doch einmal nach, ob Madame Couteau noch da ist."

Aber da das junge Mädchen langsam ihre hellen, feuchten Augen hob, ohne sich auch nur zu rühren, fand die Mutter, daß es besser sein würde, wenn sie selbst den Auftrag besorgte. Sie kehrte alsbald mit der Couteau zurück, die eben im Begriffe gewesen war, mit den beiden hübschen Mädchen fortzugehen. Diese erwarteten sie im Flur.

Der Arzt ordnete die Geldfragen, achtzig Francs monatlich der Amme, fünfundvierzig Francs dem

Bureau für deren Beherbergung und Verköstigung, welche der Amme von ihrem Lohne abgezogen werden konnten, was aber nie geschah. Es blieb dann noch die Rückbeförderung des Kindes in ihre Heimat, was weitere dreißig Francs kostete, abgesehen von dem Trinkgeld für die Zuführerin.

„Ich fahre heute abend zurück," sagte die Couteau, „und will den Kleinen gern mitnehmen. Avenue d'Antin, sagen Sie? Ich weiß, ich weiß, eine Landsmännin von mir ist Zofe in dem Hause. Marie kann gleich hingehen. In zwei Stunden, nachdem ich meine Wege besorgt habe, komme ich hin, um ihr das Kind abzunehmen."

Durch die offen gebliebene Thür erblickte Boutan jetzt im Flur die beiden jungen Bäuerinnen, die lachten und sich stießen, sich wie junge Katzen neckten.

„Diese beiden hat man mir aber nicht gezeigt. Sie sind sehr nett. Sind es Ammen?"

„Ammen, o nein," sagte die Couteau mit ihrem dünnen Lächeln. „Es sind Mädchen, die ich unterbringen soll."

Beim Eintreten hatte sie auf Mathieu einen Seitenblick geworfen, ohne ihn übrigens zu erkennen, wie es schien. Dieser war in seinem Sessel sitzen geblieben und hatte diese Untersuchung eines Stückes Vieh, das man kaufen will, mitangesehen, sodann das Markten um diese sich verkaufende Mutter mitangehört, das Herz immer mehr geschwellt von Mitleid und Widerwillen. Dann hatte ihn ein Schauer überlaufen, als die Couteau sich gegen das hübsche, immer noch stille Kind wendete, das sie der Amme abnehmen wollte, wie sie sagte. Und er sah sie wieder auf dem Saint-Lazare-Bahnhofe mit den fünf andern, wie sie, jede einen Säugling in den Klauen, davonflogen gleich Unglücks- und Todeskrähen. Die Razzia hatte wieder begonnen, wieder

ging man daran, dem großen Paris ein Stück Leben und Hoffnung zu stehlen, ein neuer Transport wurde der Vernichtung zugeführt, und hier drohte obendrein ein doppelter Mord, wie der Arzt sagte, das Kind der Mutter und das Kind der Amme waren beide in Todesgefahr.

Als Boutan und Mathieu sich endlich unter den achtungsvollsten Abschiedskomplimenten der Madame Broquette zum Gehen wandten, fanden sie im Flur die Couteau und Monsieur Broquette tief im Gespräch. Der letztere war noch ganz erregt von einem Streit, den er eben mit dem Fleischer gehabt; denn er bedrängte die Lieferanten des Hauses unaufhörlich, gab seinen Ammen die schlechtesten Dinge zu essen, beschädigte, halbverdorbene Nahrungsmittel, die er unterm Preise kaufte; ebenso wie er beim Waschen sparte und alles, was man nicht sah, in Schmutz ersticken ließ. Und jetzt flüsterte er Nase an Nase mit der Couteau, indem er Seitenblicke auf die zwei hübschen Mädchen warf, die fortfuhren zu kichern. Zweifellos hatte er eine Idee, wußte er einen guten Platz für sie.

„Alle Gewerbe!“ begnügte sich der Arzt zu sagen, als er im Wagen war.

Am Thore der Fabrik hatten sie eine Begegnung, die Mathieu bewegte. Es war Morange, den seine Tochter nach dem Mittagsmahl zu seinem Bureau zurückgeleitete, beide in tiefer Trauer. Am Tage nach der Beerdigung Valéries hatte er wieder seine Thätigkeit als Buchhalter aufgenommen, in einer seelischen Niedergedrücktheit, einer apathischen Resignation, die fast dem Vergessen glichen. Von da ab war es offenbar, daß er allen ehrgeizigen Plänen, die Fabrik zu verlassen, um anderswo sein Glück zu machen, entsagt hatte. Gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, seine Wohnung, die nun

für ihn zu groß und zu teuer war, aufzugeben: seine Frau hatte da gelebt, so wollte auch er da leben; und dann wollte er diesen Luxus bewahren, um ihn einmal seiner Tochter zum Geschenk zu machen. Alle Schwachheit, alle Zärtlichkeit seines Herzens hing nun an diesem Kinde, dessen Aehnlichkeit mit der Mutter ihn überwältigte. Er sah sie stundenlang an, die Augen mit Thränen gefüllt. Eine große Leidenschaft für diese Tochter wuchs in ihm heran; er hatte nur noch den einen Traum, ihr eine große Mitgift zu geben, in ihr glücklich zu werden, wenn es noch ein Glück für ihn gab. Er wurde zum Geizhals, er sparte an allem, was sie nicht betraf, faßte den Entschluß, sich Nebenverdienste zu suchen, um sie mit Behaglichkeit umgeben und ihre Mitgift vergrößern zu können. Ohne sie wäre er an Kummer und Apathie gestorben. Sie wurde sein Leben.

„Ja," antwortete sie mit ihrem hübschen Lächeln auf eine Frage Boutans, „ich begleite ihn zurück, den armen Papa, damit ich sicher bin, daß er einen kleinen Spaziergang macht, ehe er sich wieder an die Arbeit setzt. Sonst bleibt er in seinem Zimmer und rührt sich nicht."

Morange machte eine entschuldigende Gebärde. Thatsächlich blieb er, wenn er zu Hause war, von Schmerz und Gewissensbissen vernichtet, auf seinem Zimmer, umgeben von einer Sammlung von Photographien seiner Frau in allen Lebensaltern, etwa fünfzehn Bildern, die er an die Wand gehängt hatte.

„Es ist sehr schön heute, Monsieur Morange," sagte Boutan. „Sie haben recht gethan, ein wenig spazieren zu gehen."

Der arme Mann hob erstaunt den Blick und betrachtete die Sonne, als ob er sie noch nie gesehen hätte.

„Es ist wahr, es ist schönes Wetter heute ... Und dann ist es auch gut für Reine, wenn sie ein bißchen ausgeht."

Er ließ seinen zärtlichen Blick auf dem Mädchen ruhen, das rosig und reizend in ihrer schwarzen Trauerkleidung aussah. Er fürchtete immer, daß sie sich langweile während der langen Stunden, die er sie zu Hause allein mit dem Dienstmädchen lassen mußte. Für ihn war die Einsamkeit so tieftraurig, da sie erfüllt war von der, die er beweinte, die er getötet zu haben sich anklagte!

„Papa will nicht glauben, daß man sich in meinem Alter nie langweilt," sagte das junge Mädchen fröhlich. „Seitdem meine arme Mama nicht mehr da ist, muß ich wohl eine kleine Hausfrau sein. Und dann holt mich auch die Frau Baronin manchmal ab."

Sie stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, als ein Wagen am Trottoir hielt und ein Frauenkopf sich aus dem Fenster beugte, den sie erkannte.

„Sieh nur, Papa, da ist ja die Frau Baronin! Sie muß bei uns gewesen sein, und Klara wird ihr gesagt haben, daß ich dich hierher begleitet habe."

So hatte es sich in der That zugetragen. Morange beeilte sich, Reine zu dem Wagen hinzuführen, den Sérafine nicht einmal verließ. Und nachdem das Mädchen mit einem freudigen Sprunge in dem Coupé verschwunden war, blieb er noch einen Augenblick davor stehen, sich in Danksagungen erschöpfend, glücklich darüber, daß das liebe Kind sich unterhalten werde. Dann, nachdem er dem Wagen lange nachgeblickt, trat er in die Fabrik ein, plötzlich gealtert und niedergebeugt, als ob sein Kummer ihm auf die Schultern zurückgefallen wäre. So in sich versunken war er, daß er vergaß, sich von den beiden Männern zu verabschieden.

„Armer Mann!“ sagte Mathieu, den der Anblick Sérafinens mit ihrem spöttischen, von roten Haaren gleich einem Feuerschein umgebenen Gesichte eiskalt berührt hatte.

In diesem Augenblicke winkte Beauchêne von einem Fenster seines Wohnhauses Mathieu, er möge mit dem Doktor heraufkommen. Sie fanden Constance und Maurice in dem kleinen Salon, wohin der Vater gekommen war, um seinen Kaffee zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Boutan beschäftigte sich sogleich mit dem Knaben, dem es bedeutend besser mit den Beinen ging, dessen Magen aber empfindlich blieb, so daß die kleinste Abweichung von der Diät böse Folgen herbeiführte. Und während nun Constance, deren mütterliche Unruhe sich sehr gesteigert hatte, ohne daß sie es gestehen wollte, den Doktor unaufhörlich ausfragte und seinen Worten gierig lauschte, führte Beauchêne Mathieu beiseite.

„Hören Sie einmal, Sie, warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß dort drüben alles vorüber ist?“

Er lachte, mit rotem Gesichte, die Zigarre im Munde, dichte Rauchwolken ausstoßend.

„Ja freilich, ich bin ihr gestern begegnet, der schönen Blondine.“

Mathieu antwortete ruhig, daß er nur gewartet habe, befragt zu werden, um über seine Mission Rechenschaft zu geben, da er nicht als erster von diesem peinlichen Gegenstande habe sprechen wollen. Da der ihm übergebene Geldbetrag ausgereicht habe, so habe er ihm nur noch die Rechnungen zu übergeben, ein ganzes kleines Bündel, das er zu seiner Verfügung halte. Er begann auf einige Einzelheiten einzugehen, als Beauchêne ihm das Wort abschnitt. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Wissen Sie, was geschehen ist? Sie hatte die

Kühnheit, sich wieder zur Arbeit zu melden, nicht bei mir natürlich, sondern beim Vorstand der Frauenwerkstätte. Zum Glück hatte ich den Streich vorhergesehen und gemessenen Befehl erteilt; der Vorstand hat ihr demnach geantwortet, daß man sie der Ordnung halber nicht wieder aufnehmen könne. Ihre Schwester Euphrasie, die sich nächste Woche verheiratet, arbeitet noch in der Werkstätte. Sie können sich wohl vorstellen, wie sich die gleich wieder in den Haaren gelegen wären. Und dann ist ihr Platz nicht mehr bei mir, zum Henker!"

Er nahm sein Gläschen Cognac vom Kaminsims, trank es aus und kam zurück, indem er lachend sagte: „Sie ist ein zu hübsches Mädchen, um zu arbeiten."

Mathieu antwortete nichts auf diesen abscheulichen Ausspruch. Auch er wußte seit gestern durch eine zufällige Begegnung, daß Norine, nachdem sie das Haus der Madame Bourdieu verlassen, wenig Lust verspürt hatte, wieder zu einem Leben des Zankes in ihr Elternhaus zurückzukehren, und vorläufig für einige Nächte die Gastfreundschaft einer Freundin in Anspruch genommen hatte, die mit einem Geliebten zusammenwohnte. Nach ihrem fruchtlosen Versuche in der Beauchêneschen Fabrik hatte sie sich wohl in noch ein oder zwei Häusern vorgestellt; aber in Wirklichkeit bemühte sie sich nicht mit besonderem Eifer, wieder Arbeit zu bekommen. Während ihrer Schwangerschaft, während dieser vier Monate glücklicher Trägheit und späten Aufstehens hatte sie eine gründliche Abneigung gegen das harte Leben einer Arbeiterin gefaßt Ihre Hände waren weiß und fein geworden, und sie empfand nur mehr die unbezwingliche Sehnsucht nach leichten Vergnügen, nach dem Leben des ausgehaltenen Mädchens, der Traum aller Töchter des Pariser Trottoirs von Kindheit auf.

„Wie ich Ihnen also sagte, lieber Freund," fuhr Beauchêne fort, „ich bin ihr begegnet. Und erraten Sie einmal, unter welchen Umständen: Ganz stolz, fein herausgeputzt, am Arme eines großen, bärtigen jungen Menschen, der sie mit den Blicken verschlang! Die Sache ist richtig, sage ich Ihnen, gar kein Zweifel mehr! Sie können sich wohl vorstellen, wie ich aufatmete! Ich bin noch jetzt voller Freude!"

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, als ob man ihm ein Zentnergewicht von der Brust genommen hätte. Seit jenem unangenehmen Abenteuer hatte er sich zuerst einer verheirateten Frau genähert, war dann aber plötzlich abgesprungen, von der Furcht erfaßt, abermals in eine Falle zu geraten; und seit dieser Zeit hielt er sich wieder lediglich an die Mädchen von der Straße, die Mädchen einer Nacht, bei denen keine Verpflichtungen entstehen, die einzigen übrigens, die seinem Temperamt zusagten, deren Gefügigkeit seiner sexuellen Gier Befriedigung gewährte. Er war vollkommen glücklich, nie war er triumphierender, zufriedener mit sich selbst erschienen.

„Das war ja übrigens mit Sicherheit vorauszusehen, lieber Freund! Erinnern Sie sich doch, was ich Ihnen immer sagte. Sie war dafür geschaffen und für nichts anderes, das sprang in die Augen! Zuerst macht so ein Ding hohe Pläne, will sich für einen Prinzen aufbewahren, der sie sehr teuer bezahlen würde; dann giebt sie sich dem erstbesten Kellner hin und versucht hierauf, sich an irgend ein gutes Tier von einem nicht gerade armen Mann zu hängen, wenn es deren noch auf der Welt giebt. Und wenn der Streich mißglückt, nimmt man sich einen Geliebten, dann wieder einen, dann wieder einen, so viel ihrer der liebe Gott für sie wachsen läßt... Uff, es geht mich nichts mehr an, Gott sei Dank! Glückliche Reise und viel Vergnügen!"

Er hatte sich schon wieder gegen seine Frau und den Doktor gewendet, als ihm noch etwas einfiel, was ihn veranlaßte, wieder zurückzukommen und mit leiser Stimme zu fragen: „Das Kind also, sagen Sie . . .?“

Und als Mathieu ihm berichtet hatte, daß er selbst es ins Findelhaus begleitet habe, um sicher zu sein, daß es dort abgegeben worden, drückte er ihm kräftig die Hand: „Vortrefflich! Vielen Dank, lieber Freund! Jetzt bin ich ruhig.“

Trällernd kehrte er zu Constance zurück, die noch immer den Arzt befragte. Sie hatte den kleinen Maurice an ihre Kniee genommen und betrachtete ihn mit der eifersüchtigen Zärtlichkeit einer guten Hausmutter, die ängstlich über der Gesundheit ihres einzigen Sohnes wacht, den sie vergöttert, und aus dem sie einen der Fürsten der Industrie und des Reichtums machen will. Plötzlich rief sie aus: „Dann wäre ich ja die Schuldige, Doktor! Glauben Sie also wirklich, daß ein von seiner Mutter genährtes Kind von stärkerer Konstitution, widerstandsfähiger gegen die Kinderkrankheiten ist?“

„Ganz außer allem Zweifel, Madame.“

Beauchêne, an seiner Zigarre kauend, zuckte die Achseln und lachte in seiner geräuschvollen Weise.

„Laß doch, der Junge wird hundert Jahre alt werden, die Burgunderin, die ihn genährt hat, war ein wahrer Koloß. — Es ist also wahr, Doktor, Sie werden von den Kammern das obligatorische Stillen durch die Mütter zum Gesetz erheben lassen?“

Boutan lachte auch. „Lieber Gott, warum nicht?“

Das gab Beauchêne die Handhabe für eine Reihe massiver Scherze, wie sehr ein solches Gesetz die Gewohnheiten und Sitten ändern würde, wie das Gesellschaftsleben aufhören würde, die Salons

wegen allgemeiner Ammenschaft geschlossen werden müßten, und keine Frau würde über das Alter von dreißig Jahren hinaus eine halbwegs schöne Brust behalten, und die Männer wären genötigt, Konsortien zu bilden, um gemeinschaftliche Serails zu errichten, wo sie Ersatzfrauen finden könnten, wenn die ihrigen infolge ihrer Ammenschaft unnahbar würden.

„Mit einem Wort, Sie wollen eine Revolution."

„Eine Revolution, jawohl," sagte der Doktor gelassen. „Sie wird gemacht werden."

IV.

Mathieu vollendete das Studium seines großen Planes, Chantebled urbar zu machen, dieses mächtigen Werkes, das aus der endlich erweckten Erde eine überquellende Fruchtbarkeit hervorsprießen lassen sollte. Und er entschied sich, er faßte den Entschluß, den Versuch zu wagen, faßte ihn gegen alle Bedenken der Klugheit, mit schönem kühnem Mut, voll Zuversicht und Hoffnung.

Eines Morgens kündigte er Beauchêne an, daß er am Ende des Monats die Fabrik verlassen werde. Am Tage vorher hatte er mit Séguin eine lange Unterredung gehabt und sich vergewissert, daß dieser ihm gerne den ehemaligen Jagdpavillon und etwa zwanzig Hektar der Umgebung zu sehr bequemen Bedingungen überlassen würde. Wie er zu wissen glaubte, befand sich Séguin in ziemlich ungeordneten Vermögensverhältnissen; er hatte, wie man sagte, bedeutende Summen im Spiel verloren, hielt sich kostspielige Maitressen und führte in jedem Betracht ein Leben der Selbstzerrüttung, seitdem seine Ehe eine unglückliche geworden war; und er beklagte sich

immer mehr über den zweifelhaften Ertrag, den ihm der riesige unkultivierte Besitz Chantebled brachte, der lediglich an Jagdgesellschaften verpachtet werden konnte. Er dachte fortwährend daran, ihn zu verkaufen; aber an wen, wo einen Käufer finden für dieses Sumpfland, diese Heiden, diese Buschflächen? Er war daher hocherfreut über den Vorschlag Mathieus, der ihm die Aussicht bot, daß er sich des ganzen Besitzes würde entledigen können, wenn das Experiment gelang. Sie besprachen die Sache in wiederholten Zusammenkünften, und er willigte gerne in den Verkauf ohne Barzahlung, in Annuitäten, deren erste sogar nicht vor zwei Jahren erlegt werden sollte. Sie vereinbarten endlich eine abschließende Besprechung, um die letzten Einzelheiten vor Abfassung des Vertrages festzustellen. Und eines Montags gegen zehn Uhr begab sich Mathieu in das Palais in der Avenue d'Antin, um die Sache zum Abschluß zu bringen.

An diesem selben Morgen empfing Céleste gegen acht Uhr in der Wäschekammer, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, den Besuch der Madame Menoux, der kleinen Krämerin der Nachbarschaft, deren Entbindung Madame Séguin, die damals schwanger und furchterfüllt gewesen, so stark interessiert hatte. Die Krämerin konnte ihren kleinen Laden nur zu sehr früher Stunde so auf einige Augenblicke verlassen, indem sie ihn in der Obhut des Töchterchens ihrer Hausmeisterleute ließ. Sie wartete, bis ihr Mann, ein ausgedienter Soldat, ein schöner Mann, den sie vergötterte, und der wieder sie vergötterte, sich nach dem Museum auf den Weg gemacht hatte, wo er als Wächter angestellt war; dann beeilte sie sich, ihre kleinen Wege zu besorgen, und ging rasch wieder heim, um in dem finsteren, kleinen Laden, wo das Ehepaar kaum Platz hatte, sich zu bewegen, die

wenigen Sous zu verdienen, die, zum Gehalte des Mannes hinzugefügt, sie beinahe reich machten. Ihre nachbarlichen Beziehungen zu Céleste waren noch enger geworden, seitdem die Couteau ihr Kind, den kleinen Pierre, nach Rougemont mitgenommen hatte, um ihn dort, zu den billigsten Bedingungen, die man sich denken konnte, für dreißig Francs monatlich, in Pflege zu geben. Die Couteau hatte sich gefälligerweise sogar erboten, jeden Monat gelegentlich einer ihrer Reisen vorzusprechen, um das Geld in Empfang zu nehmen, wodurch die Krämerin der lästigen Aufgabe enthoben war, es durch die Post zu senden, und obendrein Gelegenheit bekam, neueste Nachrichten über ihren Kleinen zu hören. Wenn daher die Zeit da war, und die Couteau sich auch nur um einen Tag verspätete, wurde Madame Menoux von Schrecken erfaßt, und lief eiligst zu Céleste, im übrigen stets erfreut, eine Gelegenheit zu haben, ein wenig mit diesem Mädchen zu plaudern, die aus der Gegend stammte, wo ihr Pierre sich befand.

„Sie entschuldigen mich, nicht wahr, daß ich Sie so früh störe? Sie sagten mir, daß Ihre Herrin Sie nie vor neun Uhr braucht. Wissen Sie, ich komme, weil ich keine Nachrichten von dort habe. So dachte ich, daß Ihnen vielleicht jemand von Hause geschrieben hat.“

Madame Menoux, die Tochter eines armen Angestellten, war klein, mager und blond, mit einem schmalen, blassen Gesichte von melancholischem Reize. Daher stammte wohl ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Mann, der sie zwischen zwei Fingern hätte zerquetschen können. Mit unvergleichlicher Zähigkeit und unerschütterlichem Mut rieb sie sich beinahe vor Arbeit auf, damit er seinen Kaffee und seinen Cognac nach jeder Mahlzeit habe.

„Ach, es kommt mir doch hart an, daß unser kleiner Pierre so weit fort ist. Ich sehe schon meinen Mann den ganzen Tag nicht, und jetzt habe ich ein Kind, das ich gar nicht sehe! Aber leider muß man leben. Wie hätte ich ihn behalten können in diesem Loch von einem Laden, wo ich obendrein vom Morgen bis zum Abend keine Minute für mich habe? Trotzdem weine ich noch immer darüber, daß ich ihn nicht selbst habe stillen können, und wenn mein Mann nach Hause kommt, so reden wir von nichts als von ihm, wie die rechten Narren. — Sie sagen also, daß Rougemont in einer sehr gesunden Gegend liegt, und daß es da nie bösartige Krankheiten giebt?"

Aber sie wurde durch den Eintritt einer andern Besucherin unterbrochen, bei deren Anblick sie einen Freudenruf ausstieß.

„Ah, Madame Couteau, wie froh bin ich, Sie zu sehen, und wie gut, daß ich den Einfall gehabt habe, hierher zu kommen!"

Inmitten dieser und ähnlicher Ausrufe freudiger Ueberraschung erklärte die Couteau, daß sie mit dem Nachtzuge mit einer ganzen Schar Ammen gekommen sei, und daß sie sich, sobald sie diese im Bureau in der Rue Roquépine abgeliefert hatte, sogleich zu ihren Besorgungen auf den Weg gemacht habe.

„Nachdem ich Céleste rasch im Vorübergehen guten Morgen gewünscht, wollte ich zu Ihnen kommen, Madame. Aber da ich Sie hier treffe, so können wir unsre Monatsverrechnung gleich hier erledigen, wenn Sie wollen."

Madame Menoux sah sie ängstlich forschend an. „Und wie geht es meinem kleinen Pierre?"

„Nicht schlecht, nicht schlecht. Wissen Sie, er ist nicht gerade sehr stark, man kann nicht sagen, daß es ein kräftiges Kind ist. Aber er ist so lieb,

so reizend mit seinem etwas blassen Gesichtchen. Gewiß, es giebt stärkere Kinder, aber es giebt auch schwächere."

Sie sprach langsam und suchte nach Worten, um die Mutter zu beunruhigen, ohne sie gleichwohl in Verzweiflung zu stürzen. Es war das ihre gewöhnliche Taktik, um die Frauen, mit denen sie es zu thun hatte, zu betrüben, und dann der mütterlichen Angst so viel Geld zu erpressen, wie sie konnte. Dieses Mal sah sie offenbar, daß sie so weit gehen konnte, eine leichte Krankheit des Kindes zu erfinden.

„Freilich muß ich Ihnen sagen, denn, wissen Sie, ich kann nicht lügen, und schließlich ist es ja auch meine Pflicht — nun ja, er war ein bißchen krank, der liebe Schatz, und ist noch immer nicht ganz wohl."

Ganz blaß geworden, legte Madame Menoux ihre kleinen, zarten Hände aneinander.

„Mein Gott, er wird sterben!"

„Aber nein, aber nein, ich sage Ihnen ja, daß es ihm besser geht. Ah, an Pflege fehlt es ihm nicht, man muß nur sehen, wie die Loiseau ihn hätschelt! Wenn die Kinder hübsch sind, so gewinnen sie alle Herzen mit Leichtigkeit! Und das ganze Haus richtet sich nach ihm, man scheut keine Auslagen. Der Arzt ist zweimal gekommen, man hat sogar Arzneien machen lassen müssen. Aber das kostet Geld."

Das Wort fiel wie ein Keulenschlag. Dann fuhr sie fort, ohne der erschrockenen, zitternden Mutter Zeit zu lassen, sich zu erholen: „Wollen wir abrechnen, Madame Menoux?"

Die Krämerin, die die Absicht gehabt hatte, vor ihrer Rückkehr noch eine Zahlung zu leisten, war ganz glücklich, daß sie Geld bei sich hatte. Man suchte ein Stück Papier, um die Rechnung darauf

zu machen. Vorerst also das Kostgeld für einen Monat, dreißig Francs; dann die zwei Besuche des Arztes, sechs Francs; und mit den Arzneien machte es gerade zehn Francs.

„Ja, ich wollte Ihnen noch sagen, er hat so viel Wäsche schmutzig gemacht, wie er krank war, daß Sie wohl noch drei Francs für Seife hinzufügen könnten. Das wäre nur billig, abgesehen davon, daß noch andre kleine Ausgaben notwendig waren, Eier, Zucker, und andres, so daß ich an Ihrer Stelle, um eine gute Mutter zu sein, fünf Francs sagen würde. Fünfundvierzig Francs im ganzen, ist es so recht?“

Trotz ihrer geängstigten Seele fühlte die Krämerin, daß man sie betrüge, daß man auf ihre Qual spekuliere. Sie war mit erstaunter und empörter Gebärde aufgefahren, als sie hörte, daß sie so viel Geld hergeben sollte, dieses Geld, das zu gewinnen sie sich so schwer plagen mußte. Wie viel Nadeln und Zwirn mußte sie verkaufen, bis sie eine solche Summe verdiente! Und der ratlose Widerstreit in ihr zwischen ihrer ängstlichen Sparsamkeit und ihrer mütterlichen Furcht hätte das härteste Herz gerührt.

„Aber das macht ja gleich einen halben Monat mehr!“

Sogleich wurde die Couteau kalt.

„Was wollen Sie, ich kann ja nichts dafür. Man kann es doch nicht sterben lassen, Ihr Kind. Das werden Sie doch hoffentlich nicht haben wollen. Also muß man wohl die nötigen Ausgaben machen. Und wenn Sie vielleicht kein Vertrauen mehr zu mir haben, sagen Sie es nur: Sie können Ihr Geld ja direkt hinschicken und sich überzeugen; für mich wäre es eine große Erleichterung, denn mit all diesen Sachen verliere ich nur meine Zeit und meine Mühe, weil ich immer die Dummheit begehe, zu gut zu sein.“

Madame Menoux gab eingeschüchtert und besiegt nach, als eine neue Schwierigkeit sich herausstellte. Sie hatte nur Gold bei sich, zwei Stücke zu zwanzig Francs und eines zu zehn. Die drei Goldmünzen glänzten auf dem Tische. Die Couteau betrachtete sie mit gierigem, unverwandtem Blicke.

„Ich kann Ihnen die fünf Francs nicht zurückgeben, ich habe keinen Sou Silber bei mir. Hast du vielleicht fünf Francs, die du mir leihen könntest, Céleste?"

Sie hatte sich bewogen gefühlt, die Frage zu stellen, aber in einem Ton, und mit einem Blicke, daß die andre begriff.

„Ich habe keinen Sou bei mir."

Ein langes Schweigen folgte. Dann fügte sich Madame Menoux mit schwerem Herzen und mit verzweifelter Resignation ins Unvermeidliche. „Behalten Sie die fünf Francs für sich, Madame Couteau, da Sie sich so viel Mühe geben. Und wollte Gott, daß mir all dieses Geld wenigstens Glück bringt, und daß mein Pierre ein großer und schöner Mann wird wie sein Vater."

„Ah, was das betrifft, dafür stehe ich Ihnen gut!" rief die Couteau begeistert. „Diese kleinen Krankheiten schaden nichts, im Gegenteil! Ich bekomme ja genug kleine Kinder unter die Augen, und erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vorhergesagt habe: der Ihrige wird was ganz Besonderes. Ich habe noch kein vielversprechenderes Kind gesehen."

Als die Krämerin sich verabschiedete, hatte die Couteau sie mit solchen Schmeicheleien, mit solchen Versprechungen überhäuft, daß sie ganz leicht und freudig fortging, ihr Geld nicht mehr bedauerte und von dem Tage träumte, da ihr Pierre mit vollen Wangen und stark wie eine Eiche wiederkehren würde.

Sowie sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, lachte Céleste laut auf: „Der hast du aber Geschichten erzählt! Ich möchte wetten, daß ihr Pierre nicht einmal einen Schnupfen gehabt hat."

Die Couteau nahm zuerst eine würdevolle Miene an. „Sage gleich, daß ich eine Lügnerin bin! Das Kind ist nicht wohl, sage ich dir."

Die Heiterkeit der Zofe verdoppelte sich. „Nein, wie du komisch bist, daß du dir vor mir ein solches Ansehen giebst! Als ob ich dich nicht genau kennte, als ob ich dir nicht von der Nasenspitze lesen würde, was du dir denkst!"

„Das Kind ist sehr schwächlich," sagte die Couteau viel weniger zuversichtlich.

„O ja, das glaube ich. Trotzdem möchte ich die Rezepte des Arztes sehen, und die Seife, und den Zucker! Mir für meinen Teil ist das ja ganz gleich. Diese kleine Madame Menoux, guten Morgen, guten Abend, und damit fertig. Sie hat ihre Geschäfte, ich habe meine. Es ist so wie mit dir, du hast deine Geschäfte, und um so besser, wenn du aus ihnen so viel herausschlägst als du kannst."

Die Couteau änderte das Gespräch, indem sie sie fragte, ob sie nicht etwas zu trinken habe, denn diese Nachtreisen brächten ihr den Magen ganz in Unordnung. Lachend zog Céleste aus der unteren Lade eines Schrankes eine angebrochene Flasche Malaga und eine Schachtel mit Biskuit hervor. Das war ihr Versteck, wo sie ihre gestohlenen Vorräte aufbewahrte. Als ihre Freundin ihrer Furcht Ausdruck gab, daß ihre Herrin sie vielleicht überraschen könnte, zuckte sie geringschätzig die Achseln. Ah freilich, die! Die hatte noch die Nase in ihren Fläschchen und Töpfchen, die Gnädige! Es war keine Gefahr, daß sie sie rufe, ehe sie nicht eine Menge widerlicher Prozeduren vorgenommen habe, um schön zu bleiben.

„Es ist niemand zu fürchten, als die Kinder, ihr Gaston und ihre Lucie; die Fratzen hat man stets auf dem Genick, weil die Eltern sie sich selbst überlassen, weshalb sie von morgen bis abend hierher oder in die Küche kommen, um zu spielen. Dabei getraue ich mir nicht, die Thür zu schließen, aus Furcht, daß sie dann mit Händen und Füßen daran trommeln."

Nachdem sie vorsichtig einen Blick in den Flur geworfen hatte, setzten sich beide zu Tisch, und, bald warm geworden, fingen sie an, frei von der Leber weg zu reden und mit ruhiger Unverschämtheit die gemeine Wahrheit auszukramen. Céleste fragte, während sie ihren Malaga in kleinen Schlucken trank, was es zu Hause Neues gäbe, und die Couteau log nicht länger und erzählte zwischen zwei Biskuits die brutalen Thatsachen. Vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Rougemont war bei den Vimeux das letzte Kind der Zofe gestorben, das, aus welchem die zu spät zu Rate gezogene Rouche keinen Totgeborenen hatte machen können; und die Vimeux, die ein wenig verwandt mit ihr waren, sandten ihr ihre Grüße und ließen ihr zugleich auch mitteilen, daß sie demnächst ihre Tochter verheirateten. Bei der Gavette war der Alte, der die Kinder wartete, während die Familie auf dem Felde arbeitete, mit einem Kinde auf dem Arm ins Feuer gefallen; aber man hatte sie noch rechtzeitig herausgezogen, und es war nur das Kleine ein bißchen verbrannt. Die Cauchois fürchtete Unannehmlichkeiten zu haben, weil sie, was ihr sonst nicht so unwillkommen war, infolge eines in der Nacht aus Versehen offen gelassenen Fensters gleich vier auf einmal verloren hatte: alle vier kleine Pariser, zwei aus dem Findelhaus und zwei von Madame Bourdieu. Seit dem Anfang dieses Jahres

sei es ein eignes Verhängnis; soviel Ankömmlinge, soviel Begrabene beinahe. So daß der Bürgermeister schon gesagt habe, wenn das so fortgehe, werde die Gemeinde in schlechten Ruf kommen. Sie sei überzeugt, daß die Couillard früher oder später den Besuch der Gendarmen bekommen werde, wenn sie nicht klug genug sei, wenigstens eines von Zeit zu Zeit am Leben zu lassen.

„Ach, diese Couillard! Denke dir nur, ich habe ihr neulich eines gebracht, ein wahrer Engel, das Kleine eines Fräuleins, die ihr Papa, glaube ich, ein bißchen zu sehr liebkost hat. Vierhundert Francs für das Aufziehen bis zur ersten Kommunion. Es hat fünf Tage gelebt. Das ist doch wahrlich etwas zu wenig. Ich habe wirklich einen Zorn gekriegt, und habe die Couillard gefragt, ob sie mich um meine Ehre bringen will! — Was mich noch ins Unglück stürzen wird, das ist mein gutes Herz. Ich kann nicht widerstehen, wenn man einen Dienst von mir verlangt. Und Gott weiß, wie ich die Kinder lieb habe; ich habe mich ja Zeit meines Lebens nur mit ihnen befaßt. Daher, wenn du zum Beispiel noch eines hättest —“

„Ah nein, ich danke!“ rief Céleste auffahrend. „Ich habe mich zweimal drankriegen lassen, jetzt treffe ich meine Vorsichtsmaßregeln zu gut, als daß es mir noch einmal passieren sollte!“

„Ich nehme es ja nur zum Beispiel. Wenn du also noch eines hättest, würde ich dir sagen: Liebe Freundin, geben wir es nicht zu der Couillard, man soll den lieben Gott nicht versuchen. Wir sind doch schließlich anständige Frauen, nicht wahr, und ich wasche meine Hände, denn ich führe sie wohl zu, die kleinen Engel, aber ich verpflege sie nicht. Wenn man ein reines Gewissen hat, kann man ruhig schlafen.“

„Natürlich," bestätigte Céleste mit tiefer Ueberzeugung.

Und während sie, ihren Malaga schlürfend, so bieder sprachen, erhob sich das rote Gespenst des entsetzlichen Rougemont mit seinem von Pariser Kindern bedeckten Friedhofe, das schmutzige und bluttriefende Dorf, die tückische Mördergrube, deren Kirchturm friedlich gegen den Horizont der weiten Ebene aufragte.

Aus dem Korridor ertönte jetzt das Geräusch laufender Kinderfüße, und die Zofe eilte an die Thür, um Gaston und Lucie, die herbeikamen, fortzuschicken.

„Packt euch fort, ich brauche euch hier nicht, eure Mama hat euch verboten, hierherzukommen!"

Wütend kam sie wieder herein. „Es ist ja wahr! Ich kann nichts thun oder sagen, ohne daß ich sie an mir hängen hätte. Sie sollen ein wenig bei der Amme bleiben!"

„Apropos," sagte die Couteau, „hast du gehört, daß das Kind der Marie Lebleu auch gestorben ist? Man hat es ihr wohl geschrieben. Ein so schönes Kind! Es scheint das so jetzt in der Luft zu liegen! Und dann, Ammenkind, Opferkind."

„Ja, sie hat mir gesagt, daß man es ihr geschrieben hat. Aber sie hat mich gebeten, es der Gnädigen nicht zu erzählen, weil das immer einen schlechten Eindruck macht. Sie selbst macht sich natürlich nichts daraus, da sie nun einmal ihre Milch hat. Die Strafe dabei ist, daß, wenn ihr Kind gestorben ist, es dem Kinde der Gnädigen nicht am besten geht."

Die Zuführerin horchte auf.

„Ah! Es geht also nicht am besten?"

„Freilich nicht. Es liegt nicht an der Milch, denn die hat sie im Ueberfluß, und noch dazu sehr gute.

Aber noch nie hat es eine so bösartige Person gegeben; sie ist immer in Wut, ist frech und brutal schlägt die Thüren zu, droht alles zu zerschlagen wenn man sie nur im geringsten reizt. Und dann trinkt sie wirklich auf eine abscheuliche Weise, wie eine Frau nicht trinken sollte."

Die blassen Augen der Couteau erhellten sich allmählich vor Freude, und sie nickte lebhaft mit dem Kopfe, um zu sagen, daß sie das längst wußte, daß sie das alles vorhergesehen habe. In diesem Winkel der Normandie, in Rougemont, tranken alle Frauen mehr oder weniger, die Mädchen nahmen auf dem Grunde ihres Eßkörbchens ein Fläschchen Branntwein mit in die Schule. Aber Marie Lebleu gehörte zu denen, die man unterm Tische auflesen mußte, und man konnte sagen, daß sie während ihrer letzten Schwangerschaft nicht nüchtern geworden war. Dies war freilich nicht die Art, wie man kräftige Mütter oder gesunde Kinder erhält.

„Meine Liebe, die kenne ich, die ist geradezu unmöglich. Aber der Arzt, der sie ausgewählt hat, der hat mich nicht einmal um meine Meinung gefragt, nicht wahr? Und übrigens geht mich das nichts an, ich führe sie zu, ich nehme das Kind wieder mit, und damit Gott befohlen, die Stadtleute sollen dann sehen, wie sie fertig werden."

Céleste brach in lautes Lachen aus. „Nein, du hast keine Idee von dem Höllentanz, den sie hier aufführt. Sie schlägt sich mit aller Welt herum, dem Kutscher hat sie eine Wasserflasche an den Kopf geworfen, im Zimmer der Gnädigen hat sie eine Vase zerbrochen, und alle zittern vor ihr und sind in beständiger Furcht vor irgend einer Bosheit. Und wenn du sehen würdest, was sie alles anstellt, um zu trinken, denn man hat bemerkt, daß sie trinkt, und hat alle Getränke verschlossen. Weißt du nun, was

sie thut? Letzte Woche hat sie eine ganze Flasche Melissenwasser ausgetrunken und ist schrecklich krank darauf geworden. Ein andres Mal hat man sie dabei ertappt, wie sie das Kölner Wasser aus einer der Flaschen des Toilettetisches getrunken hat. Jetzt thut sie sich, wie ich glaube, an dem Weingeist gütlich, den man ihr für die Spirituslampe gegeben hat. Es ist zum Totlachen. Ich unterhalte mich köstlich dabei, wie ich das alles so still mit ansehe!"

Sie schlug in die Hände, sie lachte bis zu Thränen über diese Unannehmlichkeiten, die ihrer Herrschaft das Leben verbitterten; und auch die Couteau empfand beim Anhören dieser Geschichten einen unwiderstehlichen Kitzel und erging sich in einem Ausbruch unmäßiger Heiterkeit. Plötzlich war sie wieder ruhig.

„Hör einmal, man wird sie also fortjagen?"

„Es wird wahrscheinlich nicht mehr lange dauern. Wenn sie es gewagt hätten, hätten sie es schon gethan."

Eine Klingel ertönte. Céleste stieß einen Fluch aus. „Na also, das ist die Gnädige, die mich ruft, daß ich sie frottiere. Man kann doch nicht eine Minute Ruhe haben!"

Aber die Couteau hatte sich bereits erhoben und bereitete sich zum Gehen, ernsthaft, wieder ganz Geschäftsfrau.

„Nein, nein, Kleine, thu du nur deinen Dienst. Ich habe eine Idee. Ich eile und hole eine der Ammen, die ich heute mitgebracht habe, ein Mädchen, für die ich einstehe, wie für mich selber. In einer Stunde bin ich mit ihr wieder da, und du bekommst ein Geschenk, wenn du mir hilfst, sie hier unterzubringen."

Sie verschwand, während die Zofe, ehe sie einem

zweiten Ruf der Klingel folgte, ohne sich zu beeilen, den Malaga und die Biskuits wieder in die untere Lade des Schrankes versorgte.

Gegen zehn Uhr wollte Séguin heute seine Frau und ihren gemeinschaftlichen Freund Santerre nach Mantes führen, um dort ein elektrisches Automobil zu versuchen, das er zu einem hohen Preise bestellt hatte. Er hatte eine Leidenschaft für diesen allerneuesten Sport der großen Schnelligkeiten gefaßt, weniger aus Geschmack an der Sache selbst, als von dem Wunsche getrieben, stets in der ersten Reihe derer zu sein, die sich über Hals und Kopf in eine neue Mode stürzen. Eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit befand er sich auch bereits in dem weiten, mit Kostbarkeiten angefüllten Raume, der sein Arbeitszimmer hieß, gekleidet in ein nach seinen Angaben verfertigtes entsprechendes Kostüm, bestehend aus Joppe und Beinkleid aus grünlichem geripptem Sammet, gelben Schuhen und einer Ledermütze. Und er neckte Santerre, als dieser in Promenadekleidung erschien, einem hellgrauen Anzuge von zartester Färbung.

Unmittelbar nach der Genesung Valentinens war Santerre wieder der Genosse und Intimus des Hauses geworden. Nichts stand hier mehr dem Vergnügen im Wege, er wurde nicht mehr abgestoßen von dem Anblick einer durch die Schwangerschaft entstellten Frau, und er konnte daher den unterbrochenen angenehmen Roman wieder aufnehmen, diesmal seines Sieges sicher. Valentine ihrerseits, von ihrer entsetzlichen Todesfurcht befreit, einer Mutterschaft ledig, die ihr die grausamste aller Katastrophen geschienen hatte, fühlte sich nun unsagbar erleichtert, hatte nur den einen Wunsch, die verlorene Zeit wieder hereinzubringen, indem sie sich wie toll in Lustbarkeiten aller Art, in den wilden

Trubel des eleganten Lebens stürzte. Wieder zierlich und hübsch, wieder im Besitze ihrer etwas mageren knabenhaften Jugendlichkeit, empfand sie mehr als je das Bedürfnis nach fortwährender Betäubung und wurde von der Konsequenz der Thatsachen immer mehr dazu getrieben, die Kinder der Fürsorge der Dienstboten anheimzugeben, ihr Haus immer häufiger allein zu lassen, um den Einfällen ihrer wechselnden Launen nachzujagen; besonders da ihr Mann es ihr gleichthat, der von Zeit zu Zeit von plötzlichen tobenden Eifersuchtsanfällen ergriffen wurde, deren Wut ohne Ursache, ohne Anzeichen, in widersinnigster Weise hervorbrach. Das Haus war nun vollständig verwüstet, die Familie zerstört, von der letzten Katastrophe bedroht, und Santerre hatte sich behaglich eingenistet, half den Untergang beschleunigen und fuhr fort, mit dem Manne Debatten über pessimistische Philosophie und Litteratur auszufechten, während er darauf lauerte, daß ihm die Frau in die Arme falle.

Er stieß einen Ruf des Entzückens aus, als Valentine endlich in einer reizenden Fahrtoilette erschien, ein sportmäßiges Barett auf dem Kopfe. Sie bat nach der Begrüßung die Herren, sie einen Augenblick zu entschuldigen, sie werde sogleich wieder da sein, sie wolle nur nach ihrer kleinen Andrée sehen und der Amme noch die letzten Anordnungen geben, worauf ihr Gatte ihr zurief:

„Beeile dich doch! Du bist unausstehlich, daß du nie fertig wirst!“

In diesem Augenblicke ließ Mathieu sich anmelden, und Séguin empfing ihn gleichwohl, um ihm sein Bedauern auszudrücken, daß er heute nicht in der Lage sei, eine eingehende Unterredung mit ihm zu pflegen. Er nahm jedoch, ehe er eine nächste Zusammenkunft bestimmte, Kenntnis von einer neuen

Bedingung, die Mathieu in den Kaufsvertrag aufgenommen haben wollte, nämlich die, daß ihm das ausschließliche Recht gewahrt bleibe, später unter gewissen Bedingungen und zu bestimmten Terminen stückweise den ganzen Besitz zu erwerben. Er versprach ihm, diesen Vorschlag in sorgfältige Erwägung zu ziehen, als ein plötzlich ausbrechender Tumult ihn unterbrach. Schreie tönten herüber, wüstes Poltern, das Geräusch heftig zuschlagender Thüren.

„Was ist denn das?" murmelte er, sich gegen die erbebenden Wände kehrend.

Die Thür wurde aufgestoßen, und herein eilte Valentine, außer sich, ganz rot vor Furcht und Zorn, in den Armen ihre kleine Andrée, die laut schrie und sich sträubte.

„Ja, ja, mein Herzchen, weine nicht, sie thut dir nichts mehr. Da, da, sei still, es geschieht dir nichts!"

Sie legte das Kind in einen großen Fauteuil, wo es sogleich still wurde. Es war ein entzückendes Kind, aber so schwächlich bei seinen nun bald vier Monaten, daß sein blasses Gesichtchen fast nur aus den großen, schönen Augen bestand.

„Na, was giebt es denn?" fragte Séguin erstaunt.

„Es giebt, mein Lieber, daß ich Marie betrunken wie ein Lastträger quer über der Wiege liegend gefunden habe, und zwar so unglücklich, daß sie dem Kind die Luft benahm. Einige Minuten später, und alles wäre vorüber gewesen. Betrunken um zehn Uhr morgens, begreift man das? Ich habe wohl bemerkt, daß sie trank, und habe daher alle geistigen Getränke verschlossen, in der Hoffnung, sie doch zu behalten, denn ihre Milch ist vortrefflich. Wissen Sie, was sie getrunken hat? Den Spiritus zum Kochen; die leere Flasche lag neben ihr."

„Was sagte sie denn?"

„Sie hat mich ganz einfach schlagen wollen. Als ich sie aufrüttelte, warf sie sich tolltrunken auf mich und beschimpfte mich. Ich hatte gerade noch Zeit, mich mit dem Kinde zu retten, worauf sie sich in dem Zimmer verbarrikadierte, wo sie nun alle Möbel demoliert. Horch einmal!"

In der That drang durch die Mauern der entfernte Lärm gewaltsamer Zerstörung herüber. Alle sahen einander an, und es entstand eine lange Stille der Furcht und der Verlegenheit.

„Also?" fragte Séguin endlich schneidend.

„Also, mein Lieber, was willst du, daß ich dir sage? Dieses Weib ist ein wildes Tier, und ich kann ihr nun unmöglich mehr Andrée überlassen, da sie sie uns umbringen würde. Ich habe das Kind mitgenommen und werde es ihr natürlich nicht mehr in die Hand geben. Ich gestehe dir, daß ich selbst mich nicht in ihr Zimmer wagen würde. Du wirst sie fortjagen müssen, nachdem du sie abgelohnt hast."

„Ich, ich!" rief er aus. Er fing an, heftig auf ab zu gehen, eine sich steigernde Wut arbeitete in ihm, und er brach los: „Jetzt habe ich aber alle diese albernen Geschichten endlich satt! Mit deiner Schwangerschaft, deiner Niederkunft, und jetzt mit deinen Ammen ist das Haus unerträglich geworden, man hat ja bald von Morgen bis Abend nichts andres zu thun, als sich herumzuschlagen! Zuerst hat man behauptet, daß die erste, die, welche ich mir die Mühe genommen habe, auszuwählen, keine gute Milch habe. Jetzt ist eine zweite da, die angeblich gute Milch hat, die sich aber betrinkt und das Kind erstickt. Nun wird eine dritte daran kommen, irgend eine andre Nichtsnutzige, die uns vollends zu Tode ärgern und aufessen wird. Nein, das ist zu viel, ich habe es satt!"

Valentine war ruhig geworden und bot ihm die Stirn.

„Was? Was hast du satt? Das hat ja keinen Sinn. Wir haben ein Kind, so müssen wir wohl eine Amme haben. Du selbst hättest es als einen Unsinn bezeichnet, wenn ich sie hätte selber stillen wollen. Wenn du mich den ganzen Tag mit dem Kinde auf dem Arme sähest, so würdest du das Haus wirklich unbewohnbar finden. Und dann will ich nicht selber stillen, und ich kann nicht. Wie du sagst, wir werden eine dritte Amme nehmen, das ist ganz einfach, und zwar sofort, aufs Geratewohl."

Er war plötzlich vor Andrée stehen geblieben, die, in Furcht versetzt durch diesen großen Schatten, zu schreien anfing. Vielleicht sah er sie nicht, in der Blutwelle, womit die Wut seine Augen verdunkelte, ebensowenig wie er Gaston und Lucie sah, die infolge des Lärms herbeigelaufen waren und nun von Furcht und Neugierde an der Thür festgebannt wurden; und da niemand daran dachte, sie fortzuschicken, blieben sie da und sahen und hörten alles mit an.

„Der Wagen wartet unten," sagte Séguin in einem Ton, den er sich bemühte, ruhig erscheinen zu lassen. „Beeile dich, gehen wir."

Valentine sah ihn verständnislos an.

„Sei doch vernünftig. Wie kann ich denn das Kind verlassen, da ich niemand habe, dem ich es anvertrauen kann?"

„Der Wagen wartet unten," wiederholte er, vor unterdrückter Wut zitternd, „gehen wir."

Und da seine Frau sich diesmal darauf beschränkte, die Achseln zu zucken, wurde er toll, brach einer jener Anfälle von plötzlicher Raserei bei ihm aus, in denen er sich in den niedrigsten Be-

schimpfungen erging, auch selbst wenn Leute da waren, und wobei er dann die vergiftete Wunde bloßlegte, an der er litt, jene sinnlose Eifersucht, die aus der ehelichen Unterschlagung entstanden war, der ersten Ursache alles seines Unglücks. Dieses weinende Kind, er hätte es zermalmen mögen, dieses arme, gebrechliche Geschöpf, das an allem schuld war, das nun auch heute seine geplante Spazierfahrt zu vereiteln drohte, deren Verwirklichung ihm nun von alles überragendem Interesse schien. Und um so besser, wenn sein Freund und noch ein andrer zugegen waren und alles mitanhörten.

„Ah, du willst also nicht kommen? Was kümmert mich denn deine Tochter? Ist sie denn von mir? Du kannst dir wohl denken, daß, wenn ich mir sie gefallen lasse, dies nur um des Friedens willen geschieht. Aber was ich weiß, das weiß ich, nicht wahr? Und du weißt es auch, da niemand außer uns es wissen kann. Ja, darüber komme ich nicht hinweg, ich erinnere mich an alle Einzelheiten, und gelange immer wieder zu der Ueberzeugung, daß sie nicht von mir ist. Du bist eine Dirne, und das Kind ist ein Bastard; und ich wäre wirklich zu albern, wenn ich mir um eines Kindes willen Zwang auferlegen würde, das was weiß ich in welchem Hotel garni gezeugt wurde. Ihr beiden werdet nicht eher zufrieden sein, als bis ihr mich ganz aus dem Hause gejagt habt! Du willst nicht kommen, wie? Guten Morgen ich fahre also allein!“

Und Séguin stürmte hinaus, ohne ein Wort an Santerre, der stumm geblieben war, ohne selbst Mathieus zu gedenken, der noch auf Antwort wartete. Dieser letztere hatte, bestürzt durch alles das, was man ihn wider Willen anhören ließ, nicht gewagt, sich zurückzuziehen, aus Furcht, daß das so aussehen

könnte, als wollte er ein Urteil über die Scene abgeben. Er wendete den Kopf ab, betrachtete die kleine Andrée, die noch immer weinte, sah auf die beiden andern, Gaston und Lucie, die stumm vor Entsetzen sich hinter dem Fauteuil zusammendrängten, auf welchem ihre kleine Schwester wimmerte.

Valentine war in einen Sessel gesunken, an allen Gliedern zitternd, von Schluchzen erstickt.

„Ah, wie er mich mißhandelt, der Elende! Und ich wäre beinahe gestorben; ich habe so viel gelitten, ich leide noch so viel durch dieses unglückliche Kind, das von ihm ist, ich schwöre es vor Gott! Nein, nein, es ist für immer vorbei, nie mehr soll er mich berühren, auch nicht mit einer Fingerspitze! Lieber will ich mich töten, ja, töten, als mich wieder der Gefahr einer solchen Herabwürdigung aussetzen!"

Es war der unter Thränen hervorgestammelte Aufschrei einer von ihrem Gatten brutal mißhandelten Frau, die unter den Qualen einer verwünschten Mutterschaft verzweifelt, und entschlossen ist, fortan die Freude zu nehmen, wo sie sie findet, da ihr häusliches Leben für immer zerstört ist.

Santerre hatte sich bisher seitwärts gehalten, als ob er wartete. Er näherte sich ihr jetzt langsam, nahm ihre Hand mit einer Gebärde zärtlichen Mitgefühls und sagte leise:

„Beruhigen Sie sich, liebe Freundin, beruhigen Sie sich doch! Sie wissen wohl, daß Sie nicht allein sind, daß nicht alles Sie verläßt. Es giebt Dinge, die Sie nicht berühren können. Beruhigen Sie sich, weinen Sie nicht mehr, ich bitte Sie inständig. Sie zerreißen mir das Herz!"

Er zeigte sich um so sanfter und liebevoller, je roher der Gatte gewesen war, denn er wußte, welch köstlicher Balsam für das Herz einer mißhandelten Frau die Zärtlichkeit ist. Seine erobernde Hand war bis zu

dem zarten Handgelenk hinaufgeglitten, das ihm überlassen blieb, und seine Schnurrbartspitzen streiften die kurzen, gekräuselten Haare ihrer Schläfen. Er neigte sich weiter vor, dämpfte die Stimme noch mehr, umhüllte sie, besänftigte sie mit leise geflüsterten Worten, von denen nur einige hörbar waren.

„Sie haben unrecht, sich so zu kränken ... Vergessen Sie doch all diese Thorheiten ... Ich sagte Ihnen ja schon, er ist nichts als ein ungeschickter Mensch ..."

Zweimal wiederholte er das „ungeschickter Mensch" mit einer Art mitleidigen Spottes; sie schien zu verstehen, denn sie lächelte schwach unter ihren sich vermindernden Thränen, und sagte ihrerseits leise:

„Ja, ja, ich weiß. Sie sind sehr gut, danke. Und Sie haben recht, es wäre fortan zu dumm von mir. Ah, alles, was man will, wenn ich nur ein wenig glücklich sein kann!"

Mathieu sah deutlich, wie sie langsam ihr Handgelenk losmachte, nachdem sie ihrerseits Santerres Hand gedrückt hatte. Sie hatte seinen Trost angenommen, das bis jetzt verzögerte Rendezvous war nun für einen nahen Tag zugesagt. Das war nur die natürliche Folge des Unheils, das über sie hereingebrochen war, der Ehebruch war das unvermeidliche Schicksal der Gattin, die dem Manne nur als Gegenstand der Lust dient, der Mutter, die sich ihrer Pflicht als Ernährerin ihres Kindes entzieht. Ein Schrei Andrées ließ sie jedoch zitternd auffahren, rief sie zu der Wirklichkeit des Augenblicks zurück. Wenn das arme Geschöpf so schwächlich war, weil es der Milch seiner Mutter nicht teilhaftig geworden, so war diese ihrerseits nur darum in Gefahr zu fallen, weil sie sich weigerte, es zu nähren, es an ihrer Brust zu tragen wie einen undurchdringlichen Schild der Verteidigung. Sie waren, Mutter und Kind,

Leben und Gesundheit füreinander, ihre Trennung bedeutete für beide den Untergang. Offenbar sah sie in diesem Augenblicke die ganze Gefahr vor Augen, denn eine innere Auflehnung trieb sie von Santerre weg; sie lief zu dem Kinde hin, trachtete es zu beruhigen, bedeckte es mit Küssen, barg sich dahinter wie hinter einem Wall vor der äußersten Tollheit, die zu begehen sie sich im Begriffe fühlte. Und wie zog sich ihr das Herz zusammen vor Kummer und Scham, als sie sah, daß ihre beiden Kinder da waren und alles sahen und hörten! Dann bemerkte sie, daß auch Mathieu noch immer wartete, und sie brach neuerdings in Thränen aus; sie versuchte, das Vorgefallene zu erklären, sie ging so weit, ihren Mann zu verteidigen.

„Entschuldigen Sie ihn, er hat Augenblicke, wo er den Kopf verliert... Mein Gott, was fange ich nur mit dem Kinde an? Ich kann sie ja jetzt nicht mehr stillen, damit ist es vorbei. Es ist zu schrecklich, wenn man sich gar nicht mehr zu helfen weiß! Was soll nun werden, lieber Gott!“

Unbehaglich, wohl fühlend, daß sie ihm entschlüpfe, seitdem sie ihr Kind auf dem Arme hatte, trachtete Santerre sie wieder durch schmeichelnde Worte zu besänftigen und zu sich herüberzuziehen. Aber sie hörte nicht auf ihn, und er hatte schon bei sich beschlossen, die Belagerung auf eine günstigere Gelegenheit zu verschieben, als ein unerwarteter Zwischenfall ihm zum Siege verhalf.

Céleste war geräuschlos eingetreten und wartete, daß Madame ihr zu sprechen erlaube.

„Meine Freundin ist zu mir auf Besuch gekommen, Sie wissen, Madame, meine Landsmännin, Sophie Couteau, und da sie gerade eine Amme mit sich hat —“

„Eine Amme ist da?“

„Ja, ja, Madame, eine sehr schöne, eine sehr gute.“

Und als sie das sprachlose Entzücken ihrer Herrin sah, ihre unendliche Freude, so unerwartet von allen Widrigkeiten befreit zu werden, entwickelte sie eine außerordentliche Dienstfertigkeit.

„Wollen sich Madame doch nicht mit dem Kinde abschleppen! Madame sind daran nicht gewöhnt. Wenn Madame gestatten, so werde ich die Amme hereinführen.“

Valentine hatte sich das Kind abnehmen lassen, indem sie einen glücklichen Seufzer der Erleichterung ausstieß. Der Himmel verließ sie also doch nicht! Aber sie war dagegen, daß die Amme heraufgeführt werde, denn sie fürchtete, daß die Betrunkene, wenn sie zufällig aus ihrem Zimmer herauskäme und die neue sähe, im stande wäre, sie alle zu schlagen und aufs neue anzufangen, alles zu zerstören. Sie wollte selbst hinuntergehen und bestand darauf, daß Santerre und Mathieu mitgingen, besonders dieser letztere, der sich darauf verstehen müsse, wie sie sagte, ob er sich auch dagegen verwahrte. Es blieben nur noch Gaston und Lucie, denen sie streng verbot, zu folgen.

„Ihr habt nichts dabei zu thun, bleibt hier und spielt. Und wir andern, gehen wir alle miteinander hinunter, aber leise und auf den Fußspitzen, damit das Weib nichts merkt.“

In der Wäschekammer angelangt, ließ Valentine sorgfältig die Thüren schließen. Die Couteau stand da mit einem kräftigen Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren, welche ein prächtiges Kind auf dem Arme trug. Sie hatte eine niedrige Stirn, braune Haare, ein breites Gesicht, war sehr nett gekleidet, und begrüßte die Dame beim Eintritt mit einem anständigen Knicks, als Amme, die schon in

reichen Häusern gedient hat und sich zu benehmen weiß. Valentine befand sich jedoch in äußerster Verlegenheit; sie betrachtete die Amme, sie betrachtete das Kind mit verständnislosen Blicken wie eine Frau, deren zwei erste Kinder in einem Zimmer neben dem ihrigen aufgezogen worden waren, ohne daß sie sich je um irgend etwas gekümmert hätte. Santerre hielt sich abseits; verzweifelt appellierte sie an das Urteil Mathieus, der abermals seine Laienhaftigkeit beteuerte. Erst dann gestattete sich die Couteau, nachdem sie einen schiefen Blick auf diesen Herrn geworfen hatte, den sie überall ihrem Geschäfte im Wege fand, das Wort zu ergreifen.

„Wollen Madame nur Vertrauen zu mir haben. Madame wird sich erinnern, daß ich mir erlaubt habe, ihr damals meine Dienste anzubieten, und wenn Madame sie angenommen hätte, so hätte sie sich sehr viel Unannehmlichkeiten erspart. Diese Marie Lebleu ist unverwendbar, das hätte ich Madame sagen können, als ich ihr Kind abholte. Aber natürlich, da der Herr Doktor sie ausgewählt hatte, so konnte ich selbstverständlich nichts sagen. Gute Milch, o ja, die hat sie; nur hat sie auch eine gute Zunge, die immer trocken ist. Wenn also Madame jetzt Vertrauen zu mir haben will . . .“

Und sie erging sich in endlosen Lobpreisungen ihrer eignen Anständigkeit und der Ware, die sie anzubieten hatte.

„Ich stehe dafür gut, Madame, daß Sie die Catiche mit geschlossenen Augen nehmen können. Sie ist gerade das, was Sie brauchen, es giebt keine bessere Amme in ganz Paris. Sehen Sie nur, wie sie gebaut ist, welche Gesundheit, welche Kraft! Und ihr Kind, sehen Sie es nur an, es strotzt von Leben! Sie ist freilich verheiratet, sie

hat sogar ein Mädchen von vier Jahren mit ihrem Mann zu Hause; aber es ist doch wohl kein Verbrechen, eine anständige Frau zu sein. Und ich kenne sie genau, Madame, ich stehe mit meinem Kopfe für sie gut. Wenn Sie nicht mit ihr zufrieden sind, so werde ich, die Couteau, Ihnen Ihr Geld zurückgeben.

Valentine gab mit einer Gebärde der Hilflosigkeit nach, denn es drängte sie zu sehr, aus dieser Situation herauszukommen. Sie willigte sogar ein, der Catiche hundert Francs monatlich zu geben, da sie verheiratet war. Im übrigen erklärte die Zuführerin ihr, daß sie die Gebühren des Bureaus diesmal nicht zu bezahlen habe; das seien fünfundvierzig Francs erspart, wenn Madame nicht etwa sie für die Mühe entschädigen wolle, die sie gehabt habe. Dann wären auch noch die dreißig Francs für die Zurückbeförderung des Kindes zu vergüten. Valentine verdoppelte freigebig die Summe. Alles war geordnet, und sie fing an, sich erleichtert zu fühlen, als ihr die andre wieder einfiel, die sich in ihrem Zimmer verbarrikadiert hatte. Wie es anstellen, sie ruhig fortzubringen, um die Catiche an ihre Stelle zu setzen?

„Wie?“ rief die Couteau, „Marie Lebleu macht Ihnen Angst? Nun, die soll es mit mir nicht verderben, wenn sie will, daß ich sie noch einmal unterbringe. Ich werde selbst mit ihr reden!“

Céleste legte Andrée auf eine Bettdecke neben das Kind der Amme, das diese hatte ablegen müssen, um ihre Brust zu zeigen, und erklärte sich bereit, die Couteau in das Zimmer der Marie zu führen. Dort herrschte jetzt vollständiges Schweigen, und die Couteau trat ein, nachdem sie ihren Namen genannt hatte. Einige Minuten hindurch hörte man nur den Ton ihrer scharfen Stimme; dann kam sie

heraus und beruhigte Valentine, die zitternd gehorcht hatte.

„Ich stehe Ihnen dafür gut, daß ich sie ernüchtert habe! Zahlen Sie ihr ihren Monat. Sie packt ihren Koffer und geht.“

Man kehrte in die Wäschekammer zurück, und Valentine bezahlte die Zuführerin, indem sie fünf Francs für diesen neuen Dienst hinzufügte. Eine letzte Schwierigkeit entstand, als die Couteau sagte, daß sie das Kind der Catiche nicht vor Abend holen könne; was sollte sie während des ganzen Tages damit thun?

„Bah!“ sagte sie endlich. „Ich nehme es doch mit und werde es im Bureau in Aufbewahrung geben, ehe ich meine Wege mache. Man wird ihm dort das Saugfläschchen geben, es muß sich ja doch daran gewöhnen, nicht wahr?“

„Natürlich,“ sagte die Mutter ruhig.

Als die Couteau nach vielen Danksagungen und Komplimenten sich zum Gehen anschickte und das Kind nehmen wollte, stand sie mit zögernder Gebärde einen Augenblick vor den beiden Kindern, die nebeneinander auf der Bettdecke lagen.

„Oho,“ sagte sie vor sich hin, „ich darf sie nicht verwechseln!“

Das klang drollig, und alle lachten. Céleste lachte laut auf, während die Catiche lächelnd ihre schönen Zähne zeigte. Und die Couteau nahm den Säugling mit ihren langen knöchernen Händen und trug ihn fort. Wieder ein Opfer zur Schlachtbank geführt, wieder ein kleines Leben den unablässig thätigen Würgern überliefert.

Nur Mathieu hatte nicht gelacht. Ihn hatte die plötzliche Erinnerung überkommen an seine Unterredung mit Boutan, an das, was dieser von der demoralisierenden Wirkung des Ammengewerbes ge-

sagt hatte, von dem schändlichen Handel, der da abgeschlossen wurde, von dem gemeinsamen Verbrechen der beiden Mütter, die beide das Leben ihrer Kinder wagen, die reiche Mutter, die die Milch einer andern kauft, und die feile, die die ihrige verkauft. Ihm wurde eisig ums Herz, als er das arme kleine Wesen sah, das man noch so blühend in Gesundheit forttrug, als er dieses andre sah, das dablieb, und das schon so schwächlich war. Und was wird das Ende von allem sein, welchem Geschick treibt eine Gesellschaft zu, die in diesem Maße verderbt ist, die eines oder das andre dieser Geschöpfe opfert, alle beide vielleicht? Menschen und Dinge nahmen ihm eine düstere Gestalt an, flößten ihm Entsetzen ein.

Aber Valentine führte nunmehr die beiden Männer in den weiten, prächtigen Salon zurück. Sie war so entzückt, so vollkommen befreit, daß sie ihre ganze burschikose Leichtherzigkeit, ihr Verlangen nach Lärm und Vergnügen wiedergefunden hatte. Und als Mathieu nun endlich Abschied nahm, hörte er, wie Santerre, ihre Hand in der seinigen haltend, triumphierend sagte:

„Also auf morgen?"

„Ja, ja, auf morgen!" rief sie, sich nun widerstandslos ergebend. Sie hatte keinen Schutz mehr.

Acht Tage später war die Catiche die unbestrittene Königin des Hauses. Andrée hatte etwas Farbe gewonnen, sie wog alle Tage mehr; und vor diesem Resultat neigte sich alles, die Macht der Amme wurde unbeschränkt. Man schreckte dermaßen davor zurück, einen abermaligen Wechsel eintreten zu lassen, daß man von vornherein die Augen gegen alle möglichen Fehler schloß. Sie war die dritte, eine vierte Amme hätte das Kind getötet, und das machte aus ihr die Einzige, die Unentbehrliche, die,

welche man um jeden Preis behalten mußte. Im übrigen schien sie keinen Fehler zu haben, sie blieb die ruhige und schlaue Bäuerin, die die Herrschaft zu behandeln und alles aus ihnen zu ziehen weiß, was aus ihnen zu ziehen ist. Sie führte ihren Beutezug bei den Séguin mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Energie durch. Anfangs schien die Sache krumm gehen zu wollen, da sie auf Célestes gleichartige Thätigkeit stieß, der sich diese ebenfalls in großartigem Maßstabe widmete. Allein sie waren beide zu kluge Frauen, um sich nicht bald zu verständigen. Da ihre Wirkungsgebiete nicht dieselben waren, so einigten sie sich darüber, daß sie sehr gut nebeneinander plündern konnten. Von da ab unterstützten sie einander sogar, sie teilten sich in das Reich und sogen das Haus zu zweien aus.

Die Catiche saß auf dem Throne, die andern Domestiken bedienten sie, die Herrschaft lag ihr zu Füßen. Man beseitigte für sie die besten Stücke, sie hatte ihren Wein, ihr Weißbrot, alles, was man nur Delikates, Nahrhaftes finden konnte. Gefräßig, träge und hochmütig, gebärdete sie sich als Despotin und ordnete die Leute und Dinge ihren Launen unter. Man gab ihr in allem nach, damit sie nicht in Zorn gerate, wodurch ihre Milch hätte gerinnen können. Wenn sie den kleinsten Kolikanfall hatte, geriet das Haus in Aufruhr. Eines Nachts litt sie an einer Indigestion, und man schellte alle Aerzte des Viertels aus dem Bette. Ihr einziger Fehler war, daß sie ein wenig diebisch war, es passierte ihr manchmal, daß sie sich herumliegende Wäsche aneignete; aber die Hausfrau wollte es nicht wissen. Obendrein überhäufte man sie mit Geschenken, um sie nur immer bei guter Laune zu erhalten. Außer dem herkömmlichen Geschenk beim ersten Zahn des Kindes benützte man jede sich bietende Gelegenheit,

um ihr etwas zu geben, einen Ring, eine Busennadel, ein Paar Ohrringe. Natürlich war sie die geputzteste Amme der Champs-Elysées, trug prächtige Mäntel und kostbare Hauben, deren lange Bänder in der Sonne leuchteten. Noch nie hatte eine Dame den Müßiggang mit mehr Prunk umgeben. Dann gab es auch Geschenke für ihren Mann und ihr Kind daheim im Dorfe. Jede Woche gingen Postpakete dahin ab. An dem Tage, da man erfuhr, daß das Kind, welches die Couteau mit nach Hause genommen hatte, an einer Erkältung gestorben war, gab man ihr fünfzig Francs, wie um es ihr abzukaufen. Dann gab es noch einen letzten Alarm, als ihr Mann sie besuchte; denn die Furcht, daß sie sich etwa in einem Winkel mit ihm vergesse, war so groß, daß man sie nicht einen Augenblick allein ließ und ihn so rasch als möglich mit vollen Taschen wegschickte. Nach einer bleichsüchtigen und einer betrunkenen nun eine schwangere Amme zu haben, das wäre die schrecklichste aller Katastrophen gewesen, um so mehr, als ähnliche Fälle in der Umgebung nicht selten waren, und zum Beispiel bei der Gräfin d'Espeuille, einer Nachbarin, die Amme zur allgemeinen Bestürzung schwanger geworden war, das heimliche Werk des Kutschers der Gräfin. Die Catiche war darüber entrüstet. Und da die kleine Andrée immer besser gedieh, so erreichte sie den Gipfel ihrer Macht und beugte das ganze Haus unter ihre tyrannische Herrschaft.

An dem Tage, da Mathieu kam, um den Vertrag zu unterzeichnen, der ihm den ehemaligen Jagdpavillon samt zwanzig Hektar Grund überließ und ihm das Recht einräumte, weitere Teile des Besitzes zu gewissen Bedingungen zu erwerben, fand er Séguin im Begriffe, nach Havre abzureisen, wo ihn ein Freund, ein reicher Engländer, mit

seiner Jacht erwartete, um einen Monat lang an den spanischen Küsten zu kreuzen. Man sagte, daß die Herren sich Dämchen mitnahmen.

„Ja,“ sagte er nervös, nachdem er großer Spielverluste erwähnt hatte, „ich verlasse Paris, ich habe hier jetzt kein Glück ... Und Ihnen, lieber Freund, wünsche ich fröhlichen Mut und guten Erfolg! Sie wissen, wie sehr ich mich für Ihren Versuch interessiere.“

Mathieu nahm den Weg durch die Champs-Elysées, ungeduldig, zu Marianne nach Chantebled heimzukehren, tiefbewegt von dem entscheidenden Schritte, den er eben vollzogen hatte, aber auch durchzittert von Hoffnung und Zuversicht — als er in einer einsamen Allee etwas Seltsames sah. Ein Wagen wartete, in welchem er das gleißnerische Profil Santerres erblickte. Und da eine verschleierte Frau eilig und heimlich den Wagen bestieg, drehte er sich um: war das nicht Valentine? Er war dessen sicher, während der Wagen mit herabgelassenen Vorhängen davonrollte.

In der großen Allee hatte er dann noch eine zweifache Begegnung: zuerst Gaston und Lucie, die, rasch ermattet vom Spielen, mit ihren blassen Gesichtern unter der zerstreuten Aufsicht Célestes einhergingen, welche sich eifrig und lachend mit einem Ladengehilfen aus der Nachbarschaft unterhielt; und etwas später die Catiche, prächtig und gebietend, die, glänzend geschmückt gleich einem stolzen Idol der käuflichen Ammenschaft, ihre langen purpurnen Haubenbänder in der Sonne fließen ließ.

V.

An dem Tage, da der erste Spatenstich gemacht wurde, kam Marianne mit Gervais auf dem Arme heraus und setzte sich in die Nähe der Arbeiter, glücklich und tief bewegt über dieses Werk der Hoffnung und Zuversicht, das Mathieu so kühn unternahm. Es war ein klarer und heißer Junitag unter einem reinen Himmel voll muteinflößender Verheißung. Die Kinder hatten Schulferien und tummelten sich im Grase; man hörte die durchdringenden Schreie der kleinen Rose, die mit den Knaben Haschen spielte.

„Willst du den ersten Spatenstich machen?“ fragte Mathieu fröhlich.

Sie deutete auf den Säugling.

„Nein, ich habe meine Arbeit. Mache du ihn, du bist der Vater.“

Er hatte zwei Arbeiter zur Seite, die er gedungen hatte, und wollte selbst kräftig mit Hand anlegen, um die so lange durchdachte und durchgesprochene Idee zur That werden zu lassen. In weiser Voraussicht hatte er sich ein Jahr bescheidenen, ganz der Arbeit zu widmenden Lebens gesichert durch ein klug erdachtes Leih- und Beteiligungs-System für das Saatgut, welches ihm ermöglichte, die erste Ernte abzuwarten, ohne Schulden auf sich zu nehmen. Er setzte einfach seine ganze Existenz auf diese kommende Ernte, und er verlor den Einsatz, wenn die Erde sich weigerte, seine Kulturarbeit damit zu belohnen. Aber er war der treue Gläubige, der sicher war zu siegen, weil er liebte und weil er wollte. Mit seinem letzten Kinde hatte sich diese Schöpferkraft bei ihm geoffenbart und war seither in außerordentlichem Maße gewachsen. Wenn man ihm in Bezug auf seinen tollen Traum von Chantebled

Eigensinn vorwarf, so antwortete er lachend, daß er thatsächlich einen guten Lehrer für Willensstärke abgeben würde. Arbeiten, schaffen, wurde ihm zur Leidenschaft. Und eines Morgens hatte er Marianne zum Lachen gebracht, als er entdeckte, wieso und warum sie beide so viel Kinder wünschten und bekamen. War nicht auch das Energie, Willensbethätigung, lebende und menschliche That, und die mächtigste von allen, die sieghaft das Leben erweiterte?

„Nun, so sei's denn!“ rief er beherzt. „Möge die Erde uns eine gute Mutter sein!“

Und er führte den ersten Spatenstich. Dies geschah links von dem ehemaligen Jagdpavillon, in einer Ecke des weiten Sumpfterrains, in welches sich zahlreiche Quellen ergossen, und wo nichts anders wuchs als Schilf. Es handelte sich vorerst darum, einige Hektar zu entwässern, indem man diese Quellen faßte und in Kanäle leitete, um sie sodann über die trockenen und sandigen Hänge fließen zu lassen, die sich bis zur Eisenbahnlinie herabsenkten. Dank einem genauen Studium hatte er gefunden, daß diese Arbeiten leicht ausführbar sein würden, daß es bloß einiger Entwässerungsgräben bedürfe, deren Anlage durch die Natur des Terrains erleichtert war. Dies war seine eigentliche Entdeckung, abgesehen von seiner festen Ueberzeugung, daß sich eine gewaltige Humusschichte auf dem Plateau angesammelt haben müsse, und daß der Boden eine enorme Fruchtbarkeit entwickeln werde, sobald nur erst der Pflug darüber werde hingegangen sein. Mit seinem Spatenstiche vollführte er daher die symbolische That des Entdeckers und des Pioniers, er begann den Durchbruch, öffnete den gefangenen Quellen einen Ausweg, um das sumpfige Hochplateau zu assanieren und gleichzeitig die kahlen,

unfruchtbaren, verdursteten Gelände unten zum Leben zu erwecken.

Jetzt fing Gervais, den die freie Luft offenbar hungrig gemacht hatte, zu schreien an. Er war gegenwärtig dreieinhalb Monate alt, ein kräftiger Junge, der in Bezug auf die Stunde seiner Mahlzeiten nicht mit sich spaßen ließ. Er wuchs wie einer der jungen Bäume des benachbarten Waldes in blühender Gesundheit unter der hellen Sonne auf; er hatte kleine Fäustchen, die nicht losließen, was sie einmal erfaßt hatten, glänzende Augen, welche lächelten und weinten, und vor allem ein feinschmeckerisches, stets offenes Schnäbelchen, das einen Sturm entfesselte, wenn die Mutter es warten ließ.

„Ja, ja, ich weiß, daß du da bist. Da, da hast du, schrei uns nicht die Ohren voll!“

Sie hatte ihr Kleid geöffnet und ihm die Brust gereicht. Und man hörte nur noch das behagliche Schnurren des Kindes, das mit atemloser Gier sog, fest auf die weiße Haut drückte, um mehr zu bekommen. Die segenspendende Quelle hatte wieder zu fließen begonnen, unerschöpflich. Die Milch rieselte mit leisem Glucksen immerfort, und es war, als hörte man sie herabrinnen und sich ausbreiten, während Mathieu fortfuhr, den Durchbruch zu graben, unter Mithilfe der beiden Arbeiter, kräftiger Männer, die in solcher Arbeit erfahren waren.

Jetzt richtete er sich auf und sagte, sich die Stirn wischend, in seiner ruhigen, festen Art:

„Das Handwerk muß gelernt werden wie ein andres. In einigen Monaten werde ich nur noch ein Bauer sein ... Sieh hier dieses stehende Wasser, dessen Fläche mit Pflanzen bedeckt ist. Die Quelle, von der es gespeist wird, und die eine Pfütze daraus macht, entspringt da, unter diesem dichten

Gebüsch. Und wenn der Graben durchgestochen sein wird, bis an den Rand des Abhanges dort drüben, so wirst du sehen, wie der Sumpf austrocknet, die Quelle zum Vorschein kommt und ihren Weg nimmt, um das wohltätige Wasser in die Ferne zu tragen."

„Ach ja," sagte Marianne, „wenn sie nur alle diese Steinfelder befruchten würde, denn nichts ist trauriger als toter Boden. Wie werden die Felder glücklich sein, wenn sie endlich ihren Durst löschen und aufleben können!"

Sie unterbrach sich, um Gervais lachend auszuschelten: „Heda, junger Herr, wollen Sie wohl nicht so stark saugen? Warte doch, bis es kommt, du weißt ohnehin, daß alles dir allein gehört."

Die Hauen der beiden Arbeiter fielen in regelmäßigem Takt, der Graben verlängerte sich rasch in dem weichen Boden, bald würde das Wasser in die vertrockneten Adern der benachbarten Sandfelder fließen und sie befruchten. Und das Milchbächlein fuhr fort mit leisem Murmeln zu rieseln, eine unerschöpfliche Quelle, die aus der Brust der Mutter sich in den Mund des Kindes ergoß, gleich einem ewigen Lebensborn. Sie floß immerfort und schuf Körper und Geist und Arbeit und Kraft. Gar bald wird ihr leises Murmeln sich mit dem der befreiten Quelle vermischen, wenn sie durch die Kanäle sich über die verdorrten Felder ergießen wird; und diese Quelle so wie jene werden zum Bache werden, dann zum allmählich anschwellenden Flusse, der sich lebenspendend über die ganze Erde ergießt, der große, nährende Milchstrom, der durch die Adern der Welt rollt, der ohne Unterlaß schafft, mit jedem neuen Frühjahr neue Jugend und neue Kraft hervorbringt.

Vier Monate später, nachdem Mathieu mit seinen Leuten die Herbstarbeiten beendet hatte, ging

er an die Aussaat. Marianne war wieder mitgekommen; es war ein grauer, warmer Tag, so warm, daß Marianne wieder dem kleinen Gervais fröhlich die Brust reichen konnte. Er war nun bereits acht Monate alt und eine Persönlichkeit. Er wuchs zusehends von Tag zu Tag in den Armen seiner Mutter, an ihrer warmen Brust, aus der er sein Leben trank. Er war noch nicht von ihr losgelöst, so wie das Korn an der Erde festhält, solange es noch nicht gereift ist. Und um diese Zeit, da der erste kühle Hauch des November fühlbar wurde, da der Winter nahte, der die Keime in der Ackerfurche in Schlaf versenken sollte, vergrub er sein zartes Gesichtchen tiefer in die Wärme der Brust und trank stiller, als ob der Lebensstrom tiefer in die Erde gesunken und unhörbar geworden wäre.

„Ah," sagte sie lachend, „dem jungen Herrn ist nicht sehr warm, es ist Zeit, daß er sein Winterquartier bezieht."

Den Sack mit dem Samen um die Hüften gebunden, kam Mathieu gegen sie zurückgeschritten, die Körner mit rhythmischer Bewegung in weitem Bogen ausstreuend. Er hatte ihre Worte gehört und erwiderte, stehen bleibend:

„Er soll nur trinken, und dann soll er schlafen und auf die Rückkehr der Sonne warten. Um die Erntezeit wird er ein fertiger Mensch sein."

Dann deutete er auf das weite Feld, das er mit seinen beiden Helfern besäte:

„Das wird wachsen und reifen, wenn unser Gervais gehen und sprechen wird ... Sieh nur, sieh nur unser erobertes Gebiet!"

Er war mit Recht stolz darauf. Nun waren vier bis fünf Hektar des Plateaus entwässert, urbar gemacht und applaniert; und sie erstreckten sich als

weite braune Fläche, die von fettem, lang aufgesammeltem Humus bedeckt war, während die Wassergräben, die sie durchfurchten, das Wasser der Quellen zu den benachbarten Hängen leiteten. Um diese trockenen Flächen der Kultur zuzuführen, mußte man warten, bis die Feuchtigkeit sie durchdrungen und befruchtbar gemacht hatte. Das war die Arbeit künftiger Jahre; Schritt um Schritt sollte das Leben das ganze Gebiet wiedererobern. Für den Anfang genügte es, daß diese wenigen Hektar erweckt waren, damit sie die Mittel lieferten, die ersten Spesen zu bezahlen und zu leben, und damit sie an das Wunder glauben machten.

„Der Abend naht," sagte Mathieu wieder. „Wir müssen uns beeilen."

Und er schritt weiter, den Samen mit rhythmischer Bewegung in weitem Bogen ausstreuend. Während Marianne ihm mit lächelndem Ernst nachschaute, fiel es der kleinen Rose, die mit da war, ein, sie wolle auch säen. Sie nahm Händevoll Erde auf und begleitete den Vater, indem sie seine Bewegung nachahmte. Kaum hatten die drei Knaben das bemerkt, als sie eilig herbeiliefen, Blaise und Denis zuerst, Ambroise hintendrein, und alle aus Leibeskräften säten. Sie lachten unbändig dabei und tollten in ausgelassenem Lauf um den Vater herum. Und es schien, als ob Mathieu mit derselben weit ausholenden Bewegung, womit er der Erde die erwarteten Saatkörner anvertraute, auch sie aussäte, diese teuern, geliebten Kinder, sie vermehrte ohne zu rechnen, bis ins Unendliche, damit ein ganzes zukünftiges Geschlecht von Säern aus seiner Gebärde sprieße, und fortfahre, die Welt zu bevölkern.

Zu ihrer Ueberraschung sah Marianne plötzlich die Angelin vor sich, die verliebten Eheleute, die

geräuschlos aus einem Waldpfade hervorgetreten waren. Ehe sie sich für den Winter eifersüchtig in ihr Häuschen in Janville einschlossen, trugen sie ihre Zärtlichkeit noch einmal durch die verlassenen Wege, die das dürre Herbstlaub deckte; und so, dicht aneinander gedrückt durch die Gegend streifend, waren sie so ganz in ihre Liebe versunken, daß sie nichts sahen, was nicht dicht vor ihnen war. Als sie daher, von dieser unerwarteten Bewegung aus ihren Träumen aufgestört, den Kopf erhoben, waren sie überrascht von diesen neuen Feldern, von diesen Arbeiten, die ihnen übrigens nicht unbekannt geblieben waren. Mathieu war ihnen als seltsamer Schwärmer erschienen, der, anstatt die Erde zu lieben und zu versuchen, auch ihr Kinder zu erzeugen, sich mit seiner reizenden Frau zufrieden geben sollte. Und überhaupt lag ihnen das alles so fern!

Sie blieben jedoch im Gespräch und stellten sich aus Liebenswürdigkeit, als bewunderten sie die erzielten Erfolge ungemein. Ihr fortwährender Entzückungsrausch hatte das Liebenswürdige an sich, daß er ihnen den Wunsch eingab, daß alle Welt gleich ihnen glücklich sei. Bis jetzt war ihr Leben ein einziges Fest gewesen; sie ging ganz auf in der Seligkeit, angebetet zu werden, er war geliebt, gesund, reich, malte seine wenigen Fächer nur um des Vergnügens willen, schwebende Frauengestalten und Blumen darüber hinzustreuen.

Aber Madame Angelin, die am Arme ihres Mannes, zärtlich gegen seine Schulter gelehnt, stehen geblieben war, schien in Träumerei versunken, den Blick auf Mathieu geheftet, der, nachdem er sie begrüßt hatte, fortfuhr, mit weitausholender Gebärde den Samen auszustreuen. Sie mochte wohl eigenartig bewegt sein von diesen spielenden Kindern, von diesem Schwarm fröhlicher kleiner Geschöpfe, die,

gleichsam der Hand des Säers entflogen, ihn fröhlich umtanzten, und sie sagte plötzlich mit langsamer Stimme, ohne ersichtlichen Anlaß:

„Ich habe kürzlich eine Tante verloren, eine Schwester meiner Mutter, die sicherlich aus Kummer darüber gestorben ist, daß sie keine Kinder hatte. Sie hatte einen kräftigen Mann von sechs Schuh Höhe geheiratet, sie selbst war groß, stark, sehr schön, und ich war oft Zeugin ihrer Verzweiflung, wenn sie kleinen, unscheinbaren Frauen begegnete, die reich mit Kindern gesegnet waren. Ihr Mann hatte ein großes Vermögen erworben, das Ehepaar besaß alles, Geld, Gesundheit, zahlreiche Freunde. Aber alle ihre Besitztümer zählten nicht für sie, ich habe sie nie anders gesehen als betrübt, lediglich der Sehnsucht nachhängend nach der einzigen Freude, die ihnen versagt war, nach Knaben und Mädchen, die ihr ödes Haus beleben würden ... Und diesen Kummer hatten sie vom ersten Jahre ihrer Ehe angefangen; sie waren zuerst erstaunt, als nichts kam, dann mehr und mehr von Unruhe ergriffen, als die unfruchtbaren Jahre einander folgten, endlich verzweifelt, als die entsetzliche Gewißheit ihres Unvermögens sich ihnen aufdrängte. Sie können sich nicht vorstellen, was sie alles versucht haben, Aerzte, Bäder, Heilmittel, in einem mehr als fünfzehnjährigen rastlosen Kampfe; allmählich schämten sie sich ihrer erfolglosen Anstrengungen, verbargen sich, als ob sie mit einem Schandfleck behaftet wären ... Dabei bewahrten sie in ihrem Unglück genug Zärtlichkeit füreinander, um sich nicht gegenseitig anzuklagen, um ihr Elend gemeinsam als gleicherweise Betroffene zu tragen; denn man hat mir von einer andern Ehe erzählt, die zu einer wahren Hölle wurde, da weder der Mann noch die Frau für den unfruchtbaren Teil gelten wollte. Ach, die arme,

liebe Tante, ich sehe sie noch immer vor mir, wie trostlos sie war, wie sie immer ihre Muttertrauer mit sich herumtrug, wie die Thränen sie erstickten, wenn sie uns, ihre kleinen Nichten, am Neujahrstage küßte. Sie ist nun gestorben, verzehrt von einem unaufhörlich nagenden Sehnen, und ich glaube, daß ihr armer, alter Mann ihr bald nachfolgen wird, denn er ist nun doppelt allein und verlassen."

Ein Schweigen entstand, während ein leichter, kalter Windhauch unter dem weiten grauen Novemberhimmel hinfuhr.

„Aber," sagte Marianne, „ich dachte doch, daß auch Sie keine Kinder wollen?"

„Ich, gütiger Himmel, wer hat Ihnen das gesagt? Ich will nur jetzt keine Kinder, weil alles seine Zeit hat, nicht wahr? Man darf wohl, in unserm Alter, ein wenig der Liebe genießen wollen. Aber wenn wir einmal vernünftig werden, dann sollen Sie sehen. Wir müssen vier haben, zwei Knaben und zwei Mädchen."

Ihr liebenswürdiges Lachen erstarb in einem abermaligen Stillschweigen, durch welches wieder der leichte Hauch der im Entschlummern begriffenen weiten kahlen Fläche fuhr.

„Wie aber," sagte Marianne, „wenn Sie zu lange gewartet hätten, wenn es zu spät wäre?"

Madame Angelin sah sie einen Augenblick verblüfft an. Dann brach sie in lautes, übermütiges Lachen aus.

„Was sagen Sie da? Wir keine Kinder haben? Nein, wenn Sie wüßten, wie komisch die Idee ist!"

Sie hielt verlegen inne, in Verwirrung gebracht durch das, was man sich dabei denken konnte; dann erging sie sich in abgebrochenen, girrenden Koseworten, wie die verliebte Turteltaube, die sie war.

„Du, Schatz, hör einmal, verteidige du dich doch! Keine Kinder, nein, so was!"

„Das ist, als ob Sie sagen würden, Madame," scherzte Angelin mit verstärkten galanten Anspielungen, „daß auf diesem Felde, das Ihr Mann besät, kein Halm wachsen wird!"

Die beiden Frauen lachten, ein wenig rot und verlegen. Mathieu kam nunmehr zurück, gefolgt von seinen beiden Arbeitern, noch immer den Samen ausstreuend, ihn der Erde anvertrauend, mit der weitausholenden Gebärde, die den ganzen Horizont zu umfassen schien. Durch Wochen würde das Saatkorn nun schlafen, der geheimnisvollen Arbeit des Keimens hingegeben, der unterirdischen Wirksamkeit des Lebens, das sich sodann im Lichte der Sommersonne entfalten würde. Es war nun der notwendigen Ruhe überlassen und sog indessen an der großen Urquelle, an dem unermeßlichen Kräftesee, der den Boden mit der ewigen Flut durchtränkt, aus welcher alle Wesen ihre Lebensnahrung schöpfen. Und an der Brust Mariannens war nun auch Gervais trinkend halb eingeschlafen, und sog so schwach, daß das Rieseln der Milch nur mehr ein unhörbares Murmeln war, dem leichten Vibrieren der Wintersaat vergleichbar, welche von dem ewigen Lebensstrom genährt wird, der durch die Adern der Welt fließt.

Zwei Monate vergingen, und es war Januar, als eines scharfkalten Tages die Froment von dem Besuche Beauchênes und Séguins überrascht wurden, die in den noch nicht ausgetrockneten Sümpfen des Plateaus auf Wildenten gejagt hatten. Es war an einem Sonntag, und die ganze Familie war in der großen Küche vereinigt, die von einem mächtigen Feuer fröhlich erhellt wurde. Durch die blanken Fenster sah man auf die weite schneebedeckte

Landschaft, die erstarrt in diesem krystallenen Schreine schlief, einer heiligen Toten vergleichbar, die die Auferstehung des April erwartet. Und als die Besucher eintraten, schlief auch Gervais in seiner schneeweißen Wiege, von der Jahreszeit eingelullt, aber wohlgenährt wie die Lerchen im Winter, der auch seinerseits nur das Wiedererwachen erwartete, um in seiner aufgesammelten, siegreichen, triumphierenden Kraft zum Vorschein zu kommen.

Die Familie hatte fröhlich zu Mittag gegessen, und jetzt, solange das Tageslicht dauerte, hatten sich die vier Kinder um einen Tisch am Fenster vereinigt und waren in ein Spiel vertieft, das sie leidenschaftlich interessierte. Die Zwillinge Blaise und Denis bauten unter Beihilfe des dritten Knaben, Ambroise, ein ganzes Dorf aus Pappestückchen, die sie mit Gummi zusammenklebten. Es gab da Häuser, eine Kirche, eine Schule, ein Gemeindehaus. Rose, der es verboten war, eine Schere in die Hand zu nehmen, durfte nur den Gummi handhaben, und sie beschmierte sich damit bis über die Haare. Inmitten des behaglichen Friedens, durch den von Zeit zu Zeit Kindergelächter erscholl, saßen Vater und Mutter nebeneinander vor dem großen Feuer und genossen die köstliche Ruhe des Sonntags nach der harten Arbeit der Woche. Sie führten hier ein sehr einfaches Leben, das Leben wirklicher Bauern, ohne jeden Luxus, ohne jede Zerstreuung als die Freude des Beisammenseins. Die ganze fröhliche, vom Feuerschein erleuchtete Küche atmete dieses gesunde, primitive Leben, wie man es in Gemeinschaft mit der Erde lebt, befreit von allen erkünstelten Bedürfnissen, Begierden und Vergnügungen. Und kein Reichtum, keine Macht hätte sie für das Glück eines solchen friedlichen Nachmittags inniger Gemeinschaft

entschädigen können, da ihre Kinder um sie spielten und ihr Jüngstgeborener in sanftem Schlafe lag, ohne daß man das leichte Atmen seiner Lippen hörte.

Beauchêne und Séguin kamen als erfolglose Jäger zu ihnen, mit müden Beinen, Hände und Gesicht von Frost erstarrt. Während der Ausrufungen des Erstaunens, womit sie empfangen wurden, verwünschten sie laut ihre unglückliche Idee, sich um eine solche Zeit aus Paris herauszuwagen.

„Stellen Sie sich vor, mein Lieber," sagte Beauchêne, „daß wir keine einzige Ente zu Gesicht bekommen haben. Ohne Zweifel ist es für sie zu kalt. Und Sie haben keinen Begriff von dem eisigen Wind, der da oben auf dem Plateau über die Sümpfe und das froststarre Schilfrohr hinfährt. Da haben wir die Jagd Jagd sein lassen. Sie werden wohl die Güte haben, uns ein Glas Glühwein zu geben, und dann kehren wir nach Paris zurück."

Séguin stand in noch üblerer Laune vor dem Feuer, um seine erstarrten Glieder zu wärmen; und während Marianne sich beeilte, den Wein wärmen zu lassen, sprach er von den urbar gemachten Feldern, an deren kahlen Flächen er entlang geschritten war. Aber unter der Eisschicht, unter der sie erstarrt schliefen und das Unbekannte der Aussaat in sich bargen, hatte er nichts gesehen, nichts erraten, und war von Unruhe ergriffen über diese Sache, die so wenig verheißend aussah; er fürchtete bereits, daß er sein Geld nicht bekommen werde. Und er gestattete sich, ironisch zu sagen:

„Hören Sie, mein Lieber, ich fürchte sehr, daß Sie da oben Ihre Zeit und Ihre Mühe verloren haben. Ich habe das im Vorbeigehen gesehen, und

das Ganze hat keinen guten Eindruck auf mich gemacht. Wie können Sie sich mit der Hoffnung tragen, auf diesem verfaulten Boden etwas zu ernten, wo seit Jahrhunderten nichts als Schilf gewachsen ist?"

„Wir müssen abwarten," antwortete Mathieu ruhig. „Sie werden sich das im Juni wieder ansehen."

Beauchêne unterbrach sie. „Ich glaube, um vier Uhr geht ein Zug. Beeilen wir uns, denn es wäre uns sehr unangenehm, ihn zu versäumen, nicht wahr, Séguin?"

Und er warf ihm einen vielsagenden, verständnisvollen Blick zu; sicherlich hatten sie irgend ein gemeinschaftliches galantes Unternehmen verabredet, als Ehemänner, die ihren freien Jagdtag voll auszunützen beabsichtigen. Nachdem sie getrunken und sich erwärmt, ihr Selbstgefühl wiedergefunden hatten, sahen sie sich mit Ausrufen des Erstaunens rings um.

„Mein lieber Freund," erklärte Beauchêne, „es ist geradezu unfaßbar, daß Sie den ganzen Winter hindurch in dieser Einsamkeit aushalten können. Das ist ja zum Sterben trostlos. Ich lobe mir die Arbeit, aber nach der Arbeit muß man sich zerstreuen, zum Henker!"

„Aber es mangelt uns nie an Zerstreuung," sagte Mathieu, mit einer Gebärde auf diese ländliche Küche deutend, welche ihr glückliches Familienleben umschloß.

Die beiden Männer folgten dieser Gebärde mit den Blicken, betrachteten mit Verwunderung die mit Geräten behängten Mauern, die plumpen Möbel, den Tisch, auf welchem die Kinder mit ihrem Bauen fortfuhren, nachdem sie den Besuchern die Wangen zum Küssen geboten. Ohne Zweifel konnten sie durchaus nicht verstehen, welche Art Freuden hier

enthalten sein mochten, denn sie schüttelten den Kopf und unterdrückten ein spöttisches Lächeln. Das war in ihren Augen ein seltsames Leben von ganz eigentümlichem Geschmacke.

„Sehen Sie doch meinen kleinen Gervais an," sagte Marianne voll Mutterstolz. „Aber wecken Sie ihn nicht auf, er schläft."

Beide willfahrten aus Höflichkeit, beugten sich über die Wiege und drückten ihr Erstaunen aus, daß ein Kind von zehn Monaten schon so stark sei. Er war auch sehr brav; aber wenn er aufwachte, würde er einen mit seinem Geschrei betäuben. Und dann, wenn so ein hübsches Kind genügen würde, um das Leben zu einem glücklichen zu machen, wie viele Leute wären dann schuldig, es willkürlicherweise unglücklich zu machen! Sie kehrten zum Feuer zurück und hatten nur mehr den einen Gedanken, möglichst bald fortzukommen, nachdem sie nunmehr sich erwärmt und erfrischt hatten.

„Sie wollen also nicht zum Essen bleiben?" fragte Mathieu.

„Gott bewahre!" riefen beide wie aus einem Munde.

Dann, um das Verletzende, das in einem solchen Ausruf lag, wieder gut zu machen, gab Beauchêne ihm eine scherzhafte Deutung und nahm die Einladung für später, für die wärmere Jahreszeit, an.

„Auf Ehrenwort, wir haben in Paris zu thun. Aber ich verspreche Ihnen, daß wir an einem schönen Sommertage zu Ihnen kommen werden, alle miteinander, samt Frauen und Kindern. Sie werden uns dann die Resultate Ihrer Arbeiten zeigen, und wir werden sehen, ob Sie es waren, der recht hatte. Viel Glück, mein Lieber! Auf Wiedersehen, Cousine! Adieu, Kinder, seid brav!"

Es gab abermals Küsse und Händedrücke, dann

verschwanden die beiden Männer. Und als wieder friedliche Stille eingetreten war, saßen Mathieu und Marianne wieder auf demselben Platze vor dem hellen Feuer, während die Kinder unter großer Gummiverschwendung weiter an ihrem Dorfe bauten und Gervais fortfuhr, mit leichten Atemzügen süß zu schlafen. War es ein Traum gewesen? Welcher plötzliche Windstoß, aus den Schändlichkeiten und Leiden der Großstadt entstammt, war durch ihren liebenden, weltfremden Frieden gefahren? Draußen lag die Landschaft nach wie vor in eisiger Erstarrung. Nur das Feuer sang die Hoffnung des künftigen Erwachens. Und nach einigen Minuten träumerischen Sinnens begann Mathieu zu sprechen, als hätte er nun endlich den Schlüssel gefunden, die entscheidende Antwort auf alle die ernsten Fragen, die ihm so lange auf der Seele gelegen.

„Diese Leute lieben einfach nicht, sie sind unfähig, zu lieben. Das Geld, die Macht, den Ehrgeiz, das Vergnügen, o ja, diese Dinge können sie verstehen, aber sie verstehen die Liebe nicht. Die Gatten, die ihre Frauen betrügen, lieben auch ihre Geliebten nicht. Sie haben nie von der großen Begierde geglüht, von der göttlichen Begierde, die die Seele der Welt ist, der Feuerherd des ewigen Lebens. Damit erklärt sich alles. Wer die Begierde nicht fühlt, wer die Liebe nicht fühlt, der hat keinen Mut und keine Kraft. Man zeugt, man schafft nur durch die Liebe. Wie sollten die Männer von heute den beherzten Mut zu einer zahlreichen Familie finden, wenn sie nicht von der Liebe erfüllt sind, die ohne feige Einschränkung ihr Lebenswerk vollbringt? Sie betrügen, sie unterschlagen, weil sie nicht lieben. Sie leiden später, sie geraten in äußerste physische und moralische Entartung, weil sie nicht lieben. Das Ende von allem

ist die Qual und wird schließlich der Zusammenbruch dieser morschen Gesellschaft sein, die sichtlich jeden Tag mehr verfällt. Das ist also die Wahrheit, die ich suchte. In der Begierde, in der Liebe liegt die Rettung. Derjenige, der liebt, der zeugt, der schafft, der ist der revolutionierende Retter, der Erschaffer von Menschen für die Welt der Zukunft."

Nie hatte er so deutlich gefühlt, daß er und seine Frau anders seien als die andern; dies stand ihm in diesem Augenblicke mit überwältigender Klarheit und Unwiderleglichkeit vor Augen; Vergleiche drängten sich ihm auf, und er sah, daß ihr so einfaches, von gieriger Gewinnsucht freies Leben, ihre Verachtung des Luxus und der weltlichen Eitelkeit, die Hingabe aller ihrer Kräfte an die Arbeit, ihre Art, die Vervielfältigung des Lebens zu fördern, zu begrüßen, zu verehren, dieses ganze Dasein, das ihr Glück und ihre Stärke ausmachte, aus nichts anderm entsprang, als aus der ewigen Urquelle aller Kraft, der Liebe, deren göttliche Begierde sie durchglühte. Wenn ihnen dereinst der Sieg zu teil werden sollte, wenn sie eines Tages vollendete Werke, Gesundheit und Glück hinterlassen würden, so würde es nur sein, weil sie die Kraft gehabt hatten, zu lieben, die Tapferkeit, Menschen zu erzeugen, diese reiche Nachkommenschaft, die aus ihnen erwuchs, wie eine Ernte, welche die Macht und den Sieg bedeutete. Und diese plötzliche Gewißheit begeisterte ihn, befeuerte sein Blut mit einer solchen Leidenschaft, daß er sich gegen seine Frau neigte, die ihm bewegt zuhörte, und sie leidenschaftlich auf den Mund küßte. Es war die göttliche Begierde, die wie eine Flamme über ihn hinschlug. Aber obgleich selbst erregt und mit brennenden Augen, hatte sie die Kraft, ihn zurückzuhalten, indem sie mit lachendem Schelten sagte:

„Willst du wohl vernünftig sein! Du wirst Gervais aufwecken. Später, wenn er einmal meiner nicht mehr bedarf.“

Sie blieben Hand in Hand in festem Druck und versanken in köstliches Schweigen. Der Abend nahte, das Gemach erfüllte sich mit tiefstem Frieden, während die Kinder an ihrem Tische Jubelrufe ausstießen über ihr vollendetes Dorf, in welchem Holzstückchen die Bäume darstellten. Und die zärtlichkeitserfüllten Augen der Gatten schweiften durch das blanke Fenster hinaus in die Ferne bis zu der unter der Krystalldecke des Frostes schlafenden Saat da drüben, und kehrten dann zu der Wiege ihres Jüngstgeborenen zurück, in der gleichfalls die Hoffnung schlief.

Abermals vergingen zwei Monate, Gervais war ein Jahr alt geworden, und vorzeitig schöne Tage beeilten das Erwachen der Erde. Eines Morgens, da Marianne und die Kinder einen Spaziergang nach dem Plateau zu Mathieu unternahmen, stießen sie einen Ruf des Erstaunens aus, so hatten die ersten Sonnenstrahlen in einer Woche das den Sümpfen abgerungene weite Feld verwandelt. Es war nun ein riesiger grüner Sammetteppich, eine endlose Fläche, welche das dicht und üppig in die Halme schießende Korn mit einer smaragdfarbenen Decke überzogen hatte. Niemals hatte ein Feld eine so wunderreiche Ernte versprochen. Und in dem warmen und hellen Aprilmorgen, inmitten der endlich aus dem Winterschlaf erwachten, im ersten Jugendreize prangenden Landschaft, jubelte die Familie über diesen Segen, über diese im Entstehen begriffene Fruchtbarkeit, die alle ihre Hoffnungen übertreffen zu wollen schien. Und ihr Entzücken steigerte sich noch, als sie auf einmal bemerkten, daß auch der kleine Gervais sich entpuppt

hatte, zum selbständigen Leben erwacht war, sich anschickte, seine Kräfte zu gebrauchen. Da er in seinem kleinen Wagen herumstrampelte und seine Mutter ihn herausnahm, versuchte er den ersten Flug und machte taumelnd vier Schritte, um sich dann mit seinen Händchen an die Beine des Vaters anzuklammern. Ein Freudengeschrei erscholl.

„Er geht, er geht!“

Ach, dieses erste Stammeln des Lebens, diese allmähliche Entfaltung der holden kleinen Wesen, der erste Blick, das erste Lächeln, der erste Schritt, welche Wonnen sind sie für die Herzen der Eltern! Sie sind die entzückenden Etappen der frühen Kindheit, welche die Eltern beobachten, ungeduldig erwarten, mit Ausrufen des Triumphes begrüßen, wie einen immer neuen Sieg, einen immer neuen Schritt in das Dasein. Das Kind ist gewachsen, das Kind wird ein Mensch. Dann kommt der erste Zahn, dessen seine Spitze das rosige Zahnfleisch durchbohrt; das erste gelallte Wort, das „Mama“, das „Papa“, welches zu verstehen man sehr viel guten Willen entwickelt, solange es noch nicht mehr ist als ein unartikuliertes Stammeln, ein Schnurren wie von einer kleinen Katze, das Zwitschern eines kleinen Vogels. Das Leben vollendet sein Werk, und Vater und Mutter stehen immer wieder voll Staunen und Rührung vor diesem Aufblühen ihres Fleisches und ihrer Seele.

„Warte,“ sagte Marianne, „er wird wieder zu mir kommen. Gervais! Gervais!“

Und das Kind kam nach einigem Zögern und nach einem vergeblichen Versuche, machte vier Schritte zurück, die Arme ausgebreitet und sie auf und ab bewegend wie eine Balancierstange.

„Gervais! Gervais!“ rief nun Mathieu wieder.

Wieder kam das Kind zu ihm, und zehnmal

mußte er die Reise unter Jubelrufen und Gelächter machen; so herzig und drollig fanden ihn alle, zum Totlachen.

Als jedoch die vier älteren in ihrer Freude und ihrem Uebermut allzu unsanft mit dem Kleinen umsprangen, nahm Marianne ihn ihnen weg. Und wieder einmal gab sie ihm, im Grase sitzend, an dieser Stelle die Brust, indem sie scherzend sagte, er habe wohl diese Belohnung verdient, obgleich seine Mahlzeitstunde noch nicht gekommen war. Im übrigen war er stets bereit, er vergrub sein dickes Gesicht mit gieriger Hast, und man hörte nichts mehr als das leise Rieseln der Milch, die abermals anfing durch die Adern der Welt zu fließen, um die Ernte der Zukunft zu nähren.

Da erfolgte eine Begegnung. Am Felde vorbei zog sich ein in ziemlich schlechtem Zustande befindlicher Fahrweg, der zu einem benachbarten Dorfe führte. Diesem entlang holperte nun ein Karren, auf welchem ein Bauer saß, dessen Aufmerksamkeit der Anblick der neu kultivierten Felder in solchem Maße anzog, daß er sein Pferd auf einen Schotterhaufen hätte hinaufgehen lassen, wenn die neben ihm sitzende Frau nicht in die Zügel gegriffen hätte. Das Pferd blieb stehen, und der Mann rief spöttisch:

„Das ist also Ihr Werk, Monsieur Froment?“

Mathieu und Marianne erkannten die Lepailleur, die Müllersleute. Sie wußten recht gut, mit welchem Spotte man in Janville ihren unsinnigen Versuch verfolgte, auf den Sümpfen des Plateaus Getreide zu pflanzen. Lepailleur besonders that es allen zuvor in Hohn auf diesen Pariser, der ein Herr war, eine gute Anstellung hatte, und so unglaublich dumm war, Bauer zu werden, seine paar Groschen dieser Hexe von Erde in den Rachen zu werfen, die ihn und seine Kinder samt seinen paar

Groschen verschlingen würde, ohne ihm auch nur genug Mehl für alle zu liefern. Der Anblick dieses Feldes machte ihn starr. Er war seit langem hier nicht vorbeigekommen, und er hätte niemals geglaubt, daß die Frucht so dicht herauskommen werde, denn er hatte hundertmal wiederholt, daß kein Halm da wachsen werde, so verfault sei der Boden. Aber obgleich eine geheime Wut ihn erstickte, als er sah, daß seine Vorhersagung sich so schlecht erfüllte, blieb er starrsinnig, wollte sich nicht ergeben, affektierte spöttischen Zweifel.

„Sie glauben also wirklich, daß das tragen wird? Ja freilich, man kann nicht sagen, daß es nicht herausgekommen ist. Aber wir wollen erst sehen, ob es wird reifen können."

Und da Mathieu in ruhiger Sicherheit lächelte, fuhr er fort, um ihm die Freude zu verderben:

„Ach ja, wenn Sie die Erde erst einmal kennen werden, so werden Sie sehen, daß sie wie jene gemeinen Weiber ist, von denen man nie weiß, ob man bis zum Schluß Freude oder Verdruß mit ihnen haben wird. Ich habe schon Ernten gesehen, die prächtig zu werden versprachen; aber dann kam eine Verräterei der Hexe, ein Gewitter, ein Sturm, oft selbst keine besondere Ursache, ein Nichts, eine Laune, und aus war's, alles ging zu Grunde. Aber Sie sind noch zu neu im Handwerk, Sie müssen erst noch Lehrgeld zahlen."

Seine Frau, die ihm mit Stolz zuhörte und kopfnickend beistimmte, nahm nun Marianne auf sich.

„Mein Mann sagt das nicht, um Ihnen den Mut zu nehmen, Madame. Aber die Erde ist wie die Kinder, sehen Sie. Es giebt welche, die leben, es giebt welche, die sterben; die einen machen einem Freude, die andern machen einem Kummer. Aber wenn man alles zusammenrechnet, so giebt man

immer mehr, als man bekommt, und man findet zum Schlusse, daß man nur der Narr gewesen ist. Sie werden schon sehen, Sie werden schon sehen!"

Peinlich berührt von diesen bösen Vorhersagungen, erhob Marianne, ohne zu antworten, ihre Augen vertrauensvoll zu Mathieu. Dieser, obgleich einen Augenblick geärgert durch die Unwissenheit, den thörichten Neid und die Mißgunst, die er aus all dem herausfühlte, begnügte sich, scherzhaft zu erwidern:

„Nun gut, wir werden sehen. Wenn Ihr Sohn Antonin einmal Präfekt sein wird, und meine zwölf Töchter nichts als Bäuerinnen, werde ich Sie zu ihren Hochzeiten einladen, und bis dahin werden Sie wohl Ihre Mühle haben neu bauen und mit einer großen Dampfmaschine versehen müssen, um all das Getreide zu mahlen, das auf meinem Besitze wachsen wird, hier, dort, rechts, links und überall."

Er umfaßte einen so weiten Bezirk mit seiner Gebärde, daß der Müller, dem es nicht behagte, daß man sich über ihn lustig machte, beinahe böse wurde. Er versetzte seinem Pferde einen heftigen Peitschenhieb, und der Karren holperte von dannen.

„Frucht, die herauskommt, ist noch nicht in der Mühle. Adieu, und viel Glück übrigens!"

„Danke. Adieu!"

Während die Kinder sich herumtrieben und nach den ersten vorzeitigen Primeln suchten, setzte sich Mathieu ein wenig neben Marianne, die, wie er sah, vor Furcht erbebt war. Er sprach kein Wort, er wußte sie stark genug, vertrauensvoll genug, um selber die Angst zu überwinden, die ihr Frauenherz vor der Zukunft empfinden mochte. Er setzte sich einfach neben sie, ganz dicht, so daß er sie berührte, und sah ihr in die Augen und lächelte sie an. Sogleich wurde auch sie ruhig und fand auch ihrerseits ihr gutes Lächeln wieder, während der kleine

Gervais, dem die Reden böser Menschen noch nichts anhaben konnten, fortfuhr zu trinken, ohne einen Schluck zu verlieren und mit gefräßigem Behagen zu schnurren. Die Milch rieselte, rieselte ohne Unterlaß, schwellte seine kleinen, täglich stärker werdenden Glieder, verbreitete sich in der Erde, erfüllte die Welt, nährte zu jeder Stunde das ewig sich mehrende, ewig neu erblühende Leben. War das nicht die Antwort der Hoffnung und der Zuversicht auf alle Todesdrohung, der sichere Triumph des Lebens, diese schönen Kinder, die unter der Sonne stets wachsen würden, dieser Erntesegen, der jedes Frühjahr dem Boden entsprießen würde? Bald, am glorreichen Tage der Ernte, werden die Aehren gereift sein, werden die Kinder erwachsen sein.

Und so geschah es, drei Monate später, als die Beauchêne und Séguin ihr Versprechen hielten und alle kamen, die Männer, die Frauen und die Kinder, um den Nachmittag eines schönen Sonntags in Chantebled zuzubringen. Sie hatten sich sogar verabredet, Morange für einen Tag der stumpfen Verzweiflung zu entreißen, in der er hinlebte, und hatten ihn vermocht, mit Reine sich ihnen anzuschließen. Nachdem die ganze Schar den Eisenbahnzug verlassen hatte, setzte sie sich sogleich nach dem Plateau in Bewegung, um das vielbesprochene Feld zu sehen; denn alle waren darauf ungemein gespannt, so sehr hatte der Entschluß Mathieus, zur Erde zurückzukehren und Bauer zu werden, ihnen wunderlich und unerklärlich geschienen. Er lachte fröhlich und konnte sich zum mindesten eines vollen Ueberraschungserfolges erfreuen, als er mit einer Handbewegung auf das Feld deutete, das unter dem blauen Himmel sein Meer hoch aufgeschossener Halme dehnte, mit den schon schwer gewordenen Aehren, die unter dem Winde in leichten Wellen wogten

Im Sonnenlichte des prächtigen heißen Nachmittags breitete sich hier die triumphierende Fruchtbarkeit aus, ein Segen von unerhörter Fülle, den der fette Boden, der seit Jahrhunderten aufgespeicherte Humus hatte hervorsprießen lassen, diese erste und gewaltige Ernte liefernd, wie um die ewige Lebensquelle zu glorifizieren, die in den Eingeweiden der Erde schlummert. Die Milch hatte sich verbreitet, die Frucht wuchs überall in überquellender Fülle hervor, brachte Gesundheit und Kraft, zeugte für die Arbeit der Menschenhand, für die Güte und Gemeinsamkeit der Welt. Hier flutete das wohlthätige, das nahrungbringende Meer, aus dem aller Hunger gestillt werden würde, auch derer, die noch geboren werden sollten, und die Wellen seiner Aehren trugen die frohe Botschaft von Horizont zu Horizont. Constance und Valentine waren nicht sehr gerührt, denn diese Gräsermenge sagte ihnen nichts, deren Seelen mit andern Interessen erfüllt waren; ebenso unberührt war auch Morange, dessen unstete, erloschene Augen schauten, ohne zu sehen. Aber Beauchêne und Séguin brachen in Ausrufe der Bewunderung aus, indem sie sich ihres Besuches im Januar erinnerten, da die erstarrte Erde noch im geheimnisvollen Schlaf gelegen hatte. Sie hatten damals nichts geahnt und standen nun verblüfft vor diesem wunderbaren Erwachen, dieser siegreichen Fruchtbarkeit, die ein sumpfiges und verwildertes Stück Erde in ein Feld voll reichen Lebens verwandelt hatte. Besonders Séguin konnte sich in Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung nicht genug thun, denn er war nun gewiß, daß er sein Geld erhalten würde, und hoffte bereits darauf, daß Mathieu sich um den Ankauf eines neuen Stückes der Besitzung bewerben werde.

Als sodann alle in den ehemaligen Jagdpavillon,

der nun bereits ganz in ein Bauernhaus verwandelt war, zurückgekehrt waren und in Erwartung des Essens im Garten beisammen saßen, kam das Gespräch wieder auf die Kinder. Marianne hatte gerade gestern angefangen, Gervais zu entwöhnen; sie hatte ihm am Abend zum letztenmal zu trinken gegeben; und nun befand er sich hier inmitten der Damen, und obgleich noch nicht fest auf den Beinen, watschelte er von einer zur andern, ohne sich davon entmutigen zu lassen, daß er immer wieder nach vorn oder rückwärts niederfiel. Er war ein frohgemutes Kind, das nicht verdrießlich wurde, offenbar weil er gesund war. Seine großen, glänzenden Augen lachten, seine Händchen streckten sich jedem freundschaftlich entgegen, und er war sehr weiß, sehr rosig, schon ein kleiner Mann mit seinen fünfzehneinhalb Monaten. Der Milchstrom war auch durch ihn geflossen, die mütterliche Nährquelle hatte ihm fröhliches Wachstum gegeben, der Keim hatte sich aus dem kräftigen Boden zu prächtiger Blüte entfaltet. Constance und Valentine bewunderten ihn, während Marianne ihn scherzend abwehrte, so oft er, nach dem gewohnten leckeren Mahle verlangend, die Händchen nach ihrer Brust ausstreckte.

„Nein, nein, mein junger Herr, damit ist's vorbei. Von jetzt ab kriegst du nur mehr Suppe."

„Dieses Entwöhnen ist schrecklich!" sagte Constance. „Hat er Sie diese Nacht schlafen lassen?"

„O ja, er hatte gute Gewohnheiten, er trank nie bei Nacht. Aber heute früh war er ganz verdutzt und hat geweint. Jetzt ist er schon wieder brav, wie Sie sehen. Mit den andern habe ich auch nicht mehr Umstände gehabt."

Beauchêne hörte stehend zu, während er mit Behagen seine ewige Zigarre rauchte. Constance rief ihn zum Zeugen auf.

„Da haben Sie Glück; denn du erinnerst dich, mein Lieber, was wir mit Maurice ausgestanden haben, nachdem wir die Amme fortgeschickt hatten. Drei Nächte hindurch hat er uns nicht schlafen lassen. Ich glaube, Gott verzeihe mir, das ist einer der Gründe, weshalb ich kein zweites Kind mehr haben wollte."

Sie lachte, und Beauchêne rief aus:

„Da sieh ihm zu, wie er spielt, dein Maurice, und sage mir dann wieder, daß er krank ist!"

„Ich sage das gar nicht mehr, mein Lieber, er befindet sich im Gegenteil jetzt sehr wohl. Und im übrigen war ich nie ernstlich beunruhigt, ich weiß, daß er sehr kräftig ist."

Die acht Kinder, die sich da befanden, hatten auf den Gartenwegen und selbst über die Rabatten hinweg ein großes Spiel arrangiert. Es waren die vier des Hauses, Blaise, Denis, Ambroise und Rose; dann Gaston und Lucie, die Kinder der Séguin, die es sich erspart hatten, Andrée, ihre Jüngste, mitzubringen; endlich Reine und Maurice. Und dieser schien nun thatsächlich fest auf seinen Beinen, obgleich noch immer ein wenig blaß, trotz seines breiten Gesichtes und kräftigen Kinns. Seine Mutter war so glücklich, ihn herumlaufen zu sehen, so voll befriedigten Stolzes über ihren erfüllten Traum, daß sie ganz liebenswürdig wurde, selbst gegen diese armen Verwandten, deren Uebersiedelung aufs Land ihr eine unbegreifliche Selbsterniedrigung schien, die sie für immer aus ihrer Welt strich. Sie existierten nicht mehr.

„Jawohl, ich setze nicht viele in die Welt," sagte Beauchêne, „aber wenn ich es thue, sind sie so gebaut wie der da, wie, Mathieu?"

Er bereute diesen Scherz wohl augenblicklich, er zwinkerte ein wenig mit den Augenlidern, eine leichte Blässe überzog seine Wangen, als er dem Blicke

seines früheren Zeichners begegnete, einem hellen Blicke, welcher das Bild jenes andern Kindes, das Norinens, vor ihm entstehen ließ, das ins Unbekannte geworfen worden war, er wußte nicht, wohin. Es entstand ein Schweigen, in welchem man die fröhlichen Rufe der spielenden Kinder hörte, und eine Prozession kleiner Schatten zog unter der hellen Sonne vorüber, die kleinen Verwünschten der Hebammenhäuser, der Spitäler und Gebäranstalten, die zarten Neugeborenen, die von den Zuführerinnen zusammengerafft und weggetragen werden, um in irgend einem Winkel dem Zufall überlassen zu werden, vor Kälte oder Hunger zu sterben. Welches Entsetzen, welcher Jammer beschleichen das Herz, wenn es dieser willkürlichen Vernichtung der menschlichen Ernte gedenkt!

Mathieu hatte kein Wort zu erwidern vermocht. Seine Bewegung wurde noch tiefer, als sein Blick auf Morange fiel, der, auf einen Sessel gesunken, dem kleinen Gervais zusah, wie er fröhlich lachend umhertaumelte; er war ganz versunken in den Anblick dieser gesunden und blühenden Kindheit, seine Augen trübten sich und füllten sich mit Thränen. Sah auch er den Geist der Toten vorüberschweben, die von dem Kinde war fortgenommen worden, welches sie sich geweigert hatten aufzunehmen, jenem früher so ersehnten Knaben, der vergangen war, ehe er gewesen? Düstere Gespenster erweckten die Erinnerung an jene abscheuliche Höhle, an die blutende, hingemordete Mutterschaft, während der sonnenbeschienene Garten von dem fröhlichen Jauchzen der spielenden Kinder wiederhallte.

„Wie entzückend Ihre Reine ist!“ sagte Mathieu, um ihn seinem selbstquälerischen Grübeln zu entreißen. „Sehen Sie nur, wie sie mit den andern läuft, ein rechtes Kind, als ob sie nicht bald heiratsfähig wäre!“

Morange, der langsam den Kopf erhoben hatte, richtete den Blick auf seine Tochter; und in seinen noch thränennassen Augen erschien ein Lächeln, der Ausdruck einer täglich wachsenden Vergötterung. Je mehr das Kind heranwuchs, desto ähnlicher fand er sie ihrer Mutter, und eine Leidenschaft für sie hatte ihn erfaßt, in welcher alle seine andern Gefühle, alle seine Wünsche, sein ganzer Mannesegoismus untergingen. Er hatte kein andres Lebensinteresse mehr, als sie sehr schön, sehr reich, sehr glücklich zu sehen. Das wäre dann gleichsam seine Lossprechung, die einzige Freude, auf die er noch hoffen konnte. Und schon erfüllte ihn der Gedanke mit Eifersucht, daß eines Tages ein Gatte sie ihm nehmen, und er allein in seiner traurigen Einsamkeit, allein mit dem Schatten der Toten zurückbleiben würde.

„O, sie verheiraten," sagte er leise; „noch lange nicht! Sie ist ja erst vierzehn Jahre alt."

Alle ergingen sich in Ausrufen des Erstaunens, man hätte sie für achtzehn gehalten, so stark war sie entwickelt, ein schönes, erwachsenes Mädchen. Und in der That, aus ihrem dichten schwarzen Haar, ihrer frischen, blühenden Haut strömte ein Duft vorzeitiger Sinnlichkeit, ebenso wie der heiße Wunsch nach Vergnügen und Luxus, von dem ihre Mutter erfüllt gewesen, bei ihr noch stärker zum Ausdruck kam, sich selbst im Spiele durch ihre leidenschaftliche Hingabe, durch ein Uebermaß an Gesten und Ausrufen verriet.

„Thatsächlich," sagte der geschmeichelte Vater wieder, „hat man bereits um ihre Hand angehalten. Sie wissen, daß die Baronin de Lowicz so freundlich ist, sie manchmal abzuholen, um sie ein wenig spazieren zu führen, und sie hat mir erzählt, daß ein reicher Ausländer mit vielen Millionen sich wahnsinnig in sie verliebt hat. Er soll nur warten! Ich

will sie wenigstens noch fünf oder sechs Jahre für mich behalten!"

Seine Thränen waren getrocknet, er lächelte mit egoistischer Befriedigung, ohne zu bemerken, daß der Name Sérafinens eine leichte Kälte hervorgerufen hatte, denn selbst Beauchêne fand seine Schwester kompromittierend und keine sehr geeignete Gesellschaft für ein junges Mädchen.

Marianne, die mit Unbehagen bemerkte, daß das Gespräch erlahme, wandte sich an Valentine, während Gervais sich's auf ihren Knieen bequem machte.

„Warum haben Sie Ihre liebe kleine Andrée nicht mitgebracht? Ich hätte sie so gerne geküßt, und dann hätte sie mit diesem Jungen da spielen können, der mir, wie Sie sehen, keine Minute Ruhe läßt."

Aber Séguin ließ seiner Frau nicht Zeit zu antworten. „Ich danke, nein, dann wäre ich nicht gekommen! Es ist gerade genug, daß man die beiden andern zu schleppen hat. Und der kleine Balg hört nicht auf, uns die Ohren zu zerreißen, seitdem die Amme fort ist!"

Valentine bestätigte, daß Andrée in der That recht schlimm sei. Sie war zu Anfang der Woche entwöhnt worden, und die Catiche hatte, nachdem sie das Haus mehr als ein Jahr hindurch unter ihre harte Tyrannei gebeugt, es nunmehr durch ihren Abgang in anarchistische Verwirrung gestürzt. Ah, diese Catiche! Sie konnte sich rühmen, daß sie ihnen teuer zu stehen gekommen war, bis man sie endlich fast mit Gewalt fortschicken mußte, wie eine Königin, die einmal doch abdanken muß, nachdem man sie noch mit Geschenken für sie, ihren Mann und ihr Kind daheim überhäuft hatte! Und jetzt hatte man gut eine Kindsfrau nehmen, Andrée schrie unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend; auch fand man, daß die Catiche eine Menge Wäsche mit-

genommen hatte, abgesehen davon, daß sie das ganze Gesinde dermaßen verlottert und demoralisiert zurückließ, daß die Herrschaft gezwungen war, sie allesamt zu entlassen. War dieser schreckliche Zwang, eine Amme zu nehmen, nicht genug, um einem die Lust zu vertreiben, Kinder zu bekommen?

„Bah!“ erwiderte Marianne heiter, „wenn die Kinder nur gesund sind, so vergißt man alles andre leicht.“

„Wenn Sie glauben, daß Andrée gesund ist, so irren Sie sich!“ rief Séguin, wieder einem seiner Roheitsanfälle erliegend. „Bei dieser Catiche ist sie freilich zu Anfang gediehen; aber später hat sie ihr weiß Gott was gethan, und das Kind ist nur Haut und Knochen.“

Und da seine Frau widersprechen wollte, geriet er in Zorn. „Ich sage wohl gar Lügen? Unsre zwei andern, die hier sind, sind auch nur aus Papiermaché. Das kommt wohl nur davon, daß du dich nicht genug mit ihnen beschäftigst. Du weißt ja, daß Santerre sie mißlungen nennt.“

Die Autorität Santerres war bei ihm unerschüttert. Valentine begnügte sich, leicht die Achseln zu zucken, während die andern Anwesenden, ein wenig unangenehm berührt durch den Disput, nun auf Gaston und Lucie aufmerksam wurden, die in der That rascher als die andern Kinder den Atem verloren, im Spiele zurückblieben und unfreundlich und mürrisch waren.

„Liebe Freundin,“ fragte Constance Valentine, „hat Ihnen Ihr trefflicher Doktor Boutan nicht gesagt, daß alles Uebel nur davon kommt, daß Sie Ihre Kinder nicht selbst genährt haben? Mich hat er mit diesem Kompliment bedacht.“

Bei dem Namen Boutan erhoben sich allgemeine heitere Proteste. O, Boutan, Boutan, der war einseitig

wie alle Spezialisten! Séguin lächelte ironisch, Beauchêne sprach scherzhaft von dem durch die Kammern zu dekretierenden obligatorischen Stillen durch die Mütter. Nur Mathieu und Marianne schwiegen.

„Natürlich, liebe Freundin," sagte Constance, sich gegen letztere wendend, „sind nicht Sie es, über die wir uns lustig machen. Ihre Kinder sind in der That prächtig gediehen. Das wird niemand bestreiten."

Marianne machte lächelnd eine Gebärde, als wollte sie sagen, daß sie gerne gestatte, daß man sich über sie lustig mache, daß sie gerne ein Gegenstand der Unterhaltung sei. Aber in diesem Augenblicke bemerkte sie, daß Gervais, sich ihre Unaufmerksamkeit zu nutze machend, an ihrem Kleide nestelte, um das verlorene Paradies zu suchen. Sie setzte ihn wieder zur Erde, indem sie unter verdoppelter Heiterkeit rief: „Nein, nein, junger Herr, daraus wird nichts, ich habe dir schon gesagt, daß es aus ist. Du siehst ja, daß man uns auslachen würde."

Dann folgte eine reizende Sceue. Mathieu betrachtete Marianne voll Zärtlichkeit. Sie kehrte also zu ihm zurück nach erfüllter Pflicht, nachdem sie dem Kinde vollends das Dasein gegeben, indem sie es mit ihrem Leben genährt. Die Gattin, die Geliebte war wieder erwacht, sie war wieder Weib geworden, in dem frohen Bewußtsein der Kindesentwöhnung, ein neuer Frühling erstand, eine neue, von der Ruhe erquickte Erde erschloß sich wieder, bebend vor Fruchtbarkeit. Nie noch hatte er sie so liebreizend, von einer so kraftvollen, ruhigen Schönheit gefunden, wie in diesem Triumphe ihrer glücklichen Mutterschaft, gleichsam vergöttlicht durch den Milchstrom, der aus ihr entsprungen war, um durch die Welt zu fließen. Sie war von einer Glorie umflossen, die Lebensspenderin, die wahre Mutter, die,

die nährte, nachdem sie geboren hatte, denn eine andre giebt es nicht, die andern sind nur schlechte und unvollkommene Arbeiterinnen, welche die Schuld an unausdenkbarem Unheil tragen. Und wie er sie so in ihrer Glorie sah, inmitten seiner kraftvollen Kinder, einer guten Göttin gleich, in fortwährender Fruchtbarkeit, wieder bereit zu empfangen, da fühlte er sich durchzuckt von Anbetung, von Verlangen, von heißer Begierde, von der unauslöschlichen Flamme der ewigen Sonne. Die göttliche Begierde fuhr über ihn hin, die brennende Weltseele, die in den Feldern bebt, die im Wasser rollt und im Winde weht, in jeder Sekunde Millionen Wesen zeugend. Vielleicht war er nur berauscht von dem kaum wahrnehmbaren Duft ihrer Haare, wie von entferntem Blumenduft. Vielleicht war nur ein einziger zärtlicher Blick zwischen ihnen getauscht worden, die gegenseitige Wiedergabe alles dessen, was in einen dem andern gehörte. Sie verfielen in eine köstliche Ekstase, sie vergaßen die ganze übrige Welt, alle Leute, die da waren. Sie sahen sie nicht mehr, empfanden nur das Verlangen, einander wieder zu erfassen, einander zu sagen, daß sie sich liebten, daß die Zeit da war, wo die Liebe wieder blühte. Er neigte sich zu ihr, sie hob ihr Gesicht zu ihm, und sie küßten sich.

„Nun, geniert euch nicht!“ rief Beauchêne lachend. „Was habt ihr denn?“

„Wünschen Sie, daß wir fortgehen?“ fragte Séguin.

Und während Valentine ausgelassen lachte und Constance ein wenig verlegen, ein wenig strenge dreinsah, sagte Morange mit Thränen in der Stimme: „Ach, Sie haben sehr recht!“

Erstaunt über das, was sie gethan hatten, ohne es zu wollen, blieben Marianne und Mathieu einen Augenblick starr und sahen einander bestürzt an.

Dann brachen sie in fröhliches Lachen aus und entschuldigten sich bei ihren Gästen. Lieben, lieben! Lieben können! Darin liegt alle Kraft, das heißt alles wollen und alles können!

„Nun denn," sagte Beauchêne neckend, „auf das sechste jetzt! Heute nacht kommt das sechste!"

Gervais hatte sich mit wankenden Schritten den drei großen Brüdern und der großen Schwester zugesellt, die im Spiele allen andern Kindern voran durch den sonnigen Garten tollten.

„Ja, gewiß, auf das sechste!" erwiderte Mathieu, während Marianne mit einem zärtlichen Kopfnicken zustimmte.

Und er wiederholte mit seiner umfassenden Gebärde, die das weite Feld dort drüben umschrieb, auf welchem die heranreifende überreiche Saat im Winde wogte: „Auf das sechste, da nun Nahrung dafür da ist!"

Es war der Ausruf des willensstarken und thatkräftigen Mannes, der sich gelobte, kein Kind mehr hervorzubringen, ohne zugleich sein Teil an Lebensmitteln zu schaffen. Das schien ihm vollkommen ehrenhaft, sein Gewissen hatte seine volle Heiterkeit wiedergefunden, dank diesem Entschlusse, keine Parasiten in die Welt zu setzen. In dem Maße, wie die Familie wuchs, würde auch sein Besitz wachsen, indem er immer neue fruchtbare Felder aus Sümpfen, aus wüsten und steinigen Flächen schuf. Und die Erde und die Frau würden zusammen das Schaffenswerk vollenden, sieghaft über die furchtbarsten Verluste, immer neues Leben gebend, neue Kraft und neue Hoffnung.

Ende des ersten Bandes.

In unserm Verlage sind in eleganter Ausstattung nachstehende

Romane, Novellen, Erzählungen etc.

der beliebtesten deutschen Schriftsteller

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Andrea, Ant., Kinder der Sonne. Italienische Novellen. Geh. *M.* 3.—; geb. *M.* 4.—

Berlepsch, G. von, Thalia in der Sommerfrische. Novelle. 2. Auflage. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Berlepsch, G. von, Mann und Weib. Novellen. Geh. *M.* 3.—; geb. *M.* 4.—

Berlepsch, G. von, Bergvolk. Novellen. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Berlepsch, G. von, Heimat. Schweizer Novellen. Geh. *M.* 3.—; geb. *M.* 4.—

Boy-Ed, Ida, Die Schwestern. Roman. Geheftet *M.* 5.—; gebunden *M.* 6.—

Boy-Ed, Ida, Die Flucht. Roman. Geheftet *M.* 5.—; gebunden *M.* 6.—

Erhard, Emile, Gräfin Ruth. Roman. 2 Bände. Geh. *M.* 8.—; geb. *M.* 9.—

Erhard, Emile, Im Spiegel. Roman. Geh. *M.* 4.—; gebunden *M.* 5.—

Erhard, Emile, Die Rose vom Haff. Roman. 3 Bände. Geheftet *M.* 12.—; gebunden *M.* 15.—

Erhard, Emile, Turf und Parket. Zwei Novellen. Geh. *M.* 5.—; geb. *M.* 6.—

Erhard, Emile, Das Meerweibchen. Novelle. Geh. *M.* 5.—; geb. *M.* 6.—

Erhard, Emile, Zwischen Havel und Spree. Novellen. Geheftet *M.* 5.—; gebunden *M.* 6.—

Erhard, Emile, Die Lehnsjungfer. Roman. 5 Bände. Geheftet *M.* 20.—; gebunden *M.* 25.—

Erhard, Emile, Ein Fragezeichen. Novelle. Geheftet *M.* 2.—; geb. *M.* 3.—

Erhard, Emile, Aus Fortunios Erinnerungen. Illustriert von Hertha von Warburg. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Hindermann, Adele, Bühnenvölkchen. Erzählung. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Jordan, Wilhelm, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. 2 Bände. Geheftet *M.* 10.—; gebunden *M.* 12.—

Junghans, Sophie, Zu rechter Zeit. Roman. 3 Bände. Geheftet *M.* 12.—; gebunden *M.* 15.—

Junghans, Sophie, Geschieden. Roman. 2 Bde. Geh. *M.* 8.—; geb. *M.* 10.—

Junghans, Sophie, Ein Kaufmann. Roman. Geh. *M.* 5.—; geb. *M.* 6.—

Klinckowström, A. von, Der lange Erzengel. Roman. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Klinkowström, Die Eidechse. Roman. Geh. *M.* 3.—; geb. *M.* 4.—

Krauß, Maximilian, Unter den Frauentürmen. Ein Roman aus dem Münchner Leben. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Leitgeb, Otto von, Das Gänsemännlein. Erzählung. Illustriert. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Leitgeb, Otto von, Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Geheftet *M.* 4.—; gebunden *M.* 5.—

Lucas, Stanislaus, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Geheftet *M.* 3.—; gebunden *M.* 4.—

Fruchtbarkeit

Roman in sechs Büchern

von

Emile Zola

Aus dem Französischen übersetzt

von

Leopold Rosenzweig

Zwölfte Auflage

Zweiter Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1902

Megede, Johannes Richard zur, Unter Zigeunern. Roman. 2. Auflage. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Megede, Johannes Richard zur, Kismet. Frühlingstage in St. Surin. Schloß Tombrowska. 2. Aufl. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Megede, Johannes Richard zur, Quitt! Roman. 6. Tausend. Geheftet M 5.—; gebunden M 6.—

Megede, Johannes Richard zur, Von zarter Hand. Roman. 4. Aufl. 2 Bände. Geheftet M 6.—; gebunden M 8.—

Megede, Johannes Richard zur, Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 4. Auflage. Geheftet M 4.—; gebunden M 5.—

Meyer-Förster, Wilhelm, Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Meyer-Förster, Wilhelm, Heidenstamm. Roman. Geh. M 3.—; geb. M 4.—

Muellenbach, Ernst, Die Siebolds von Lyskirchen. Ein altkölnischer Roman. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Muellenbach, Ernst, Schutzengelchen. Ein kölnischer Roman aus dem Jahre 1812. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Muellenbach, Ernst, Aus der Rumpelkiste. Roman. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Palm, Adolf, Im Lindenhof etc. Drei Erzählungen. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Schoebel, A., Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Schubin, Ossip, Erlachhof. Roman. 2 Bände. Geh. M 8.—; geb. M 9.—

Schubin, Ossip, „O du mein Oesterreich!" Roman. 3 Bände. Geheftet M 10.—; gebunden M 13.—

Schubin, Ossip, Ein müdes Herz. Erzählung. Geh. M 2.50; geb. M 3.50.

Schubin, Ossip, Gebrochene Flügel. Roman. Geh. M 6.—; geb. M 7.—

Schubin, Ossip, Maximum. Roman aus Monte Carlo. Geheftet M 6.—; gebunden M 7.—

Schubin, Ossip, Wenn's nur schon Winter wär'! Roman. Geheftet M 6.—; gebunden M 7.—

Schulze-Smidt, Bernhardine, „So wachsen deiner Seele Flügel!" Roman. 2 Bände. Geheftet M 6.—; gebunden M 8.—

Schulze-Smidt, Bernhardine, Pave, der Sünder. Eine Geschichte aus Dalmatien. Geheftet M 5.—; gebunden M 6.—

Schulze-Smidt, Bernhardine, Ringende Seele. Auch eine Liebesgeschichte. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Sperl, August, Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Geheftet M 7.—; gebunden M 8.—

Stenglin, F. von, Ein Dichterling. Roman. Geh. M 3.—; geb. M 4.—

Vischer, Friedrich Theod., Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 2 Bände. Geh. M 9.—; geb. M 11.— Ausgabe in Liebhaber-Einband M 13.—

Voß, Richard, Dahiel, der Konvertit. Roman. 3 Bände. Geheftet M 12.—; gebunden M 15.—

Voß, Richard, Der neue Gott. Roman (aus den Tagen des Kaisers Tiberius). Geheftet M 3.50; gebunden M 4.50.

Zahn, Ernst, Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Gebunden M 5.—

Zahn, Ernst, Menschen. Neue Erzählungen. Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—

Zahn, Ernst, Herrgottsfäden. Roman. Geh. M 3.—; geb. M 4.—

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Fruchtbarkeit

Roman in sechs Büchern

von

Emile Zola

Aus dem Französischen übersetzt

von

Leopold Rosenzweig

Zwölfte Auflage

Zweiter Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1902



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Viertes Buch.

I.

Vier Jahre gingen hin. Und während dieser vier Jahre bekamen Mathieu und Marianne noch zwei Kinder, ein Mädchen am Ende des ersten Jahres und einen Knaben am Ende des dritten. Und jedesmal, wenn die Familie sich vermehrte, wuchs auch gleichzeitig der neu entstehende Besitz von Chantebled, das eine Mal um weitere zwanzig Hektar fetten, den Sümpfen abgewonnenen Bodens, das andre Mal um ein großes Stück Wald und Heide, welches die eingefangenen Quellen zu befruchten begannen. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.

Als Mathieu nun eines Tages zu Séguin kam, um den Kauf des Stückes Wald und Heide abzuschließen, fand er Sérafine bei ihm. Séguin, der hocherfreut war, zu den festgesetzten Terminen aufs pünktlichste bezahlt zu werden, der glücklich war, dergestalt Stück um Stück dieses ertraglosen Besitzes zu verkaufen, welcher so schwer auf ihm lastete, unterzeichnete wie jedesmal fröhlich den Vertrag.

Heute wollte er Mathieu sogar zum Diner dabehalten. Aber dieser hatte Eile, nach Chantebled zurückzukehren, wo die Ernte seiner harrte. Und da er sagte, daß er einen Wagen nach dem Nordbahnhofe nehmen müsse, um den Zug nicht zu versäumen, bemerkte Sérafine, die bis nun stumm und lächelnd dagesessen hatte:

„Ich habe den meinigen unten und fahre eben in diese Richtung. Soll ich Sie hinbringen?“

Er sah sie an und wollte nicht den lächerlichen Schein erwecken, Furcht vor ihr zu haben, nachdem sie seit so langer Zeit nichts mehr miteinander gemein gehabt. Ueberdies war er seiner Unverletzlichkeit sicher.

„Gewiß. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Liebenswürdigkeit.“

Als sie in dem mit grüner Seide ausgeschlagenen, rasch dahinrollenden Wagen Seite an Seite saßen, zeigte sie sich von allerliebster Offenherzigkeit, sehr herzlich und freundschaftlich.

„Ach, lieber Freund, Sie wissen nicht, welches Vergnügen Sie mir damit machen, daß Sie mir diese wenigen Minuten ungestörten Alleinseins ermöglichen. Es hat immer den Anschein, als fliehen Sie vor mir; man sollte wahrhaftig meinen, Sie haben Angst, daß ich mich auf Sie stürze. Freilich habe ich einen Augenblick davon geträumt, glückliche Stunden wieder zu erleben, deren Erinnerung mir kostbar ist. Aber, lieber Gott, das liegt ja nun alles so ferne! Und wie recht haben Sie im Grunde, daß Sie nicht Gefahr laufen wollen, jene Erinnerung durch eine neue Wirklichkeit zu verderben! Ich schwöre Ihnen, daß mein einziger Wunsch ist, Ihre Freundin zu sein, und ich füge hinzu, daß Sie der einzige Mensch sind, dem ich diesen schönen Platz in meinem Herzen bewahrt

habe. Und es wäre mir eine Wohlthat, wenn ich mich Ihnen anvertrauen und Ihnen erzählen könnte, was ich niemand sage, keinem Manne selbstverständlich, aber auch selbst keiner Frau. Wenn Sie lieb und gut sein wollen, so werden wir aufrichtige Freunde werden, und das wird mir sehr, sehr gut thun."

Sie war wirklich bewegt. Durch welches Wunder wurde sie diesem Manne gegenüber, der sie verschmähte, nachdem er sie besessen hatte, so weich, sie, die grausame Hetäre, die auf die Männer Jagd machte, um sie zu benutzen und dann zu den übrigen zu werfen? Sie wurde förmlich schwesterlich und fand ein ungewohntes Vergnügen daran, ihm alles zu gestehen und zu klagen.

„Ach, mein lieber Freund, ich bin nicht mehr so glücklich, als man mich glaubt; ich lebe jetzt in unaufhörlicher Furcht. Ja, Sie haben es nicht gewußt, niemand hat es gewußt: ich hätte beinahe ein Kind bekommen. Der Zufall wollte, daß eine Fehlgeburt mich nach zwei Monaten davon befreite. Aber jetzt schwebt diese Gefahr täglich über meinem Haupte. Freilich Sie, der Sie ein Weiser sind, werden mir sagen, ich soll mich wieder verheiraten, soll Kinder bekommen. Aber, was wollen Sie, das ist nun einmal nicht meine Sache, ich lebe nur für die Liebe, und lebe sogar sehr für die Liebe, das kann ich Ihnen ja sagen, der Sie es wissen müssen."

Trotz ihrer trüben Stimmung lachte sie mit ihrem leisen, aufregenden Lachen, während ihre Augen in ihrem dreisten, von flammendroten, üppigen Haaren umgebenen Gesichte wieder erglühten. Die Wahrheit war, daß ihre heiße, sinnliche Gier wuchs je mehr das Alter nahte. Sie gestand stolz ihre fünfunddreißig Jahre, ihre insolente Schönheit war noch unvermindert, ihre Schultern und ihre Brust

waren gleich Marmor, ohne eine Runzel. Sie behauptete sogar, sich nur um so jünger, um so leidenschaftlicher, um so begehrender zu fühlen, und ihr Kummer war nicht, daß sie älter wurde, sie litt nur darunter, daß sie nicht wußte, wie sie unbehindert ihrer Lust frönen könnte, ohne die schreckliche Gefahr der Folgen laufen zu müssen. Bis zu diesem Tage hatte sie es mit unvergleichlicher Meisterschaft verstanden, ihren Platz als reiche Witwe in der großen Welt ungeschmälert zu erhalten, wurde überall empfangen, mochte ihre Liebhaber jeden Monat wechseln, mochte sich deren ein paar oder ein halbes Dutzend zugleich halten, solange sie sie in dem Geheimnis ihres festverschlossenen Erdgeschosses in der Rue de Marignan verbarg, ohne sie je öffentlich zur Schau zu stellen. Man flüsterte sich zu, daß sie an gewissen Abenden erotischer Tollheit sich gleich den unersättlichen Kaiserinnen des alten Rom als Dienerin verkleidete, um auf den Trottoirs zweideutiger Viertel rohe Liebhaber aufzutreiben, nach deren Gewaltthätigkeiten es ihr gelüstete. Sie suchte die Bestialität, es gab keine noch so brutale Umarmung, deren wollüstige Pein sie nicht kennen zu lernen begierig war. Und natürlich wuchs die Gefahr, schwanger zu werden, noch in diesen wilden Ausschweifungen mit oft betrunkenen Männern, die keinerlei Rücksicht anwendeten.

Mathieu, zuerst überrascht von diesen vertraulichen Mitteilungen, gelangte schließlich dazu, eine Art unbehagliches Mitleid mit dieser Frau zu fühlen wie mit einer Kranken. Er mußte seinerseits unwillkürlich lächeln, wenn er an alle die unterschlagenden Männer und Frauen dachte, von denen die Welt erfüllt war, und die, trotz aller ihrer eigensinnigen Bemühungen, die Natur zu betrügen, schließlich selbst die Betrogenen waren.

„Sie waren ja Ihrer Vorkehrungen so sicher," sagte er mit einiger Ironie. „Sie verstehen sich also nicht mehr darauf?"

„Kann man je sicher sein?" rief sie. „Und dann giebt es auch solche Ungeschickte, von den Umständen abgesehen. Man kann sich nicht immer hüten."

Sie vergaß ganz, daß sie Frau war, sie sprach wie ein Mann zum Manne, ohne jeden Rückhalt. Mit einer stolzen, leidenschaftlichen Kühnheit, in der ihre ganze unersättliche Gier aufflammte, setzte sie hinzu:

„Im übrigen verachte und verabscheue ich diese Unterschlagungen. Giebt es etwas Gemeineres oder Dümmeres? Die Liebe wird dadurch vermindert, verdorben, vernichtet. Stellen Sie sich zwei Liebende vor, die ihren Paroxysmus überwachen, die keinen andern Gedanken im Kopfe haben als den, sich ja nur nicht bis zur Neige zu lieben. Da ist es gleich besser, einander den Rücken zu kehren, nichts anzufangen, wenn man nichts beendigen will. Ich für meinen Teil erkläre Ihnen, daß mich das empört, in Wut versetzt, und daß ich jedesmal dafür wäre, alles zu wagen, wäre nicht diese Furcht, mich zu kompromittieren, meine Ruhe zu verderben, die mich ebenso feige macht wie die andern."

Sie fuhr mit ihrer unvergleichlichen Ruhe fort, gab zu verstehen, daß, wenn sie perverse Gelüste gehabt habe, in dem Wunsche, alle Arten von Liebe zu kosten, sie sich davon bald abgewandt habe als von belanglosen Spielereien, die sie nur irritierten und um so hungriger ließen. Und immer wieder sei sie zum Manne, zur normalen Liebe zurückgekehrt, mit der Gier eines Molochs, die nur die starken, vollständigen, endlosen Umarmungen sättigen konnten. Diese Gier war es, die sie gegen die

Unterschlagungen wüten ließ, welche die Furcht vor dem Kinde ihr aufzwang, und die ihr den heißen Wunsch erweckte, ein Schutzmittel zu besitzen, welches ihr kein Opfer an Genuß auferlegen würde. Sie hing unablässig dieser Sehnsucht nach, sie träumte von Nächten ohne Furcht und ohne Rückhalt, wo sie sich frei und nach Herzenslust hingeben könnte, im rasenden Triumphe ihres Sieges über die Natur.

Als sie wieder auf ihre Fehlgeburt zu sprechen kam, ohne zu gestehen, daß es eine willkürlich herbeigeführte gewesen, ahnte Mathieu die Wahrheit.

„Das schlimmste ist, lieber Freund, daß diese Fehlgeburt mich ganz zerrüttet hat. Ich habe mich in ärztliche Behandlung begeben müssen und habe glücklicherweise in meiner Nähe einen jungen, sehr angenehmen, sehr anständigen und dabei ganz unbekannten Mann gefunden, einen jener Aerzte, deren es so viele giebt, den ich aber einer Berühmtheit vorziehe, weil ich mit ihm mache, was ich will, und weil ich des Geheimnisses sicherer bin, da es niemand auffällt, wenn er zu mir kommt. Er behandelt mich jetzt seit drei Monaten, und was er sagt, ist nicht sehr beruhigend, denn er behauptet, daß ich jetzt bei dem erstbesten Anlaß wieder schwanger werden kann, da sich etwas da drinnen verschoben oder gesenkt hat, wie ich glaube. Stellen Sie sich nun vor, daß ich unter dieser fortwährenden Drohung leben muß! Ich wage ja gar nicht mehr, einen Mann zu umarmen! Nun hat mir mein lieber Arzt eine Operation vorgeschlagen, aber ich habe Angst, wahnsinnige Angst!“

Mathieu machte eine erstaunte Gebärde.

„Ihre Krankheit ist also ernst?“

Sie verstand, und machte sich seinen Ausdruck sogleich zu eigen, indem sie eine betrübte Miene annahm.

„Ja freilich, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ganz zerrüttet bin? An manchen Tagen leide ich unerträgliche Schmerzen. Und wenn mein Arzt von einer Operation zu sprechen beginnt, so muß er wohl etwas Ernstes vermuten, ich weiß nicht was. Im übrigen ist er kein Chirurg, er würde mich einfach zu dem berühmten Gaude führen, damit mich dieser untersuche und mich operiere, wenn es nötig ist. Auf alle Fälle jagt mir das einen Schauer über den Rücken, und ich glaube, daß ich niemals den Mut finden werde, mich dazu herzugeben."

In der That war ein Schatten über ihre flammenden Augen hingezogen, und ihre glühende Begierde erschauerte unter der eisigen Furcht vor dem Messer. Ihre Angst und ihre Sehnsucht nach straflosem Genusse lagen miteinander im Kampfe.

Nachdem er sie angeblickt hatte, zweifelte Mathieu nicht mehr.

„Ich glaube zu wissen," sagte er gelassen, „daß derlei Operationen sehr ungewiß sind. Man soll nur im äußersten Notfalle zu ihnen seine Zuflucht nehmen, wenn das Leben in Gefahr ist. Andernfalls setzen sich die armen Operierten sehr vielen Leiden, sehr großen Enttäuschungen aus."

„O!" rief sie in forciertem Tone, „Sie können sich wohl vorstellen, wenn ich mich zerfleischen lasse, daß es nur im Falle unbedingter Notwendigkeit geschähe und nicht, ehe ich mich gut unterrichtet habe. Wie ich höre, soll Gaude eine der Töchter Moineauds operieren, Sie wissen ja, des Vaters Moineaud, der noch bei meinem Bruder in der Fabrik arbeitet. Wenn ich Lust dazu habe, werde ich sie nachher besuchen, um mich ein wenig zu überzeugen."

„Eine Tochter Moineauds?" erwiderte er mit betrübtem Erstaunen. „Das könnte nur Euphrasie

sein, die seit kaum vier Jahren verheiratet ist, und die bereits drei Kinder hat, wovon zwei ein Zwillingspaar. Ich habe gerade vor kurzem, um die armen Leute ein wenig zu unterstützen, Cécile, eine der jüngeren Schwestern, zu mir genommen, die eben in ihr siebzehntes Jahr getreten ist; aber ich fürchte sehr, daß sie uns nichts nützen kann, da die geringste Anstrengung sie zwingt, das Bett zu hüten. Heutzutage sind diese Mädchen aus dem Volke nervös und schwächlich wie die Herzoginnen. Es giebt wirklich Eltern, die kein Glück mit ihren vielen Kindern haben, und das betrübt mich, denn abgesehen von den traurigen sozialen Folgen und dem Unglück für die Betroffenen benützt ihr diese Fälle, um mir gegenüber zu triumphieren, ihr alle, die ihr die Familie einschränkt, wenn ihr sie nicht ganz vernichtet."

Sie lachte wieder heiter, alle ihre Leiden vergessend. Der Wagen hielt.

„Wir sind schon am Bahnhof! Und ich hätte Ihnen noch so viel zu erzählen! Auf alle Fälle glauben Sie nicht, wie glücklich ich bin, mich mit Ihnen versöhnt zu haben. Es war ja so widersinnig, daß Sie sich vor mir zu fürchten schienen, als ob Sie mich unfähig glaubten, Ihnen in herzlicher Freundschaft zugethan zu sein. Ich versichere Ihnen, daß es mir ein beruhigendes Gefühl ist, daß wir uns nun verstehen, und daß ich hocherfreut bin, nun einen Vertrauten zu haben, ja, einen Vertrauten, dem ich alles sagen kann. Da! Schütteln wir uns die Hände, wie zwei Männer!"

Sie reichten sich die Hände, und er sah den Wagen fortfahren, sehr überrascht von dieser Sérafine, von der er nicht vermutet hätte, daß sie so spät noch das Bedürfnis fühlen werde, eine Beichte abzulegen. Vielleicht bot ihr diese seelische

Entkleidung, indem sie zu deren Zeugen einen ehemaligen Geliebten wählte, einen neuen Reiz. Und welch furchtbarem Unheil ging sie noch entgegen, in ihrer Gier nach strafloser, maßloser Sättigung!

Mainfroy, der Arzt aus der Nachbarschaft Sérafinens, war ein großgewachsener Mann von dreißig Jahren, schlank und elegant, mit geschniegeltem, ernstblickendem Gesichte, stets im Gehrock gekleidet, der im Begriffe war, sich jene Damenpraxis zu bilden, die gewissen mittelmäßigen, unbekannten Aerzten ein behagliches Einkommen verschafft; sein Prinzip war, dem leichtesten Unwohlsein gegenüber eine ernste Miene anzunehmen und besonders die geringsten nervösen Leiden mit großer Wichtigkeit zu behandeln, alle Klagen mit unermüdlicher Geduld anzuhören, mit Medizinen nicht zu sparen und niemals dem albernen Gelüste nachzugeben, sich in den Armen einer Patientin zu vergessen; denn jede Frau, die sich ihrem Arzt ergiebt, wird natürlich eine nichtzahlende Patientin. Das bildete auch seine Macht über Sérafine, sie folgte diesem hübschen jungen Manne, der kalt blieb und nicht verstehen wollte. Eines Nachts von der Zofe als Erstbester herbeigerufen, als sie infolge ihrer Fehlgeburt in eine heftige Nervenkrise verfallen war, sah er bei der ersten Untersuchung sofort, durch welche Manipulationen die Fehlgeburt herbeigeführt worden war. Aber er sagte nichts und versetzte sie in Schrecken, indem er that, als vermute er eine Affektion, die ihr Leben zu einem qualvollen machen könnte, wenn sie chronisch würde. Er schüttelte den Kopf, sprach zurückhaltend, mit halben Worten, die auf alle möglichen schrecklichen Leiden deuteten, und sie gab sich infolgedessen ganz in seine Hände. Er glaubte sich übrigens von vollkommener beruflicher Ehrenhaftigkeit, nicht besser

noch schlechter als die überwiegende Mehrzahl der andern Aerzte des Viertels; und es ist sicher, daß er persönlich niemals das Vertrauen eines Patienten mißbraucht hätte, abgesehen von den medizinischen Verhätschelungen, die er sich mit den Damen erlaubte; aber das hinderte ihn nicht, gelegentlich der Zutreiber gewisser berühmter Chirurgen zu sein, indem er ihnen Patientinnen zuführte und in voller Seelenruhe seine Provision einsteckte. Was nachher geschah, kümmerte ihn nicht. Er hatte nur als gefälliger Vermittler gedient, und es war dann Sache des Fürsten der Wissenschaft, des großen Operateurs, zu prüfen und zu handeln.

Von da ab spielte sich durch fast ein Jahr zwischen Mainfroy und Sérafine eine stille Komödie ab, in welcher sie sich gegenseitig mit gutem Rechte für die Gefoppten halten konnten. Sie hätten selbst nicht sagen können, wer von ihnen zuerst von einer möglichen Operation gesprochen hatte. Er kam fast regelmäßig jede Woche, sie rief ihn, wenn er auf sich warten ließ, zwang ihn, die Behandlung fortzusetzen, übertrieb ihre Leiden, sprach von wahnsinnigen Schmerzen. Und da sie so sehr ungeduldig war, so waren sie dahin gelangt, häufig miteinander über jene Operation zu sprechen, die sie zweifellos von allen Unannehmlichkeiten befreien würde. Lange Zeit war er bei seinem Kopfschütteln geblieben, hatte sich zu keiner Vorhersage herbeigelassen, hatte es vorgezogen, diese gut zahlende Patientin für sich zu behalten. Aber er mußte fürchten, daß sie ihm entschlüpfe, daß sie seine Vermittlung umgehe und allein jene Erlösung aufsuche, nach der sie so heiße Sehnsucht empfand. Er verstand sie vollkommen, er war nahezu gewiß, daß ihre Schmerzen erträglich waren, daß sie sich bei der einfachen chronischen Entzündung hätte beruhigen

können, von der sie übrigens längst geheilt worden wäre, wenn sie ihre Nächte weniger zügellos durchlebt hätte. Von diesem Augenblicke an stellte er selbst sich so, als verzweifle er an der Heilung, indem er sagte, es werde zweifellos noch monatelang dauern. Außerdem könne man bei derlei Krankheiten nie bestimmt wissen: vielleicht sei eine Komplikation vorhanden, die seiner Diagnose nicht erkennbar sei. Eines Tages sprach er das Wort Cyste aus, ohne aber etwas festzustellen; und sogleich tauchte der Name Gaudes auf, die Operation war im Prinzip beschlossen. Aber es gingen noch Tage hin, denn sie gab ihrer Angst Ausdruck, einer sehr wahrhaften, tödlichen Angst, mit welcher sich auch alle Arten von Befürchtungen über die möglichen Folgen vermischten. Bei jedem seiner Besuche fragte sie ihn nun eindringlich, leidenschaftlich aus, suchte Mut zu fassen, wollte hauptsächlich wissen, was aus ihren Frauenbegierden werden würde. Freundinnen hatten ihr Furcht eingejagt, hatten ihr gesagt, daß sie dann kein Weib mehr sein würde, erkältet, unfähig zum Genusse. Dies war die Befürchtung, die ihr letztes Zögern veranlaßte: die Funktion vernichten, indem man das Organ vernichtete, das Kind vernichten — das ja, sie verfolgte keinen andern Zweck, sie würde sich nur, um davon befreit zu werden, unter das Messer begeben; aber die Begierde vernichten, den Genuß töten, welchen sie das fieberhafte Verlangen hatte sich einzig, frei zu bewahren, souverän, aller Pflicht ledig, das wäre eine ungeheuerliche Narretei gewesen, an der sie vor Zorn und Scham gestorben wäre. Der Arzt lächelte jedoch gelassen, zuckte die Achseln, behandelte diese Auskünfte als müßige Redereien, versicherte ihr, daß neun- unter zehnmal die operierten Frauen sich verjüngen, bis zu fünfzig Jahren frisch bleiben, sich

sogar im Gegenteil als noch leidenschaftlicher erweisen, so daß dies sogar als einer der Nachteile der Operation zu betrachten sei.

An dem Tage, da Mainfroy ihr diese Versicherung gab, hieß Sérafine ihn schweigen, wie von einer schamhaften Verwirrung ergriffen. Aber ihr glühendes Gesicht strahlte.

„O Doktor, Sie werden mich am Ende dann noch behandeln müssen, um mich zu beruhigen ... Ich scherze und lache, aber ich versichere Ihnen, daß ich seit gestern furchtbare Schmerzen ausstehe. Und der Gedanke ist so schrecklich, daß man vielleicht eine tödliche Krankheit mit sich herumträgt ... Was wollen Sie? Ich habe große Angst, aber ich gebe nach, Sie werden mich zu Gaude führen, und ich werde mich seinen Händen überlassen, da Sie sagen, daß er Wunder vollbringt."

„Gewiß," sagte Mainfroy. „Alle Zeitungen beschäftigen sich mit seiner letzten Operation. Er hat seit einigen Monaten überwältigende Erfolge aufzuweisen. Sie wissen, daß er diese Arbeiterin Euphrasie, von der ich Ihnen erzählt habe, wiederhergestellt hat. Sie ist jetzt in ihre Häuslichkeit zurückgekehrt, in besserem Wohlbefinden als je, und Ihr Fall scheint mit dem dieser Frau einige Aehnlichkeit zu haben, denn soviel ich gehört habe, hat sie an einer sehr bösartigen Cyste gelitten."

„Richtig!" rief Sérafine aus, „ich hatte mir ja vorgenommen, sie zu besuchen und auszufragen. Warten Sie noch, ehe Sie mit Gaude eine Zusammenkunft verabreden, ja?"

Seit Euphrasie Moineaud mit Auguste Bénard, dem jungen Maurer mit dem lustigen Gesichte verheiratet war, der sich in ihr herbes, mageres Persönchen verliebt hatte, wohnte sie Rue Caroline, in Grenelle, in einem großen Gelasse, das als

Küche, Eßzimmer und Schlafzimmer diente. Es befand sich daselbst auch noch ein enges, lichtloses Kabinett, welches später, als nach kaum vierjähriger Ehe drei Kinder gekommen waren, als Schlafraum für die beiden ältesten Mädchen, Zwillinge, benutzt wurde. Die Wiege des Jüngsten, eines Knaben, blieb am Fußende des Bettes der Eltern. Und Euphrasie, die die Fabrik hatte verlassen müssen, da ihr Haus und ihre Kinder sie zu sehr in Anspruch nahmen, vollbrachte hier Wunder an Reinlichkeit, regierte als absolute, furchtbare Herrscherin, der alles gehorchte, — als sie infolge ihrer letzten Niederkunft von schrecklichen Schmerzen befallen wurde, die sie fast lähmten. Offenbar hatte sie sich zu früh wieder an die Arbeit begeben. Lange kämpfte sie, brachte ihren Mann zur Verzweiflung, der vor dieser blonden Heuschrecke zitterte, ein so großer starker Mensch er auch war, so sehr unterdrückte sie ihn, schüchterte sie ihn ein mit den Ausbrüchen ihres abscheulichen Temperaments. Endlich entschloß sie sich, ins Spital zu gehen; und nun war sie aus der Klinik des Doktors Gaude operiert und geheilt heimgekehrt. Seit zwei Wochen sprachen die Zeitungen von diesem letzten Triumphe des berühmten Chirurgen, erzählten die rührende Geschichte dieser jungen anständigen Arbeiterfrau, die von einem schrecklichen Leiden war befallen worden, nun vom sicheren Tode gerettet und ihrem Manne und ihren Kindern wiedergegeben war, gesunder und kräftiger als je. Das war das Meisterstück, das überzeugende Beispiel, das allen Damen gegeben wurde, die sich der Operation unterziehen wollten.

An dem Tage, da, gegen elf Uhr vormittags, Sérafine zu den Bénard kam, um Erkundigungen einzuziehen, fand sie gerade die ganze Familie

vereinigt. Bénard, dessen Baustelle sich in der Nähe befand, saß an einer Ecke des Tisches und aß seine Suppe, während Euphrasie den Fußboden kehrte und mit den drei Kleinen zeterte, die immer Unreinlichkeiten verursachten. Und auch Mutter Moineaud war da, gekommen, um auf einen Augenblick nach ihrer Tochter zu sehen, und saß auf dem Stuhlrande mit ihren leidenden und verwischten Zügen, sehr gealtert in diesen letzten Jahren.

„Ja," erklärte Sérafine, „ich habe von Ihrer Heilung gehört und wollte Ihnen vorerst dazu gratulieren, da ich mich Ihrer noch aus der Fabrik her erinnere, als Sie noch ganz jung waren; und dann, da ich eine Freundin habe, die sich in demselben Falle befindet, wollte ich Sie auch ein wenig ausfragen."

Die armen Leute waren von diesem unerwarteten Besuche erdrückt. Sie kannten die Baronin, die Arbeiter der Fabrik hatten sich von ihrem fabelhaften Reichtum und ihrem seltsamen Leben Geschichten erzählt. Nachdem sie sich jedoch herbeigelassen, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, setzte sich der Maurer wieder zu Tische, um seine Suppe aufzuessen; während die Moineaude sich auch ihrerseits niedersetzte und wieder in ihr stumpfes Schweigen verfiel.

„Mein Gott, Madame," erzählte Euphrasie, noch immer stehend, auf ihren Besen gestützt, „so viel steht fest, daß die Sache nicht übel abgelaufen ist. Ich wollte ja erst nicht ins Spital gehen, weil der Doktor Boutan, der uns oft umsonst behandelt hat, mir gesagt hat, nachdem er mich untersucht hatte, daß ich auch zu Hause gesund werden könnte, mit viel Geduld und Vorsicht. Nur, abgesehen davon, daß ich immer auf mich hätte acht geben müssen, empfahl er mir besonders, nichts zu arbeiten;

und wie hätte ich das machen sollen, da ich einen Mann und Kinder habe? So daß ich mich eines schönen Tages, als ich stärkere Schmerzen hatte als je, entschlossen habe."

„Und die Operation hat sogleich stattgefunden?" fragte Sérafine.

„O nein, Madame, damals war sogar nicht einmal die Rede davon. Das erste Mal, als man mir davon gesprochen hat, war ich ganz entrüstet und wollte sogleich fort, denn ich habe gedacht, daß sie mich verstümmeln werden, und daß mein Mann sich vor mir ekeln würde. Aber die Herren haben darüber gelacht und haben schließlich gesagt, wenn ich lieber sterben wollte, so wäre das meine Sache. Acht Tage noch haben sie mich so gelassen und haben mir wiederholt, daß ich in einem Monat sicher tot sein werde. Sie begreifen, daß es nicht angenehm ist, einen solchen Gedanken mit sich herumzutragen, und daß man sich schließlich lieber Arme und Beine abschneiden ließe; um so mehr als, wie ich von ihnen verlangt habe, sie sollen mir sagen, was sie mir thun wollen, sie mir nichts geantwortet haben; oder eigentlich, sie haben davon gesprochen wie von einer ganz unbedeutenden Sache, die alle Tage ausgeführt wird, und wobei man nicht einmal einen Schmerz fühlt. Und dann haben Sie keine Ahnung, wie viele Frauen sich dazu verstehen, — drei oder vier jeden Morgen hat man sie in den Saal hineingebracht und dann wieder herausgebracht und gesagt, daß sie geheilt sind ... Und so habe auch ich mich dazu verstanden, ja, aus freien Stücken, und heute bin ich sehr froh, daß es geschehen ist."

„Trotz alledem," fiel Bénard mit vollem Munde ein, „hätten sie mir an dem Sonntag, wo ich eine Stunde bei dir war, sagen sollen, daß sie dir alles wegnehmen wollen. Das ist eine Sache, will mir

scheinen, die den Mann auch angeht, und so was sollte nicht geschehen, ohne daß man seine Einwilligung verlangt hat. Du selber hast nichts gewußt, und du bist ganz verblüfft gewesen, wie du gehört hast, daß du nichts mehr hast."

Euphrasie hieß ihn mit einer ärgerlichen Gebärde schweigen.

„Ja, ich hab's gewußt. Das heißt, sie haben es mir nicht so deutlich gesagt. Aber ich habe wohl gesehen, was mit den andern geschehen ist, und habe mir schon gedacht, daß ich nicht ganz zu dir zurückkommen werde. Was willst du? Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger, was hat das zu sagen, da man es nicht sieht? Mir ist das lieber als ein Schnitt in die Wange."

Aber er fuhr fort zu brummen, über seinen Teller gebeugt.

„Ich bin nicht dieser Ansicht. Sie hätten es mir sagen sollen. Sie hätten vor allem dir erklären sollen, daß du, da sie dir alles wegnehmen werden, keine Kinder mehr haben wirst."

Und er begann wieder zu essen, unter dem Sturm, den er entfesselt hatte.

„Schweig, oder du machst mich wieder krank! Haben wir nicht genug mit drei Kindern? Glaubst du, ich hätte eine ganze Schar kriegen wollen, wie diese arme dumme Mutter da sich dazu hergegeben hat? Wie, Madame, sind drei Kinder für arme Leute wie wir nicht genug?"

„Du lieber Gott," rief Sérafine heiter, „das sind schon drei zu viel! ... Und ist denn die Operation schmerzhaft?"

„Man weiß nichts davon, Madame, da man schläft. Wenn man aufwacht, ist es nicht angenehm, aber es ist erträglich."

„Sie sind also nun geheilt?"

„Ja, geheilt, so hat man mir gesagt. Früher habe ich in den Weichen und den Schenkeln Schmerzen gehabt, daß ich habe schreien müssen. Jetzt habe ich nur von Zeit zu Zeit kleine Anfälle, und sie haben mir versprochen, daß ich nichts mehr spüren werde, wenn erst einmal alles verheilt ist."

Was ihr unangenehm war, das war, daß sie ihre Kräfte nicht wiedererlangen konnte. Sie verbrachte den Tag damit, ihre Wohnung in Ordnung zu bringen, hatte immer den Besen in der Hand, war von einer Reinlichkeitsmanie beherrscht, die eine Qual für ihren Mann wurde, der sich nicht rühren, nicht ausspucken durfte, seine kalkbespritzten Schuhe ausziehen mußte, im Augenblicke, da er die Schwelle betrat. Dann wusch sie die Kinder, puffte sie wegen der kleinsten Flecke auf ihren Kleidern; und sogleich ermüdet, seitdem sie das Spital verlassen hatte, sank sie auf einen Stuhl, empörte sich, war verzweifelt, daß sie zu nichts mehr tauge.

„Sie sehen, Madame, nach zehn Minuten habe ich genug," fuhr sie fort, ihren Besen fahren lassend und sich niedersetzend. „Nun, ich muß eben Geduld haben, da sie mir versprochen haben, daß ich stärker als früher sein werde."

Diese Einzelheiten interessierten Sérafine sehr wenig, die nur von einem Gedanken beherrscht war, ohne daß sie bisher eine anständige Form gefunden hätte, in der sich die heikle Frage stellen ließ. Endlich entschloß sie sich unverblümt zu sprechen, indem sie Bénard mit ihrer ruhigen Unverschämtheit ansah.

„Nun, ein Mann ergiebt sich noch darein, keine Kinder zu haben; aber es geht schief, wenn er kein Vergnügen mehr zu Hause findet und seine Frau ihm nichts mehr bieten kann; das ist das größte Unglück, das eine Ehe treffen kann."

Der Maurer begriff und brach in lautes Lachen aus.

„O Madame, was das betrifft, so habe ich mich nicht zu beklagen. Wenn ich ihr nachgäbe, seitdem sie mir sie wieder nach Hause geschickt haben, so würde es mit dem Vergnügen gar kein Ende finden.“

Schamrot und wütend hieß Euphrasie ihn neuerdings schweigen, als anständige Frau, die schlüpfrige Reden nicht leiden mochte. Und Sérafine, die ebenfalls lachte, hocherfreut von der Auskunft, wollte, da sie endlich wußte, was sie zu wissen wünschte, sich eben erheben, um Abschied zu nehmen, als die Moineaude, die bis nun stumm und schläfrig dagesessen hatte, wie von dem Gespräch weit zurückgelassen, langsam und unaufhörlich zu sprechen begann.

„Es ist wahr, daß deine arme dumme Mutter sich dazu hergegeben hat, eine Schar Kinder zu kriegen. Und sie bedauert es auch nicht, da es ihrem Manne Vergnügen gemacht hat. Aber trotzdem haben sie beide, er und sie, nicht viel Gutes davon. Er plagt sich immer noch in der Fabrik, wo er jetzt allein arbeitet, seitdem Victor Soldat geworden ist, um vielleicht in irgend einem Winkel zu sterben wie unser Eugène. Von unsern drei Jungen ist jetzt nur noch einer zu Hause, der jüngste, dieser Nichtsnutz von einem Alfred, der die Schule schwänzt, so oft er kann, von früh bis abend auf der Straße herumlungert und mit sieben Jahren schon mehr verdorben ist, als man es früher mit fünfzehn war. Ebenso habe ich von unsern vier Mädchen nur noch Irma, die noch zu jung ist, um zu heiraten, und wegen der ich zittere, daß sie eines Tages schlecht wird, so ungern arbeitet sie. Du bist beinahe gestorben. Jetzt ist Cécile auch ins Spital gekommen. Und was diese unglückliche Norine betrifft ...“

Sie schüttelte trostlos den Kopf. Dann fuhr sie in ihrer endlosen Klage fort, kam auf jedes ein-

zelne ihrer Kinder zurück, verweilte bei den spärlichen Freuden, die sie von ihnen gehabt, beklagte auch den Vater, der seit bald fünfundzwanzig Jahren wie ein Pferd in der Tretmühle arbeite, ohne eine andre Freude von ihnen zu erleben, als sie gezeugt zu haben. Und die armen Kleinen selbst, die nun aus dem Neste ausgeflogen, seien auch nicht glücklicher als ihre Eltern, brächten nun ihrerseits Kinder hervor, die wiederum nicht glücklicher sein würden. Und da sie abermals auf Norine zu sprechen kam und dabei weich wurde, unterbrach sie Euphrasie heftig.

„Du weißt, Mutter," rief sie, „daß ich dir verboten habe, ihren Namen vor mir auszusprechen. Sie ist unsre Schande, ich würde sie ohrfeigen, wenn ich ihr begegnen würde. Man hat mir erzählt, daß sie wieder ein Kind gehabt hat, und Gott weiß, was sie damit gethan hat! Wenn einmal der Thunichtgut von Irma schlecht wird, so wird sie sich nur an Norine ein Beispiel genommen haben."

Ihr ganzer alter Haß gegen ihre ältere Schwester, das schöne und üppige, genußsüchtige Mädchen, erwachte in dieser mageren und dürren Hausfrau, die alle Leute ihrer Umgebung unter die Tyrannei ihrer Anständigkeit beugte. Und weder die Mutter noch der Mann wagten ein Wort hinzuzufügen, aus Furcht, einen Anfall bei ihr herbeizuführen, wenn sie sie ärgerten.

„Sagten Sie nicht, daß auch Ihre Tochter Cécile ins Spital gegangen ist?" fragte Sérafine, neuerdings interessiert.

„Ach ja, Madame! Sie hat das Glück gehabt, daß Monsieur Froment sie auf seine Landwirtschaft genommen hat, um im Hause zu helfen. Aber sie ist krank geworden, sie hat über einen Klumpen

geklagt, der sie erstickt, und über einen Nagel, dessen Spitze ihr durch den Schädel geht. Plötzlich haben sich die Schmerzen auf die Weichen und die Schenkel geschlagen, so daß sie nicht ein Glied hat rühren können, ohne zu schreien. Nun heißt es, sie soll ebenso operiert werden wie Euphrasie."

„Ein Mädchen von siebzehn Jahren, das ist bös!" sagte Bénard, der seine Suppe gegessen und sich erhoben hatte.

„Sie ist wohl nicht mehr Prinzessin als ich!" rief die Schwester scharf. „Und warum sollte sie's nicht auch mitmachen, wenn es nötig ist? Wenn sie es nicht etwa vorzieht zu sterben."

„Nein, zwei von den meinigen, das ist zu viel!" murmelte die Moineaude, die in ihre betrübte Resignation zurückverfallen war.

Sérafine nahm dankend Abschied und gab jedem der Kinder ein Frankstück, um sich Naschwerk zu kaufen, wofür sie von der ganzen Familie gesegnet wurde. Am nächsten Tage gab sie Mainfroy Auftrag, sich über Cécile zu erkundigen, entschlossen, keine Entscheidung zu treffen, ehe sie von dem Erfolge dieser Operation unterrichtet sei. Als er ihr bestätigt hatte, daß sich Cécile thatsächlich in der Klinik Gaudes befinde, wartete sie, bis sie operiert war, und erbat dann von ihrem lieben Doktor, daß er sie in den Krankensaal führe, wo das junge Mädchen ihrer Wiedergenesung entgegensah. Dort erschien sie denn auch eines Tages, von lebhafter Neugierde erfüllt.

In dem Spital herrschte Gaude über seine drei Frauenkrankensäle als allmächtiger und glorreicher Gebieter. Er war ein Kliniker ersten Ranges, ein ausgezeichneter Kopf, rücksichtslos und frohgemut, der über eine Hand von unvergleichlicher Festigkeit und Geschicklichkeit gebot. Er war von Stolz für

seine Kunst erfüllt, war zwar vollkommen skrupellos, aber niedriger Berechnung und gemeiner Handlungsweise unfähig; und wenn er Geld machte, wenn er seine Zutreiber hatte, ein ganzes System hoher Provisionen, eine ganze Industrie der Ausbeutung reicher Patienten, so war er doch noch glücklicher über den lärmenden Ruhm, den ihm seine Kunst eintrug, als über das Geld. Er praktizierte im vollen Lichte der Oeffentlichkeit, er hätte ganz Paris an seinen Operationstisch einladen mögen. Porträts, Stahlstiche und Zeichnungen hatten ihn populär gemacht, stellten ihn bei der Arbeit dar, die große weiße Schürze über der Brust, die Aermel zurückgestreift, schön wie ein Gott, der schneidet und über das Leben gebietet. Er war einzig darin, einen Leib zu öffnen, hineinzusehen, und ihn wieder zuzunähen, alles mit seiner ruhigen Großartigkeit. Manchmal öffnete er noch einmal, um sich besser zu überzeugen. Dank der Antisepsis war eine Operation nur noch eine Spielerei, er entschloß sich dazu um ein Nichts, lediglich um des Vergnügens willen, etwas festzustellen. So viel Frauen zu ihm kamen, so viele wurden operiert. Wenn er sich in der Diagnose geirrt hatte, wenn er das Organ gesund fand, nahm er doch etwas weg, um nicht umsonst aufgeschnitten zu haben. Und von einem Ende Paris' zum andern verbreitete sich der Ruf seiner Operationserfolge, feierte man diese wunderbare Meisterschaft, die er sich durch die Uebung an Tausenden armer Frauen erworben hatte, welche seine Spitalsklinik passiert hatten — diese Meisterschaft, die aus ihm ein Idol machte, das man mit Gold überhäufte, den souveränen Kastrierer aller hirnverdrehten Millionärinnen.

Als Sérafine, von Mainfroy geführt, den großen weißen Saal betrat mit seinen weißen Betten, in

denen die Frauen mit weißen Gesichtern lagen, fand sie zu ihrer Ueberraschung Mathieu am Lager Céciles, die vor einigen Tagen operiert worden war. Er hatte von der Operation gehört und war sie besuchen gekommen, von schmerzlicher Sympathie für ein so trauriges Geschick erfüllt. Und nun stand er schweigend an der Seite des Bettes, in welchem Cécile lag und heftig schluchzte. Mit ihren siebzehn Jahren war sie noch immer mager und schwächlich, nur in die Länge gewachsen, mit Armen, Schultern und der Brust eines kleinen Mädchens. Auf dem Polster lag inmitten ihrer farblosen Haare ihr mageres Gesicht mit den von Leiden und Kummer ausgehöhlten Wangen. Und mit geröteten Augen, mit bebenden Lippen schluchzte sie und schluchzte, von untröstlicher Verzweiflung überwältigt.

„Was hat sie denn?" fragte Sérafine. „Ist die Operation nicht gut verlaufen? Hat sie Schmerzen?"

„O ja, die Operation ist gut verlaufen," erwiderte Mathieu. „Ein Meisterstück, heißt es, von so glänzender Ausführung, daß die Anwesenden gerne Beifall geklatscht hätten. Und sie sagte mir gerade vorhin, daß sie keinen Schmerz mehr gespürt hat."

„Warum weint sie also dermaßen?"

Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er mit innigem Mitleid:

„Man hat ihr eben erst gesagt, daß sie, wenn sie heiratet, nie ein Kind haben wird."

Verblüfft sah Sérafine dieses schwächliche Mädchen mit dem mageren Körper an.

„Wie, deswegen? Das thut ihr leid?"

Mathieu hatte sich gegen sie gewendet und sah ihr sehr ernst in die Augen, die ein ironisches Lächeln unterdrückte.

„Ja, es scheint so. Es scheint, daß es so arme

Mädchen giebt, die krank sind und keinen Sou besitzen, welchen der Gedanke, daß sie nie ein Kind haben werden, Schmerz bereitet."

Sérafine hatte sich dem Bett genähert. Sie wollte diesen Kummer besänftigen, sie ihren Thränen entreißen, um sie ein wenig auszufragen. Das junge Mädchen antwortete endlich, indem sie ihr abgehärmtes Gesicht aus ihren matten Haaren hob und sich bemühte, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

„Sie haben keine Schmerzen mehr, liebes Kind?"

„Nein, Madame, gar keine."

„Aber Sie haben viel gelitten, während man Sie operierte?"

„Nein, Madame, ich kann es nicht sagen, ich weiß nicht."

Und sie fing wieder an zu schluchzen, noch heftiger, trostlos. Der Gedanke an die Operation erinnerte sie wieder daran, daß man ihr alles weggenommen hatte, daß sie niemals ein Kind haben würde, niemals, niemals! Sie wußte alles von Liebe und Mutterschaft, ein Kind der Gasse, die Jungfrau geblieben war, inmitten des Schmutzes, der sie umgab. Und aus dieser so in ihrer Blüte verstümmelten Jungfrau rief der Jammer der Mutter, erhob sich ein instinktiver Schrei wahnsinniger Verzweiflung, die sie nicht einmal in sich gefühlt hatte, und die nun so unaufhörlich ausströmte, ohne daß ihre Thränenflut sie sänftigen konnte.

In diesem Augenblicke ging eine freudige Bewegung durch den Saal. Gaude erschien, außerhalb seiner regelmäßigen Visiten, wie er dies manchmal that, um seinem gehorsamen kleinen Volke von Kastrierten einen Beweis seiner väterlichen Fürsorge zu geben. Er war nur von einem der Spitalsärzte begleitet, einem kräftigen jungen Mann Namens Sarraille, mit verschmitzten Augen in seinem

ordinären Gesichte. Gaude selbst, ein großer, schöner, rotblonder Mann, sorgfältig rasiert, mit kräftigen Zügen, aus denen Lebensfreude und Rücksichtslosigkeit sprachen, strahlte geradezu von Klugheit und Kraftbewußtsein, durchschritt den Saal als souveräner Herrscher und sprach mit seinen Patienten in dem familiären Tone eines leutseligen Fürsten, der sich zu seinen Unterthanen herabläßt. Und als er sah, daß eine seiner Frauen, die, welche er sein „kleines Schätzchen" nannte, so weinte, kam er herbei und fragte nach der Ursache ihres Kummers. Als er sie erfahren hatte, lächelte er mit liebenswürdiger Nachsicht.

„Sie werden sich schon trösten, mein kleines Schätzchen. Das ist eine Sache, über die man sich sehr leicht tröstet, Sie werden das später einsehen."

Er hatte sich nicht verheiratet, lebte als verhärteter Hagestolz, als unfruchtbarer Mann, dessen höchste Philosophie die Menschenverachtung war. Je weniger ihrer zur Welt kamen, desto besser. Diese Rasse von Dummköpfen und Schuften würde sich immer noch genug vermehren. Es hätte keines zu starken Anstoßes bedurft, um ihn dazu zu bringen, bei jeder Frau, die er kastrierte, laut über die böse Saat zu triumphieren, die er wieder im Keime erstickt hatte. Und man erzählte sich von seinen Erfolgen als kluger Liebhaber unter seinen Patientinnen, welche, frei von jeder Gefahr, mit ihm, in großer Zahl wie man sagte, der Freuden genossen, besonders solange die Reizung des operativen Eingriffes und das Glücksgefühl über die Befreiung noch neu waren.

Mainfroy stellte ihm nun, nachdem er ihn einen Augenblick beiseite genommen, die Baronin de Lowicz vor. Es gab Lächeln auf beiden Seiten, einen Austausch weltmännischer Liebenswürdigkeiten,

ein sofortiges Einverständnis nach den ersten Blicken; und es wurde für die nächste Woche eine Zusammenkunft bei dem berühmten Chirurgen verabredet. Als er sich verabschiedete, um seinen Rundgang fortzusetzen, reichte er seinem bescheidenen und korrekten Kollegen Mainfroy die Hand und drückte die seine kräftig; das Geschäft war abgeschlossen. Cécile weinte noch immer, das Gesicht in ihre Haare vergraben. Sie antwortete nichts, hörte nichts mehr. Man mußte sie in Ruhe lassen.

„Sie sind also entschlossen, wie ich sehe," sagte Mathieu zu Sérafine, als er mit ihr den Saal verließ. „Es ist eine ernste Sache."

„Was wollen Sie? Ich leide zu viel," antwortete sie ruhig. „Und dann läßt mir dieser Gedanke keine Ruhe mehr, ich muß ein Ende machen."

Vierzehn Tage später wurde Sérafine in einem Sanatorium operiert, welches in der Rue de Lille von Nonnen gehalten wurde. Es war eine Art von Kloster, von Gärten umgeben, wo Gaude, inmitten eines jungfräulichen Friedens, die kastrierte, die er seine „großen Damen" nannte. Er ließ sich nur von Sarraille assistieren, dessen zwischen den Schultern sitzender Kopf mit dem Stiergesicht, mit dem schwachen Barte und den starren, an den Schläfen klebenden Haaren, den Damen durchaus nicht gefiel; aber er wußte, daß er an ihm einen treuen Hund besaß, einen energischen Menschen, der sich gegen den Widerwillen empörte, den er einflößte, und der in seiner brennenden Erfolgsucht zu allem bereit war, was man von ihm verlangte. Natürlich gelang die Operation ausgezeichnet, ein wahres Wunder an Leichtigkeit und Geschicklichkeit, das Organ wurde herausgenommen, war fortgeschafft, verschwunden wie unter den flinken Händen eines Zauberkünstlers. Und da sie nicht krank, sondern

gesund und im Vollbesitze ihrer Kräfte war, ertrug Sérafine die Operation in wunderbarer Weise, hatte eine sehr rasche Rekonvalescenz, und erschien wieder in der Welt, triumphierend, von Gesundheit strahlend, wie nach der Rückkehr aus einem Alpenbade oder von den Ufern des blauen Meeres. Mathieu, der sie bald darauf sah, war betroffen von ihrer übermütigen Freude; eine solche Glut zügelloser Begierde flammte in ihr, daß ihr goldumrahmtes Gesicht davon braunte; ein solch schamloser Triumph erfüllte sie, endlich unfruchtbar zu sein, sich endlich ohne Furcht hingeben, ersättigen zu können, daß ihre fortwährend suchenden Augen von ihren Nächten erzählten, ihrem der Gasse geöffneten Schlafzimmer, dem Uebermaß ihrer vernichtenden Wollust.

Als Mathieu eines Mittags bei Boutan zu Gaste war, sprachen sie davon. Der Doktor wußte alles und war von diesen Praktiken unterrichtet. Er sprach davon in betrübtem Tone, der allmählich in Zorn überging.

„Gaude ist wenigstens noch ein Chirurg ersten Ranges, und ich will annehmen, daß er nur der Leidenschaft für seine Kunst nachgiebt. Aber wenn Sie wüßten, welcher Kniffe sich die andern bedienen, die, welche durch sein Beispiel gedeckt werden, und welch entsetzliches Unheil sie im Begriffe sind, dem Vaterlande, der Menschheit zuzufügen! Eine Frau so zu kastrieren wenn nicht eine gebieterische Notwendigkeit vorliegt, ist einfach ein Verbrechen. Es müßte Todesgefahr vorhanden sein, man müßte die Gewißheit haben, daß jedes andre ärztliche Mittel nutzlos ist. Von zwanzig Frauen, die man heute operiert, könnten wenigstens fünfzehn durch sorgfältige Behandlung geheilt werden. Sehen Sie zum Beispiel diese zwei Fälle, die beiden Töchter

Moineauds: ich habe Euphrasie behandelt, sie litt zweifellos nur an einer chronischen Entzündung, die freilich sehr schmerzhaft war, die aber durch eine strenge Kur zu heilen gewesen wäre. Und was Cécile betrifft, die ich auch in Behandlung hatte, so ist sie schweren Nervenanfällen unterworfen, und hat starke neuralgische Schmerzen gehabt. Blutarme und Nervöse zu operieren, das ist unsinnig, das gehört ins Gefängnis und in den Bagno. Man ist schon dahin gekommen, wie mir erzählt wurde, die Kastration an Tobsüchtigen zu versuchen, um sie zu beruhigen ... Was wollen Sie? Dies ist der Wahnwitz des Tages, ein Wahnwitz, der sich, wie mir bedünkt, mit der Gier nach fetten Honoraren gesellt. Von hoch bis niedrig, von groß bis klein, schlägt man Geld aus dieser abscheulichen Industrie, die Unfruchtbare fabriziert. Hier eine verheiratete Frau, der man den Leib aufschneidet, ihr, während sie noch in voller Zeugungskraft sich befindet, das Organ des Lebens nimmt. Hier eine Jungfrau, die man verstümmelt, bei der man die Mutterschaft in der Knospe vernichtet, ehe sie noch geblüht hat. Man schneidet, man schneidet, man schneidet, immerfort und überall. Um der kleinsten Wehleidigkeit, um des geringsten vermuteten Fehlers willen schneidet man, und wirft gelassen das gesunde Organ in den Kübel, wenn man sich getäuscht hat. Oft wird der Frau gar nicht gesagt, was mit ihr geschehen soll, noch dem Manne oder der Familie, und sie erfährt es erst, wenn sie den Krankheitsbericht liest. Basta! Das hat ja keine Bedeutung, eine Frau weniger, eine Gattin, eine Mutter weniger! ... Und wissen Sie, wie weit wir gelangt sind? In den Spitälern kastriert man zwei- bis dreitausend jährlich. Beinahe doppelt so viel entfallen auf die Privatsanatorien, wo es weder un-

bequeme Zeugen noch irgend eine Kontrolle giebt. Allein in Paris muß die Zahl der seit fünfzehn Jahren Operierten dreißig- bis vierzigtausend betragen. Und man schätzt auf fünfmalhunderttausend, auf eine halbe Million, die Anzahl der Frauen, denen man die Blüte der Mütterlichkeit entrissen, zerstört hat, wie schädliches Unkraut. Eine halbe Million, großer Gott, eine halbe Million unnützer, zu Monstren verstümmelter Frauen!"

Er hatte diese Ziffern in zornigem Aufwallen hinausgerufen und fuhr nun mit schmerzlicher Verachtung fort:

„Das Schlimmste ist, daß es bei dem Ganzen nichts andres giebt als Lüge, Betrug und Diebstahl. Ihre Statistiken, die sie zu ihrem Ruhme veröffentlichen, sind erlogen. Sie betrügen die Patienten von morgen, sie bestehlen sie, denn sie erfüllen fast nie die Hoffnungen, die sie erwecken. Diese ganze Mode der Kastration ist nur auf eine große Täuschung gegründet, denn es handelt sich nicht bloß darum, zu wissen, ob die Operation selbst gelungen ist, man müßte die Operierten weiter im Auge behalten, müßte untersuchen, was aus ihnen wird, welches vom individuellen und sozialen Standpunkte die definitiven Resultate sind. Welch entsetzliche Täuschungen sind die Folge, in welche Hölle von Qualen, Unheil und Vernichtung geraten die armen Opfer! Man heilt ein Organ nicht, indem man seine Funktion vernichtet, man schafft Monstra, ich wiederhole es, und Monstra sind die Verneinung aller Gesundheit und alles Glückes. Und das Ergebnis ist nichts als ein ungeheurer Ausfall, zertretenes, vernichtetes Leben, gemordete Menschheit. In zehn Jahren hat das Messer der Kastrierer uns mehr Unheil zugefügt als die Kugeln der Preußen in dem Schreckensjahre."

In Chantebled fuhren Mathieu und Marianne fort zu arbeiten, zu schaffen, zu zeugen. Und während der vier Jahre, die hingingen, waren sie abermals siegreich in dem ewigen Kampfe des Lebens gegen den Tod, durch das fortgesetzte Wachstum der Familie und der fruchtbaren Erde, das der Inhalt ihres Daseins war, ihre Freude und ihre Kraft. Die Begierde fuhr in Flammenstürmen hin, die göttliche Begierde machte sie fruchtbar, gab ihnen Kraft zu lieben, gut zu sein, gesund zu sein; und ihre Energie that das übrige, ihre Thatfreudigkeit, die tapfere Beharrlichkeit in der nützlichen Arbeit, die die Welt aufbaut und in Ordnung hält. Aber während der ersten zwei Jahre ward ihnen der Sieg nicht ohne schweren Kampf. Es folgten einander zwei unheilvolle Winter mit Schnee und Eis; dann, als die Märzstürme wehten, kamen Hagelschläge, Orkane warfen die Halme nieder. Wie Lepailleur es ihnen mit dem Lächeln eines ohnmächtigen neidischen Menschen gedroht hatte, schien es, als ob die Erde zur Stiefmutter werden wollte, undankbar für ihre Arbeit, gefühllos für ihre Verluste. In diesen zwei Jahren kamen sie mit heiler Haut nur davon dank den andern zwanzig Hektar, die sie von Séguin im Westen des Plateaus erworben hatten, ein großer Zuwachs fruchtbarer Erde, die den Sümpfen abgewonnen wurde, und deren erste Ernte, trotz der Hagelschläge, eine unerhört reiche war. Indem er sich vergrößerte, wurde der Besitz auch kräftiger und im stande, widrige Zufälle zu ertragen. Sie hatten auch große Familiensorgen, die fünf schon vorhandenen Kinder verursachten ihnen viel Unruhe und viel Plage. Gleichwie um die Erde gab es auch hier fortwährend Kämpfe, Kummer, Angst, tägliche Errettungen. Gervais, der Jüngste, wäre beinahe an einem bösartigen Fieber gestorben.

Die kleine Rose hatte ihnen ebenfalls einen furchtbaren Schrecken verursacht, da sie einmal von einem Baume fiel, ohne übrigens einen schwereren Schaden als eine Verrenkung davonzutragen. Aber die drei andern, Blaise, Denis und Ambroise, fuhren glücklicherweise fort, in kräftiger Fröhlichkeit zu gedeihen, und bewahrten die Gesundheit junger Eichen. Und als Marianne ihr sechstes Kind gebar, ein Mädchen, dem sie den Namen Claire gaben, begrüßte Mathieu das neue Geschenk ihrer Liebe, hochbeglückt über diese Vermehrung an Macht und Reichtum.

Dann folgten durch weitere zwei Jahre wieder die ewigen Kämpfe, die Leiden und Freuden, um schließlich zu denselben Siegen zu führen. Marianne gebar wieder, Mathieu eroberte neue Gebiete. Immer unter viel Arbeit, viel ausgegebenem, viel gewonnenem Leben. Diesmal mußte der Besitz nach den Heiden, den sandigen und steinigen Hängen hin ausgedehnt werden, wo seit Jahrhunderten nichts gewachsen war. Die Quellen des Plateaus, die gefaßt und über diese unbebauten Flächen geleitet wurden, befruchteten sie allmählich und bedeckten sie mit einer sich vermehrenden Vegetation. Anfangs gab es Enttäuschungen, bereits schien die Niederlage zu drohen, es bedurfte großer Geduld und Ausdauer zu dem schöpferischen Werke. Aber auch diese Felder lieferten schließlich reiche Ernten, während wohlangebrachte Holzungen in den gekauften Wäldern großen Gewinn abwarfen und die Möglichkeit ergaben, weite Lichtungen, die bisher nur von Gestrüpp bedeckt gewesen waren, später der Kultur zuzuführen. Die Kinder wuchsen in dem Maße, als der Besitz sich vergrößerte. Die drei ältesten, Blaise, Denis und Ambroise, besuchten nun ein Lyceum in Paris, wohin sie tapfer jeden Morgen mit dem ersten Zuge fuhren, um Abends wieder

zurückzukehren. Die drei andern, der kleine Gervais, die Mädchen Rose und Claire, wuchsen noch in Ungebundenheit in der freien Natur. Mit ihnen gab es nur die gewohnten kleinen Uebel, Schmerzen, die einer Liebkosung wichen, Thränen, die ein Sonnenstrahl trocknete. Aber bei dem siebenten Kinde war die Entbindung Mariannens so schwer, daß Mathieu einen Augenblick von der Angst erfaßt wurde, sie zu verlieren. Sie war gefallen, als sie vom Hofe zurückkam; es waren heftige Schmerzen aufgetreten, sie mußte sich zu Bett legen und gebar am nächsten Tage, nach acht Monaten, ohne daß Boutan, der in Eile berufen worden war, für Mutter oder Kind gutstehen konnte. Es war eine furchtbare Zeit, aus welcher sie jedoch, dank ihrer kräftigen Gesundheit, heil hervorging, während das Kind, der kleine Grégoire, die verlorene Zeit einholte, an ihrer Brust sich Lebenskraft holte, als an der natürlichen Quelle des Daseins. Als Mathieu sie wieder lächelnd vor sich sah, mit dem Kinde auf dem Arme, küßte er sie leidenschaftlich, triumphierte wieder einmal über alle Schmerzen und allen Kummer. Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld.

Und so wuchs immerfort das gute und große Werk, das Werk der Fruchtbarkeit durch die Erde und durch die Frau, siegreich über die Vernichtung, für jedes neue Kind neue Lebensmittel schaffend, liebend, wollend, kämpfend, arbeitend unter Leiden, unaufhörlich zu neuem Leben, neuer Hoffnung fortschreitend.

II.

Zwei Jahre gingen hin. Und während dieser zwei Jahre bekamen Mathieu und Marianne noch ein Kind, ein Mädchen. Und diesmal vergrößerte sich gleichzeitig mit der Familie auch der Besitz Chantebled wieder um dreißig Hektar Waldgrund auf dem Plateau, bis zu den Feldern von Mareuil, und um dreißig Hektar Heide an den Hängen längs der Eisenbahn bis zum Dorfe Monval. Da der baufällige Pavillon, das ehemalige Jagdrendezvous, längst unzureichend geworden war, hatte sich die Notwendigkeit ergeben, einen ganzen Bauernhof zu errichten, Wirtschaftsgebäude, Scheunen, Wagenschuppen, Pferde- und Rinderställe zu erbauen, um die Frucht, das Gesinde und das Vieh unterzubringen, welches sich bei jeder Vergrößerung mehrte, wie in der blühenden Gemeinschaft einer Arche. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.

Mathieu kam, häufiger als ihm lieb war, in Geschäften nach Paris, sehr oft, um mit Séguin zu unterhandeln oder um Käufe und Verkäufe abzuschließen, Aufträge aller Art zu erteilen. Eines heißen Vormittags im August, als er in die Fabrik gekommen war, um das Modell einer neuen Nähmaschine zu sehen, fand er weder Constance noch Maurice zu Hause; sie waren tags vorher mit Beauchêne ans Meer, an die Küste von Houlgate gefahren, und Beauchêne sollte, nachdem er sie dort untergebracht hatte, am darauffolgenden Montag

zurückkehren. Und nachdem Mathieu die Maschine besichtigt hatte, deren Werk ihm nicht gefiel, konnte er nur noch hinaufgehen, um dem guten Morange die Hand zu drücken, der Sommer und Winter in seinem Bureau an seinen Büchern saß.

„Ah, sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie nicht hierher kommen, ohne mir guten Tag zu sagen. Wir kennen uns ja nicht von gestern."

„Gewiß nicht. Und Sie wissen, daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin."

Es war ein ruhig gewordener, dem Leben wiedergegebener Morange, der wieder lachen konnte wie in den guten Tagen. Von dem schrecklichen Tode seiner Frau hatte er nur eine vermehrte Gemütsweichheit zurückbehalten, war sehr leicht zu Thränen gerührt, gutherziger und furchtsamer als je. Mit sechsundvierzig Jahren ganz kahl geworden, pflegte er wieder seinen schönen Bart, auf den er stolz war. Und Reine allein hatte das Wunder vollbracht, dieses Kind, das ihm ein neues, glückliches Leben schuf, in der er jedes Jahr, je mehr sie wuchs, desto mehr die so beweinte Tote wiederfand. Nunmehr, mit zwanzig Jahren, war Reine Valérie selbst, wie sie gewesen war, als er sie geheiratet hatte, in all ihrer jungen Schönheit wiedererstanden, wie durch ein Wunder, um ihn mit ihrer Zärtlichkeit zu trösten. Seither war das Gespenst der Toten, der schrecklichen Toten auf dem blutgetränkten armseligen Lager, verschwunden, verdrängt durch diese strahlende Auferstehung voll Liebreiz und Fröhlichkeit, die das Haus erfüllte. Er hatte aufgehört, bei dem leichtesten Geräusch zu zittern, bewahrt von seinen Gewissensbissen nur noch einen dumpfen Druck auf dem Herzen, einen schlummernden Schmerz, der nicht von Entsetzen erweckt wurde. Er war dazu gelangt, Reine mit einer wahnsinnigen, unendlichen

Liebe zu lieben, die aus jeder Art Liebe zusammengesetzt war. Seine Jugend kehrte wieder, es schien ihm, als habe er gestern geheiratet, er lebte wieder mit der teuern Frau, die ihm durch die göttliche Verzeihung des Schicksals in ihrer Jungfräulichkeit wiedergegeben war, um ihn aufs neue zu lieben. Und alle diese Leidenschaft galt einem geheiligten Wesen, das er nicht berühren durfte, aus dem er eine unnahbare Göttin machte, vor der er anbetend kniete.

„Wenn Sie liebenswürdig sein wollen,“ sagte er, „so essen Sie mit mir. Sie wissen nicht, daß ich seit gestern abend Witwer bin.“

„Wie das, Witwer?“

„Nun ja, Reine befindet sich für drei Wochen in einem Schlosse im Departement Loiret. Die Baronin de Lowicz hat mich gebeten, sie ihr auf einen Besuch zu Freunden mitzugeben. Und ich habe schließlich eingewilligt, als ich sah, wie das liebe Kind vor Begierde brannte, in Wald und Feld herumzuschweifen. Sie, die ich nie weiter geführt habe, als bis nach Versailles, denken Sie einmal! Trotzdem war ich stark versucht, nein zu sagen.“

Mathieu lächelte.

„O, einem Wunsche Ihrer Tochter zu widerstehen, das sind Sie nicht im stande!“

So war es auch. So wie einst Valérie als unbestrittene Königin im Hause geherrscht hatte, so war nun Reines Wille der allmächtige Einfluß geworden, dem er gehorchte. Hilflos geworden durch den Tod seiner Frau, verloren und ohne Stütze, hatte er seinen Frieden und die Gesundheit wohl vornehmlich dadurch wiedergefunden, daß ihn wieder eine geliebte Gefährtin beherrschte und lenkte, ihn mit dem einzigen Wunsch erfüllte, sich zu unter-

werfen und ihr zu gefallen. Er lebte denn auch nur für sie.

„Sie wird verheiratet zu Ihnen zurückkehren," sagte Mathieu mit einiger Bosheit, denn er kannte die Gefühle des Vaters in dieser Hinsicht.

Moranges Gesicht verdüsterte sich, er wurde unruhig.

„Ich hoffe, nein, ich habe es der Baronin ans Herz gelegt. Reine ist noch ein Kind, und sie besitzt noch nicht das Vermögen, das ich ihr geben will, damit sie einen Mann bekommt, der ihrer würdig ist. Ich arbeite daran, eines Tages wird es sich zeigen ... Nein, nein! Sie liebt mich zu sehr, sie wird mir nicht den Schmerz anthun, sich zu verheiraten, ohne daß ich es ihr erlaube. Und sie weiß, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, daß ich diesmal daran sterben würde, wenn mein Traum sich nicht erfüllen sollte, all das Glück, das ich mir mit meiner armen Frau versprochen hatte, an meiner teuern Tochter zu erleben ... Und wenn Sie wüßten, wie glücklich wir in unserm kleinen Neste sind! Freilich lasse ich sie den ganzen Tag allein, aber Sie müßten unsre Freude sehen, wenn wir uns des Abends wieder haben! Sie ist noch so unschuldig, sie hat noch nicht nötig, sich zu verheiraten, da die Vorbereitungen noch nicht getroffen sind, und da wir keine Eile haben."

Er lächelte wieder und fuhr fort:

„Kommen Sie doch zu mir zum Essen! Wir werden von ihr plaudern, ich werde Ihnen meine kleinen Geheimnisse anvertrauen, was ich erträume und was ich plane; dann werde ich Ihnen ihre letzte Photographie zeigen, die noch nicht acht Tage alt ist. Es wäre so hübsch von Ihnen, wenn Sie mir Gesellschaft leisteten, während sie nicht da ist,

und wir als Junggesellen miteinander essen würden! Wir werden ein Bouquet an ihren Platz stellen. Wie? Schlagen Sie ein, und holen Sie mich Mittag ab."

Mathieu konnte ihm diese Freude nicht machen.

„Nein, es ist leider unmöglich, ich habe heute zu viel Besorgungen. Aber übermorgen muß ich wieder nach Paris kommen. Wenn dieser Tag Ihnen genehm ist, verspreche ich Ihnen, mit Ihnen zu essen."

Morange war einverstanden, sie schüttelten sich wohlgemut die Hände, Mathieu ging seinen Geschäften nach und aß schließlich in einem kleinen Restaurant in der Avenue de Clichy zu Mittag, in dessen Nähe eine Besorgung ihn lange aufgehalten hatte. Als er dann die Rue d'Amsterdam hinabging, um einen Banquier in der Rue Caumartin aufzusuchen, wollte er, an der Kreuzung der Rue de Londres angelangt, den Weg abkürzen, indem er durch die Passage Tivoli ging, die auf die Rue Saint-Lazare in zwei schmalen Thorbogen mündet, welche gleichsam den Wagen die Durchfahrt verwehren. Die Passage ist daher auch wenig belebt, wird fast nur von Fußgängern benutzt, von den Bewohnern der Nachbarschaft oder von erfahrenen Parisern, die jede Seitengasse der großen Stadt kennen; er selbst erinnerte sich nicht, seit Jahren hier durchgekommen zu sein. Neugierig blickte er auf diesen vergessenen Winkel des alten Paris, auf das feuchte Gäßchen, das selbst an sonnenhellen Tagen düster bleibt, auf die armseligen Häuser mit den schimmeligen Fronten, auf die engen, finsteren Läden, auf all diesen anwidernden, altaufgehäuften Schmutz, als eine unerwartete Begegnung ihn in starres Staunen versetzte. Verwundert, hier, mit den Rädern im Rinnstein, einen höchst eleganten,

mit einem prächtigen Pferde bespannten Wagen warten zu finden, sah er plötzlich aus einem der schmutzigsten Häuser zwei Frauen heraustreten, rasch einsteigen und verschwinden; und er erkannte, trotz der Schleier, Sérafine, begleitet von Reine. Einen Augenblick war er ungewiß in Bezug auf Sérafine, die er seit Monaten nicht gesehen hatte, so schien sie ihm seltsam, verändert; aber er konnte sich nicht in Bezug auf Reine täuschen, die ihr liebenswürdiges, sanftes, heiteres Gesichtchen ihm zugewendet hatte, ohne ihn zu bemerken. Der Wagen verlor sich bereits in der Flut von Gefährten, welche die Rue Saint-Lazare erfüllten, als er noch immer erstarrt, betäubt auf demselben Platze stand. Wie, dieses schöne Mädchen, die ihr Vater auf einem Schlosse bei Orléans glaubte, hatte also Paris nicht verlassen? Und hierher, in diesen schmutzigen Winkel führte die Baronin sie verstohlener Weise, anstatt mit ihr unter den hundertjährigen Bäumen irgend eines großen Parkes spazieren zu gehen? Sein Herz hatte sich schrecklich zusammengezogen unter der Ahnung irgend eines entsetzlichen Geheimnisses. Er betrachtete das zweistöckige, verdächtig aussehende Haus, das den Schmutz der Armut, den Stempel der Gemeinheit zeigte. Ohne Zweifel ein Haus für Zusammenkünfte, aber welch schändlicher Art, und für welche unnennbare Ausschweifungen! Dann wurde das Verlangen, mehr zu erfahren, zu mächtig in ihm, er wagte sich in den dunkeln und übelriechenden Thorweg und gelangte in einen grünlichen Hof gleich dem Boden einer Zisterne, ohne einen Portier getroffen zu haben, an den er sich hätte wenden können. Keine Seele, kein Laut. Ratlos kehrte er um, als der Anblick eines Messingschildes an einer Thür mit der Inschrift: „Klinik von Doktor Sarraille“

ihn wie ein erhellender Blitzstrahl durchfuhr. Er erinnerte sich des Assistenten Gaudes, mit dem ordinären, stierartigen Gesichte; er erinnerte sich besonders einiger Worte des Doktors Boutan, der den Mann kannte. Was war's also? Eine Krankheit vielleicht, die man verbarg, eine im tiefsten Geheimnis veranstaltete Konsultation? Und er entfernte sich bebend, ohne es zu wagen, seinen Argwohn auszudenken. Eine schreckliche Aehnlichkeit fiel ihm aufs Herz, dieselbe Widerlichkeit hier, Passage Tivoli, bei Sarraille, wie dort, Rue du Rocher, bei der Rouche, derselbe übelriechende Thorweg, derselbe feuchtklebrige Hof, dieselbe Höhle des Verbrechens und der Schande. Ach, wie er aufatmete, unter der heißen Augustsonne in den breiten Pariser Straßen seiner Arbeit, seinem Lebenswerke nachgehen zu können!

Es war eine Geschichte der notwendigen, der unausweichlichen Konsequenzen. Reine, in der Sucht nach Geld, in Vergnügungsgier erzogen, war für ein Leben des Luxus aufgewachsen, dessen fortwährende Verzögerung das hübsche Mädchen mit Heißhunger erfüllte. Solange ihre Mutter lebte, hatte sie sie von nichts anderm träumen hören, als von Toiletten, Wagen, unaufhörlichen Genüssen; und dann, mit ihrem Vater allein geblieben, hatte sie fortgefahren, die gleiche Sehnsucht zu nähren. Das Schlimmste war dann noch, daß sie nicht mehr überwacht wurde, ganze Tage allein, bloß in Gesellschaft eines Dienstmädchens blieb, der Musik und des Lesens bald überdrüssig wurde, ihre Zeit auf dem Balkon verbrachte, um auszuschauen, ob der erträumte Prinz noch immer nicht mit Gold beladen komme, um sie aus ihrer Mittelmäßigkeit zu erlösen, sie dem königlichen Leben unaufhörlichen Vergnügens zuzuführen, das ihre Eltern ihr fest

versprochen hatten. Nichts andres existierte für sie, sie wartete ungeduldig, daß der Traum in Erfüllung gehe, vorzeitig körperlich reif geworden, von einer heißen Sinnlichkeit erregt, deren Verlangen durch die langen Stunden trägen Harrens noch verschärft wurde. Nur Sérafine holte sie manchmal ab, fuhr mit ihr durch die Alleen des Bois de Boulogne, besuchte mit ihr die jungen Mädchen gestatteten Schaustellungen, anfangs lediglich belustigt von dem Entzücken dieses Kindes, in welchem sie die Genußgier sich regen fühlte, von der sie selbst durchglüht war. Dann geschah es, als das Kind heranwuchs und zum Weib wurde, daß die Baronin, ohne gerade die böse Absicht zu haben, sie zu verderben, sie zu weniger harmlosen Unterhaltungen, zu weniger unschuldigen Darstellungen führte, wodurch sie schließlich ganz wissend wurde. Dann ging es rasch abwärts, es entwickelte sich eine immer engere Intimität zwischen den beiden, die sie ihren Altersunterschied vergessen ließ, die zu so rückhaltloser Vertraulichkeit führte, daß sie einander nichts mehr verbargen. Beide der Anbetung des Genusses hingegeben, vereinigten sie sich in demselben leidenschaftlichen Kultus. Von allen Skrupeln befreit, gab die ältere der jüngeren nunmehr nur die Ratschläge ihrer eignen Erfahrung: den Skandal zu fliehen, ihre Stellung in der Welt unversehrt zu erhalten, niemals ihr Leben einzubekennen, und besonders das Kind zu vermeiden, welches das schlimmste der Bekenntnisse, das unheilbare Unglück ist. Und länger als ein Jahr hindurch kam nun das junge Mädchen häufig zwischen fünf und sieben Uhr zu ihrer Freundin zum Thee in das diskrete Appartement in der Rue de Marignan, wo sie mit liebenswürdigen Herren verkehrte, ohne daß der so gefürchtete Unfall sich ereignete, so geschickt war sie

schon darin, nur soviel ihrer selbst zu geben, als sie für den Genuß einer Stunde geben mußte, und den Folgen vorzubeugen.

Aber das Unvermeidliche geschah. Eines Tages hatte Reine die Ueberzeugung, daß sie schwanger sei. Wie hatte das Unglück geschehen können? Sie selbst hätte es nicht sagen können, sie begriff die augenblickliche Selbstvergessenheit nicht, erinnerte sich in der schreckensvollen Betäubung des nächsten Tages an nichts mehr. Sie sah ihren Vater, ihren Vater, der sie vergötterte, zerschmettert unter dieser schrecklichen Schande, schluchzend, sterbend. Keine Ehrenrettung war möglich, der Mann hatte Frau und Kinder, ein hoher Beamter, der in diskreten Häusern verkehrte; und im übrigen stammen solche Schwangerschaften, unter solchen Verhältnissen, von niemand. Als Reine weinend, verzweifelt, sich ihrer Freundin Sérafine entdeckte, hätte diese im ersten Aufbrausen einer jähzornigen Königin, die ein alberner Zufall in ihrem Vergnügen stört, sie beinahe geschlagen. Dann aber gab ihr die drohende Gefahr, selbst mit kompromittiert zu werden, ihre so lange in der Welt bewahrte Scheinstellung vernichtet zu sehen, ihre ganze ruhige Kühnheit wieder. Sie küßte und tröstete das verzweifelte Mädchen, schwor ihr zu, sie nicht zu verlassen, sie siegreich aus dem Unheil herauszuführen. Sie hatte sogleich an eine künstliche Fehlgeburt gedacht, wartete noch einige Tage, und sprach Reine dann von diesem Hilfsmittel, ohne aber mehr zu erreichen, als sie in eine neue Krise des Entsetzens und der Thränen zu stürzen. Lange Zeit hatte Reine geglaubt, daß ihre Mutter im Wochenbette gestorben sei, so wie man es ihr erzählt hatte; und erst durch die Indiskretion Sérafinens selbst hatte sie im Laufe ihrer intimen Vertraulichkeit endlich die Wahrheit erfahren, den ver-

brecherischen Eingriff, den Tod in einer schmutzigen Höhle; so daß sie nun, von abergläubischer Furcht erfaßt, in höchste Erregung geriet und schrie, sie werde gewiß sterben wie ihre Mutter, wenn sie sich zu denselben Manipulationen hergebe. Im übrigen fand Sérafine bei reiflicherem Nachdenken, daß eine Hebamme zu gewagt, zu gefährlich sei: man mußte sich ihr ganz ausliefern, und die, deren sie sich einst selbst bediente, hatte auf sie einen Eindruck von drohender Habgier und Gemeinheit gemacht, dessen sie sich noch jetzt schaudernd erinnerte. Da keimte ein andrer Gedanke in ihrem Kopfe, ein stolzerer und kühnerer Plan: daß ihre junge Freundin die Gelegenheit benutzen solle, um sich gleich ihr operieren zu lassen, wodurch sie mit einem Schlage aus ihrer jetzigen schlimmen Lage befreit und für immer vor der Gefahr der Mutterschaft gesichert würde. Sie sprach diesen Gedanken vorsichtig gegen sie aus, erzählte ihr, daß sie von Chirurgen gehört habe, die an das Vorhandensein einer Neubildung geglaubt hatten und erst bei der Operation ihres Irrtums gewahr wurden. Warum sollten sie sich nicht an einen solchen Arzt wenden? Um so mehr, als die Operation ganz gefahrlos sei; sie führte sich selbst als Beispiel an, pries die Sicherheit, deren sie sich jetzt erfreute, erzählte von ihren schamlosen Schwelgereien, von all dieser tollen Sinnenlust, deren zerstörenden Einfluß sie sich noch nicht eingestand: ein plötzliches Welkwerden, das ihre stolze Schönheit bereits mit einigen Runzeln beeinträchtigte. Als sie sah, daß Reine erschüttert war, sprach sie ihr von ihrem Vater, hielt ihr vor, daß sie in dem Falle bei ihm bleiben könne, da er sich so gegen den Gedanken sträube, sie zu verheiraten, und da auch sie es vorziehe, frei, ohne Bande und Pflichten zu leben. Sei es denn nichts,

nach Gefallen, nach der Laune des Augenblicks zu lieben, sich dem Manne zu geben, nach dem sie verlange, in der Sicherheit, niemals Mutter zu werden, sich immer wieder zurücknehmen zu können? Sie werde unumschränkte Herrin ihres Lebens bleiben, sie werde jede Trunkenheit kennen lernen und auskosten können, ohne Furcht und ohne Reue. Sie habe lediglich geschickt genug zu sein, das Geheimnis ihrer Freuden zu bewahren, eine kleine erlaubte Verstellung, die dem zärtlichen und schwachen Morange gegenüber, der seine Tage im Bureau verbrachte, leicht durchzuführen sei. Und als sie sah, daß es ihr gelungen war, sie zu beruhigen, sie zu überzeugen, umarmte sie sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, nannte sie ihr liebes Kind, entzückt von dieser neuen, so jungen und schönen Proselytin.

Nun handelte es sich nur darum, den Chirurgen zu finden, der sich zu der Operation herbeilassen würde. Sie dachte keinen Augenblick an Gaude; dieser war ein zu großer Herr, um sich mit solchen Dingen abzugeben. Aber sofort hatte sie ihren Mann gefunden, Sarraille, den Schüler Gaudes, den, der dem Meister bei ihrer Operation assistiert hatte. Sie kannte ihn recht gut, hatte in der Zeit ihrer Rekonvalescenz seine Geständnisse empfangen, wußte, daß er über seine Häßlichkeit wütete, über diese plumpe und fahle Maske, mit dem spärlichen Barte, den starren, an den Schläfen klebenden Haaren, welche, wie er mit Verbitterung sagte, ihn verhinderte, jemals bei den Frauen, seinen Patientinnen, Erfolg zu haben. Seine Existenz war dadurch verfehlt, die Zukunft war ihm verriegelt, er trieb dem Verfall, vielleicht dem Kerker zu. Einziger Sohn eines armen Bauern, hatte er während seines Studiums wie ein herrenloser, um Futter bettelnder Hund leben müssen, war gezwungen gewesen, ganze

Nächte mit mechanischer Arbeit zu verbringen, um seine Kollegiengelder bezahlen zu können. Und nun, nach den Jahren des Spitaldienstes, war er, trotz der Protektion Gaudes, der an seinem düsteren Ehrgeiz Gefallen fand, wieder dem Nichts anheimgefallen. Ohne jede feste Praxis, hatte er, um nur leben zu können, diese zweideutige Klinik in der Passage Tivoli eröffnet, wo er von den Brosamen andrer vegetierte, von unangenehmen Fällen, die man ihm zu überlassen für gut fand. Das schlimmste war, daß ein wütender Erfolghunger an ihm fraß, daß er sich nicht in sein Schicksal finden konnte, immer gierig auf irgend eine Gelegenheit lauerte, trotz allem davon träumte, die Welt und ihre Genüsse zu erobern, bereit, sie als waghalsiger Spieler auch mit seinem Leben zu bezahlen. So fand also Sérafine in ihm gerade den Mann, den sie brauchte. Sie fand es angezeigt, ihm eine Geschichte zu erzählen, da sie es für unnötig hielt, sein Gewissen auf eine zu harte Probe zu stellen, indem sie ihn zum offenen, eingestandenen Mitschuldigen machte. Reine war ihre Nichte, die von ihrer Familie aus der Provinz zu ihr geschickt worden war, damit sie einen Arzt über ihr seltsames Leiden konsultiere, schreckliche Schmerzen im Unterleib, obgleich sie sich allem Anscheine nach einer vortrefflichen Gesundheit erfreue. Sie verabredete sich mit ihm, ließ alles übrige erraten, bot tausend Francs Honorar, so daß Sarraille nach der ersten Untersuchung auf eine Neubildung diagnostizierte. Es fanden weitere Besuche statt, Reine that, als habe sie immer stärkere Schmerzen, schrie bei der leichtesten Berührung laut auf. Endlich wurde entschieden, daß als einziges radikales Heilmittel die Operation bleibe. Sie einigten sich, daß die Operation in der Klinik des Doktors selbst stattfinden solle, wo die Rekonvalescenz

sodann zwei bis drei Wochen in Anspruch nehmen würde. Sérafine hatte hierauf die Fabel von den drei Wochen der Erholung, des Lebens in freier Natur auf einem Schlosse erfunden, wohin sie ihre junge Freundin mitnehmen wolle, und an dem Tage, wo Mathieu ihnen begegnete, als sie von Sarraille kamen, hatten sie alles für den nächsten Tag festgesetzt. An diesem Abend schrieb Reine bei der Baronin, die sie einstweilen beherbergte, an ihren Vater einen sehr zärtlichen Brief voll fröhlicher Einzelheiten, der durch eine gefällige Hand dort in dem fernen Dorf nächst dem Schlosse zur Post gegeben werden sollte.

Als Mathieu am zweitnächsten Tage, seinem Versprechen getreu, Morange um Mittag in seiner Wohnung auf dem Boulevard de Grenelle aufsuchte, fand er ihn in kindlich-heiterer Stimmung.

„Ah, Sie sind pünktlich, aber Sie werden ein wenig warten müssen, denn das Mädchen hat sich mit der Mayonnaise verspätet. Kommen Sie einstweilen in den Salon."

Es war noch immer derselbe Salon, mit seiner perlgrauen, goldgeblumten Tapete, seinen weißlackierten Möbeln im Stile Ludwig XIV., und seinem Piano aus Palisander, der Salon, in welchem ihn einst, vor vielen Jahren, Valérie empfangen hatte. Die Einrichtungsstücke waren verstaubt, man fühlte die Vernachlässigung eines unbenutzten Raumes, den fast nie jemand betrat.

„Die Wohnung ist freilich für uns zwei zu groß," erklärte Morange, „aber es hätte mir das Herz bluten gemacht, wenn ich sie hätte verlassen müssen. Dann haben wir hier auch schon so unsre kleinen Gewohnheiten. Reine wohnt in ihrem Schlafzimmer. Sehen Sie es einmal an, wie hübsch es ist, wie geschmackvoll sie alles angeordnet hat. Ich werde

Ihnen auch ein Paar Vasen zeigen, die ich ihr geschenkt habe."

Das blaßblaue Zimmer mit der Einrichtung in Pitchpine-Imitation hatte sich gleichfalls nicht verändert. Die zwei Vasen aus emailliertem geschliffenem Glas waren sehr schön. Außerdem gab es da eine außerordentliche Menge hübscher Dinge, Geschenke aller Art, Ueberraschungen, mit denen der Vater die Tochter überhäuft hatte. Er ging auf den Fußspitzen wie in einem Heiligtume, sprach leise mit dem frommen Lächeln eines Gläubigen, der einen Profanen in den Tempel der Gottheit einführt. Dann führte er ihn mit geheimnisvoller Miene an das andre Ende der Wohnung, in sein eignes Zimmer, wo er seit dem Tode seiner Frau nichts geändert hatte, dieselben Cypressenholzmöbel, dieselben gelben Tapeten gleich Reliquien bewahrte. Nur waren die Wände, die Tische, der Kaminsims bedeckt mit Photographien, eine überreiche Sammlung aller Porträts, die er von der Mutter hatte zusammentragen können, vermehrt durch die zahllosen Bilder der Tochter, die von Kindheit auf in Abständen von sechs zu sechs Monaten von ihr aufgenommen worden waren.

„Kommen Sie, ich habe Ihnen ja versprochen, Ihnen das letzte Bild Reines zu zeigen. Da sehen Sie es."

Und er führte ihn vor eine Art kleiner Kapelle, welche pietätvoll auf einem Tische gegenüber dem Fenster errichtet war. Die schönsten Bilder waren hier in symmetrischer Weise angeordnet und umgaben zwei, die den Mittelpunkt bildeten: das letzte Bild der Tochter und eines von der Mutter, welches sie im selben Alter zeigte, Seite an Seite, schön und lächelnd, wie Zwillingsschwestern.

Thränen waren in Moranges Augen aufgestiegen,

und er stammelte voll zärtlicher Begeisterung: „Wie? Was sagen Sie? Hat mir meine kleine Reine nicht meine teure, so beweinte Valérie wieder ersetzt? Ich versichere Ihnen, daß es dieselbe Frau ist. Sie sehen selbst, daß ich nicht träume, daß die eine in der andern auferstanden ist, mit denselben Augen, demselben Munde, denselben Haaren. Und wie schön sie ist! ... Ich verweile hier oft stundenlang, das ist mein Hausaltar."

Mathieu, selbst zu Thränen gerührt von solcher Anbetung, fühlte eine eisige Kälte sein Herz beschleichen, angesichts dieser zwei Bilder, dieser zwei einander so ähnlichen Frauen, deren eine tot war, während die andre dort irgendwo an einem unbekannten Orte sich befand, an dessen Unheimlichkeit er seit vorgestern unaufhörlich denken mußte. Aber das Dienstmädchen kündigte nun an, daß der Hummer und die Mayonnaise aufgetragen seien, und Morange führte ihn frohgemut in das Speisezimmer, dessen Fenster er weit offen ließ, damit sie über den Balkon hinweg der schönen Aussicht sich erfreuen könnten. Es waren nur zwei Gedecke aufgelegt. Aber an dem gewohnten Platze Reines befand sich ein großes Bouquet weißer Rosen.

„Setzen Sie sich hierher an ihre Rechte," sagte er mit seinem guten Lächeln. „Wir sind dennoch drei."

So blieb er fröhlich bis zum Dessert. Nach dem Hummer brachte das Mädchen Kotelettes, dann Artischoken. Und er, der sonst wenig sprach, zeigte sich außerordentlich mitteilsam, als wollte er seinem Gaste beweisen, daß er ein kluger, scharfsichtiger und dabei vorsichtiger Mann sei, den das Schicksal schließlich doch einmal entschädigen werde. Er griff auf die einstigen Theorien seiner Frau zurück, erklärte, daß er sehr recht gehabt habe, sich nicht mit

Kindern zu beladen, daß sein Glück darin bestehe, nur für seine kleine Reine sorgen zu können. Wenn er sein Leben wieder beginnen sollte, würde er sich wieder nur sie wünschen. Ohne den schrecklichen Verlust, der ihn so lange zu Boden gedrückt habe, wäre er in die Nationalkreditbank eingetreten und besäße heute vielleicht Millionen. Aber es sei nichts verloren, weil er eben nur eine Tochter habe; und er erzählte seine Träume, von der Mitgift, die er ihr aufsammle, dem ihrer würdigen Gatten, den er ihr verschaffen wolle, von der vornehmen gesellschaftlichen Stellung, die sie dann einnehmen sollte, und der höheren Sphäre, in die endlich auch er mit ihr aufsteigen würde, wenn sie es nicht etwa vorzöge, nicht zu heiraten, was das Paradies für beide wäre; denn der heimliche Gedanke, sie für sich zu behalten, hatte ihn mit großen Plänen erfüllt, die er nun verriet. Er folgte ihrem Willen in allen Dingen, er sah sie ehrgeizig wie ihre Mutter, heißhungrig nach einem luxuriösen Leben, nach Annehmlichkeiten und Genüssen, und da hatte er den Entschluß gefaßt, an der Börse zu spielen, einen Hauptstreich auszuführen, dann sich zurückzuziehen, sich ein Landhaus zu kaufen und einen Wagen zu halten. Dümmeren Leuten als er war es gelungen. Er wartete nur eine gute Gelegenheit ab.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, lieber Freund, es ist doch nichts besser als das einzige Kind, um alle Vorteile auf seiner Seite zu haben. Ein einziges teures Wesen im Herzen, und die Arme frei, um ihm ein Vermögen zu erwerben!“

Als das Mädchen den Kaffee brachte, rief er freudig aus: „Ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich von Reine bereits Brief bekommen habe, einen so zärtlichen, so glücklichen Brief, worin sie mir alle möglichen lustigen Einzelheiten über ihre

Ankunft giebt, über einen großen Spaziergang, den sie gleich am ersten Tag unternommen hat ... Heute früh habe ich ihn erhalten."

Während er in seiner Tasche suchte, fühlte Mathieu abermals den Eishauch von jenem unbekannten Orte über sich hinwehen. Seit vorgestern trachtete er, sich zu beruhigen, der Begegnung in der Passage Tivoli eine möglichst harmlose Deutung zu geben. Dieses fröhliche Mahl mit dem wackeren Manne trug vollends dazu bei, seine Befürchtungen einschlummern zu lassen. Aber diese Lüge, dieser zweifellos in Paris geschriebene Brief, erweckte mit einem Schlage wieder sein angstvolles Mitleid mit dem Vater, der so liebevoll, so glücklich war, während dort, an jenem Orte, das Schicksal der Tochter sich erfüllte.

„Das liebe Kind!" fuhr Morange fort, den Brief überlesend, „sie ist mit Liebenswürdigkeiten überschüttet worden, sie hat ein schönes rotes Zimmer bekommen, mit einem großen Bett, in dem sie sich verliert. Das Bettzeug ist gestickt, denken Sie nur, und Parfümfläschchen auf dem Waschtisch, und Teppiche überall. O, es sind sehr reiche Leute, eine Familie von bestem Adel, wie mir die Baronin erzählt hat ... Weiter. Die Baronin hat das liebe Kind gleich in den Park geführt, wo sie zwei Stunden inmitten der herrlichsten Blumen spazieren gegangen sind. Es giebt da Alleen mit hundertjährigen Bäumen, so hoch wie Kirchengiebel, und große Bassins mit Schwänen, und Glashäuser mit seltenen, wunderbar duftenden Pflanzen ... Wissen Sie, ich bin nicht eitel, aber es macht einem doch Vergnügen, seine Tochter als Gast in einem solchen Schlosse zu wissen. Sie soll sich nur unterhalten, mein Liebling, und soll recht glücklich sein!"

Er vergaß darüber, seinen Kaffee zu trinken.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und eine außerordentliche, so unerwartete Erscheinung bot sich ihren Blicken, daß ein langes Stillschweigen entstand. Die Baronin war eingetreten.

Morange betrachtete sie erstarrt und verständnislos.

„Wie? Sie sind es? Reine ist da, Sie bringen sie zurück?"

Mechanisch hatte er sich erhoben, um ins Vorzimmer hinauszusehen, in dem Glauben, daß seine Tochter draußen zurückgeblieben sei, um ihren Hut abzulegen. Er kam zurück und wiederholte: „Sie bringen Reine zurück? Wo ist sie?"

Sérafine, sehr blaß, beeilte sich nicht zu antworten; sie sah jedoch sehr entschlossen aus, ihre hohe Gestalt stolz aufgerichtet, bereit, den ärgsten Gefahren die Stirn zu bieten und sie zu überwinden. Sie hatte Mathieu eine eiskalte, aber nicht zitternde Hand gereicht und schien glücklich über seine Anwesenheit. Endlich sprach sie, sehr ruhig:

„Ja, ich bringe sie Ihnen zurück. Sie ist von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, und ich habe es für besser gehalten, sie zurückzubringen. Sie ist bei mir."

„Ah," sagte er nur, betäubt.

„Sie ist ein wenig ermüdet von der Reise, sie erwartet Sie."

Er fuhr fort, sie mit weitoffenen Augen anzustarren, von dieser Erzählung verwirrt, ohne anscheinend ihre Unwahrscheinlichkeit zu bemerken, ohne selbst nur daran zu denken, zu fragen, warum sie seine Tochter, wenn sie leidend sei, nicht gleich direkt nach Hause geführt habe.

„Sie kommen also, mich abzuholen?"

„Jawohl, beeilen Sie sich."

„Gut, lassen Sie mich meinen Hut nehmen und

dem Mädchen Auftrag geben, das Zimmer herzurichten."

Und er ging hinaus, noch nicht sehr beunruhigt, noch so verdutzt, daß er einzig darauf bedacht war, seinen Hut und seine Handschuhe zu holen, um nicht auf sich warten zu lassen.

Sowie er fort war, reckte Sérafine, die ihm mit den Augen gefolgt war, wieder ihre stolze Brust heraus, wie eine Kriegerin, die vor dem harten Kampfe, den sie voraussieht, tief Atem holt. In ihrem bleichen Gesichte, unter ihren flammend roten Haaren brannten ihre goldflimmernden Augen in düsterer Glut. Sie begegneten denen Mathieus; beide betrachteten einander schweigend, sie mit wilder Entschlossenheit, er bleicher als sie, unter einem furchtbaren Argwohn erbebend.

„Was ist's?" fragte er endlich.

„Ein schreckliches Unglück, mein Freund! Sie ist tot!"

Er erstickte einen Schrei, er faltete die Hände mit einer Gebärde entsetzten Mitleids.

„Tot! Tot, dort bei Sarraille, in jener Höhle!"

Sie erzitterte nun ihrerseits, schrie beinahe auf vor Ueberraschung und Furcht.

„Sie wissen das? Wer hat Ihnen das gesagt, wer hat uns verraten?"

Aber sogleich faßte sie sich, richtete sich wieder in die Höhe, gestand alles mit leiser, hastiger Stimme.

„Sie werden sehen, ob ich feige bin. Ich verstecke mich nicht, da ich selbst gekommen bin, den Vater abzuholen ... Es ist wahr, als sie schwanger war, habe ich den Plan der Operation gefaßt, um sie von diesem Kinde und von allen andern zu befreien. Warum hätte es bei ihr nicht gelingen sollen, da ich selbst so gut dabei weggekommen bin? Es bedurfte des unerwartetsten, des sinnlosesten

unglücklichen Zufalls, daß die Feder einer Pinzette in der Nacht nachgab, während die Wärterin schlief, so daß man das arme Kind heute früh in einem Meer von Blut tot fand. Sie war so lebensvoll, so schön! Ich hatte sie sehr lieb, sehr lieb ..."

Ihre Stimme brach, sie mußte innehalten, während schwere Thränen den Goldglanz ihrer Augen verlöschten, der sonst darin flimmerte. Nie hatte Mathieu sie so weinen sehen, ihre Thränen überwältigten ihn vollends, den die nun ganz enthüllte Wahrheit mit namenlosem Entsetzen erfüllte.

„Ich habe sie eben noch geküßt," fuhr sie fort, „so weiß, so kalt lag sie da, und dann bin ich direkt hierher gefahren. Es muß ein Ende gemacht werden, dieser arme Mann muß alles erfahren, und ich weiß, daß nur ich es ihm sagen kann. O, ich nehme es auf mich; aber da Sie hier sind, kommen Sie doch mit. Er hat Sie lieb, wir werden zwei nicht zu viel sein. Um so mehr, als wir ihn im Wagen auf den schrecklichen Schlag werden vorbereiten müssen."

Sie schwieg, Morange kam herein. Er hatte offenbar ihr Flüstern gehört, und er sah sie an, von Mißtrauen ergriffen. Dann hatte er auch wohl Zeit gehabt, sich zu fassen, ein wenig zu überlegen, während er seine Handschuhe suchte. Seine Stimme zitterte nun von aufsteigender Angst.

„Sagen Sie," fragte er, „ihr Unwohlsein ist doch wohl nicht ernst?"

„O nein," erwiderte Sérafine, die es noch nicht wagte, ihm den ersten Schlag zu versetzen.

„Dann hätten Sie sie doch vom Bahnhof direkt hierher führen sollen. Das wäre einfacher gewesen."

„Gewiß. Aber sie hat nicht gewollt, aus Furcht Sie zu erschrecken. Sie sind bereit, eilen wir!"

Morange ging schweren Schrittes hinab, ohne

ein weiteres Wort. Sein Hirn hatte nun zu arbeiten angefangen, warf allerlei Einwände auf. Da er vormittags in seinem Bureau war, so hätte Reine sich doch ganz gut nach Hause führen lassen und sich selbst zu Bette begeben können, ohne fürchten zu müssen, ihn zu erschrecken. Seine Unruhe wuchs dermaßen, daß er nicht mehr wagte, eine Frage zu stellen, von dumpfem Grauen vor dem Unbekannten erfaßt, das sich wie ein Abgrund vor ihm öffnete. Als er jedoch sah, daß Mathieu ebenfalls einstieg, wurde er noch bleicher und konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Wie? Sie kommen auch mit? Warum denn?"

„Nein, nein, er kommt nicht mit," beeilte sich die Baronin zu sagen. „Wir werden ihn unterwegs absetzen, er hat in dieser Richtung Geschäfte."

Indessen, die Zeit drängte, Morange wurde immer unruhiger, immer erregter, immer mehr von der Ahnung der schrecklichen Wahrheit erfaßt. Der Wagen rollte rasch dahin, war bereits nahe daran, die Brücke zu passieren, und Sérafine dachte daran, daß er alsbald bemerken werde, daß sie durch die Avenue d'Antin weiter fuhren, ohne bei ihr anzuhalten. Sie mußte sich also entschließen, mit der Erzählung ihrer Geschichte zu beginnen, sie kam auf die Krankheit Reines zurück, deutete allgemach an, daß das liebe Kind vermutlich ein ernstes Leiden habe, welches wahrscheinlich eine Operation nötig machen werde. Er hörte ihr zu, sah sie an, mit qualvollem Gesichtsausdrucke, mit stieren Augen. Dann, als der Wagen die Champs-Elysées passierte, sah er auf einmal, daß man ihn nicht zu der Baronin brachte, und ein schreckliches Schluchzen zerriß ihn angesichts dieser plötzlichen Klarheit, der Gewißheit, daß seine Tochter schon operiert sei, da man ihm so von einer Operation sprach. Mathieu

hatte seine zuckenden Hände ergriffen und weinte mit ihm, während Sérafine mit dem Geständnis begann, ihm sagte, daß die Operation in der That schon vorüber sei, und wenn man sie ihm verborgen, diesen Landaufenthalt erfunden habe, so sei es nur geschehen, um ihm jede qualvolle Unruhe zu ersparen. Sie wagte vorzugeben, daß nunmehr alles sicherlich sehr gut gehen werde, wollte ihm noch eine Gnadenfrist lassen, noch einige Radumdrehungen abwarten, ehe sie ihn mit dem letzten Schlage zerschmetterte. Aber er beruhigte sich nicht, blickte sinnlos vor Angst von einem Wagenfenster zum andern, mit dem Gehaben eines eingesperrten wilden Tieres, um zu sehen, welchen Weg, nach welchem unbekannten, entsetzlichen Orte man ihn so führte. Plötzlich, als der Wagen, nachdem er die Rue La Boëtie und die Rue de la Pépinière durchfahren hatte, vor dem Bahnhof Saint-Lazare herauskam, erkannte er den steilen Abhang, die schwarzen Häuser der Rue du Rocher, die sich zur Kreuzung der Rue de Rome herabsenkte. Und abermals durchfuhr ihn eine Erleuchtung, die ganze vernichtende Wahrheit schmetterte wie ein Blitzstrahl auf ihn nieder, beim Auftauchen der schauderhaften Erinnerung an seine Frau, wie sie ausgestreckt, tot, dort auf dem elenden, blutgetränkten Bette gelegen hatte.

„Mein Kind ist tot, mein Kind ist tot, man hat sie mir getötet!“

Der Wagen rollte weiter durch das Gedränge der Fahrzeuge und Fußgänger. Er gewann rasch die Rue Saint-Lazare, fuhr durch einen der engen Thorbogen der Passage Tivoli, befand sich nun in diesem fast menschenleeren düsteren, feuchten, schmutzigen Gäßchen. Morange gebärdete sich wie wahnsinnig, kämpfte mit Mathieu, der, selbst von Thränen geblendet, ihm beide Hände hielt, während Sérafine,

sehr wachsam und beherrscht, ihn beschwor, sich zu beruhigen, bereit, ihm den Mund mit ihren schlanken Fingern zuzuhalten, wenn er fortfuhr zu stöhnen wie ein Elender, den man zur Richtstatt führt. Was wollte er thun? Er wußte es selbst nicht: laut heulen, aus dem Wagen springen, um schneller zu laufen, er wußte nicht wohin. Als der Wagen, die Räder im Rinnstein, vor dem verdächtig aussehenden Hause hielt, hörte er plötzlich auf, sich zu wehren, überließ sich den beiden, die ihn aussteigen ließen und mit sich führten wie einen Gegenstand. Aber in dem dunkeln und übelriechenden Thorweg, dessen kalte Luft sich wie ein Leichentuch auf ihn senkte, sprang plötzlich die Erinnerung wieder in ihm auf, trat ihm mit der Macht einer fürchterlichen Erscheinung vor die Seele: das war derselbe Thorweg wie dort, mit den rissigen und schimmeligen Mauern; und dann kam derselbe grünliche, übelriechende Hof, gleich dem Boden einer Zisterne. Alles wurde wieder lebendig, das schauderhafte Drama wiederholte sich, noch entsetzlicher als damals. Und welche Umgebung, diese wimmelnde Menge des Bahnhofs Saint-Lazare, dieses unaufhörliche Gedränge der Abreisenden und Ankommenden, dieser weite Platz, in den sich die ganze Welt mit ihren Fieberdelirien zu ergießen schien, wie um hier ihr unbeschreibliches Wirrsal unterzutauchen! Und hier, zur Rechten und zur Linken, in dem steilen unteren Teil der Rue du Rocher und in diesem unbekannten Winkel der Passage Tivoli, gleichwie in zwei abscheulichen Höhlen, wo alle Schändlichkeiten, bei jedem ankommenden Zug erwartet und erspäht, sich bergen konnten, welch entsetzliche Zufluchtsstätten des Elends und des Verbrechens, diese beiden Mördergruben, die Entbindungsanstalt der Madame Rouche und die Klinik des Doktors Sarraille!

In seinem schmalen Ordinationszimmer, einem dunkeln, spärlich möblierten, von Aethergeruch erfüllten Gemache, wartete Sarraille stehend, in schwarzem, abgetragenem Gehrock, mit harten, entschlossenen Augen in seinem plumpen, bleichen Gesichte. Sowie Morange taumelnd hereingekommen war, mit idiotisch stierem Blicke sich rings umsehend, während seine Zähne wie im heftigen Frost aneinanderschlugen, fing er an zu schreien, ohne Unterlaß zu wiederholen: „Wo ist sie? Zeigen Sie sie mir! Ich will sie sehen!"

Vergeblich versuchte Sérafine, unterstützt von Mathieu, ihm zuzureden, ihn mit guten Worten zu betäuben, um noch einige Minuten zu gewinnen, um wo möglich den entsetzlichen Schlag des Schauspiels, das ihn erwartete, abzuschwächen. Er stieß sie von sich weg, er ließ nicht ab, immer wieder dieselben Worte zu stammeln, während er mit der Beharrlichkeit eines Tieres, das einen Ausgang sucht, um das Gemach kreiste: „Zeigen Sie sie mir, ich will sie sehen. Wo ist sie?"

Als sodann Sarraille glaubte, ebenfalls zu ihm sprechen, ihn vorbereiten zu müssen, schien Morange ihn plötzlich zu bemerken und ging wütend auf ihn los, die Fäuste geballt, um ihn zu erschlagen.

„Sie sind also der Arzt, Sie sind es, der sie getötet hat!"

Dann folgte eine schreckliche Scene: der Vater fuchtelte mit den Armen, sprudelte Beschimpfungen, Drohungen hervor, alles, was ihm in den Mund kam, der Ausbruch des Schmerzes und der Raserei eines armen schwachen Menschen, dem man das Herz herausgerissen hat; während der Arzt ihn anfangs entschuldigte, sehr korrekt, sehr würdevoll blieb, bis endlich auch er sich empörte, und ihm zurief, daß man ihn getäuscht habe, daß ihn keine

Verantwortung treffe, nach der unwürdigen Komödie, die diese junge Dame gespielt habe. Nicht wieder gutzumachende Worte wurden gesprochen, er verriet alles, die Schwangerschaft, die simulierten Schmerzen, die kritische Lage, in die sie ihn gebracht habe, indem sie sich wegen einer Neubildung operieren ließ, während sie einfach nur schwanger war. Allerdings hatte er sich geirrt, aber auch seine Professoren hätten derlei Irrtümer auf dem Gewissen, niemand sei unfehlbar. Und da der Vater sich auf ihn stürzen wollte, ihn Lügner und Mörder nannte, ihm zuschrie, daß er ihn vor Gericht bringen werde, erklärte er, er sei einverstanden, und er werde dann die ganze Geschichte erzählen. Da verließ den Unglücklichen die Kraft, er taumelte, sank in einen Sessel unter den aufeinanderfolgenden Schlägen dieser gemeinen Enthüllungen. Seine Tochter schwanger, großer Gott! Seine Tochter Schuldige, Verbrecherin und Opfer! Das war der Einsturz des Himmels, das Ende der Welt! Und er schluchzte, er stammelte, immerfort mit hilflosen Wahnsinnsgebärden durch die Luft greifend, wie um all diese Trümmer abzuwehren:

„Ihr seid Mörder! . . . Ihr seid Mörder, alle Mörder! . . . Ihr kommt in den Bagno, alle, alle in den Bagno!“

Séraphine, die sich an seine Seite gesetzt hatte, wollte wieder seine Hände ergreifen, kämpfte tapfer mit ihm, um ihn zu besiegen.

„Nein! Ihr seid Mörder, alle Mörder! . . . Sie kommen in den Bagno, als erste in den Bagno!“

Sie hörte nicht auf ihn, redete unablässig zu ihm, sprach von rührenden Dingen, erinnerte ihn, wie sie das teure Kind geliebt habe, wie sie ihr zugethan gewesen sei, immerfort darauf bedacht, ihr Freude zu machen.

„Nein, nein, Sie sind die Mörderin! ... In den Bagno, in den Bagno, alle seid ihr Mörder!“

Indessen hatte Sarraille, Sérafine ihrem Kampfe überlassend, Mathieu beiseite genommen, denn er vermutete in ihm einen möglichen Zeugen, wenn die Sache eine schlimme Wendung nahm. Und er erklärte ihm, wie die Operation vorgenommen werde, daß sie ganz einfach sei und kaum drei Minuten in Anspruch nehme. Nur sei stets die Gefahr einer Verblutung sehr groß. Er habe daher nur neue Pinzetten verwenden wollen, um die Arterien bis zur Verheilung zusammenzuhalten. Er habe acht Pinzetten verwendet, habe sogar die Vorsicht gebraucht, sich des Abends nochmals zu überzeugen, ob sie festhielten, habe sie nochmals überzählt; und nun, welches Unglück! Eine von ihnen sei des Nachts abgefallen, offenbar, weil die Feder infolge eines Fabrikationsfehlers nachgegeben habe. Und das sei nun sein einziger Selbstvorwurf, daß er ganz neue Pinzetten verwendet habe, die noch nicht erprobt waren; gerade sein Uebermaß an gutem Willen habe das Unglück herbeigeführt! Dann mußte dazu noch kommen der schwere Schlaf der Wärterin, die Schwäche der Operierten, die offenbar nicht einmal gefühlt hatte, daß all ihr Blut hinfließe, und sanft gestorben sein müsse, so wie man einschläft. Und er schwor nochmals mit kühner Ruhe, daß die lokale Untersuchung einen jeden seiner Kollegen ganz ebenso getäuscht haben würde, im Zusammenhalt mit den so klaren Angaben der jungen Dame, deren Beschreibung ihrer angeblichen Schmerzen einen überzeugenden Ton von Wahrhaftigkeit gehabt hätte.

„O, ich bin sehr ruhig,“ sagte er halblaut, „und im übrigen deckt mich auch die Baronin de Lowicz hier vollständig, denn auch sie hat gelogen, als sie

mir eine Geschichte erzählte von einer Nichte, die ihr von ihren Eltern aus der Provinz hierhergesendet worden sei. Man kann mich anzeigen, ich werde mich verantworten. Es war eine ausgezeichnete, vollkommen gelungene Operation, um die mein Meister Gaude mich beneidet hätte!"

Er blieb jedoch sehr bleich, sein Mund war nervös verzogen, seine großen grauen Augen brannten in verbissener Empörung gegen das Schicksal, das sich unerbittlich feindselig gegen ihn stellte. Er hatte die Gefahr einer solchen Operation nur auf sich genommen, in der Hoffnung, die mitschuldige Baronin dann seinem Glücke dienstbar zu machen; und jetzt würde ein unsinniger Zufall ihn vielleicht vor das Kriminalgericht bringen! Er war nicht einmal mehr sicher, ob er die tausend Francs erhalten werde, die diese Frau ihm versprochen hatte; denn er kannte ihren Geiz, sie hätte nur aus Liebe für ihre kleine Freundin bezahlt. Er hatte in dieser Sache die schlimmste der Niederlagen erlitten, und eine ohnmächtige Wut erfüllte ihn, daß es ihm nicht gelingen wollte, dem Glück Gewalt anzuthun.

Mathieu kehrte zu Séraphine zurück, die nicht aufgehört hatte, Morange mit ihrem Zureden, mit ihren Tröstungen zu betäuben. Sie hatte wieder seine Hände erfaßt, sie ermüdete ihn mit immer denselben Worten, sprach von ihrer Zuneigung, ihrem schrecklichen Schmerze, ihrer Furcht, das teure Andenken der Verstorbenen in den Kot gezerrt zu sehen, wenn er nicht vernünftig genug sei, das furchtbare Geheimnis zu bewahren. Sie nahm ihren Teil der Verantwortlichkeit auf sich, sagte, wie schuldig sie sei, sprach von ihrer ewigen Reue. Aber, im Namen Gottes, alles dies möge mit dem teueren Kinde in die Erde gesenkt werden, und auf ihrem Grabe möge nichts blühen als reine Blumen, die

einmütige Klage um solche Jugend, um solche unschuldige Schönheit. Allmählich unterlag Morange, gab der Schwäche seines Herzens nach, und das Wort Mörder, das er immer noch in stumpfsinniger Beharrlichkeit wiederholte, wurde seltener und seltener, war jetzt nur noch ein stammelndes Murmeln, das von Thränen erstickt wurde. Seine Tochter vor Gericht gezerrt, ihr Körper geöffnet, seine Befleckung vor aller Augen ausgebreitet, die Zeitungen erfüllt mit der Erzählung des Verbrechens, mit der Beschreibung dieser schändlichen Höhle, in der er sie wiedergefunden — nein, nein! Er konnte das nicht wollen, diese Frau hatte recht. Die Erkenntnis seiner Machtlosigkeit, sie zu rächen, ließ ihn vollends vernichtet, gebrochen, als ob man ihn mit schweren Schlägen bearbeitet hätte, seine Glieder waren gelähmt, sein Kopf leer, sein Herz kalt und matt. Er verfiel in eine Art Kindlichkeit, er faltete die Hände, bat wie ein kleiner furchtsamer Knabe, mit klagendem Stammeln, mit der Verschüchterung, mit der Resignation eines armen Wesens, das um Mitleid fleht, weil es so leidet.

„Ich werde niemand was zu leide thun, thun Sie mir auch nichts zu leide ... Nur, zeigen Sie sie mir, ich will sie sehen!“

Sérafine, die endlich gesiegt hatte, wollte sich erheben. Aber Mathieu mußte ihr helfen, so war auch sie gebrochen, erschöpft, am Ende ihrer Kräfte. Schweiß stand auf ihrer Stirne, sie mußte sich einen Augenblick auf den Arm stützen, den er ihr geboten hatte; dann sah er sie an, wie sie allmählich ihre stolze Gestalt aufrichtete, triumphierend, daß sie es mutig durchgeführt hatte, gleichwohl schon beeinträchtigt und erschüttert in ihrer Energie, ihre Freuden zu verteidigen. Und er war erstaunt, sie so gealtert zu finden, als ob die Anzeichen des

Welkwerdens, die er schon bemerkt hatte, sich plötzlich verstärkt hätten, mit tausend Fältchen ihr bleiches Gesicht durchfurchend.

Morange streckte seine zitternden Hände aus, wiederholte seine klägliche Kinderbitte:

„Ich flehe Sie an, zeigen Sie sie mir, ich will sie sehen! Ich werde niemand etwas thun, ich werde ganz ruhig bei ihr bleiben."

Sarraille willfahrte ihm endlich, da er ja nun resigniert schien. Man stützte ihn, man führte ihn durch einen kleinen Gang in das schreckliche Zimmer. Mathieu und Sérafine traten mit ihm ein, während der Arzt an der Schwelle der Thür, die weit offen gelassen wurde, stehen blieb.

Es war dasselbe Zimmer, das Zimmer des Grausens und des Entsetzens, in welchem der Mann, vor nun acht Jahren, seine Frau tot gefunden hatte. Dasselbe staubige Fenster ließ nur das grünliche Licht des Hofes herein, dieselbe elende Hotelzimmereinrichtung stand auf schmutzigem Boden, zwischen den vier kahlen Wänden mit der rotgeblumten, von der Feuchtigkeit losgelösten Tapete. Und hier, inmitten dieser Verwahrlosung, auf diesem elenden Bette, fand der Vater dieses Mal sein Kind, seine kleine Reine, sein Idol, seine Gottheit, deren alleiniger Kultus sein Leben ausfüllte. Ihr reizender Kopf ruhte auf ihren gelösten schwarzen Haaren. Das Gesicht war wachsbleich, als ob alles Blut ihres Körpers durch die verbrecherische Wunde entströmt wäre. Dieses im Leben so runde und frische Gesicht, das so viel liebenswürdige Fröhlichkeit, so warmes Verlangen nach Luxus und Wohlleben ausgedrückt hatte, hatte im Tode einen schrecklichen Ernst angenommen, ein verzweifeltes Bedauern um das, was sie in so entsetzlicher Weise verließ. Sie war tot, sie war allein, ohne eine Seele neben ihr,

ohne eine Kerze. Man hatte ihr einfach die Decke bis ans Kinn hinaufgezogen, ebenso wie man, als einzigen Putz des Zimmers, sich damit begnügt hatte, unter dem Bette die Blutlache aufzuwaschen, die die Matratze durchdrungen hatte. Und dieser große nasse Fleck auf der schlecht gereinigten und noch rötlichen Diele zeugte von dem grauenhaften Drama.

Taumelnd, trunken vor Schmerz, stand Morange da. Valérie, Reine, welche von beiden war es? Er wußte wohl, daß die Mutter in der Tochter auferstanden war, daß sie ihm so wiedergekehrt war, um einen Teil ihres Lebens der Liebe wieder an seiner Seite zu durchleben; er wußte wohl, daß beide immer nur eine Person gewesen waren, und jetzt war es bewiesen, da die Tochter nun hinging, wie die Mutter hingegangen war. Für einen Augenblick wieder aufgeblüht in ihrer Schönheit, unter der hellen Sonne, kehrte sie nun durch dieselbe abscheuliche Thür wieder in den Tod zurück. Zweimal hatte man sie ermordet. Nun war es zu Ende, sie würde nie wiederkehren. Und er, der Bejammernswerte, er erlitt die namenlose Qual, die noch kein Mensch gekannt, zweimal das geliebte Weib zu verlieren, zweimal die gräßliche Besudelung mitanzusehen, von der Flut von Schande und Verbrechen erreicht zu werden, die sein Herz mit fortriß.

Er fiel in die Kniee, er weinte ohne Unterlaß; und als Mathieu ihn aufrichten wollte, murmelte er mit leiser, kaum hörbarer Stimme:

„Nein, nein, lassen Sie mich, alles ist zu Ende ... Sie sind eine nach der andern dahingegangen, und ich allein bin der Schuldige. Einmal habe ich Reine belogen, indem ich ihr sagte, daß ihre Mutter verreist sei; und nun hat sie wieder mich belogen, indem sie mir diese Geschichte einer Einladung auf ein Schloß erzählte. Wenn

ich mich vor acht Jahren der wahnwitzigen That meiner armen Valérie widersetzt hätte, wenn ich nicht ohnmächtig ihre Ermordung mitangesehen hätte, so wäre meine arme Reine heute nicht demselben entsetzlichen Wagnis erlegen. Es ist meine Schuld, ich, ich allein habe sie getötet! Die teuren Seelen! Wußten sie denn, was sie thaten, war es nicht an mir, sie zu lieben, sie zu verteidigen, sie zu leiten und glücklich zu machen? Ich habe sie getötet, ich, ich bin ihr Mörder!"

Er sank zusammen, er erstickte in Schluchzen, er zitterte am ganzen Körper, von Todeskälte geschüttelt.

„Und ich Elender, ich blödsinniger Thor, weil ich sie zu sehr liebte, habe ich sie getötet! Sie waren so schön, sie hatten so viele verzeihliche Gründe, reich, fröhlich, glücklich sein zu wollen! Eine nach der andern hatten sie mir mein Herz genommen, ich habe nur in ihnen, durch sie, für sie gelebt. Als die eine nicht mehr da war, ist der andern Wille der meinige geworden, ich habe den ehrgeizigen Traum der Mutter wieder aufgenommen, in dem einzigen Wunsche, ihn für die Tochter wahr zu machen, in der all meine Liebe wieder auflebte ... Und ich habe sie getötet, in dieses zweifache Verbrechen hat mich meine thörichte Sucht gestürzt, zu steigen, das Glück zu besiegen, indem ich mein Bestes opferte, zuerst das arme Wesen, das, mit Gewalt vernichtet, die Mutter mit hinwegnahm, dann die Seele meiner Tochter, die, durch das Beispiel verdorben, von demselben Fieber brennend, in demselben Blutmeer verging. O, wenn ich denke, daß ich noch heute mittag wagte, mich glücklich zu nennen, daß ich nur diese Tochter habe, um nur sie lieben zu können! Welche wahnwitzige Blasphemie gegen das Leben, gegen die Liebe! Da liegt

sie nun tot, tot gleich ihrer Mutter, und ich bin ganz allein, habe niemand mehr, den ich lieben kann, niemand mehr, der mich liebt! Weder Frau noch Kind, ohne Wunsch und ohne Willen, allein, ganz allein, für immer!"

Es war der Aufschrei äußerster Verlassenheit, er sank auf den Fußboden hin, leer, ein Klumpen in Menschengestalt; und er hatte nur noch die Kraft, Mathieu beide Hände zu drücken, indem er stammelte:

„Nein, nein, sagen Sie mir nichts. Sie allein hatten recht. Ich habe das Leben zurückgestoßen, und das Leben hat mir nun alles genommen."

Mathieu umarmte ihn weinend, blieb noch einige Minuten in der schreckenerfüllten Höhle, welche von der entsetzlichsten Lebensvernichtung befleckt war, die er bis jetzt schaudernd mitangesehen hatte. Endlich ging er und ließ Sérafine zurück, die sich des armen Mannes annahm, ihn gleich einem kranken Kinde behandelte, mit dem sie nun machen konnte, was sie wollte. —

In Chantebled fuhren Mathieu und Marianne fort zu arbeiten, zu schaffen, zu zeugen. Und während der zwei Jahre, die hingingen, waren sie abermals siegreich in dem ewigen Kampfe des Lebens gegen den Tod, durch das fortgesetzte Wachstum der Familie und der fruchtbaren Erde, das der Inhalt ihres Daseins war, ihre Freude und ihre Kraft. Die Begierde fuhr in Flammenstürmen hin, die göttliche Begierde machte sie fruchtbar, gab ihnen Kraft zu lieben, gut zu sein, gesund zu sein; und ihre Energie that das übrige, ihre Thatfreudigkeit, die tapfere Beharrlichkeit in der nützlichen Arbeit, die die Welt aufbaut und in Ordnung hält. Aber während dieser zwei Jahre ward ihnen der Sieg nicht ohne schweren Kampf. Sie befanden sich noch

immer in den schweren Anfängen ihres Werkes, sie weinten häufig vor Kummer und Schmerz. Die Geldausgaben waren beträchtlich, manchmal drohten die Ernten nicht genug einzubringen, um die Rechnungen der Bauleute und Lieferanten zu bezahlen. Je umfangreicher die Bewirtschaftung wurde, eine um so größere Anzahl von Gesinde, Arbeitern, Pferden und Rindern beanspruchte sie, ein großes Material und Personal, dessen tägliche Beaufsichtigung sie mit Arbeit zu erdrücken drohte, solange ihre Kinder noch nicht erwachsen genug waren, um ihnen einen Teil derselben abzunehmen. Mathieu leitete die Feldarbeiten, verbesserte sie ohne Unterlaß in fortwährender körperlicher und geistiger Thätigkeit, um die Erde dazu zu bringen, alles Leben herzugeben, das in ihrem Schoße schlummerte. Marianne herrschte im Hause, wachte über die Ställe, über die Meierei, über den Viehhof, erwies sich als eine ausgezeichnete Buchhalterin, führte die Rechnungen, zahlte aus, kassierte ein. Und trotz sich erneuernder Widerwärtigkeiten, unglücklicher Zufälle, unvermeidlicher Irrtümer, gab ihnen das Glück über alle Enttäuschungen und Verluste hinweg doch immer wieder recht, so tapfer und klug führten sie den unablässigen täglichen Kampf des Lebens.

Außer den neuen Gebäuden vergrößerte sich der Besitz um abermals dreißig Hektar sandiger Hänge bis zum Dorfe Monval, während auf dem Plateau dreißig weitere Hektar Waldgrund in der Richtung gegen Mareuil hinzukamen. Der Kampf Mathieus mit diesen dürren Hängen wurde härter und schwieriger, je weiter sein Thätigkeitsfeld sich ausdehnte; aber seine Idee erwies sich als genial, er errang schließlich doch den Sieg, erreichte es, sie jedes Jahr immer mehr zu befruchten, dank den lebenspendenden Quellen, mit denen er sie von allen Seiten

überrieselte. Ebenso hatte er auf dem Plateau die neu erworbenen Wälder mit breiten Wegen durchschnitten, um Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen herzustellen, und um den Gedanken zu verwirklichen, die Lichtungen in Weiden zu verwandeln, wo er sein Vieh grasen ließ, bis es ihm möglich sein würde, sich der Aufzucht zu widmen. Auf allen Seiten war nun in dem wachsenden Schöpfungswerke der Kampf eingeleitet und dehnte sich immer mehr aus; zugleich vermehrten sich aber auch die Aussichten auf den endgültigen Sieg, die möglichen Verluste einer schlechten Ernte wurden wettgemacht durch den überreichen Ertrag, den ein andres Feld lieferte. Das gleiche galt für die Kinder, die fortfuhren zu wachsen, während der Besitz sich vergrößerte: die, welche ein wenig zurückblieben, schienen die andern zu fördern. Die Zwillinge, Blaise und Denis, nun schon vierzehn Jahre alt, ernteten Prämien im Lyceum, machten Ambroise, ihrem um zwei Jahre jüngeren Bruder, ein wenig Schande, der, lebhaften Geistes, erfinderisch, zu häufig andern Dingen nachging als seinen Aufgaben. Die vier jüngeren: Gervais, die beiden Mädchen, Rose und Claire, sowie der kleinste, Grégoire, die noch zu jung waren, als daß man es gewagt hätte, sie täglich nach Paris zu senden, fuhren fort, in freier Luft aufzuwachsen, ohne sich allzuviel Wunden und Beulen zuzuziehen. Und als nach zwei Jahren Marianne ihr achtes Kind gebar, ein Mädchen, Louise, litt sie glücklicherweise nicht wie bei Grégoire, der ihr beinahe das Leben gekostet hätte; aber es dauerte trotzdem lange, bis sie genesen war, da sie eines Waschtages wegen sich zu früh erhoben hatte. Und als Mathieu sie wieder gesund und lächelnd sah, mit dem Kinde auf den Armen, da küßte er sie leidenschaftlich, triumphierte wieder einmal über

alle Schmerzen und allen Kummer. Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld.

Und so wuchs immerfort das große und gute Werk, das Werk der Fruchtbarkeit durch die Erde und durch die Frau, siegreich über die Vernichtung, für jedes neue Kind neue Lebensmittel schaffend, liebend, wollend, kämpfend, arbeitend unter Leiden, unaufhörlich zu neuem Leben, neuer Hoffnung fortschreitend.

III.

Zwei Jahre gingen hin. Und während dieser zwei Jahre bekamen Mathieu und Marianne noch ein Kind, ein Mädchen. Und diesmal vergrößerte sich zugleich mit der Familie auch die Besitzung Chantebled wieder, im Westen des Plateaus, um das letzte Stück Sumpfgebiet, dessen Moräste noch trocken zu legen und dessen Quellen noch zu fassen gewesen waren. Nun war dieser Teil des Besitzes vollständig urbar gemacht, mehr als hundert Hektar Boden, auf denen bisher nur Wasserpflanzen gewachsen waren, und die nun, der Kultur gewonnen, überreiche Ernten lieferten. Und die neugefaßten, nach allen Seiten geleiteten Quellen waren daran, das wohlthätige Leben abwärts zu tragen, indem sie die sandigen Hänge befruchteten. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.

Im Laufe seiner ununterbrochenen geschäftlichen Beziehungen mit Séguin trat dieser nun seinerseits mit dem dringenden Vorschlage an Mathieu heran, wieder einen Teil des Besitzes zu erwerben, bemühte sich sogar, ihn zu bestimmen, den ganzen Rest auf einmal zu nehmen, noch etwa zweihundert Hektar Wald und Heide. Er befand sich in fortwährender Geldnot, er bot Erleichterungen, Nachlässe an. Aber Mathieu nahm es klugerweise nicht an, hielt vorsichtig an seinem ursprünglichen Plane fest, nur schrittweise vorzudringen, nach Maßgabe der Notwendigkeit und seinen Kräften entsprechend. Bei der Erwerbung alles Heidegrundes längs der Eisenbahnlinie hätte sich überdies eine Schwierigkeit ergeben: es befand sich nämlich inmitten dieser Heideflächen und sie entzwei schneidend, eine trostlose Enklave von einigen Hektar, welche Lepailleur, dem Mühlenbesitzer, gehörte, der daraus niemals den geringsten Nutzen gezogen hatte. Daher hatte Mathieu, als er wieder einen Gebietsteil anzukaufen hatte, den Rest der Sumpfflächen im Westen des Plateaus gewählt, indem er hinzufügte, daß er später gerne die Heiden erwerben werde, sobald der Müller seinen Besitz abgetreten habe. Er wußte übrigens, daß dieser ihn, seit dem unaufhaltsamen Wachstum der Besitzung, mit so mißgünstigem Neide betrachtete, ihm so aufsässig war, daß er es für angezeigt hielt, sich nicht mit dem Ankaufe zu befassen, da er sicher war, abgewiesen zu werden. Séguin war darüber sehr erstaunt, behauptete, daß er es schon verstehen werde, den Mann zur Vernunft zu bringen, schmeichelte sich sogar, daß er die Enklave um einen Pappenstiel bekommen werde, wenn er sich der Sache annehme. Und offenbar immer noch darauf hoffend, daß er sich dieses Teiles seines Besitzes zugleich mit dem andern werde entledigen können, bestand er darauf,

mit Lepailleur zu sprechen und mit ihm handeleins zu werden, ehe er den Kaufvertrag über den hochgelegenen Teil unterzeichne.

Einige Wochen vergingen. Als nun Mathieu, an dem Tage, den ihm Séguin brieflich bestimmt hatte, in dem Palais in der Avenue d'Antin vorsprach, um die Unterschriften auszuwechseln, fand er Séguin nicht zu Hause. Ein Bedienter ließ ihn in dem großen Saale des ersten Stockes allein, nachdem er ihm gesagt hatte, Monsieur werde zweifellos bald heimkehren, da er ihm Auftrag gegeben habe, den Herrn warten zu lassen. Der Besucher ging in dem weiten Raume auf und ab und blickte um sich, frappiert von dem Aussehen allmählichen Verfalls, welches dieses luxuriöse Gemach angenommen hatte, dessen reiche Stoffe, Sammlungen seltener Kunstwerke, dessen Zinnplastiken und Bucheinbände er einst so sehr bewundert hatte. Die Kostbarkeiten waren alle noch da, aber einer Verwahrlosung anheimgefallen, die sie leblos und glanzlos machte, gleich aus der Mode gekommenen verachteten Zieraten, die man der Verstaubung überlassen hat. In der ewigen Langeweile seines beschränkten Geistes, der nur das eine Bedürfnis hatte, aufzufallen, die Narrheit des Tages zu übertreiben, hatte Séguin, auf die Pose des Kunstliebhabers verzichtend, die ihm so wenig Unterhaltung bot, zuerst eine heftige Leidenschaft für die neuen Sports der übermäßigen Schnelligkeit zur Schau getragen, und war dann zu seiner einzigen wahren Liebe zurückgekehrt, dem Pferde. Er hatte einen Rennstall errichtet, was seinen Ruin beschleunigte, so viel eitle Verschwendung trieb er damit. Sein großes Vermögen, welches die Maitressen und das Spiel geschmälert hatten, wurde von den Pferden vollends verzehrt. Man sagte nun, daß er an der Börse spiele,

um die Breschen zu schließen; und auch hier gab er der albernen Eitelkeit nach, den mächtigen Finanzmann spielen zu wollen, der von Ministern seine Informationen erhält. Und wie seine Verluste sich mehrten, die Gefahr des Zusammenbruchs immer näher drohte, blieb von dem Schöngeist, von dem Moralisten, der mit Santerre endlos über Litteratur und Sozialphilosophie diskutierte, nur mehr der verbitterte Ohnmächtige, der Mode-Pessimist, der in seiner eignen Schlinge gefangen war, seine Existenz zerstört hatte, und nun mit seinem allmählich begründet gewordenen verbissenen Haß gegen das Leben nichts andres war, als ein Werkzeug der Verderbtheit und des Todes.

Als Mathieu eben seinen langsamen Rundgang um das Gemach vollendet hatte, trat ein hochgewachsenes, schönes blondes Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren ein, die ein schwarzes Seidenkleid von eleganter Einfachheit trug. Sie stieß einen leichten Ruf der Ueberraschung aus und blickte suchend in die Ecken des Zimmers.

„O, ich dachte, die Kinder seien hier!“

Dem Besucher zulächelnd, trat sie gleichwohl ein, that, als ob sie die Papiere auf dem Tische, der Séguin als Schreibtisch diente, zurechtrücken wolle, mit der Miene der Herrin des Hauses, die vor den Leuten ihr Recht der Ueberwachung und Anordnung bethätigen will.

Mathieu kannte sie bereits, denn seit einem Jahre sah er sie in dieser Weise sich hier breit machen und befehlen, während Valentine einen immer größeren Widerwillen gegen die Angelegenheiten des Haushaltes bekundete. Sie nannte sich Nora, war eine Deutsche, Erzieherin und Klavierlehrerin, und Valentine hatte sie hauptsächlich aufgenommen, um über die Kinder zu wachen, seitdem sie Céleste hatte

wegschicken müssen, die trotz ihrer Durchtriebenheit wieder schwanger geworden war, die Dummheit begangen hatte, sich mit einem Briefträger zu vergessen, und diesmal so wenig Glück hatte, daß es ihr nicht einmal gelang, ihren Zustand zu verbergen. Séguin, der sich bei Gelegenheit der Verabschiedung der Zofe wieder sehr brutal gezeigt und geschrieen hatte, das sei ein Skandal, seine Töchter würden demoralisiert, hatte dann selbst Nora ins Haus gebracht, eine Perle, die er, wie er scherzend sagte, einer seiner Freundinnen stahl. Und es wurde bald offenkundig, daß sie seine Geliebte war, daß er sie zweifellos nur zu dem Zwecke in sein Haus eingeführt hatte, um sie hier bequem zu besitzen, und besonders, um sie hier gefangen zu halten; denn er schien rasend eifersüchtig auf sie zu sein, mit jener krankhaften Eifersucht, die ihn noch heute sich mit erhobenen Fäusten auf seine Frau stürzen ließ, trotzdem alle Beziehungen zwischen ihnen aufgehört hatten. Das große und schöne blonde Mädchen schien allerdings danach angethan, das ärgste Mißtrauen zu rechtfertigen, mit ihren sinnlichen Lippen, ihren Augen voll gewissenloser Unverschämtheit, ihrem albernen und bösen Lächeln, ein prächtiges schädliches Tier.

„Sie erwarten Monsieur Séguin?" sagte sie endlich. „Ich weiß, daß er Sie bestellt hat, er wird sicherlich bald kommen."

Mathieu, der sie mit Interesse beobachtete, wollte eine Probe machen. „Er ist vielleicht mit Madame Séguin ausgegangen. Ich weiß, daß sie häufig miteinander ausgehen."

„Die!" rief sie, laut und in einer für eine Erzieherin höchst unpassenden Weise lachend, „da sind Sie schlecht unterrichtet, mein Herr! Die gehen nie denselben Weg. Ich glaube, Madame ist in der Kirche, wenn sie nicht etwa wo anders ist."

Mit spöttischer und dreister Miene fuhr sie fort, in dem Raume herumzuwirtschaften, als ob sie sich bestrebe, ein wenig Ordnung darin herzustellen, wobei sie immer wieder mit ihren Röcken an ihn streifte, in dem instinktiven Verlangen, das ihr eigen schien, sich anzubieten, sobald ein Mann mit ihr allein war.

„Ah, was für ein Haus!" fuhr sie mit halber Stimme fort, als ob sie zu sich selber spräche. „Wie verlassen er ist, der arme Herr! Es wäre alles besser, wenn Madame nicht von Früh bis Abend beschäftigt wäre!"

Valentine beschäftigt! Um die ganze Ironie dieses Wortes zu verstehen, mußte man wie Mathieu wissen, daß sie seit sechs Monaten nur dem einzigen Glücke lebte, mit Santerre, nach bald dreijährigem Auseinandersein, wieder angeknüpft zu haben. Jetzt wagte sie es sogar, ihn im Hause ihres Mannes zu empfangen, sich mit ihm ganze Nachmittage lang in ihrem kleinen Salon einzuschließen; und von dem, was sie da miteinander thaten, von dieser ernsten Beschäftigung sprach zweifellos die Erzieherin in so scherzhaftem Tone. Nachdem Santerre Valentine mit seiner schmeichelnd-zärtlichen Art besiegt hatte, um die Zeit, da er glaubte ihrer für seine Erfolge als Schriftsteller zu bedürfen, hatte er sich ihrer sodann rücksichtslos mit der unbarmherzigen Brutalität eines Egoisten entledigt, als sie ihm nutzlos, ja sogar unbequem geworden war. Verzweifelt über diesen Bruch, hatte sie dann ihre Freundinnen durch ihren religiösen Eifer in Erstaunen gesetzt, mit dem sie wieder anfing regelmäßig zu Predigt und Beichte zu gehen, wie einst bei ihrer Mutter in dem altadeligen, strengkatholischen Hause der Vaugelade. Sie fühlte sich wieder von deren Blute, sie entsagte dem ungebundenen Gehaben,

das sie sich in den Kreisen angeeignet hatte, die den Umgang ihres Mannes bildeten, um nunmehr eine unsinnige, übertriebene Intoleranz zur Schau zu tragen, im Namen des lieben Gottes sich einer neuen Art von Tollheit hinzugeben. Wie die Musik Wagners, so war die Religion Roms veraltet, unzeitgemäß: sie verlangte das Kommen eines blutigen Antichrist, um die Sünden der Welt hinwegzufegen. Man sagte wohl, daß sie es mit einem andern Geliebten versucht habe, aber die Thatsache war nicht bewiesen. Séguin, der die Religion lediglich als Eleganz betrachtete, hatte sich ihr geschmeichelt für eine Weile wieder genähert, die Versöhnung sogar so weit getrieben, selbst zu Predigt und Beichte zu gehen. Aber sogleich hatten die ehelichen Streitigkeiten wieder begonnen, verletzender als je, jede weitere Möglichkeit der Versöhnung ausschließend, und er war dazu gelangt, seitdem Nora ihn eifersüchtig ganz in Anspruch nahm, daran zu denken, den Frieden im Hause leidlich herzustellen, indem er Santerre, den einstigen Freund, wieder einführte, mit dem er fortwährend in seinem Klub zusammentraf. Dies wurde mit großer Leichtigkeit bewerkstelligt, denn der Romanschriftsteller hatte begonnen, sich im Erfolge zur Ruhe zu setzen und der Erkenntnis Raum zu geben, daß ihm, nachdem er aus den Frauen so viel Nutzen gezogen, als er vernünftigerweise erwarten konnte, nichts andres übrig bleibe, als sich zu verheiraten oder sich in dem Neste eines andern einzurichten. Er scheute noch vor der Heirat zurück, ebensosehr aus theoretischen Gründen, als aus persönlichem Widerwillen. Er war, gleich Séguin, einundvierzig Jahre alt, Valentine nun bald sechsunddreißig: waren dies nicht die Alter der Rast, wo es weise war, an eines jener ernsthaften und dauerhaften Verhältnisse zu

denken, welche die nachsichtige Welt toleriert? Du mein Gott, lieber diese als eine andre, da er sie gut kannte, wußte, daß sie reich war, viel in der großen Welt verkehrte, jetzt auch noch fromm geworden war — alle wünschenswerten Eigenschaften vereinigt. Und in seiner nun vollendeten Zerrüttung war das Haus in den Zustand geraten, daß der Vater mit der Erzieherin, die Mutter mit dem guten Freunde lebte, während die drei Kinder fortfuhren, sich selbst und dem Unheil überlassen aufzuwachsen.

Plötzlich wurden durchdringende Schreie laut, und Mathieu hörte erstaunt die laufenden Schritte zweier Kinder, die alsbald zur Thür hereinstürmten. Es war Andrée, die angsterfüllt vor Gaston floh und immer wieder rief: „Nono, Nono, er will mich bei den Haaren reißen!"

Sie hatte die schönsten Haare, die man sich denken konnte; seidenweich, von aschblonder Farbe, ringelten sie sich um ihr reizendes Gesichtchen; sie war nun zehn Jahre alt, schon eine kleine Dame, fein und anmutig; während ihr Bruder, um vier Jahre älter als sie, schlank und mager wie sein Vater, ein schmales, rotes Gesicht mit scharfen Zügen und harte blaue Augen unter einer Stirn hatte, die auf unlenkbaren Starrsinn deutete. Er ergriff sie endlich und riß sie heftig an den Haaren.

„O, du Bösewicht! Nono, hilf mir!" schrie sie schluchzend, indem sie sich zu der Erzieherin flüchtete.

Aber diese stieß sie scheltend zurück. „Schweigen Sie doch, Andrée! Sie müssen sich immer schlagen lassen. Es ist unerträglich."

„Ich habe ihm nichts gethan, ich habe gelesen," sagte das Kind weinend. „Da hat er mir mein Buch weggerissen und sich auf mich gestürzt. Da bin ich davongelaufen."

„Sie ist so dumm, sie will nie spielen," sagte

Gaston gelassen, mit seinem boshaften Lächeln. „Es ist nur zu deinem Besten, wenn ich dich an den Haaren ziehe, das macht sie länger."

Die Erzieherin lachte mit ihm, sie fand das sehr komisch. Sie gab ihm immer recht, ließ ihn als gefürchteten Tyrannen über seine beiden Schwestern herrschen, litt sogar gefällig die Possen, die er ihr selbst spielte, wie etwa ihr eine kalte Hand in den Nacken zu stecken, oder ihr plötzlich auf die Schultern zu springen.

Mathieu war von dem allen erstaunt, sogar ein wenig empört, als Doktor Boutan eintrat. Die kleine Andrée, die ihn wegen seiner lächelnden Gutmütigkeit liebte, lief ihm entgegen und hielt ihm, schon getröstet, ihre Stirn zum Kusse hin.

„Guten Tag, mein Kind. Ich warte auf Ihre Mama, die mir eine Depesche gesandt hat, die aber, wie ich höre, noch nicht zu Hause ist. Ich bin übrigens vor der Zeit gekommen. — Siehe da, mein lieber Mathieu, Sie sind auch hier?"

„Ja. Ich erwarte Monsieur Séguin."

Sie schüttelten sich warm die Hände. Dann wandte sich der Arzt, der auf Nora einen Seitenblick geworfen hatte, an diese, und fragte, ob Madame Séguin leidend sei, da sie ihn telegraphisch berufen habe. Sie antwortete kurz, daß sie es nicht wisse. Und da er sie weiter fragte, befremdet darüber, daß er Lucie nicht mit Gaston und Andrée hier sah, sagte sie: „Lucie liegt zu Bett."

„Wie, zu Bett? Also ist sie die Kranke?"

„O nein, sie ist nicht krank."

Er sah sie wieder an mit seinen klugen Augen, die auf den Grund ihrer Seele blicken zu wollen schienen, und richtete keine weitere Frage an sie.

„Gut, ich werde warten."

Nora räumte endlich den Platz und führte Gaston

und Andrée mit sich, indem sie sie ein wenig vor sich herstieß; sie schien unbehaglich und irritiert unter diesem forschenden Blicke, der sich nicht von ihr und den zwei ihrer Obhut überlassenen Kindern abwandte, als bis sie das Zimmer verlassen hatten.

Boutan hatte sich Mathieu zugewandt. Einen Augenblick blieben sie so einander gegenüber, ohne zu sprechen. Beide waren wissend, beide schüttelten den Kopf. Dann sagte der Arzt halblaut: „Wie, was sagen Sie zu dem Fräulein? Was mich betrifft, lieber Freund, mich überläuft es kalt, wenn ich sie sehe. Haben Sie diesen Mund und diese Augen beobachtet, die übrigens sehr schön sind? Nie noch habe ich das Verbrechen so deutlich in einer so prächtigen Gestalt gesehen. Hoffen wir, daß ich mich täusche!"

Ein neues Stillschweigen entstand. Er hatte ebenfalls begonnen, das Gemach zu durchmessen; und als er wieder zurückkehrte, machte er eine Gebärde, wie um auf dessen Vernachlässigung zu weisen, wie um durch die Mauern hindurch auf die traurige Katastrophe hinzudeuten, die das ganze Haus zu vernichten drohte.

„Es war unabwendbar, Sie haben ja die einzelnen Folgeerscheinungen vorhergesehen und beobachtet, nicht wahr? Ich weiß ja, man macht sich über mich lustig, man behandelt mich als guten Narren, als einen Spezialisten, der in den Ideenkreis der von ihm behandelten Fälle eingekapselt ist. Aber was wollen Sie? Wenn ich auf meinem Standpunkt beharre, so ist es nur, weil ich überzeugt bin, daß ich recht habe. So auch bei diesen Séguin; ist es nicht offenbar, daß alles Unheil nur jenen ersten Unterschlagungen entstammt, da der Mann und die Frau sich gegenseitig verderbten und zerrütteten, weil sie eigensinnig darauf beharrten, kein

Kind mehr haben zu wollen? Von da ab, kann man sagen, war die Ehe dem Verderben geweiht. Sie haben dann doch noch eins bekommen, unwissentlich, aus Versehen, und nun wird der Mann zerfleischt, toll gemacht von sinnloser Eifersucht, die Frau geschlagen, vernachlässigt, dem Falle zugetrieben. Notwendigerweise war der doppelte Ehebruch die schließliche Folge bei solchen Naturen, die in wütendem Kampfe miteinander lagen, sich gegenseitig entnervten und vernichteten, während sie den unsinnigsten weltlichen Reizungen nachjagten. Heute ist der Bruch vollständig, die Familienbande sind zerstört, die Geliebte des Mannes und der Liebhaber der Frau am häuslichen Herde eingenistet, der Zusammenbruch vor der Thür, unter der fortgesetzten, der unsauberen Unterschlagung, die sich verbreitert, sich multipliziert, die nun von vieren hier geübt wird... In mir wütet es, wenn ich daran denke! Und wenn ich Ihnen davon spreche, so geschieht es, um mir das Herz zu erleichtern, ob ich auch nicht den Anspruch erhebe, Ihnen etwas Neues zu sagen."

Der sonst so gelassene Mann hatte sich in Zorn geredet. Seine Stimme, die halblaut geblieben war, bekam einen seltsam scharfen und energischen Klang.

„Man redet sehr viel von unsrer modernen Nervosität, von unsrer Entartung, von unsern immer schwächlicher und schwächlicher werdenden Kindern, die von kranken, zerrütteten, überreizten Frauen in die Welt gesetzt werden. Aber vor allen andern, weniger gefährlichen, Ursachen ist die Unterschlagung die erste, die große Ursache, die, welche das Leben an seiner Quelle vergiftet! Es ist die Unterschlagung, die allgemeine, vorbedachte, beharrliche, gerühmte Unterschlagung, die uns in diese vorzeitige Entkräftung verfallen läßt, und die uns ganz zu Grunde richten wird! Bedenken Sie nur, daß man nicht

ungestraft ein Organ betrügt. Stellen Sie sich vor, daß man den Magen fortwährend mit Scheinnahrung füllen würde, deren unverdauliche Masse das Blut unaufhörlich herbeiriefe, ohne der Verdauungsthätigkeit irgend einen Stoff zuzuführen. Eine jede Funktion, die sich nicht in normaler Weise vollzieht, wird zur Ursache von Störungen. Man entkräftet die Frau, man befriedigt bei ihr nur die Wollust, man begnügt sich mit der Sättigung der Begierde, die nur das Lockmittel ist, ohne die Befruchtung herbeizuführen, welche der Zweck ist, die notwendige und unentbehrliche Vollbringung. Und dann wundert man sich, wenn sich in diesem getäuschten, mißhandelten, seiner Bestimmung entfremdeten Organismus furchtbare Störungen, Entartungen, Zerrüttungen ergeben! Dazu kommt, daß, wenn der Gatte unterschlagen hat, der Liebhaber natürlich noch mehr unterschlägt. Es ist ein unablässiger Ansturm. Von dem Augenblicke, da die Furcht vor dem Kinde der Begierde keine Schranken mehr auferlegt, wird der Organismus der leichtfertigen, maßlosen, erschöpfenden Lust überliefert. Ich habe Fälle von unglaublicher Gier und Roheit gesehen. Allerdings wage ich von den Menschen nicht die Weisheit der Tiere zu verlangen, die ihre Begattungszeit haben. Aber es sollte doch wenigstens das Kind nicht in so unbarmherziger Weise geächtet werden, man sollte doch wenigstens von Zeit zu Zeit eines entstehen lassen, um die unterdrückte Funktion wieder auswirken zu lassen. Wie viele durch die Praktiken der Unterschlagung gereizte, erkrankte, gebrochene Frauen habe ich dank einer Schwangerschaft sich wieder erholen gesehen! Und wie viele andre sind wieder denselben Leiden anheimgefallen, sowie sie aufs neue aufgehört haben zu leben, wie gelebt werden soll! Denn, verstehen Sie wohl, lieber

Freund, darin liegt alles. Die betrogene Natur empört sich. Je mehr man unterschlägt, je verderbter man lebt, desto mehr wird der Nachwuchs geschwächt und entartet. Wir gelangen dadurch zu unsrer kostbaren modernen Nervosität, wir werden bald zum vollständigen physischen und moralischen Bankerott gelangen. Sehen Sie nur unsre Frauen an und vergleichen Sie sie mit den kraftvollen Weibern von einst. Unsre geschlechtslosen, unsteten, krankhaft sinnlichen Frauen — wir machen sie zu dem, was sie sind, mit unsern Praktiken, unsrer Kunst und unsrer Litteratur, durch unser Ideal der beschränkten, dem tollen Geld- und Machthunger geopferten Familie. Tod dem Kinde, und damit auch der Frau, Tod uns selbst, allem, was die Freude, das Glück, die Gesundheit ist! . . . Und sagen Sie mir, haben Sie je deutlicher das Ende einer Gesellschaft gefühlt, als in diesem Hause, in diesem mit seltenen Kostbarkeiten gefüllten Raume, in diesem absterbenden Luxus? Sehen Sie hier nicht das große Drama der Zeit mit an, die Entsittlichung durch den Widerwillen gegen das Leben, durch die gewollte und gepriesene Unfruchtbarkeit? Wozu leben, wenn jedes neugeborene Wesen ein Unglücklicher mehr ist? Die Unterschlagungen haben ihr Zerstörungswerk gethan, der eheliche Zank hat das Haus der Anarchie überliefert, der Mann geht rechts, die Frau links, und nun sind die drei armen Kinder in den Händen dieser Erzieherin, wachsen aufs Geratewohl auf, den schlimmsten Gefahren preisgegeben. Ach, die armen Geschöpfe, sie beklage ich besonders, ich kann nicht hierherkommen, ohne daß mir das Herz um ihretwillen weh thut!"

Boutan fuhr mit leiserer Stimme fort, erzählte, wie er die kleine Andrée lieb habe, ein so hübsches und sanftes Kind, so verschieden von den andern,

daß ihre Mutter oft scherzhaft ihre Amme, die Catiche, anklagte, daß sie ihr die Natur mit der Milch eines geduldigen Haustieres verändert habe, weil sie so wenig der Familie nachgeriet, immer harmlos und fröhlich blieb, sich unter den fortwährenden Quälereien ihres Bruders nie empörte. Gaston gefiel ihm gar nicht, er war brutal, beschränkten Geistes, übertrieb noch die aristokratischen Manieren seines Vaters, entwickelte noch mehr Eigensinn, mehr Herzenshärte, in der egoistischen Sicherheit seiner Uebermacht, die er nicht einmal in Frage ziehen ließ. Aber das hauptsächliche Interesse des Arztes erregte Lucie, nun zwölf Jahre alt, ein blasses, mageres und zartes Mädchen, mit mattblonden Haaren und blauen, traumfeuchten Augen. Sehr frühzeitig und gegen alle Voraussicht in die Pubertät getreten, hatte sie sich krank geglaubt, war von Ekel und Entsetzen ergriffen über dieses Blut, das sie zum Weibe machte. Und seitdem er sie wiederhergestellt hatte, verfolgte und studierte er bei ihr die merkwürdigsten Erscheinungen, einen wachsenden Abscheu gegen alle sinnlichen Reizungen, eine Art frühreifen Mystizismus, dessen Schwärmerei in ihr seltsame Vorstellungen von Engeln und Jungfrauen von körperloser Reinheit und Unschuld erweckte. Alles Leben, alle Fortpflanzung, ein Ameisenhaufen, ein Bienenschwarm, ein Nest mit kleinen, noch nackten Vögelchen, stieß sie ab, flößte ihr einen Widerwillen ein, der sich bis zu förmlichem Ekel steigerte. Und er sagte scherzend, daß dieses Mädchen das richtige Kind des Pessimismus der Eltern sei, in ihrem Abscheu vor fruchtbarer, lebender und warmer Körperlichkeit.

Jetzt kam Valentine in ihrer gewöhnlichen wirbeligen Art herein, wie immer verspätet, wie immer durch irgend ein unerwartetes Geschehnis aus

dem Gleichgewicht gebracht. Mit ihren sechsunddreißig Jahren verriet sie in ihrem Aeußern noch immer ihr Alter nicht, war ebenso mager, ebenso lebhaft, wie sie gewesen war, als sie Andrée bekommen hatte, mit denselben wirren blonden Löckchen, demselben kleinen feinen, knabenhaften Gesichte. Glücklicher als andre, wurde sie, wie der Doktor von ihr sagte, von der Flamme ihrer widernatürlichen Lebensweise bloß immer mehr ausgetrocknet und reduziert.

„Guten Tag, Monsieur Froment, guten Tag, Doktor! Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie habe warten lassen, lieber Doktor. Denken Sie nur, ich ging in die Madeleinekirche, um den Anfang einer Predigt des Abbé Levasseur zu hören, und dachte mir, daß ich mich später davonmachen werde, da ich Sie hierher bestellt habe. Und dann habe ich Sie ganz vergessen, so sehr hat mich der Abbé gefangen genommen, o, aber auch ganz gefangen genommen, ohne daß ich etwas von mir zurückbehalten hätte.“

Sie war noch ganz verzückt und sah schwärmerisch drein. Gleichwohl fand sie den Abbé lau, und warf ihm vor, daß er mit den modernen Ideen paktiere, weil er an die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Religion und Wissenschaft zu glauben schien.

Boutan unterbrach sie lächelnd. „Sind Ihre neuralgischen Schmerzen wiedergekehrt?“

„O nein, nein! Ich habe Sie nicht meinetwegen hergebeten, sondern wegen Lucie, die mich wirklich zur Verzweiflung bringt. Ich verstehe das Kind gar nicht mehr. Denken Sie nur, daß sie heute früh nicht aufstehen wollte. Als man mir das meldete, bin ich zu ihr gegangen. Zuerst hat sie mir keine Antwort gegeben und sich gegen die Wand gekehrt. Dann hat sie auf alle meine Fragen

nichts andres gethan, als zehnmal, zwanzigmal zu wiederholen, daß sie ins Kloster gehen will, ohne irgend eine Erklärung, das Gesicht weiß wie das Betttuch, mit stieren Augen. Was halten Sie von dieser neuen Laune?“

„Hat sich heute nacht, gestern abend, denn nichts ereignet?“ fragte der Doktor.

„Heute nacht, nein, soviel ich weiß. Gestern abend auch nicht. Der Abend ist sehr ruhig verlaufen. Ich war allein zu Hause, ich war nicht ausgegangen; und da unser Freund Santerre frühzeitig gekommen ist, um eine Tasse Thee bei mir zu trinken, so habe ich mich mit ihm in meinen kleinen Salon zurückgezogen, nachdem ich die Kinder verabschiedet hatte, damit sie uns nicht die Ohren voll lärmen. Sie haben sich vermutlich zur gewohnten Zeit schlafen gelegt.“

„Hat sie geschlafen, hat sie über nichts geklagt?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Es scheint ihr übrigens nichts weh zu thun. Ich glaube nicht, daß sie krank ist, denn Sie können sich wohl denken, daß ich heute nachmittag darauf verzichtet hätte, auszugehen, wenn ich im geringsten ernstlich beunruhigt gewesen wäre. Aber ich wollte Sie doch zu Rate ziehen, so bringt mich das außer mir, ein solcher Starrsinn, nicht aus dem Bett herauszuwollen. Gehen wir in ihr Zimmer, Doktor, und schelten Sie mir sie ordentlich aus, bringen Sie mir sie rasch auf die Beine.“

Nun trat auch Séguin ein. Er hatte die letzten Worte seiner Frau gehört, und begnügte sich, Boutan stillschweigend die Hand zu drücken, der dann mit Valentine das Zimmer verließ. Hierauf entschuldigte er sich seinerseits bei Mathieu.

„Verzeihen Sie mir, lieber Freund, daß ich Sie habe warten lassen. Ich habe ein Pferd krank,

einen ausgezeichneten Renner, auf den ich große Hoffnungen gesetzt hatte. Alles geht schief... Sprechen wir von unsrer Angelegenheit, in der ich übrigens vollkommen erfolglos geblieben bin."

Er berichtete erbost, daß Lepailleur für seine paar Hektar Heide, diese unglückselige Enklave, einen so wahnsinnigen Preis verlangt habe, daß jeder weitere Schritt in dieser Sache vergeblich sei. Der Müller hatte sich übrigens seine stille Wut über Mathieus Triumph anmerken lassen, daß diese großen ertraglosen Felder, die seit Jahrhunderten dem Unkraut überlassen waren, von denen er behauptet hatte, daß da niemals ein Halm wachsen würde, nun üppig reiche Ernten lieferten. Er war darob nur um so erbitterter gegen die Erde, er verwünschte sie nur um so mehr, die ungerechte Rabenmutter, die so hart gegen ihn, den Bauernsohn war, und so nachgiebig gegen diesen Städter, der vom Himmel gefallen war, um die Gegend auf den Kopf zu stellen. Und er hatte grinsend gesagt, daß diese Buschflächen nunmehr Goldes wert seien, da es Zauberer gäbe, die die Frucht aus Steinen herauswachsen ließen.

„Ich habe mir die Mühe genommen, ihn selbst aufzusuchen, wissen Sie. Früher hat er mir wiederholt sein Stückchen Heide angetragen, und ich habe es natürlich nicht gewollt, da ich ja selber meinen Besitz loswerden wollte. Und er hat es sich nicht versagt, mich zu höhnen, mir verstehen zu geben, daß ich eine Dummheit begangen habe. Ich hätte ihn ohrfeigen mögen... Er hat nun auch ein Mädchen?"

„Ja, die kleine Thérèse," erwiderte Mathieu lächelnd. Er war von vorn herein sicher gewesen, daß der Weg vergeblich sein werde. „Im vorigen Jahre hat er dieses Unglück gehabt, wie er sagt.

Er hat den Zorn darüber noch nicht verwunden, er hat zuerst seine Frau dafür verantwortlich gemacht, dann die ganze Menschheit, alle Heiligen, selbst den lieben Gott. Er ist ein eingebildeter und rachsüchtiger Mensch."

„Offenbar, und wahrscheinlich habe ich ihn auch damit beleidigt, daß ich mich nicht in Ausrufen der Bewunderung über seinen Bengel, seinen Antonin, erging, der, wie ich höre, mit zwölf Jahren sein Abgangszeugnis in der Schule von Janville erhalten hat, wo er als Wunderkind angesehen wird."

Mathieu wurde wieder von leichter Heiterkeit erfaßt.

„Ja, ja, da wundert mich Ihr Mißerfolg freilich nicht mehr. Als ich ihnen eines Tages den Rat gab, ihren Antonin in eine Ackerbauschule zu schicken, hätten mich der Mann und die Frau beinahe geschlagen. Sie wollen einen Herrn aus ihm machen."

Auf alle Fälle war aber die Sache mißlungen, und Séguin war darüber untröstlich, denn er mußte nun darauf verzichten, daß Mathieu ihm dieses Jahr mehr Boden abnehme, als den letzten Teil des Sumpfplateaus, gegen Westen hin. Der Kaufvertrag war übrigens bereit, sie tauschten die Unterschriften aus. Es blieben nun nur mehr zwei Partien, die eine bestehend aus etwa hundert Hektar Wald gegen Lillebonne hin, die andre aus allen Heideflächen bis nach Vieux-Bourg, welche durch den Lepailleur gehörigen Streifen von den dürren Feldern getrennt waren, die Mathieu bereits erworben hatte.

„Ich hätte Ihnen vorteilhaftere Bedingungen gemacht, Sie hätten dabei gewonnen," sagte Séguin, der in Geldnöten war. „Aber Sie sind ein kluger Mann, und ich weiß, daß ich Sie nicht überreden kann, wenn Sie entschlossen sind, zu warten, nur

der Notwendigkeit nach erstrittenem Siege nachzugeben. Viel Glück also, es ist in meinem Interesse."

Ihr Verkehr hatte sich stets in sehr korrekten, etwas gemessenen Formen bewegt, und sie schüttelten sich zum Abschied die Hände, als die Thür sich öffnete, ohne daß ein Bedienter sich die Mühe genommen hätte, anzumelden.

„Ah, Sie sind's!" sagte der Hausherr gelassen. „Ich glaubte Sie bei der Generalprobe Ihres Freundes Maindron."

Santerre trat ein mit dem etwas müden Lächeln eines vom Glücke verhätschelten gewandten Mannes auf den Lippen. Er war sehr stark geworden, von Erfolg gebläht, seine schönen braunen Augen hatten noch immer den schmeichlerischen Ausdruck, sein Bart, der seinen bösen Mund verbarg, war noch immer sorgfältig gepflegt. Er hatte als erster den nahe bevorstehenden Bankerott der Alkovenromane, der Junggesellenwohnung-Abenteuer gewittert, und hatte sich Valentine in ihrer religiösen Manie zugesellt, schrieb nun Geschichten, in denen Bekehrungen vorkamen, in denen der katholische Autoritätsgeist siegreich war, den die Mode wieder auf den Schild erhob. Dabei hatte sich übrigens seine Verachtung der menschlichen Herde nur verstärkt.

„O, das Stück von Maindron," erwiderte er, „Sie haben keine Vorstellung von dieser Plattheit. Wieder ein Ehebruch, es wird schon zu abgeschmackt! Es ist unglaublich, daß das Publikum, dem fortwährend eine solche Kost vorgesetzt wird, sich nicht endlich dagegen auflehnt, und unsre traurigen Psychologen, die die alte Gesellschaft mit so düsterer Miene zu Grabe tragen, müssen sie wahrlich schon zu hoffnungsloser Fäulnis gebracht haben, daß sie so im Kote erstickt ... Ich meinerseits habe mich nicht geändert. Nur wenn man sich strengen Gesetzen

unterwirft, kann man die Begierde töten. Gott selbst wird die Welt vernichten, um das letzte Glück herbeizuführen."

Als er sodann Mathieu bemerkte, der ihn verblüfft ansah, offenbar in Erinnerung an seine einstige Rolle als Romanschriftsteller im Frack, der das elegante Laster propagierte, diese schöne Welt einsargte, die er für seinen Vorteil ausbeutete — begnügte er sich, kurz abzubrechen, indem er sagte:

„Ich bin aus dem Theater davongelaufen ... Es ist schön draußen, ich habe einen Wagen, kommen Sie mit in die Pastellausstellung?"

„Nein, mein Lieber, ich wenigstens nicht," sagte Séguin in seiner entschiedenen Weise. „Die Pastellmaler sind mir schrecklich langweilig. Fragen Sie Valentine, ob sie frei ist."

Und mit der Gebärde, die diese Worte begleitete, gab er ihm die Frau anheim, mit dem Vertrauen eines Gatten, der entschlossen ist, nichts zu wissen. Zehnmal hatte er, von sinnloser Eifersucht tobend, Valentine beinahe getötet, indem er sie der schmutzigsten Untreue anklagte. Aber ohne daß dafür eine vernünftige Erklärung möglich gewesen wäre, ohne jede Logik, hatte er ihr immer Santerre nachgesehen: dieser zählte offenbar nicht; oder aber, wenn der Gatte lange von ihren Beziehungen nichts gewußt hatte, so hatte er sich später der bestehenden Thatsache anbequemt. Und besonders, seitdem er den trefflichen Einfall gehabt, den Liebhaber wieder ins Haus zu bringen, um selber da frei leben zu können, ließ er es zu, daß der zu jeder Stunde kam, sich da häuslich einrichtete, mit seiner Frau ausging, mit ihr heimkehrte; und alle drei lebten in fröhlicher Gemeinschaft, lachten miteinander, und diskutierten nach wie vor mit eleganter Verbitterung und Illusionslosigkeit.

„Ich reiße mich gerade auch nicht um die Pastellausstellung. Etwas andres ist mir ebenso lieb. Es handelt sich nur darum, den Nachmittag totzuschlagen. Maindron hat mich mit seinem ersten Akt lebensüberdrüssig gemacht ... Herrgott, was giebt es doch für öde Tage!"

„Wenn sie nur nichts weiter als öd sind! Sirius ist krank, mein Stall ist lahmgelegt, alles geht schief... Am liebsten würde man allem ein Ende machen!"

„Wie, es ist also wahr, Sirius ist krank? Armer Freund, wenn Sie wollen, machen wir gemeinschaftlich ein Ende. Ich schleppe mich, ich gähne mich durchs Leben!"

„Mich widert es an zum Erbrechen. Es ist ekelhaft!"

Ein Stillschweigen entstand. Dann sagte Santerre matt: „Sonst also kein Unglück heute?"

„Nein. Die Schornsteine fallen mir noch nicht auf den Kopf. Das kommt schon noch."

„Hoffen wir es. Und diese alte Metze Erde mit ihrem wimmelnden Geschmeiß dreht sich unbekümmert weiter ... Sirius krank, da hört alles auf!"

Mathieu, den das Gespräch mit Widerwillen erfüllte, hatte sich erhoben, um zu gehen, als ein Dienstmädchen hereinkam und umständlich meldete, Madame bitte Monsieur, sogleich ins Zimmer Mademoiselle Lucies hinüberzukommen, da Mademoiselle eigensinnig darauf beharre, nicht Vernunft anzunehmen. Und Séguin bat die beiden Herren mit seinem ironischen Phlegma, ihn zu begleiten, um ihm zu helfen, sagte er, dieser jungen Dame beizeiten die Ueberzeugung von der männlichen Ueberlegenheit beizubringen.

Im Zimmer Lucies spielte sich eine außergewöhnliche Scene ab. Das Mädchen hatte, auf dem Rücken liegend, die Decke bis ans Kinn hinauf-

gezogen und hielt sie da krampfhaft mit ihren schmalen Händen fest, wie um sich zu wehren, um zu verhindern, daß man sie von diesem Bette entferne, aus welchem sie eigensinnig sich nicht herausrühren wollte. Man sah nichts als ihr weißes, blutloses Gesichtchen, das von ihren matten blonden Haaren umflossen war; während ihre blauen Augen mit dem Ausdruck wilder Entschlossenheit starr nach der Decke blickten. Als ihre Mutter mit Doktor Boutan eingetreten war, hatte sich ihr Blick mit dem Ausdruck schrecklichen Leidens verdüstert; aber sie rührte kein Glied, der leichte Atem ihrer zarten Brust bewegte nicht einmal die Decke; und einige Minuten lang hatte sie jede Antwort verweigert, mit starrem Gesichte daliegend.

„Sind Sie krank, liebes Kind? Ihre Mama sagt mir, daß Sie heute früh nicht aufstehen wollten. Was thut Ihnen weh?"

Sie blieb starr, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung.

„Sehen Sie einmal, es wäre sehr häßlich von Ihnen, Ihre Eltern so besorgt zu machen, und sich so eigensinnig dagegen zu sträuben, daß ich Ihnen helfe. Seien Sie brav und sagen Sie mir, was Ihnen fehlt. Haben Sie Leibschmerzen?"

Sie blieb starr, ohne die zusammengepreßten Lippen zu öffnen, ohne einen Finger zu rühren.

„Ich habe Sie wirklich für vernünftiger gehalten, Sie machen uns allen vielen Kummer. Ich muß aber doch wissen, was Ihnen fehlt, wenn ich Ihnen helfen soll."

Als er jedoch Miene machte, eine ihrer Hände zu erfassen und frei zu machen, wurde sie von einem solchen Schauer erfaßt und zog die Decke so krampfhaft an ihren Hals, daß er davon abstehen mußte, ihr den Puls zu fühlen, da er keine Gewalt anwenden wollte.

Valentine, die schweigend gewartet hatte, wurde böse. „Wahrhaftig, Lucie, du mißbrauchst unsre Geduld; dies ist schon unsinnig, und ich werde deinen Vater rufen müssen, daß er dich straft. Seit heute früh klammerst du dich ans Bett, du willst mir nicht einmal sagen, was dir geschehen ist. Sprich doch wenigstens, erkläre uns, was du hast, damit wir uns danach richten können. Hast du dich über irgend wen zu beklagen? Was hat man dir gesagt, was hat man dir gethan?"

Da jedoch Lucie in ihre Todesstarrheit zurückverfallen war, ließ die Mutter auf den Rat des Arztes Nora rufen, damit er selbst sie ausfragen könne. Als das große blonde Mädchen erschien, glaubte er bei dem Kinde denselben Schauer zu bemerken, wie in dem Augenblicke, da er sie hatte berühren wollen, dasselbe Verlangen sich zu verkriechen, ganz zu verschwinden.

Am Fuße des Bettes stehend, antwortete Nora auf die an sie gestellten Fragen mit ihrem ruhigen Lächeln, mit der gewissenlosen Unverschämtheit, die stets aus den schönen Augen dieser Prachterscheinung lachte.

„Ich weiß gar nichts, Monsieur. Selbstverständlich bringe nicht ich die Kinder zu Bett. Gestern abend schien sich Mademoiselle Lucie ganz wohl zu befinden. Sie hat sich jedenfalls um die gewöhnliche Stunde zu Bett begeben, nachdem sie noch vorher ihre Mutter, die einen Besuch hatte, im kleinen Salon umarmt hatte. Ich bin dann wie gewöhnlich nur auf einen Augenblick hier herein gekommen, um ihr gute Nacht zu wünschen. Was wollen Sie, daß ich Ihnen sage? Ich weiß sonst nichts."

Während sie sprach, wandte sie ihre großen Augen nicht von dem Kinde ab; sie war übrigens vollkommen gelassen und sprach herausfordernd und

wie in der Sicherheit, daß sie nichts sagen würde, daß sie nichts zu sagen habe. Eine innere Heiterkeit, wie in Erinnerung an irgend eine drollige Begebenheit, stieg sogar zu ihren Lippen empor und enthüllte ihre weißen Raubtierzähne. Das war zu viel für das Kind, es brach in konvulsivisches Schluchzen aus, als der Blick seiner blassen blauen Augen, der bisher starr an der Decke gehaftet hatte, auf diesen andern, spöttischen, brennenden Blick traf, der auf ihr ruhte.

„O, laßt mich in Ruhe, sprecht nicht mit mir, seht mich nicht an! Ich will ins Kloster gehn, ich will ins Kloster gehn!"

Das war der Schrei, den das frühreife, Kind gebliebene Weib in ihr, überwältigt von Abscheu gegen sein Geschlecht, schon am Morgen ausgestoßen hatte. Sie wiederholte ihn nun mit erneuerter Heftigkeit, unabläßig, immer wieder. Und in ihrer Beharrlichkeit, nicht aufstehen zu wollen, nicht mehr zuzugeben, daß man die Haut ihrer Hände sehe, barg sich der Wunsch, sich mit ihrem ganzen Körper zu verkriechen, für die ganze Welt abzusterben, um dem verhaßten physischen Gefühle zu entrinnen. Sie hätte wollen, daß man die Vorhänge dicht schließe, um nicht mehr vom Licht des Tages berührt zu werden. Sie hätte für immer allein sein wollen, ohne die Wärme eines andern Wesens neben sich, in der Oede einer Gruft, um dem Ekel zu entfliehen, zu leben, um sich, in sich Leben zu fühlen.

„Ich will ins Kloster gehn! Ich will ins Kloster gehn!"

Nun ließ Valentine, die glaubte, daß sie ganz von Sinnen komme, Séguin holen. Und inzwischen fuhr sie fort, ihr zu predigen, sehr mütterlich, sehr würdevoll.

„Wahrhaftig, du kannst einen zur Verzweiflung

bringen. In deinem Alter spricht man nicht so davon, ins Kloster zu gehen, als ob du zu Hause nur Ursache zu Trauer und Kummer hättest. Ich glaube doch, dir gegenüber meine Pflicht erfüllt zu haben, ich habe mir glücklicherweise nichts vorzuwerfen . . . Wahrlich, du kennst zur Genüge meine tiefe Religiosität, ich habe dich genügend in Ehrfurcht vor unserm Glauben erzogen, daß es mir erlaubt ist, dir zu sagen, daß du Gott lästerst, indem du ihn mit der eigensinnigen Laune eines kranken Kindes in Verbindung bringst. Man geht nicht ins Kloster, wenn man nicht gehorsam ist, und Gott will keine Kinder, die ihre Mütter kränken, nachdem sie von ihnen nur gute Beispiele empfangen haben "

Die Augen Lucies waren nun an denen ihrer Mutter haften geblieben; und, je länger sie sprach, desto mehr vergrößerten sich vor Entsetzen diese armen Augen eines in seiner Schwärmerei für himmlische Reinheit tödlich getroffenen unschuldigen Kindes, drückten die furchtbarsten Qualen aus, die zerstörte Achtung, die vernichtete Liebe, die ganze Verzweiflung einer armen jungen Seele, in der die kindliche Pietät zertrümmert worden.

Nun trat Séguin ein, gefolgt von Santerre und Mathieu. Während Valentine zu sprechen fortfuhr, ihm den Fall unterbreitete, seinen väterlichen Machtspruch aufrief, behielt er in den Mundwinkeln einen leichten ironischen Zug, als wollte er sagen: „Was willst du, meine Liebe? Du hast sie so schlecht erzogen, daß sie unsinnige Launen haben." Als die Mutter zu Ende war, wendete er sich gegen den Arzt, der es mit einer Gebärde ablehnte, etwas zu thun, da das Mädchen sich nicht untersuchen lassen wollte. Er blickte wohlgefällig auf Nora, als er bemerkte, daß sie gleich ihm über diese alberne Scene

lächelte. Und er that, als wolle er Mathieu zum Zeugen nehmen, ehe er das Urteil sprach, als Santerre glaubte, in scherzhafter Weise die Sache zum guten Ende führen zu können.

„Wie, meine kleine Lucette, ist das wahr, was die Mama erzählt? Nein, nein, sie irrt sich, nicht wahr? Du bist ein braves Kind. Komm, ich werde dir einen Kuß geben, und du wirst mir einen Kuß geben, und alles ist wieder gut. Ich stehe dir dafür ein, daß dein Papa und deine Mama dir verzeihen."

Er lachte laut und beugte sich mit vorgestrecktem Gesichte gegen sie. Aber vor diesem Männergesichte, dieser Fleischmasse mit den großen glänzenden Augen, mit den halb in dem Bartwalde verborgenen dicken Lippen, geriet Lucie in Bewegung, gab Zeichen eines tiefen Entsetzens, eines furchtbaren Abscheus.

„Kommen Sie mir nicht nahe, ich will nicht! Nein, küssen Sie mich nicht, Sie, küssen Sie mich nicht!"

Santerre achtete nicht darauf, wollte sie durchaus scherzhaft fassen, in der Hoffnung, ihren Eigensinn damit zu überwinden.

„Warum sollte ich dich nicht küssen, Lucette? Ich küsse dich doch alle Tage?"

„O nein, ich will nicht mehr! Lassen Sie mich, um der Barmherzigkeit willen! O nein, o nein, Sie nicht, niemals mehr!"

Und da er trotz ihrer Schreie das Spiel bis zum äußersten trieb, bäumte sie sich empor und warf sich nach rückwärts, wich seinem Munde aus, wie einem glühenden Eisen. Diese Decke, die sie so dicht um ihren Hals gezogen hatte, warf sie nun in der besinnungslosen Angst ihrer Schamhaftigkeit zurück, um zu fliehen, enthüllte ihre mageren Schultern, den geschmeidigen Körper des heranwachsenden

Mädchens. Sie zitterte vor Entsetzen, sie wurde toll über all diese Abscheulichkeit, sie schluchzte und stammelte.

Und als sie glaubte, daß er sie trotz allem fassen und halten und küssen würde, ließ sie sich, von Ekel überwältigt, das schändliche Geheimnis entschlüpfen, das sie seit dem Morgen in stummer Erstarrung gehalten, ihr den eigensinnigen Entschluß eingeflößt hatte, nicht mehr leben zu wollen.

„Küssen Sie mich nicht! Nie, nie mehr! Ich habe Sie gesehen, gestern abend, im kleinen Salon, mit Mama! O, wie abscheulich, wie abscheulich!"

Santerre fuhr erbleichend zurück. Eine tödliche Stille und Kälte schienen von der Decke herabgefallen zu sein. Alle standen erstarrt, warteten regungslos, unfähig, das Unabwendbare, das nicht wieder Gutzumachende zu verhindern.

Und Lucie fuhr, außer sich, verzweifelt fort: „Nono ist zu mir gekommen, wie ich gerade einschlafen wollte, und hat gesagt, sie wird mir etwas Lustiges zeigen. Sie hat ein großes Loch in die Thür gebohrt, Nono, und sie schaut zur Unterhaltung abends durch. Ich habe geglaubt, daß Gaston mit Andrée irgend eine Dummheit macht, und bin bloßfüßig, im Hemd hingegangen. Und was habe ich gesehen, was habe ich gesehen! ... O, ich bin zu unglücklich, ich will ins Kloster, ich will ins Kloster, jetzt gleich!"

Sie fiel ins Bett zurück, sie zog die Decke ganz herauf, wie um darin zu verschwinden, sie drehte sich gegen die Wand, wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Und als die krampfhaften Schauer, die ihren Körper noch durchliefen, aufgehört hatten, lag sie wie tot.

Unter dem Schlage dieser öffentlichen Enthüllung, die aus solchem Munde kam, war Séguin ein Blut-

strom in die Augen gestiegen, ein Wiederaufschäumen jener brutalen Eifersucht, die ihm die Sucht einflößte, seine Frau zu erwürgen; und schon hatte er, Santerre, der totenbleich dastand, unberücksichtigt lassend, sich gegen Valentine gewendet, mit so drohendem Ausdrucke, daß sowohl Mathieu als der Doktor sich darauf vorbereiteten, einzugreifen. Aber fast gleich darauf sahen diese, wie er sich beherrschte, wie er den ironischen Zug um den Mund wiederfand, als sein Blick abermals auf Nora fiel, die, ein wenig blaß, am Fußende des Bettes stand, erstaunt, daß das Kind gewagt hatte, die Sache zu erzählen, im übrigen aber in stolzer Haltung und trotzig. Einzig Valentine wagte es, sich zu empören, ihre Entrüstung in einem Aufwallen von Stolz und Selbstbewußtsein hinauszurufen, in welchem sich das Blut der Vaugelade, so entartet es auch sein mochte, offenbarte.

Sie ging auf die Erzieherin los und sagte ihr ins Gesicht: „Das ist gemein, was Sie da gethan haben, Mademoiselle. Die letzte Dirne im letzten Freudenhause wäre nicht auf eine solche Schändlichkeit verfallen, in so dummer und frecher Weise die Kindheit zu beschmutzen, alle Achtung, alle Liebe zwischen einer Mutter und ihrer Tochter zu zerstören. Sie sind entweder krank oder die niedrigste Metze. Gehen Sie, ich jage Sie fort!"

Nun erst ließ sich Séguin, der bis jetzt den Mund nicht geöffnet hatte, herbei, einzugreifen, bethätigte endlich seinen Herrenwillen. Er sagte in seiner kalten, lächelnden Weise: „Verzeihe, meine Liebe, ich will nicht, daß Nora geht. Sie wird bleiben. Wir werden wahrlich nicht das Haus auf den Kopf stellen, Gewohnheiten aufgeben, bei denen wir uns sehr wohl befinden, so oft diese verdrehte Lucie bei Nacht böse Träume hat. Geben Sie ihr

ein Purgativ, Doktor, lassen Sie ihr eine ordentliche Douche verabreichen. Und vor allem keine Visionen, keine Nachtwandlergeschichten mehr, oder ich werde böse."

Als Mathieu sich mit dem Arzt wieder auf der Straße befand, nachdem dieser sich begnügt hatte, eine beruhigende Arznei zu verschreiben, tauschten sie einen langen, schweigenden Händedruck. Dann sagte Boutan, ehe er in seinen Wagen stieg, ruhig: „Wollen Sie mehr? Ist das nun der Zusammenbruch, den ich Ihnen eben vorhersagte? Eine Gesellschaft, die im Sterben liegt, infolge ihres Hasses gegen das normale und gesunde Leben! Die Vernichtung auf allen Seiten, das Vermögen vermindert und täglich mehr verschleudert, die Familie beschränkt, beschmutzt, zerstört! Die ärgsten Ausschweifungen beschleunigen die vollkommene Zersetzung, mystisch-hysterische Mädchen von zwölf Jahren haben einen Abscheu gegen die Fruchtbarkeit gefaßt, verlangen nach dem lebenden Tode des Klosters! ... Ach ja, wir sind auf dem besten Wege, diese Unglücklichen wollen thatsächlich das Ende der Welt!"

In Chantebled fuhren Mathieu und Marianne fort, zu arbeiten, zu schaffen, zu zeugen. Und während der zwei Jahre, die hingingen, waren sie abermals siegreich in dem ewigen Kampfe des Lebens gegen den Tod, durch das fortgesetzte Wachstum der Familie und der fruchtbaren Erde, das der Inhalt ihres Daseins war, ihre Freude und ihre Kraft. Die Begierde fuhr in Flammenstürmen hin, die göttliche Begierde machte sie fruchtbar, gab ihnen Kraft zu lieben, gut zu sein, gesund zu sein; und ihre Energie that das übrige, ihre Thatfreudigkeit, die tapfere Beharrlichkeit in der nützlichen Arbeit, die die Welt aufbaut und in Ordnung hält. Aber während dieser zwei Jahre ward ihnen der Sieg nicht ohne

schweren Kampf. Je mehr der Besitz anwuchs, desto bedeutendere Geldsummen setzte er in Bewegung, deren Verwaltung immer mehr Mühe verursachte. Die ersten Schulden waren indessen bereits bezahlt, und sie konnten von da ab das kostspielige System der Beteiligung und der aus den Gewinnen zurückzuzahlenden Vorschüsse aufgeben, zu welchem sie sich anfangs hatten verstehen müssen. Es gab nun nur noch ein Haupt, einen Patriarchen, dessen Ziel war, seine Familie auf seinen Besitz zu gründen, keine andern Gehilfen, keine andern Gesellschafter zu haben als seine Kinder. So oft er ein neues Stück Erde eroberte, geschah es für eines von ihnen, er wollte seinem kleinen Volke ein Vaterland geben. Später würden die Wurzeln, alles was fest haftet und nährt, hier bleiben, wenn auch einige von ihnen sich über die Welt zerstreuen, sich verschiedenen Gesellschaftsklassen zuwenden würden. Und welche abschließende Ausdehnung diesmal, dieser letzte Teil der Sumpfflächen, womit das ganze Plateau, über hundert Hektar, urbar gemacht war! Noch ein Kind konnte zur Welt kommen, es würde seine Nahrung finden, die Erde würde die Frucht tragen für sein tägliches Brot. Und als die Arbeiten durchgeführt waren, die letzten Quellen gefaßt, der Boden entwässert und urbar gemacht, da bot im kommenden Frühjahr die weite, bis an den Horizont sich erstreckende grüne Fläche, auf der die triumphierende Ernte sich ankündigte, einen großartigen Anblick. Das entschädigte für alle Thränen, für alle nagenden Sorgen der ersten, arbeitsvollen Zeit.

Und neben dieser Schöpfung Mathieus fuhr Marianne fort, Kinder zu gebären. Sie war nicht nur die tüchtige Wirtschafterin, die bei der Verwertung des Gewonnenen half, die Rechnungen führte, in Haus und Hof schaltete. Sie blieb die

anbetungswürdige, angebetete Gattin, die von der göttlichen Begierde fruchtbar gemacht wurde, die Mutter, die, nachdem sie das Kind zur Welt gebracht, nachdem sie es mit ihrer Milch vollends lebensfähig gemacht, seine Lehrerin und Erzieherin wurde, um ihm auch noch Verstand und Gemüt zu geben. Gute Gebärerin, gute Erzieherin, sagte Boutan mit seinem angenehmen Lächeln. Viele Kinder bekommen, ist nur eine körperliche Eignung, welche zweifellos viele Frauen besitzen; aber es ist ein glückliches Zusammentreffen, wenn diese Frauen auch die gesunden seelischen Eigenschaften haben, um sie gut zu erziehen. Sie, die Fröhliche und Kluge, setzte ihren Stolz darein, von ihren Kindern alles durch Sanftmut und Güte zu erreichen, und ihre Kinder hörten auf sie, gehorchten ihr, umgaben sie mit einem Kultus, weil sie sehr schön, sehr gut und sehr geliebt war. Ihre Aufgabe war nichts weniger als leicht inmitten dieser Kinder, nun schon acht an der Zahl, deren Schwarm ihre Pflicht erschwerte. Wie in alle Dinge brachte sie auch in dieses eine wohlbedachte Ordnung, hielt die älteren dazu an, die jüngeren zu bewachen, teilte jedem seine liebevolle Machtvollkommenheit zu, ging siegreich aus den schlimmsten Verlegenheiten hervor, indem sie über alle Wahrheit und Gerechtigkeit herrschen ließ. Die ältesten, Blaise und Denis, die sechzehn Jahre alt waren, Ambroise mit nun bald vierzehn Jahren, entfernten sich schon ein wenig von ihr, waren nun in den Händen des Vaters. Aber die fünf andern, von Rose mit ihren elf Jahren, bis hinunter zu Luise mit ihren zwei, vorüber an Gervais, Claire und Grégoire, mit je zwei Jahren Abstand zwischen einem und dem andern, umgaben sie immer mit der gleichen Schar, indem ein Neuankömmling immer nachrückte, wenn das älteste flügge geworden war und das Nest verließ.

Und diesmal, nach diesen zwei Jahren, gebar Marianne wieder ein Mädchen, Madeleine, als sie ihr neuntes Kind bekam. Die Entbindung verlief vortrefflich; aber zehn Monate vorher hatte sie infolge von Ueberanstrengung eine Fehlgeburt gehabt. Und als Mathieu sie wieder gesund und lächelnd sah, mit der kleinen Madeleine an der Brust, da küßte er sie leidenschaftlich, triumphierte wieder einmal über alle Schmerzen und allen Kummer. Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld.

Und so wuchs immerfort das große und gute Werk, das Werk der Fruchtbarkeit durch die Erde und durch die Frau, siegreich über die Vernichtung, für jedes neue Kind neue Lebensmittel schaffend, liebend, wollend, kämpfend, arbeitend unter Leiden, unaufhörlich zu neuem Leben, neuer Hoffnung fortschreitend.

IV.

Zwei Jahre gingen hin. Und während dieser zwei Jahre bekamen Mathieu und Marianne noch ein Kind, ein Mädchen. Und diesmal vergrößerte sich zugleich mit der Familie auch die Besitzung Chantebled wieder, im Osten des Plateaus, um den ganzen noch übrig gebliebenen Waldgrund, bis zu den fernen Höfen Mareuil und Lillebonne. Nun war der ganze nördliche Teil des Besitzes erworben, nahezu zweihundert Hektar Wald, von großen Lichtungen durchschnitten, die durch ein Netz von Wegen miteinander in Verbindung standen. Und in natürliche Weiden verwandelt, von den nahen Quellen berieselt, erlaubten diese von Bäumen

umgebenen Wiesen, den Viehstand zu verdreifachen, die Aufzucht im großen zu versuchen. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.

Seitdem die Froment erfolgreich in ihrem Eroberungswerke, in der Gründung ihres kleinen Königreiches waren, auf dem Wege, den festgefügtesten Reichtum, den in Grund und Boden zu erwerben, spotteten die Beauchêne nicht mehr über ihren abenteuerlichen Einfall, sich auf dem Lande niederzulassen, dilettantische Bauern, Gelegenheitslandwirte zu werden, wie sie anfangs gesagt hatten. Erstaunt, überwältigt von dem Einfluß, den jeder Erfolg ausübt, waren sie sehr freundlich gegen sie, behandelten sie nunmehr als reiche Verwandte, ließen sich herbei, sie manchmal zu besuchen, höchst interessiert von diesem großen, lebendigen, wimmelnden, vom Lärm blühenden Gedeihens erfüllten Hofe. Bei einem dieser Besuche traf nun Constance mit Madame Angelin zusammen, ihrer einstigen Pensionatsfreundin, die sie übrigens nie ganz aus den Augen verloren hatte. Das junge Ehepaar, das vor zehn Jahren sein Liebesglück durch die einsamen Waldpfade von Jauville getragen, heiße Küsse hinter jeder Hecke tauschend, hatte schließlich ein kleines Häuschen am Ende des Dorfes erworben, wo sie alljährlich die schönen Tage verbrachten. Aber es war vorüber mit der liebenden Sorglosigkeit von einst; Madame Angelin war nun bald sechsunddreißig Jahre alt; und seit sechs Jahren, da sie und ihr Mann ihr einstiges Versprechen einhielten, von ihrem dreißigsten Jahre ab nicht mehr unterschlagende

Liebende sein zu wollen, seit sechs Jahren, da sie sich als wirkliche Ehegatten betrugen, das Kind erwartend, das sie sich versprochen hatten, kam dieses Kind noch immer nicht. Sie mochten es noch so heiß herbeiwünschen, mit all der Leidenschaft, die sie für einander bewahrt hatten, — ihre Umarmungen blieben unersprießlich, wie durch die lange Zeit egoistischen Genusses mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Und das Haus verfiel einer wachsenden Traurigkeit: er, der schöne Musketier, fing schon an grau zu werden, fühlte sein Augenlicht versagen, bemerkte zu seinem Schrecken, daß er kaum noch genug sehe, um seine Fächer zu malen; sie, die sonst so heiter Lachende, war von Angst ergriffen über diese drohende Blindheit, bedrückt von der Stille und den Schatten, die sich über ihren allmählich erkaltenden Herd herabsenkten.

Seitdem sie wieder miteinander angeknüpft hatten, kam Madame Angelin, wenn sie in Paris Besorgungen hatte, manchmal gegen vier Uhr auf eine Tasse Thee zu Constance, ehe sie wieder zurückfuhr. Und eines Tages, als sie allein miteinander waren, brach sie in heftiges Schluchzen aus und vertraute ihr den ganzen Umfang ihres Unglücks an.

„Ach, meine Liebe, Sie können sich nicht vorstellen, was wir erdulden. Wenn man ein Kind hat, so hat man keinen Begriff davon, welchen Kummer ein Ehepaar erleidet, das keines bekommen kann und eines, o so sehnsüchtig herbeiwünscht! Mein armer Mann liebt mich noch immer, aber ich sehe wohl, daß er überzeugt ist, daß die Schuld an mir liegt, und das zerreißt mir das Herz, ich weine stundenlang darüber. Meine Schuld! Kann jemand wagen zu entscheiden, an wem die Schuld liegt, am Manne oder an der Frau? Aber ich sage ihm das nicht, er würde wahnsinnig darüber werden. Und wenn Sie uns beide sehen würden, in unserm

leeren Hause, so verlassen, besonders seitdem seine schlechten Augen ihn trübsinnig machen! Ach, wir würden unser Blut darum geben, daß ein Kind da wäre, um uns mit seinem Lärm zu erfreuen, um uns das Herz zu erwärmen, nun, da das Leben um uns, in uns in starre Kälte verfällt!"

Constance sah sie sehr erstaunt an. „Wie, liebe Freundin, Sie können kein Kind bekommen, mit kaum sechsunddreißig Jahren? Ich habe immer geglaubt, daß man eines nach Gefallen haben kann, wenn man gesund und kräftig ist wie Sie! Im übrigen giebt es dafür eine Behandlung, man liest derlei Anzeigen täglich in den Zeitungen."

Ein neuer Thränenstrom erstickte die Stimme Madame Angelins. „Sie zwingen mich, Ihnen alles zu sagen. Ach, liebe Freundin, ich lasse mich seit drei Jahren behandeln; seit sechs Monaten bin ich in den Händen einer Hebamme in der Rue Miromesnil, und wenn Sie mich so häufig bei sich sehen, so kommt das davon, weil ich sie an gewissen Tagen besuche. Immer schöne Versprechungen, aber kein Erfolg ... Heute war sie aufrichtiger, sie schien die Hoffnung aufzugeben, und deshalb habe ich meine Thränen nicht zurückhalten können. Verzeihen Sie mir."

Sie faltete die Hände und rief in leidenschaftlicher Erregung: „Mein Gott, mein Gott, zu denken, daß es Frauen giebt, die Kinder haben, so viel sie wollen, wie zum Beispiel Madame Froment, Ihre Cousine! Wie hat man sie geneckt, wie hat man sie getadelt, ich als erste! Ach, ich habe mich nun bei ihr entschuldigt! Ich finde es nachgerade sehr schön, sehr groß, dieses fortgesetzte, ruhige, sieghafte Gebären. Und wie ich sie beneide, ach, daß mich manchmal die Lust anwandelt, ihr eines Abends eines davon zu stehlen, von diesen Kindern, die ihr

so natürlich entsprießen, wie die reichen Früchte einem kräftigen Baume! . . . Mein Gott, mein Gott, ist es vielleicht, weil wir zu lange gewartet haben? Wäre unser Fehler der, daß wir den Stamm haben verdorren lassen, indem wir ihn hinderten auszuschlagen, als es an der Zeit war?"

Ernst geworden, hatte Constance den Kopf geschüttelt, im Namen ihrer Cousine Marianne. Sie mißbilligte noch immer ihre aufeinanderfolgenden, wirklich unerlaubten Schwangerschaften, die sie sicherlich noch eines Tages büßen würde.

„Nein, nein, meine Liebe, verfallen Sie nicht in die entgegengesetzte Uebertreibung. Ein Kind, gewiß, es giebt nicht eine Frau, nicht eine Mutter, die nicht das gebieterische Bedürfnis danach fühlte. Aber diese ganze Schar, diese Herde, nein, nein, das ist eine Schande, ein Wahnsinn! Allerdings, nun, da Marianne reich ist, kann sie entgegnen, daß es ihr erlaubt ist, leichtsinnig zu sein. Ich gebe zu, daß darin eine Entschuldigung liegt. Trotzdem beharre ich bei meiner Ansicht, und Sie werden sehen, daß sie eines Tages dafür schrecklich gestraft werden wird."

Gleichwohl konnte Constance diesen Abend, als Madame Angelin sie verlassen hatte, die Erinnerung an deren Mitteilungen nicht los werden und sich eines bedrückenden Gefühls nicht erwehren. Sie war betroffen von der Erfahrung, daß diese Frau, die mit ihr gleichen Alters war, nicht ein Kind bekommen konnte, wenn sie eines wollte. Und woher kam die leichte Kälte, die sie dabei durch ihre Adern hatte rinnen fühlen? Von welcher unnennbaren Ahnung, von welcher Furcht war das innerste Empfinden ihres Herzens dabei überhaucht worden? Das Unbehagen war übrigens ganz nebelhaft, kaum bewußt, nicht einmal ein Vorgefühl, nichts als der leichte

instinktive Schauer ihrer gefährdeten, vielleicht verlorenen Fruchtbarkeit. Sie hätte kaum darauf geachtet, wenn das Bedauern, keinen zweiten Sohn zu haben, sie nicht schon schmerzhaft durchzuckt hätte, an dem Tage, da der beklagenswerte Morange, zerschmettert von dem tragischen Tode seiner Tochter, allein zurückgeblieben war. Seitdem er so vollkommen verlassen war, lebte der Aermste in einer Art von Betäubung, in dem Stumpfsinn eines gewissenhaften, peinlich genauen Angestellten beschränkten Geistes, der mechanisch seine Arbeit verrichtet. Er hatte seine Thätigkeit als Buchhalter wieder aufgenommen, war sehr sanft und höflich, sprach kaum ein Wort, ein für immer vernichteter Mensch, der bis ans Ende seiner Tage auf seinem Posten in der Fabrik bleiben würde, wo sein Gehalt auf achttausend Francs gestiegen war. Man wußte nicht recht, was er mit dieser für einen Menschen von seiner regelmäßigen, beschränkten Lebensart bedeutenden Summe anfange, denn er hatte so gut wie keine Ausgaben, keine bekannte Liebhaberei, außer seiner Wohnung, die nun viel zu groß für ihn war, die er aber eigensinnig beibehielt, um sich darin in eifersüchtiger Menschenscheu zu verriegeln. Sein ungeheurer, vernichtender Schmerz hatte Constance derart überwältigt, daß sie weich wurde, daß sie mit ihm schluchzte, sie, deren Thränen so schwer flossen. Und ein unbewußter Rückschluß auf sich selbst, der Gedanke an das zweite Kind, das sie hätte haben können, war ihr davon geblieben, kehrte in trüben Stunden wieder, wo dann aus dem Grunde ihres aufgerüttelten, beunruhigten Muttergefühles dumpfe Befürchtungen, schneidende Schreckensahnungen aufstiegen, die sie nie zuvor gekannt hatte. Gleichwohl war ihr Sohn Maurice, nach einer zarten Jugend, die viele Pflege erfordert hatte, nunmehr

ein hübscher junger Mann von neunzehn Jahren geworden, immer noch etwas blaß, aber von kräftigem Aussehen. Er hatte seine Studien vor kurzem ziemlich erfolgreich beendigt, er half seinem Vater bereits in der Leitung der Fabrik; und seine Mutter, die ihn vergötterte, hatte nie hochfliegendere Hoffnungen auf den Kopf dieses einzigen Sohnes gesetzt als nun, wo sie ihn bereits als Gebieter dieses Hauses sah, dessen Reichtum er noch vergrößern würde, um ein König an Besitz und Macht zu werden.

Dieser Kultus Constances für den Sohn, den Helden der Zukunft, wuchs um so mehr, je mehr der Vater von Tag zu Tag verfiel, ihre Verachtung und ihren Widerwillen erweckte. Es war ein unvermeidlicher Niedergang, den sie nicht aufhalten konnte, dessen Fortschritt sie unglückseligerweise selbst beschleunigt hatte. Anfangs, als sie über seine ersten Seitensprünge die Augen zugedrückt hatte, ihn widerspruchslos die Nächte mit Dirnen hatte verbringen lassen, wollte sie lediglich seine zu derbe Sinnlichkeit, die sie aufrieb, ablenken und zugleich die Wahrscheinlichkeit des unglücklichen Zufalls eines Kindes so viel als möglich vermeiden. Gleichwohl hatte sie ihm lange willfahrt, aus Pflichtgefühl, auch um ihn nicht ganz zu verlieren, um ihm nicht wieder gut zu machende Sünden zu ersparen, bis eines Tages der unvermeidliche eheliche Zwiespalt ausgebrochen war. Er war immer brutaler geworden, brachte von draußen unerhörte Ansprüche mit, so daß sie sich endlich empörte, angewidert von diesen Dingen, die sie so kalt ließen, übrigens auch schon leidend unter dem allzu häufigen Aufflackern der Sinnlichkeit, welche reichliche Mahlzeiten, starke Getränke und Zigarren bei ihm hervorriefen. Er war zweiundvierzig Jahre alt, er trank zu viel, aß zu viel, rauchte zu viel. Er war dick und kurzatmig

geworden, hatte wulstige Lippen und schwere Augenlider, kleidete sich nicht mehr sorgfältig wie einst, nahm einen ordinären Ton an, erging sich in geschmacklosen Scherzen, in derber Lustigkeit. Aber besonders verrohte er auswärts, verfiel der niedrigsten Ausschweifung, die ihn stets angezogen hatte, ergab sich immer mehr der Gier nach leichten Weibern, die sich ganz und ohne Umstände geben Nun, wo er zu Hause beinahe vollständig entwöhnt war, lief er den gemeinsten Straßenabenteuern nach. Er verschwand, schlief außer Hause, log durchsichtig, nahm sich nicht einmal die Mühe zu lügen. Wie hätte sie sich ihm entgegenstellen sollen, sie, die nicht einmal den Mut hatte, sich der Widerwärtigkeit seiner Annäherung ganz zu entziehen, um den Bruch nicht zu einem vollständigen zu machen? Sie fühlte sich ohnmächtig, sie hatte ihn schließlich ganz frei gelassen, ohne daß etwas von diesem Leben unsauberer Genüsse ihr unbekannt blieb. Und das schlimmste war für sie, daß die fortschreitende Zerrüttung dieses kräftigen Mannes, die Art physischen und geistigen Verfalls, dem er infolge seiner Ausschweifungen zum Zwecke der Unterschlagung zutrieb, in schrecklicher Weise auf die Fabrik zurückwirkte, deren Gedeihen ernstlich gefährdet wurde. Der ehemalige unverwüstliche Arbeiter, der energische und scharfsichtige Chef wurde stumpf und schwerfällig verlor die Witterung für glückliche Operationen, fand nicht mehr die Kraft für große Unternehmungen. Er blieb des Morgens lange im Bett, setzte drei oder vier Tage hindurch keinen Fuß in die Werkstätten, und ließ die Unordnung, die Verschleuderung dermaßen einreißen, daß die einst so triumphierenden Bilanzen von Jahr zu Jahr einen stärkeren Niedergang zeigten. Welch ein Ende das für diesen Egoisten, diesen Genußmenschen von so fröhlicher,

geräuschvoller Thatkraft, der sich stets zu dem Grundsatz bekannt hatte, daß das Geld, das durch die Arbeit andrer sich mehrende Kapital, die einzige erstrebenswerte Macht sei, und der nun, eine gerechte Ironie des Geschicks, durch das Zuviel an Geld und Genuß dem langsamen Verfall, der schrecklichsten Paralyse anheimfiel!

Eine schwere Kränkung widerfuhr Constance und erfüllte sie mit tiefinnerem Abscheu gegen ihren Gatten. Durch anonyme Briefe, die niedrige Rache entlassener Bediensteter, erfuhr sie von dem Verhältnis Beauchênes mit Norine, der Fabrikarbeiterin, daß sie von ihm schwanger geworden war und im geheimen einen Knaben geboren hatte, den man hatte verschwinden lassen. Und nach zehn Jahren konnte sie noch heute nicht an diese schmutzige Sache denken, ohne daß sich alles in ihr empörte. Freilich hätte sie nicht gewollt, daß sie selber dieses Kind von ihm bekäme; aber welche Schmach, welche Abscheulichkeit, daß dieses Mädchen es von ihm bekommen hatte! Wohin hatte man es geworfen? Lebte es? In welchem Schmutzwinkel? Sie war außer sich über diese Mutterschaft, die durch Ausschweifung und Zufall entstanden war, diese Mutterschaft, die er ihr gestohlen hatte, und von der sie zu ihrer Ueberraschung entdeckte, daß ein so schneidendes Bedauern sie ihretwegen durchfuhr, während sie sich ihr doch mit so beharrlichem Eigensinn widersetzt hatte. Es schien, daß in dem Maße, als sie sich angewidert von ihrem Manne zurückzog, die Mutter in ihr gewachsen war, alle die eifersüchtige Liebe empfand, von der Glut der Hingabe, der Selbstentäußerung, der Leidenschaft erfaßt wurde, die ihr als Gattin stets fremd geblieben war. So kam es, daß sie nun ihr ganzes Leben ihrem angebeteten Maurice hingab, einen Gott aus ihm

machte, ihm selbst ihre gerechte Entrüstung opferte. Sie hatte bei sich ausgemacht, daß er unter der Unwürdigkeit seines Vaters nicht leiden solle, und ihm zuliebe hauptsächlich war es, daß sie diese ihre stolze Festigkeit bewahrte, sich stellte, als wüßte sie von nichts, ihrem Manne nie einen Vorwurf machte, ihm gegenüber vor der Welt die ihn achtende Gattin blieb, die sie stets gewesen war. Selbst allein mit ihm, selbst im Schlafzimmer hielt sie an ihrem Schweigen fest, vermied sie die Auseinandersetzung, den Streit. Die sittenstrenge Gattin, die anständige Frau, weit entfernt, an Wiedervergeltung, an einen Geliebten zu denken, schien im Gegenteil, in ihrem Widerwillen gegen die Zügellosigkeit der Männer, sich noch enger in ihr Haus zu verschließen, noch fester an ihren Sohn zu klammern, der ihr ebenso Schutz war wie die Kühlheit ihres Herzens und ihres Blutes. Und verletzt, abgestoßen, ihre Verachtung verbergend, harrte sie mit starkem, heißem Glauben auf den Triumph dieses Sohnes, der das Haus reinigen und retten würde — überrascht und beunruhigt an den Tagen, wo unversehens, ohne erkennbare Ursache, der erkältende Hauch aus dem Unbekannten sie berührte, sie mit Reue über irgend ein altes Vergehen erfüllte, dessen sie sich nicht mehr erinnerte.

Constance war es, die zuerst wieder auf die vertraulichen Mitteilungen zurückkam, die Madame Angelin ihr gemacht hatte. Sie zeigte sich sehr interessiert, sehr mitfühlend. Und als die betrübte unfruchtbare Frau, die sich vor Verlangen nach einem Kinde verzehrte, ihr gestand, daß jeder Besuch bei der Hebamme eine neue Hoffnungslosigkeit bedeute, schien sie nach einem Troste zu suchen, bot liebevoll ihren Beistand an.

„Wollen Sie mir gestatten, liebe Freundin, Sie

einmal zu begleiten? Vielleicht sagt sie mir, was sie Ihnen nicht zu sagen wagt."

Ueberrascht schüttelte Madame Angelin mit trüber Verneinung den Kopf.

„Ach, wozu? Sie würden nicht mehr erfahren als ich. Es thäte mir sehr leid, Ihnen nutzloserweise Ihre Zeit zu rauben."

„Durchaus nicht! Meine Zeit steht ganz zu Ihrer Verfügung, wo es sich um eine so ernste Sache handelt. Und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich neugierig bin, mit dieser Hebamme zu sprechen, so überraschende Dinge haben Sie mir erzählt."

Somit verabredeten sie sich, daß sie am kommenden Donnerstagnachmittag zusammen zu Madame Bourdieu in die Rue Miromesnil gehen wollten.

An diesem selben Donnerstag war Mathieu nach Paris gekommen, um bei Beauchêne eine Dreschmaschine zu besichtigen, und ging gegen zwei Uhr nachmittags durch die Rue La Boëtie, als er Cécile Moineaud begegnete, die ein kleines sorgfältig gebundenes Paket trug. Sie war nun bald einundzwanzig Jahre alt, noch immer mager, sehr blaß und sehr schwach seit ihrer Operation, aber ohne ernste Beschwerden. Er hatte ihr von den wenigen Monaten, die sie unter Schmerzen auf dem Hofe zugebracht hatte, eine warme Zuneigung bewahrt, zu welcher sich später ein inniges Mitleid gesellte, als er Zeuge ihres Verzweiflungsausbruches gewesen war, daß sie nicht mehr Mutter werden konnte. Und seitdem sie das Spital verlassen hatte, nahm er sich ihrer an, suchte ihr eine leichte Arbeit, verschaffte ihr eine solche bei einem befreundeten Fabrikanten, der ihr Schachteln zu kleben gab, die einzige, mühelose Arbeit, die ihre armen schwachen Hände leisten konnten, Kinderhände, die nicht gewachsen waren und gleich

ermüdeten. Seitdem sie nicht mehr Weib war, hätte man sie für ein großes, in der Entwicklung aufgehaltenes Kind halten können, obgleich sie nie einem Kinde begegnete, ohne von der Lust erfaßt zu werden, es aufzunehmen und mit Liebkosungen zu bedecken. Sehr geschickt mit ihren schwachen Fingern, brachte sie es fertig, zwei Francs täglich mit ihren kleinen Schachteln zu verdienen. Und da sie sich bei ihren Eltern sehr unglücklich fühlte, von der Roheit ihrer Umgebung jetzt in ihrem zarten Wesen verwundet, alle Abend ihrer vierzig Sous beraubt, war es ihre höchste Sehnsucht, allein zu wohnen, sich das wenige Geld zu verschaffen, das es ihr ermöglichen würde, ein Zimmer zu mieten, wo sie ruhig leben könnte, glücklich, sich jeder rauhen Berührung entziehen zu können. Und Mathieu hatte die Absicht, ihr eine frohe Ueberraschung zu bereiten, indem er ihr eines Tages dieses wenige Geld gab, dessen sie bedurfte.

„Wohin gehen Sie denn so schnell?“ fragte er sie in heiterem Tone.

Sie war ein wenig betreten von der Begegnung, und gab verlegen zuerst eine ausweichende Antwort.

„Ich gehe da in die Rue Miromesnil, einen Besuch zu machen.“

Dann, da sie fühlte, wie gut und hilfsbereit er war, erzählte sie ihm alsbald die Wahrheit. Diese arme Norine, ihre Schwester, war ein drittes Mal bei Madame Bourdieu niedergekommen: wieder eine traurige Geschichte, diese Schwangerschaft, die in ein lustiges Leben fiel, während sie ein Verhältnis mit einem feinen Herrn unterhielt, der ihr ein schön möbliertes Zimmer eingerichtet hatte; und da der feine Herr alsbald verduftet war, hatte sie sich gezwungen gesehen, ihre Siebensachen zu verkaufen, um zu leben, und war glücklich gewesen, gerade noch zweihundert Francs zu erübrigen, um wieder bei

Madame Bourdieu niederkommen zu können, denn sie hatte Angst vor dem Spital. Aber wenn sie nun in den nächsten Tagen das Haus verließ, würde sie sich wieder auf der Straße sehen. Mit einunddreißig Jahren war das kein Vergnügen mehr.

„Sie hat sich nie schlecht gegen mich gezeigt," fuhr Cécile fort. „Ich habe sie besucht, denn sie thut mir schrecklich leid. Heute bringe ich ihr etwas Schokolade. Und wenn Sie ihren kleinen Knaben sehen würden, das ist ein Engel!"

Ihre Augen glänzten, ihr blasses, mageres Gesichtchen wurde von einem liebevollen Lächeln erhellt. Es war wunderbar, wie dieser ehemalige kleine Nichtsnutz, dieses vernachlässigte Gassenkind von Grenelle, unter dem brutalen Messer ein so feinempfindliches Geschöpf geworden war, eine deklassierte, Kind gebliebene Mutter, voll bebender Liebessehnsucht und so unendlich zart, daß ein zu starkes Geräusch sie zu zerbrechen drohte wie Glas. Seit die Funktion vernichtet war, schien der Mutterinstinkt bei ihr zur heißen Leidenschaft gewachsen zu sein.

„Und wie traurig, daß sie sich durchaus seiner entledigen will wie der beiden andern! Diesmal hat er jedoch so stark geschrieen, daß sie ihm die Brust gereicht hat. Aber es ist nur einstweilen, sie sagt, sie will ihn nicht neben sich Hungers sterben sehen. Das dreht mir das Herz um, so ein Greuel, daß man ein Kind haben kann, ohne es zu behalten. Da habe ich es mir nun so schön vorgestellt, wie sich die Sache einrichten ließe. Sie wissen, daß ich von meinen Eltern fort will. Ich würde also ein Zimmer mieten, würde meine Schwester mit ihrem Kinde zu mir nehmen, würde ihr zeigen, wie man die Schachteln schneidet und klebt, und wir würden alle drei glücklich und zufrieden miteinander leben. Was für ein Vergnügen

wäre es, zu arbeiten, wenn ich frei wäre und nicht mehr alle die Sachen mitansehen müßte, die mir schrecklich sind!"

„Und sie wollte nicht?" fragte Mathieu.

„Sie hat mir gesagt, ich wäre verrückt, und sie hat nicht so unrecht, da ich nicht einmal einen Sou habe, um das Zimmer zu mieten. Ach, wenn Sie wüßten, wie mir das Herz schwer ist!"

Mathieu verbarg seine Bewegung und sagte in seinem ruhigen Tone:

„Ein Zimmer zu mieten, das ist nicht schwer. Sie würden schon einen Freund finden, der Ihnen hilft. Aber ich zweifle sehr, daß Sie Ihre Schwester dazu bringen werden, ihr Kind zu behalten, denn ich glaube ihre Ansichten über diesen Punkt zu kennen. Es bedürfte eines Wunders."

Cécile sah mit plötzlichem Verständnis zu ihm auf. Der Freund, das war er! Lieber Gott, sollte ihr Traum in Erfüllung gehen? Und sie faßte sich ein Herz, um zu sagen:

„Monsieur, Sie waren immer so gütig gegen uns, daß ich Sie um eine große Gnade zu bitten wage. Und das ist, daß Sie jetzt mit mir zu Norine gehen. Sie allein können mit ihr reden, sie vielleicht umstimmen ... Gehen wir langsam; ich ersticke fast, so glücklich bin ich!"

Tiefgerührt war Mathieu an ihrer Seite weitergegangen. Sie bogen um die Ecke der Rue Miromesnil, und auch ihm schlug das Herz, als sie die Treppe des Hauses der Hebamme hinaufgingen. Zehn Jahre schon! All das Entsetzen von einst faßte ihn wieder, er sah wieder das kleine verdutzte Gesicht der Victoire Coquelet, die von dem Sohne ihrer Herrschaft schwanger war, sie wußte nicht wieso, das unschuldige Antlitz Rosines, der jungfräulichen Blutschänderin, einer tragischen Lilie

gleich, die entsetzliche Erscheinung der Madame Charlotte, die halbtot in ihren Alkoven zurückkehrte, um dort zu lügen, vielleicht zu sterben. Und dann, als die Kinder zur Welt gekommen waren, erschien das unheimliche Profil der Couteau, der Mörderin, die stets bereit war, die Säuglinge zu befördern, welche man aufladt und abladt gleich lästigen Paketen. Das alles schien gestern geschehen, denn das Haus hatte sich nicht verändert: es schien ihm, als erkenne er an den Thüren in den Stockwerken dieselben Schmutzflecken.

Im Zimmer oben wurde Mathieu noch stärker von dem Gefühl erfaßt, daß er erst gestern hier gewesen sei. Es war noch immer dasselbe Zimmer, mit seiner perlgrauen, blaugeblumten Tapete, mit seiner armseligen zusammengetragenen Hotelzimmereinrichtung. Die drei Eisenbetten standen noch wie damals, zwei nebeneinander, das dritte quer über. Auf dem einen lag ein geschlossener Handkoffer neben einem Reisesack, welchem bescheidenen Gepäck er zuerst keine Aufmerksamkeit schenkte, das aber die Aehnlichkeit vollendete. Und gegenüber den sonnenerhellten Fenstern hinter der großen grauen Mauer bliesen dieselben Trompeten aus der benachbarten Kaserne dieselben Fanfaren.

Auf dem offenen Bette saß Norine, die schon kräftig genug war, um ein wenig herumzugehen, und die sich eben angekleidet hatte, und reichte ihrem Kinde die Brust.

„Wie, Sie sind es, Monsieur?“ rief sie, als sie Mathieu erblickte. „Wie schön von Cécile, daß sie Sie hergeführt hat! Ach Gott, was man alles erlebt! Man wird nicht jünger dabei.“

Er sah sie an, und sie schien ihm in der That sehr gealtert, rasch welk geworden nach Art gewisser Blondinen, die, einmal über die dreißig hinaus,

kein bestimmbares Alter mehr haben. Gleichwohl war sie noch immer angenehm, ein wenig zu dick geworden, von müdem Aussehen, obschon sie ihre Sorglosigkeit bewahrt zu haben schien, die nun aus stark verminderter Selbstachtung entsprang.

Cécile wollte ohne Umschweife zur Sache kommen.

„Da ist deine Schokolade. Ich habe Monsieur Froment auf der Straße begegnet, er ist so gut und nimmt solchen Anteil an mir, daß er so freundlich war, sich für meinen Plan zu interessieren, ein Zimmer zu mieten, wo du mit mir arbeiten könntest. Da habe ich ihn nun gebeten, auf einen Augenblick mit heraufzukommen, um mit dir zu reden und dich zu bestimmen, das arme Kind zu behalten. Wie du siehst, wollen wir dich nicht überrumpeln, denn ich sage es dir zum voraus."

Norine geriet in Bewegung und protestierte.

„Was sind das nun wieder für Geschichten! Nein, nein, ich will mich nicht quälen lassen, ich bin schon zu unglücklich!"

Nun fiel Mathieu ein, stellte ihr vor, daß das leichtsinnige Leben sich in ihrem Alter nicht so weiterführen lasse, daß sie immer tiefer und tiefer sinken müsse, wenn sie auf die Straße zurückkehre. Er fand sie hierin ganz seiner Ansicht, sie sprach mit Bitterkeit von der Existenz einer Prostituierten, als ein enttäuschtes Mädchen, die von den Männern nichts mehr erwartet als Lügen, Schläge und Elend. Es war die herbe Wirklichkeit, an welcher der Traum eines freien, glänzenden Leben zerschellt, dem sich so viele hübsche Pariser Arbeiterinnen hingeben. In den Werkstätten verdorben, trachten sie, sich so teuer als möglich zu verkaufen, um sich den Luxus zu verschaffen, den sie in den Schaufenstern der teuern Geschäfte mit den Augen verschlingen, und sinken schließlich zu Straßendirnen herab, nachdem

sie, als Preis für ihre Schönheit, von den Männern nichts anders erlangt haben, als einzig die Gefoppten zu sein mit jenen schrecklichen zufälligen Schwangerschaften, jenen unglückseligen Kindern, deren sie sich dann entledigen, wütend, sich betrogen zu sehen. Sie war nun erbittert gegen diese Existenz, ohne Brot, ohne die Möglichkeit eines Erwerbes, ohne Jugend und ohne Hoffnung. Aber was konnte sie thun? Wenn man einmal im Sumpf steckt, giebt es kein Entrinnen mehr.

„Ach ja, ach ja, ich habe genug von diesem verdammten Leben, das man sich so lustig vorstellt, wenn man jung ist, und wo man oft nicht einmal satt zu essen hat, ohne von den Scheußlichkeiten aller Art zu reden ... Heute ist mir das wie ein Stein am Halse, ich meine, ich muß ersticken. Aber da giebt es keine Rettung mehr, es erwartet mich, ich werde wieder dahin zurückkehren, bis man mich in irgend einem Winkel aufklaubt, um mich im Spital verenden zu lassen."

Sie hatte das mit der wilden Verzweiflung eines Weibes gesagt, der plötzlich ihr unentrinnbares Schicksal vor Augen steht. Dann blickte sie auf das Kind, das immer noch trank.

„Es ist besser, wenn er seinen Weg geht und ich meinen. Dann werden wir uns nicht behindern."

Ihre Stimme war weicher geworden, und über ihr verzweifeltes Gesicht glitt ein unendlich sanfter Ausdruck. Und Mathieu, der erstaunt diese neue Regung bei ihr gewahrte, die sie nicht eingestand, beeilte sich zu sagen:

„Er soll seinen Weg gehen, das heißt den kürzesten Weg zum Tode, jetzt, da Sie angefangen haben, ihn zu nähren."

Sie geriet wieder in Erregung.

„Kann ich was dafür? Ich habe mich genug

geweigert, ihm die Brust zu reichen. Sie kennen ja meine Gedanken hierüber, und ich bin in Zorn geraten, ich hätte mich beinahe mit Madame Bourdieu geschlagen, wie sie mir ihn mit Gewalt in die Arme legte. Aber dann, was wollen Sie? Er hat so vor Hunger geschrieen, das arme Geschöpf, er schien so sehr zu leiden, weil ich mich ihm versagte, daß ich die Schwachheit gehabt habe, ihn ein ganz klein wenig trinken zu lassen, indem ich mir fest vornahm, es nicht wieder zu thun. Aber am nächsten Tag hat er wieder so geschrieen, und ich habe es doch wieder thun müssen. Das alles ist nur mein Unglück. Man hat kein Erbarmen mit mir gehabt, man hat mich nur viel, viel unglücklicher gemacht, denn nun ist der Tag bald da, wo ich gezwungen sein werde, mich seiner zu entledigen wie der beiden andern."

Thränen standen in ihren Augen. Es war die häufig wiederholte Geschichte des Mutter gewordenen Mädchens, die man schließlich dazu gebracht hat, ihr Kind einige Tage lang trinken zu lassen, in der Hoffnung, daß es ihr ans Herz wachsen werde, daß sie sich nicht mehr werde davon trennen wollen. Man thut dies in der vornehmlichen Absicht, es zu retten, denn es giebt keine andre gute Amme als die natürliche Amme, die Mutter. Sie hatte auch instinktiv gefühlt, welche Falle man ihrer Mutterliebe damit stellen wolle, und hatte sich gesträubt, indem sie nicht ohne Grund rief, daß man eine solche Verrichtung nicht anfange, um dann wieder aufzuhören. Sobald sie nachgegeben hatte, war sie gefangen, ihr Egoismus wurde überwältigt von der Flut von Mitleid, Liebe und Hoffnung, die ihr Herz überschwemmte. Das arme Geschöpf war schwächlich und blaß, und wog nicht schwer an dem Tage, da sie es zum ersten Male stillte. Von da

ab hatte man es jeden Tag gewogen, und hatte am Fußende des Bettes eine Tabelle mit der graphischen Darstellung der Gewichtsunterschiede aufgehängt. Anfangs hatte sie sich dafür nur wenig interessiert und nur hie und da einen gleichgültigen Blick darauf geworfen. Aber in dem Maße, als die Kurve anstieg und deutlich zeigte, wie sehr das Kind zunahm, hatte sie dafür eine wachsende Aufmerksamkeit bekundet. Plötzlich hatte sich, infolge eines Unwohlseins, die Kurve gesenkt; von diesem Tage ab erwartete sie die Stunde des Wägens mit fieberhafter Ungeduld und stürzte sich sogleich auf das Blatt, um zu sehen, ob die Linie wieder aufwärts ging. Und als die Kurve wieder ihre steigende Richtung angenommen hatte, lachte sie vor Freude, nahm fortan ein leidenschaftliches Interesse an dieser dünnen, schwachen Linie, die immer weiter stieg, die ihr sagte, daß ihr Kind gerettet sei, daß es dieses wachsende Gewicht, diese zunehmende Kraft aus ihr sauge, aus ihrer Milch, aus ihrem Körper, aus ihrem Blut. Sie vollendete seine Lebensfähigkeit, das endlich erwachte Muttergefühl entfaltete sich in ihr zu einer Blüte der Liebe.

„Wenn Sie es töten wollen," wiederholte Mathieu, „so haben Sie nichts zu thun, als es wegzugeben. Sehen Sie nur, wie er sich gütlich thut, der liebe Kleine!"

In der That, er sog aus Leibeskräften. Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

„Mein Gott, jetzt fangen Sie wieder an, mich zu quälen! Glauben Sie denn, daß ich ihn mit Freuden wieder weggebe? Sie zwingen mich, Ihnen Dinge zu gestehen, über die ich in der Nacht weinen muß, wenn ich daran denke. Ich habe nie ein schlechtes Herz gehabt, Sie wissen es, nicht wahr? Wenn man es mir wegnehmen wird, dieses Kind, so wird

man mir mein Inneres herausreißen ... Nun, seid ihr befriedigt, alle zwei, daß ich euch das sage? Da habt ihr nun viel davon, daß ihr mich in einen solchen Zustand versetzt, da doch niemand etwas dagegen thun kann; denn er wird nun doch ins Elend hinaus müssen, während ich auf die Straße zurückkehren werde, bis man mich einmal aufklaubt."

Weinend gleich ihr umarmte Cécile sie, küßte das Kind und kam wieder auf ihren Traum zu sprechen, eine gemeinschaftliche Wohnung zu nehmen, malte aus, wie glücklich sie da alle drei sein würden, in einem hübschen Zimmer, welches sie sich voll unaufhörlicher Freude vorstellte, gleich einem Paradies. Die kleinen Schachteln seien nicht schwer zu schneiden und zu kleben. Wenn Norine sich einmal darauf verstände, so würde sie, die stark sei, vielleicht drei Francs verdienen. Fünf Francs für sie beide, waren sie da nicht reich, konnten das Kind behalten und erziehen, und alle die häßlichen Sachen wären vorbei und vergessen? Und Norine wurde schwächer und schwächer, ließ sich überreden, hörte auf, nein zu sagen.

„Ihr betäubt mich ganz, ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll, macht, was ihr wollt ... Ach, freilich wäre es ein großes Glück für mich, wenn ich mein Kind behalten könnte!"

Cécile schlug entzückt die Hände zusammen, während Mathieu, sehr bewegt, feierlich sagte:

„Sie haben ihn gerettet, er rettet Sie."

In diesem Augenblicke trat eine lange Gestalt ein, ein großes Mädchen, dürr und mager, mit ernstem Gesicht, matten Augen und blassem Munde. Wo hatte er diese, einem halbbearbeiteten Brett gleichende Figur schon gesehen, diesen flachen Leib, ohne Brust und ohne Hüften? Und plötzlich erkannte er sie zu seinem unsagbaren Staunen: es

war Amy, die Engländerin, die er nach zehn Jahren ganz ebenso aussehend wiederfand, dasselbe Alter, dasselbe Kleid, dieselbe Gelassenheit der Ausländerin, die nicht einmal die Sprache des Landes kannte, wohin sie kam, um ihre Last abzuwerfen. Jetzt erkannte er sogar auf dem nebenstehenden Bette den zugeschnallten Handkoffer, ebenso wie den kleinen Reisesack. Zum vierten Male kam sie nun in diesem Hause nieder; und das vierte wie das erste Mal war sie eines schönen Tages ohne vorherige Anzeige erschienen, acht Tage vor der Entbindung; und nachdem sie drei Wochen zu Bette geblieben war, und das Kind hatte verschwinden lassen, indem sie es dem Findelhause übergab, kehrte sie ruhig mit demselben Schiff, das sie hergebracht hatte, in ihre Heimat zurück.

Als sie mit ihrem leichten Gepäck sich zum Gehen wandte, hielt Norine sie zurück.

„Sie haben Ihre Rechnung bezahlt, Sie verlassen uns? Geben Sie mir doch noch einen Kuß und meinem Kleinen auch!“

Die Engländerin berührte mit ihren Lippen den nackten Kopf des Säuglings, befangen gegenüber diesem so jungen, zarten, warmen Körper.

„Und glückliche Reise!“ sagte Norine wieder.

„Yes, adieu, adieu.“

Sie ging, ohne auch nur einen letzten Blick auf dieses Zimmer zu werfen, wo sie gelitten hatte. Und Mathieu verfiel wieder in sein Erstaunen über dieses große, so wenig für die Liebe geschaffene Mädchen, welches von Zeit zu Zeit nach Frankreich kam, um sich zwischen zwei Schiffen ihrer Frucht zu entledigen. Und der Frucht welchen Umganges, großer Gott! Und mit welch gelassener Herzenshärte ging sie fort, ohne jede Bewegung, ohne einen Gedanken an das Kind, das sie zurückließ!

„Die bringt es wohl noch auf das halbe Dutzend," sagte Norine, als sie verschwunden war. „Dabei nützt es ihrem Französisch gar nicht viel, daß sie zu uns kommt, um entbunden zu werden, denn so viel ich sie auch darüber ausgefragt habe, was sie in England macht, ich habe nicht vier Worte aus ihr herausbringen können. Wenn sie in einem Kloster ist, wie man sagt, so beweist das, daß man sich überall schlecht aufführen kann. Das ist eine, für die es gut wäre, wenn sie selber stillen würde, damit sie nicht so oft notwendig habe, die Ueberfahrt zu machen!"

Sie lachte nun, sie war glücklich; eine schwere Last war ihr von der Brust gefallen. Und sie bestand darauf, sich anzukleiden und mit ihrem Kinde auf dem Arme hinabzugehen, um ihre Schwester und ihren gemeinschaftlichen Freund bis zum ersten Stock zu begleiten.

Seit einer halben Stunde waren Constance und Madame Angelin in tiefer Beratung mit Madame Bourdieu eingeschlossen. Constance hatte ihren Namen nicht genannt, spielte lediglich die Rolle der Freundin, die eine Freundin bei einer Besorgung delikater Natur aus Gefälligkeit begleitet. Aber die Hebamme erriet mit dem Instinkt ihres Berufes in dieser so neugierigen Dame, die sie mit seltsamen Fragen überschüttete, eine mögliche Klientin. Es hatte eine traurige Scene gegeben, als die Hebamme, des verzweifelten Drängens Madame Angelins müde, in der Erkenntnis, daß sie sie anständigerweise nicht länger in falschen Hoffnungen wiegen könne, ihr endlich zu verstehen gegeben hatte, daß jede weitere Behandlung ihr nutzlos scheine. Die bedauernswerte Frau zerfloß in Thränen, ihre Unfruchtbarkeit beweinend, während Constance lebhaft ihre Ueberraschung kundgab, Aufklärungen verlangte, erstaunt,

erschreckt, daß so etwas bei einer Frau ihres Alters möglich sei. Hierauf hatte Madame Bourdieu selbstgefällig ihre Methode gepriesen, hatte außerordentlicher Fälle erwähnt, zwei Damen genannt, die es ihr zu verdanken hatten, daß sie im Alter von über fünfzig Jahren noch schwanger geworden waren. Gott sei Dank, die Mehrzahl der Fälle seien heilbar, sie erziele achtmal unter zehn einen Erfolg, und es bedürfe wirklich seltener Komplikationen, daß sie sich besiegt erkläre. Die Thränen Madame Angelins verdoppelten sich in ihrer Verzweiflung darüber, daß sie zu dieser kleinen Zahl Unglücklicher gehörte. Constance bemühte sich vergeblich, ihr Trost zuzusprechen; sie selbst war von der Konsultation sehr erleichtert: mit fünfzig Jahren noch Kinder, da hatte sie noch zehn Jahre, wenn sie andern Sinnes werden sollte. Und sie machte der Hebamme Zeichen, um sie zu bitten, barmherzig gegen ihre Freundin zu sein und sie noch weiter in der Täuschung zu lassen.

Als daher die Damen sich erhoben und sie sie begleitete, wollte Madame Bourdieu ihre trostlose Diagnose abschwächen. Sie war nun zweiunddvierzig Jahre alt und war dick geworden, hatte aber noch immer ihr heiteres, rundes Gesicht, das zu ihren Erfolgen so viel beitrug. Sie sagte liebenswürdig: „Ich muß Ihnen sagen, geehrte Frau, daß Sie dazu geschaffen sind, um Dutzende von Kindern zu haben. Wahrscheinlich haben Sie zu lange gewartet, das Organ hat sich verlegt, ich vermute eine Entartung. Aber ich hatte vorhin unrecht, man soll nie die Hoffnung aufgeben. Wir könnten es jetzt vielleicht mit Elektrisieren versuchen. Kommen Sie wieder zu mir.“

Auf dem Treppenvorplatz befanden sich in diesem Augenblicke noch Mathieu und Cécile in lebhaftem Gespräch mit Norine, deren Kind in ihren Armen

schlief wie ein Engel. Sie waren im Begriffe, über die sofortige Mietung eines Zimmers zu beraten, als Constance und Madame Angelin erschienen. Sie waren so überrascht, ihn hier, in Gesellschaft dieser zwei Mädchen, zu finden, daß sie sich stellten, als sähen sie ihn nicht. Aber infolge einer Gedankenverbindung erkannte Constance plötzlich Norine, denn es war ihr nicht unbekannt, daß er ihrem Manne seinerzeit als Mittler gedient hatte. Und eine Empörung sprang in ihr auf, eine fieberhafte Folge wilder Vorstellungen: Was that er in diesem Hause? Von wem war das Kind, das dieses Mädchen wieder auf dem Arme trug? Jenes andre erhob sich aus der Vergangenheit, sie sah es im Polster wie dieses, sie verwechselte sie, wußte nicht mehr, ob es nicht dasselbe sei, das sie da vor Augen hatte. Und ihre ganze Freude über die hoffnungsvollen Aussprüche Madame Bourdieus war verdorben, sie ging voll Zorn und Scham fort, wie beschmutzt und bedroht von den ungewissen Schändlichkeiten, die sie seit einiger Zeit um sich fühlte, ohne zu wissen, woher der kalte Hauch kam, unter dem sie erschauerte.

Mathieu, der sah, daß weder Norine noch Cécile Madame Beauchêne unter ihrem Schleier erkannt hatten, fuhr ruhig fort, der ersteren zu erklären, daß er sich damit befassen werde, ihr bei der Armenverwaltung eine Wiege und Kinderwäsche, sowie eine sofortige Unterstützung zu verschaffen, da sie jetzt ihr Kind behalten und es selber nähren wolle. Dann wolle er ihr einen Beitrag von etwa dreißig Francs monatlich auf wenigstens ein Jahr erwirken. Das würde für sie beide eine starke Hilfe sein, besonders für den Anfang ihres Haushaltes zu dreien in dem Zimmer, dessen Mietung eben beschlossen worden war. Und als er hinzufügte, daß er die Spesen

für die Möbel und die Einrichtung auf sich nehme, fiel ihm Norine um den Hals.

„Es ist vom Herzen. Ein Mann wie Sie, das entschädigt ein wenig für die andern. Geben Sie ihm auch einen Kuß, meinem armen Kleinen, um ihm Glück zu bringen.“

In der Rue La Boëtie wollte Mathieu, der sich in die Beauchênesche Fabrik begab, einen Wagen nehmen und bot Cécile an, sie zu ihren Eltern zu bringen, da ihn sein Weg in diese Gegend führe. Aber Cécile erwiderte ihm, daß sie erst in die Rue Caroline zu ihrer Schwester Euphrasie müsse. Da diese Straße in der Nähe war, ließ er sie gleichwohl einsteigen, indem er sagte, er werde sie an der Thür ihrer Schwester absetzen.

Im Wagen war sie so bewegt, so glücklich, ihren Traum endlich verwirklicht zu sehen, daß sie nicht wußte, wie sie ihm danken sollte. Sie hatte Thränen in den Augen und lachte und weinte zugleich.

„Sie müssen mich aber nicht für eine schlechte Tochter halten, Monsieur, wenn ich eine solche Freude zeige, von meinen Eltern fortzukommen. Der Vater arbeitet weiter in der Fabrik, so viel er kann, ohne großen Lohn davon zu haben. Die Mutter thut auch ihr mögliches im Hause, obgleich sie nicht mehr die Kraft hat, viel zu thun. Seit Victor vom Militär frei geworden ist, hat er sich verheiratet, er hat nun auch Kinder, und ich glaube, er wird mehr haben, als er ernähren wird, denn er scheint bei den Soldaten die Freude an der Arbeit verloren zu haben. Die Schlaueste ist noch dieser kleine Faulpelz von einer Irma, meine jüngere Schwester, die so fein und vornehm ist, vielleicht weil sie immer krank ist. Sie erinnern sich, unsre Mutter hat immer gefürchtet, daß sie schlecht wird wie Norine, nicht wahr? Nun, nicht im entferntesten,

im Gegenteil, sie allein wird es zu etwas bringen, sie wird einen kleinen Postbeamten heiraten, den sie verstanden hat sterblich in sich verliebt zu machen, ohne ihm auch nur zu erlauben, ihr einen Kuß auf die Haare zu geben. So daß wir nur mehr zwei zu Hause sind, ich und Alfred. O der, das ist ein wahrer Bandit. Ich sage es, wie ich es denke. Kürzlich hat er gestohlen, und wir haben große Mühe gehabt, ihn aus den Händen der Polizei zu befreien. Dabei ist die Mutter so schwach gegen ihn, daß sie ihm alles ausliefert, was ich verdiene. Nein, nein, ich habe genug davon, um so mehr, als er mich in schreckliche Angst versetzt, indem er mir droht, mich zu schlagen, mich zu töten, da er ganz gut weiß, daß seit meiner Operation das geringste etwas stärkere Geräusch mich einer Ohnmacht nahe bringt. Und da schließlich weder der Vater noch die Mutter auf mich angewiesen sind, so ist es wohl verzeihlich, wenn ich für mich allein ruhig leben will. Nicht wahr, das ist doch mein Recht?"

Dann sprach sie von ihrer Schwester Euphrasie: „O, meine arme Schwester, wenn Sie wüßten, was aus der geworden ist, seit man sie operiert hat! Ich habe mich noch nicht so sehr zu beklagen, außer dieser schrecklichen Sache, daß ich nie ein Kind haben werde. Sie sehen, ich bin auf den Beinen, nicht sehr stark, aber immerhin kräftig genug. Ich muß auch sagen, daß die Schmerzen in den Weichen nie wiedergekommen sind. Ich spüre zwar noch immer manchmal den Schmerz da im Hinterkopfe, wie von einem eingeschlagenen Nagel, ebenso wie den Klumpen, der mir im Halse aufsteigt, daß ich meine, ich muß ersticken. Aber das läßt sich doch ertragen, und es ist ein Paradies im Vergleich zu dem elenden Zustand, in den die arme Euphrasie verfallen ist.

Sie können sich nicht vorstellen, wie zusammengebrochen sie ist; ihr Haus ist dadurch zerstört, ihr Mann lebt in demselben Zimmer mit einer andern Frau, die ihm kocht und die drei Kinder wartet. Sie selbst, um zwanzig Jahre gealtert, schwach wie ein Kind, kann nicht einmal mehr den Besen halten. Man muß das nur gesehen haben, es ist zum Schaudern."

Sie schwieg eine Weile, und der Wagen erreichte die Rue Caroline.

„Wollen Sie mitkommen? Sie könnten ihr einige gute Worte sagen. Es wäre mir sehr lieb, denn ich gehe einer unangenehmen Sache wegen zu ihr. Ich habe geglaubt, daß sie Kraft genug haben wird, um so wie ich kleine Schachteln zu machen, damit sie wenigstens einige Sous verdient. Aber nun hat sie die Arbeit schon über einen Monat bei sich, und wenn sie nun durchaus damit nicht fertig werden kann, so muß ich sie ihr wohl wieder wegnehmen."

Mathieu willigte ein. Oben im Zimmer bot sich ihm ein Schauspiel, wie er es schrecklicher, herzzerreißender noch kaum gesehen hatte.

Inmitten des einzigen Gelasses, wo sie alle aßen und schliefen, saß Euphrasie auf einem Strohsessel. Man hätte sie für eine kleine fünfzigjährige Frau halten können, obgleich sie kaum dreißig zählte; sie war so abgemagert und zusammengeschrumpft, daß sie jenen ausgedörrten Früchten glich, die auf dem Baume vertrocknet sind. Die Zähne waren ihr ausgefallen, spärliches graues Haar deckte ihren Scheitel. Aber was diese vorzeitige Senilität besonders kennzeichnete, das war ein unglaublicher Schwund der Muskelkräfte, eine beinahe vollständige Unfähigkeit zum Wollen und Handeln, dergestalt, daß sie nun die Tage hindurch so müßig, stumpfsinnig

dasaß, ohne den Mut zu haben, einen Finger zu rühren.

Als Cécile ihr Monsieur Froment, den einstigen ersten Zeichner der Fabrik, genannt hatte, schien sie ihn nicht einmal zu erkennen, sie nahm an gar nichts mehr Interesse. Und als ihre Schwester dann von dem Zweck ihres Besuches sprach und die Arbeit forderte, die sie ihr gegeben hatte, antwortete sie mit einer Gebärde unendlicher Müdigkeit: „Was willst du, es dauert gar zu lang, bis man alle die kleinen Stückchen zusammenklebt. Ich kann nicht mehr, ich gerate in Schweiß dabei."

Eine dicke Frau, die da war und die den drei Kindern Butterbrote zur Vesper gab, fiel nun mit dem Tone ruhiger Autorität ein: „Sie sollten sie wieder mitnehmen, die Arbeit, Mademoiselle Cécile. Sie kann sie unmöglich fertig bringen. Sie wird sie nur schmutzig machen, und man wird sie Ihnen dann nicht mehr annehmen."

Es war Madame Joseph, eine Witwe von vierzig Jahren, die in einigen Häusern des Viertels die Wirtschaft besorgte, und die Auguste Bénard, der Mann Euphrasies, gebeten hatte, zuerst des Morgens auf zwei Stunden zu kommen, als seine Frau nicht mehr die Kraft gehabt hatte, den Kindern die Schuhe anzuziehen, die Suppe ans Feuer zu stellen, selbst das Zimmer auszukehren. In den ersten Tagen hatte sich Euphrasie wütend diesem Eindringen einer Fremden in ihr Haus widersetzt, hatte verzweifelt gekämpft, halb wahnsinnig, daß sie ihrer Reinlichkeitssucht nicht mehr genügen konnte. In dem Maße, als dann ihr körperlicher Verfall vorgeschritten war, hatte sie wohl oder übel dulden müssen, daß die Fremde allmählich ihren Platz einnahm. Und wie das in den armen Häusern so geht, wo die Bedürfnisse auf kürzestem Wege be-

friedigt werden, hatte Madame Joseph natürlich binnen kurzem ihren Platz vollständig eingenommen, bei den Kindern sowohl als auch beim Manne. Die Kranke war nach einer vorübergehenden Erregung in einen solchen traurigen Zustand verfallen, daß sie ihrem Manne keine Gattin mehr sein konnte, trotz der schrecklichen Eifersucht, die ihre Unfähigkeit begleitete. Eine andre Frau war bei der Hand, und Bénard hatte sich ihrer einfach bedient, als kräftiger Mann, der nicht im stande war, zu fasten, im übrigen ohne bösen Willen. Es hatte zuerst schreckliche Scenen gegeben, bis zu dem Tage, da die unglückliche Kastrierte, stammelnd und zitternd, in die stumpfsinnige Resignation einer armen Alten verfallen war, die aus der Welt gestrichen ist. Dann hatte sie selbst das Ehebett verlassen, hatte sich in das dunkle Kabinett zurückgezogen, in welchem früher ihre beiden Mädchen geschlafen hatten, aus Furcht, aus Verlangen sich zu verkriechen wie ein krankes Tier, und ließ die Kinder nun bei ihrer Ersatzmutter schlafen. Und der beste Beweis, daß weder Bénard noch Madame Joseph im Grunde genommen ein schlechtes Herz hatten, war, daß sie sie bei sich behielten, nutzlos und lästig, wie sie war, anstatt sie einfach fortzujagen und verkommen zu lassen, wie so viele andre gethan hätten.

„Jetzt sind Sie schon wieder in der Mitte des Zimmers!" sagte die dicke Frau barsch, die im eiligen Hin- und Hergehen dem Sessel jedesmal ausweichen mußte. „Es ist doch merkwürdig, daß Sie sich nicht in eine Ecke setzen können. Auguste wird gleich zur Vesper nach Hause kommen, und er wird sich ärgern, wenn er seinen Käse und seinen Wein nicht auf dem Tische findet."

Furchtsam und ohne zu antworten, erhob sich Euphrasie wankend und zog mit großer Anstrengung

ihren Sessel ein wenig beiseite, bis nahe an den Tisch. Dann setzte sie sich erschöpft und verfiel wieder in Apathie.

Gerade als Madame Joseph den Käse herbeibrachte, kam Bénard herein, dessen Bauplatz in der Nähe war. Er war noch immer derselbe wohlgemute, dicke Mann, scherzte mit seiner Schwägerin und war sehr höflich gegen Mathieu, dem er dafür dankte, daß er sich für das Schicksal seiner armen Frau interessiere.

„Mein Gott, Monsieur, sie kann ja nichts dafür, das wiederhole ich ihr immer. Schuld haben nur die Halunken, die ihr alles weggenommen haben, ohne mir auch nur etwas zu sagen. Ein Jahr lang hätte man glauben können, daß sie geheilt wäre, und jetzt sehen Sie, was aus ihr geworden ist. Das sollte nicht erlaubt sein, daß man eine Frau so zu Grunde richtet, wenn sie einen Mann und Kinder hat, besonders wenn sie nicht von ihren Renten leben kann! Sie wissen ja, was sie aus Cécile gemacht haben. Und dann ist noch eine da, die sie auch hübsch zugerichtet haben, eine Baronin, die Sie kennen müssen. Sie ist neulich hier gewesen, um nach meiner Frau zu sehen. Ich habe sie nicht wieder erkannt, eine so schöne Frau, es ist schrecklich, sie sieht aus wie hundert Jahre alt! Ich sage, man sollte sie alle einsperren, die Kerle, so viel Unheil haben sie angerichtet.“

Als er sich sodann zu Tisch setzen wollte, stieß auch er gegen den Sessel Euphrasies, die ihm in ihrem Stumpfsinn ängstlich mit den Augen folgte.

„Kommst du mir schon wieder zwischen die Beine? Wie stellst du es nur an, daß man nur immer dich trifft? Mach ein bißchen Luft da!“

Er war nicht sehr furchtbar. Aber sie fing an zu zittern in kindischer Angst, als ob ihr Faust-

schläge drohten. Diesmal hatte sie die Kraft, ihren Sessel bis zu dem finsteren Kabinett zu schleppen, wo sie schlief. Die Thür desselben stand offen, sie flüchtete hinein, setzte sich in den Schatten und war da nur mehr halb sichtbar, eine kleine, verschrumpfte, zusammengesunkene Gestalt, eine sehr alte Ahne, die noch Jahre und Jahre brauchen würde, bis sie starb.

Mathieus Herz zog sich zusammen beim Anblick dieser greisenhaften Verschüchterung, dieses zitternden Gehorsams einer Frau, die er einst so tyrannisch, so aufbrausend, so hart und scharf gekannt hatte, in fortwährendem Hader erst mit ihrer älteren Schwester, dann mit ihrem Manne. Sie hatte diesen lange Zeit mit ihrer bissigen Art terrorisiert, ihn unter alle ihre Launen gebeugt. Jetzt war sie es, die bei jedem Worte übler Laune zitterte. Die Frau, das Wesen voll Eigenwillen, Arbeitskraft und Leben war vernichtet worden, als die Gattin und Mutter vernichtet wurde. Und zu denken, daß diese Operierte in den Berichten noch immer als ein Erfolg, als ein Wunder Gaudes prangte, der stolz war auf diese junge, anständige Arbeiterfrau, die vom sicheren Tode gerettet worden und ihrem Manne und ihren Kindern wiedergegeben war, gesünder und kräftiger als je! Wie recht hatte Boutan, wenn er sagte, man müsse warten, um über die wahren Erfolge dieser schönen, siegreichen Operationen urteilen zu können!

Cécile hatte in ihrer leidenschaftlich zärtlichen Art die drei Kinder geküßt, die in dieser zerstörten Ehe gleichwohl aufwuchsen. Thränen stiegen ihr in die Augen, und sie eilte davon, Mathieu mit sich nehmend, nachdem Madame Joseph ihr ihre Arbeit zurückgegeben hatte. Unten angelangt, sagte sie dann: „Vielen Dank, Monsieur Froment, ich gehe

nun zu Fuß nach Hause. Ist es nicht schrecklich? Ich sagte Ihnen ja, daß wir im Paradies sein werden, wenn wir erst das ruhige Zimmer haben, das Sie uns so gütig verschaffen wollen."

In der Fabrik konnte Mathieu, der sich unmittelbar in die Werkstätten begab, keine genaue Auskunft über die seit Monaten bestellte Dreschmaschine erhalten. Man sagte ihm, daß der Sohn des Chefs geschäftlich abwesend sei und daß ihm daher niemand Bescheid geben könne, um so mehr, als der Chef selbst seit einer Woche nicht sichtbar gewesen sei. Endlich erfuhr er, daß dieser letztere, soeben von der Reise zurückgekehrt, sich oben bei Madame befinden dürfte. Er entschloß sich also, im Wohnhause vorzusprechen, nicht so sehr wegen der Dreschmaschine als wegen einer Sache, deren Erledigung ihm am Herzen lag: der Eintritt seines Sohnes Blaise in die Fabrik. Der Jüngling, nun neunzehn Jahre alt, war im Begriffe, unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Lyceum, ein junges Mädchen ohne Vermögen, Charlotte Desvignes, zu heiraten, mit der ihn eine bis in die Kinderzeit zurückreichende Herzensneigung verband. Seine Eltern hatten in ihrer Zärtlichkeit ihm durch Widerspruch keinen Kummer bereiten wollen, um so mehr, als sie in ihm ihre göttliche Unbesonnenheit von einst wiederfanden. Aber um ihn verheiraten zu können, mußte man ihn zuerst irgendwo unterbringen. Und während Denis, sein Zwillingsbruder, in eine Fachschule eintrat, hatte Beauchêne, der von der Sachlage unterrichtet worden war, sich bereitwillig erboten, Blaise zu sich zu nehmen, glücklich, in dieser Weise seine Achtung für den wachsenden Reichtum seiner lieben Cousins, wie er sie nannte, bezeigen zu können.

Mathieu wurde in Constances kleinen gelben

Salon geführt und fand sie im Begriffe, in Gemeinschaft mit Madame Angelin nach ihrer Rückkehr von der Hebamme den Thee zu nehmen. Zweifellos hatte das unerwartete Eintreffen Beauchênes den vertraulichen Austausch ihrer bewegten Gefühle in unwillkommener Weise unterbrochen. Unter dem Vorwand einer kurzen Reise war er wieder zum Zwecke irgend einer Ausschweifung fortgeblieben, zu einem seiner gewöhnlichen Abenteuer mit irgend einer blonden Straßenbekanntschaft; und er ermüdete die beiden Frauen durch lärmend vorgetragene Lügen, noch ein wenig trunken, mit schwerer Zunge, übernächtigen, geränderten Augen, in schamloser Behaglichkeit über seine Lebensfreuden.

„Ah, mein Lieber!“ rief er, „ich erzähle den Damen eben von meiner Reise nach Amiens. Man bekommt da ganz großartige Entenpasteten.“

Als sodann Mathieu von Blaise zu sprechen anfing, erging er sich in lebhaften Freundschaftsbeteuerungen: das sei eine abgemachte Sache, Mathieu solle ihm den jungen Mann nur herbringen, er werde ihn zuerst Morange an die Seite geben, damit er einen Einblick in den Mechanismus des Hauses gewinne. Und er atmete geräuschvoll, er spuckte, er verbreitete den Duft von Tabak, Alkohol und Moschus, den er von seinen Weibern mitbrachte; während seine Frau, die ihm, wie stets vor der Welt, zärtlich zulächelte, manchmal, wenn Madame Angelin den Kopf wandte, empörte, von unendlichem Widerwillen erfüllte Blicke auf ihn richtete.

Während Beauchêne fortfuhr, zu viel zu sprechen, wobei er bekannte, daß er nicht wisse, wie weit die Herstellung der Dreschmaschine fortgeschritten sei, bemerkte Mathieu, daß Constance mit Unbehagen zuhörte. Der Eintritt Blaises in die Fabrik hatte

sie schon ernst gestimmt; sie litt unter der Unwissenheit, in der sich ihr Mann offenbar über die Thätigkeit des Hauses befand; und dann war das Bild Norinens wieder aufgetaucht, die unauslöschliche Erinnerung an das Kind, die Furcht vor irgend einem neuen geheimen Einverständnis zwischen den beiden Männern. Mathieu, der ihre Gedanken erriet, begann daher von den schönen Resultaten der Operationen Gaudes zu erzählen, von seinem Zusammentreffen mit Cécile, sowie seinem Besuch bei Euphrasie. Die beiden Frauen schauderten, während Beauchêne, sehr erregt, sich ungemein über die heiklen Einzelheiten unterhielt, die er ihn zwang, seinen Hörerinnen zu teil werden zu lassen. Plötzlich stieß die Mutter einen Ruf der Erleichterung aus:

„Ah, da ist Maurice!“

Ihr Sohn war eingetreten, der einzige Gott, auf den sie nun alle ihre Liebe, allen ihren Stolz vereinigte, der Erbprinz, der morgen König werden, der das Reich vor Vernichtung retten würde, um sie sodann zu seiner Rechten zum höchsten Glanz zu erheben. Sie fand ihn schön, groß, unwiderstehlich mit seinen neunzehn Jahren, wie die Ritter der Legenden. Als er erzählte, daß er sich mit Vorteil aus einer unangenehmen Sache gezogen habe, die von seinem Vater schlecht eingeleitet worden war, sah sie ihn alle Wunden heilen, den Sieg wieder erobern. Und sie strahlte vollends vor Triumph. als er versprach, daß die Dreschmaschine vor Ablauf der Woche geliefert werden würde.

„Mein liebes Kind, du solltest eine Tasse Thee trinken. Du strengst deinen Kopf zu sehr an, das wird dir gut thun.“

Er willigte ein und sagte heiter: „Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich nun in der Rue de Rivoli von einem Omnibus überfahren worden.“

Sie wurde bleich, die Tasse entglitt ihren Händen. Großer Gott, ihr Glück hing also von der Gnade eines Zufalls ab? Und wieder überlief sie die schreckliche Ahnung, dieser eisige Hauch, der, sie wußte nicht woher, kam und ihr das Mark in den Knochen erkältete.

„Aber du Närrchen," sagte Beauchêne mit seinem Lachen, „du siehst ja, daß er den Omnibus beschädigt hat, da er da vor dir steht und dir die Sache erzählt. Ach, mein armer Maurice, du hast eine sehr komische Mama. Ich, der ich weiß, wie ich dich gebaut habe, ich bin ganz ruhig, wie du siehst."

An diesem Abend machte Madame Angelin die Rückfahrt nach Janville gemeinschaftlich mit Mathieu. Im Coupé, in welchem sie sich allein befanden, stürzten ihr, ohne erkennbare Ursache, wieder Thränen aus den Augen. Sie entschuldigte sich und sagte leise, halb wie zu sich selbst: „Ein Kind haben und es verlieren, freilich, das muß ein entsetzlicher Schmerz sein. Gleichwohl, es war da, es ist aufgewachsen, man hat Jahre hindurch das unendliche, einzige Glück genossen, es zu besitzen. Aber wenn das Kind nicht kommt, niemals, niemals — ach, lieber Schmerzen und Trauer als dieses trostlose Nichts!"

In Chantebled fuhren Mathieu und Marianne fort zu arbeiten, zu schaffen, zu zeugen. Und während der zwei Jahre, die hingingen, waren sie abermals siegreich in dem ewigen Kampfe des Lebens gegen den Tod, durch das fortgesetzte Wachstum der Familie und der fruchtbaren Erde, das der Inhalt ihres Daseins war, ihre Freude und ihre Kraft. Die Begierde fuhr in Flammenstürmen hin, die göttliche Begierde machte sie fruchtbar, gab ihnen Kraft zu lieben, gut zu sein, gesund zu sein; und ihre Energie that das übrige, ihre Thatfreudigkeit, die tapfere

Beharrlichkeit in der nützlichen Arbeit, die die Welt aufbaut und in Ordnung hält. Aber während dieser zwei Jahre ward ihnen der Sieg nicht ohne schweren Kampf. Die zwängenden Sorgen der ersten Zeit waren verschwunden, es galt jetzt, mit Weisheit und mit Gerechtigkeit zu regieren. Auf dem Plateau, gegen Norden, von dem Hof Mareuil bis zum Hof Lillebonne, war die Eroberung vollendet, es gab hier kein Gehölz mehr, das nicht ihnen gehörte: ein mächtiges Gebiet von zweihundert Hektar, das den benachbarten Getreidefeldern, dem wogenden Aehrenmeer, einen königlichen Park von hundertjährigen Bäumen hinzufügte. Da Mathieu diese Wälder jedoch, abgesehen von den regelmäßigen Holzungen, nicht unbenutzt bloß um ihrer Schönheit willen besitzen wollte, hatte er die zahlreichen Lichtungen mittels breiter Durchhaue miteinander verbunden und in Weiden verwandelt, auf welchen er die Viehzucht mit außerordentlichem Erfolge betrieb. Sein kleiner Staat wuchs, vermehrte sich um diese Hunderte von Tieren, verbreitete sich bald weit unter den hohen Bäumen. Die Fruchtbarkeit fand hier ein neues Gebiet, die Rinderställe mehrten sich, Schafställe kamen hinzu, und sie lieferten Berge von Dünger, welcher dem Boden außerordentliche Fruchtbarkeit verlieh. Kinder auf Kinder mochten zur Welt kommen, die Milch floß in Strömen, zahllose Herden waren da, um sie zu nähren und zu kleiden. Neben den reifen Aehren breiteten sich die dunkeln Wälder, von den Samen bebend, die in ihrem Schatten keimten, unter der lebenspendenden Sonne. Und es blieb nur noch ein Stück zu erobern, die letzten sandigen Hänge, damit das Königreich vollendet sei. Das entschädigte für alle Thränen, für alle nagenden Sorgen der ersten, arbeitsvollen Zeit.

Während Mathieu so seine Eroberung vollendete, hatte Marianne im Laufe dieser zwei Jahre die Freude, ihr erstes Kind zu verheiraten, als sie eben selbst schwanger war, bereit, wieder zu gebären. Wie die gute Erde blieb sie fruchtbar, selbst in der Zeit der Reife, wo der Same, der ihr entsprossen war, sich anschickte, seinerseits das Werk des Lebens fortzusetzen. Diese Vermählung Blaises, der mit neunzehn Jahren ein entzückendes Mädchen von achtzehn Jahren heiratete, die Vereinigung einer duftigen jungen Liebe, die auf den Blumenpfaden Chantebleds seit ihrem zwölften Jahre aufgeblüht war, war ein herrliches, unendlich verheißungsvolles Fest. Die acht andern Kinder waren anwesend: die großen Brüder Denis, Ambroise, Gervais, die ihre Studien vollendeten; Rose, das älteste Mädchen, deren vierzehn Jahre eine Frau von gesunder Schönheit, von glücklichem Frohsinn versprachen; dann Claire, ein Kind noch, Grégoire, der eben ins Lyceum eingetreten war, endlich die beiden ganz kleinen, Louise und Madeleine. Die Leute kamen neugierig aus den benachbarten Dörfern herbei, um die fröhliche Schar den großen Bruder aufs Standesamt führen zu sehen. Es war ein prächtiger Zug, Frühlingsblumen und Frühlingsgesichter, eine Glückseligkeit, die die Herzen bewegte. Im übrigen gab es in den Ferien, wenn die Familie gemeinschaftlich einen Ausflug nach einem benachbarten Dorfe unternahm, eine solche fröhliche Karawane auf der Straße, zu Wagen, zu Pferd, zu Rad, mit flatternden Haaren, unter lautem Lachen, daß die Leute belustigt stehen blieben, so herzerfreuend war der Anblick. Wenn die Leute sie kommen sahen, riefen sie scherzend: „Da kommt das Regiment!" als wollten sie sagen, daß nichts ihnen widerstehen konnte, daß das Land ihnen gehörte kraft des Rechtes der Eroberung, seitdem alle

zwei Jahre ihrer ein neuer emporwuchs. Das ganze Land nahm teil an dieser Freude, an dieser Gesundheit, an dieser Kraft, die sich so fröhlich vermehrte, sich bis an den Horizont ausbreitete. Und diesmal, nach diesen zwei Jahren, gebar Marianne wieder ein Mädchen, Marguerite, als sie ihr zehntes Kind bekam. Die Entbindung ging glücklich von statten, nachher stellte sich jedoch ein beunruhigendes Fieber ein, sie hatte Schwierigkeiten mit der Milch, die sie für eine Weile ganz unglücklich machten, da sie fürchtete, dieses Jüngstgeborene nicht nähren zu können, so wie sie alle andern genährt hatte. Und als Mathieu sie endlich wieder gesund und lächelnd sah, mit der kleinen Marguerite an der Brust, da küßte er sie leidenschaftlich, triumphierte wieder einmal über alle Schmerzen und allen Kummer. Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld.

Und so wuchs immerfort das große und gute Werk, das Werk der Fruchtbarkeit durch die Erde und durch die Frau, siegreich über die Vernichtung, für jedes neue Kind neue Lebensmittel schaffend, liebend, wollend, kämpfend, arbeitend unter Leiden, unaufhörlich zu neuem Leben, neuer Hoffnung fortschreitend.

V.

Zwei Jahre gingen hin. Und während dieser zwei Jahre bekamen Mathieu und Marianne noch ein Kind, einen Knaben. Und diesmal vergrößerte sich zugleich mit der Familie auch die Besitzung Chantebled wieder, um alle die Heideflächen, die sich ostwärts bis zum Dorfe Vieux-Bourg aus-

dehnten. Damit war nun das letzte Stück erworben, die Eroberung des Besitzes war endlich vollendet, dieser ganzen fünfhundert Hektar früher unbebauten Landes, welche der Vater Séguins, der einstige Armeelieferant, gekauft hatte, um sie zu einem königlichen Herrensitz umzugestalten. Jetzt waren diese Ländereien von einem Ende zum andern urbar gemacht, eine ungeheuer reiche Fruchtbarkeit lohnte die unermüdliche menschliche Arbeit; und nur die den Lepailleur gehörige Enklave, welche diese eigensinnig nicht verkaufen wollten, durchschnitt diese grüne Ebene mit einem steinigen, trostlos dürren Streifen. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.

Blaise, der nun ein Mädchen von zehn Monaten hatte, wohnte seit dem letzten Winter in der Fabrik, wo ihm das alte kleine Häuschen eingeräumt war, in welchem seine Mutter seinerzeit seinen Bruder Gervais zur Welt gebracht hatte. Charlotte, seine Frau, hatte die Beauchêne durch ihre Blondinenanmut, durch ihre duftige junge Frische so entzückt, daß Constance selbst, bezaubert, den Wunsch gehegt hatte, sie in ihrer Nähe zu haben. Madame Desvignes hatte aus ihren beiden Töchtern, Charlotte und Marthe, zwei entzückende Geschöpfe gemacht. Nach dem Tode ihres Mannes, Angestellten bei einem Börsenagenten, der die Dreißigjährige mit einem sehr verringerten Vermögen zurückließ, hatte sie die Klugheit gehabt, ihr kleine Rente flüssig zu machen und sich nach Janville, woher sie stammte, zurückzuziehen, wo sie sich dann ganz ihren Töchtern

widmete. Da sie wußte, daß sie fast ohne Mitgift waren, hatte sie sich bemüht, ihnen eine sehr gute Erziehung zu teil werden zu lassen, in der Hoffnung, daß dies dazu helfen werde, sie zu verheiraten, welche Hoffnung der Zufall erfüllt hatte. Ein innig freundschaftlicher Verkehr hatte sich zwischen ihnen und den Froment entwickelt, die Kinder spielten zusammen, der unschuldige Liebesroman, der dann zur Heirat Blaises und Charlottens führte, reichte auf diese ersten Spiele zurück; und als Charlotte mit achtzehn Jahren verheiratet war, wurde ihre Schwester Marthe, die vierzehn Jahre zählte, die unzertrennliche Freundin Rose Froments, die, gleichen Alters mit ihr, ebenso hübsch war wie sie, ebenso brünett, wie sie blond. Charlotte, von zarterer und auch schwächerer Art als ihre jüngere Schwester, die eine heitere, gesunde Natur war, hatte sich für die Kunstfertigkeit des Zeichnens und Malens begeistert, in der ihre Mutter, um ihr eine angenehme Beschäftigung zu bieten, sie hatte unterrichten lassen; so daß sie es nun dahin gebracht hatte, recht hübsche Miniaturen zu malen: eine Zuflucht im Falle der Not, sagte die Mutter. Und der nicht unfreundliche Empfang, den ihr Constance hatte angedeihen lassen, von der sie ein wohlgetroffenes, aber geschmeicheltes Medaillonbild gemalt hatte, war sicherlich nicht zum kleinsten Teile von der Achtung beeinflußt, welche die Bürgersfrau für die Talente einer guten Erziehung empfand.

Blaise übrigens, der die Schaffenslust, die rastlose Arbeitsfreude der Froment hatte, war für Maurice sehr rasch ein wertvoller Helfer geworden, sobald er, nach einem kurzen Aufenthalte im Bureau Moranges, Einblick in die Geschäfte des Hauses gewonnen hatte. Maurice war es auch, der, immer weniger von seinem bloß seinen Ge-

nüssen nachjagenden Vater unterstützt, darauf gedrungen hatte, daß das junge Ehepaar das Häuschen beziehe, damit er zu jeder Stunde über seinen Vetter verfügen könne; und die Mutter, die vor ihrem Sohn im Staube lag, hatte nichts anders thun können, als ehrfurchtsvoll zu gehorchen. Sie hegte einen unbegrenzten Glauben an die Größe seines Geistes. Er hatte, trotz der Verzögerungen durch die Krankheiten seiner Jugend, seine Studien ziemlich erfolgreich beendet, indem er durch Fleiß seine etwas langsame, etwas schwere Auffassung wett machte. Da er wenig sprach, gab sie ihn für ein tiefes, verschlossenes Genie aus, dessen Thaten einmal Erstaunen erwecken würden. Er war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als sie in ihrer Vergötterung schon vom ihm sagte: „O, das ist ein Kopf!" Und Blaise war in ihren Augen natürlich nur der notwendige Gehilfe, der bescheidene Diener, das Werkzeug in der Hand des Meisters, der alles wußte und alles leitete. Wie stark war er nun, wie schön, im Begriffe, das durch den langsamen Verfall seines Vaters geschädigte Haus wieder auf die Höhe zu bringen, auf dem Wege zu dem ungeheueren Reichtum, zu dem endgültigen Triumph des einzigen Sohnes, den sie seit so vielen Jahren erträumt, so stolz und egoistisch vorbereitet hatte!

Da fuhr der Blitzstrahl nieder. Blaise hatte nicht ohne Zögern eingewilligt, das kleine Häuschen zu bewohnen, da er wohl wußte, daß man ihn zur Rolle eines willenlosen Werkzeuges herabdrücken wollte. Dann, nach der Entbindung seiner Frau, angesichts dieses ersten Kindes, eines Mädchens, das ihm geboren worden war, hatte er sich tapfer entschlossen, hatte den Kampf auf sich genommen, so wie sein Vater ihn einst auf sich genommen hatte, im Gedanken an die zahlreiche Familie, die auch

ihm zu teil werden könnte. Eines Morgens nun, als er hinausging, um die Aufträge Maurices entgegenzunehmen, teilte ihm Constance mit, daß sie ihren Sohn bestimmt habe, im Bette zu bleiben, da sie ihn nach einer unruhigen Nacht sehr abgespannt gefunden habe. Sie war darüber jedoch nicht sehr beunruhigt: er war wohl nur etwas ermüdet, denn die beiden Vettern hatten sich seit acht Tagen sehr überanstrengt, um eine bedeutende Bestellung abzuliefern, die die ganze Fabrik in fieberhafter Thätigkeit hielt. Andrerseits hatte Maurice den Tag vorher die Unvorsichtigkeit begangen, sich erhitzt und bloßköpfig in einem Schuppen dem Luftzug auszusetzen, während eine Maschine versucht wurde. Am Abend trat heftiges Fieber auf, und es wurde eiligst nach Doktor Boutan geschickt. Am nächsten Morgen verlangte dieser, beunruhigt durch die rapide Steigerung der Krankheit, ein Konsilium; zwei seiner Kollegen kamen und waren bald einig. Es war galoppierende Schwindsucht von besonders bösartiger Natur, als ob die Krankheit, auf empfänglichen Boden gefallen, eine außerordentliche Zerstörungskraft entwickelte. Beauchêne war abwesend, auf einer seiner fortwährenden Reisen. Constance hielt trotz der ernsten Gesichter der Aerzte, die nicht erbarmungslos sein wollten, in ihrer steigenden Unruhe eigensinnig an der Hoffnung fest, daß ihr Sohn, der Held, der Gott, der ihrem Leben so nötig war, nicht ernstlich krank sein und sterben konnte. Am zweitnächsten Tage starb er in ihren Armen, in der Nacht, da Beauchêne, den man telegraphisch zurückberufen hatte, heimkehrte. Es war im Grunde nichts andres als die letzte Zersetzung des verdünnten, an der Quelle verdorbenen Blutes eines Städters, das plötzliche Verschwinden eines armen mittelmäßigen Geschöpfes, welches hinter

seiner gesunden Außenseite von Kindheit auf krank gewesen war. Aber welch zerschmetternder Schlag für die Mutter, für den Vater, deren Berechnungen nun alle zerstört waren! Der einzige Erbe, der Fürst der Industrie, den die starrsinnige Beschränkung ihres Egoismus gewollt hatte, verschwand wie ein Schatten, und die entsetzliche Wirklichkeit stand vor ihnen, als ihre Arme nur mehr das Leere umfaßten. Von einer Sekunde zur andern kein Kind mehr.

Blaise stand mit den Eltern am Kopfende des Bettes, als Maurice, gegen zwei Uhr morgens, den Geist aufgab; und sobald er konnte, sandte er die Nachricht von dem Tode telegraphisch nach Chantebled. Es schlug neun Uhr, als Marianne bleich und fassungslos Mathieu rief.

„Maurice ist tot! Mein Gott, der einzige Sohn, die armen Leute!"

Sie waren erstarrt vor Entsetzen, ein eisiger Schauer überlief sie. Sie hatten kaum von der Krankheit vernommen gehabt, die sie nicht einmal für ernst gehalten hatten.

„Ich kleide mich um," sagte Mathieu, „und fahre mit dem Zehneinviertel-Uhr-Zuge hinein. Ich muß sie umarmen und ihnen mein Beileid bezeigen."

Obgleich sie seit acht Monaten schwanger war, entschloß sich Marianne sofort, ihn zu begleiten. Es hätte sie geschmerzt, wenn sie ihren Cousins nicht diesen Beweis liebevoller Anteilnahme hätte geben können, die sich im ganzen recht freundlich gegen Blaise und seine junge Frau gezeigt hatten. Und diese Katastrophe zerriß ihr geradezu das Herz. Nachdem sie noch rasch die Arbeit für den Tag verteilt hatten, erreichten sie in Janville gerade noch rechtzeitig den Zug von ein Viertel nach zehn Uhr.

Der Zug war schon in Bewegung, als sie entdeckten, daß die Lepailleur mit ihrem Sohne Antonin sich im selben Coupé befanden.

Da er sie so in feierlichem Aufzuge miteinander fahren sah, glaubte der Müller, daß sie auf dem Wege zu einer Unterhaltung seien; und als er hörte, daß es sich um einen Trauerbesuch handelte, sagte er:

„Dann ist es also das Gegenteil. Alles eins, es ist eine Abwechslung, es zerstreut."

Seit dem großen Erfolge Mathieus, seitdem dieser den ganzen gewaltigen Besitz urbar und fruchtbringend gemacht hatte, behandelte Lepailleur diesen Städter mit einiger Achtung. Aber obgleich er die erzielten Resultate nicht leugnen konnte, ergab er sich nicht, fuhr fort, hämisch zu lächeln, anscheinend irgend einen Einsturz des Himmels oder der Erde erwartend, der ihm recht geben würde. Er wollte nicht unrecht haben, er wiederholte, daß er wisse, was er wisse, und daß man schon eines Tages sehen werde, ob das Leben des Bauern nicht das elendste Leben sei, seit dem Bankerott dieser niederträchtigen Metze von Erde, auf der nichts mehr wachse. Im übrigen hatte er seine Rache, diese Enklave, deren dürre Felder er brach liegen ließ, wie um gegen den benachbarten Besitz zu protestieren, den sie durchschnitt und verunstaltete. Der Gedanke daran verursachte ihm spöttische Befriedigung.

„Nun," sagte er, in seinem selbstgefällig spaßhaften Tone, „wir fahren auch nach Paris, alle miteinander. Wir wollen nämlich diesen jungen Herrn dort unterbringen."

Er deutete auf seinen Sohn Antonin, nun achtzehn Jahre alt, ein großer rothaariger Junge mit dem langen Gesichte seines Vaters, aber verweichlichten Zügen, auf der Oberlippe einige spärliche,

farblose Barthaare. Er war als Städter gekleidet, mit Cylinder, Handschuhen und einer grellblauen Krawatte. Nachdem er Janville durch seine Schulerfolge in Erstaunen gesetzt, hatte er solchen Widerwillen gegen jede Handarbeit gezeigt, daß sein Vater beschlossen hatte, aus ihm, wie er sagte, einen Pariser zu machen.

„Es ist also entschieden, Sie haben Ihren Entschluß gefaßt?“ fragte Mathieu freundlich, der die Verhältnisse kannte.

„Ja freilich, warum sollte ich ihn Wasser und Blut schwitzen lassen, ohne die geringste Hoffnung, reich zu werden? Weder mein Vater noch ich haben jemals einen Sou beiseite legen können in dieser verdammten Mühle, deren Mühlsteine mehr verwittern als sie Korn mahlen. Ebenso wie unsre armseligen Felder mehr Steine als Thaler tragen. Da er nun also ein Studierter ist, so soll er nach seinem Gefallen thun, soll er nach Paris gehen, um sein Glück zu versuchen. Nur in der Stadt kann man ein Mensch werden.“

Madame Lepailleur, die den Blick nicht von dem Sohne wandte, den sie anbetete, so wie sie einst ihren Mann angebetet hatte, sagte nun ihrerseits mit verklärtem Gesichte:

„Ja, ja, er hat einen Platz als Schreiber bei Maitre Rousselet, dem Advokaten. Wir haben ihm ein kleines Zimmer gemietet, und ich habe ihm die Möbel und die Wäsche besorgt; und heute ist nun der große Tag, er wird heute nacht dort schlafen, nachdem wir in einem guten Restaurant miteinander gegessen haben. Ach, wie froh bin ich, jetzt kommt er endlich hinaus!“

„Und vielleicht bringt er es noch bis zum Minister,“ sagte Mathieu lächelnd. „Wer weiß? Alles ist möglich.“

Es war die Auswanderungssucht der Landleute nach der Stadt, die fieberhafte Ungeduld, rasch zu Reichtum zu gelangen, von der auch diese Leute ergriffen waren; die Eltern feierten die Abreise, begleiteten den Ueberläufer, von der eitlen Gier getrieben, mit ihm um eine Klasse zu steigen. Und der Landwirt von Chantebled, der Bauer gewordene Städter, mußte lächeln über dieses Chassé-Croisé, daß der Sohn des Müllers nach Paris ging, während er zur Erde zurückgekehrt war, zur gemeinsamen Mutter aller Kraft und aller Wiedergeburt.

Antonin hatte ebenfalls zu lächeln angefangen, der verschlagene Taugenichts, den hauptsächlich das lustige Leben in Paris anzog.

„O, Minister, danach habe ich kein besonderes Verlangen. Da muß man sich zu viel plagen. Ich möchte lieber gleich eine Million gewinnen, um mich dann auszuruhen.“

Die Lepailleur lachten geräuschvoll, voll Stolz über so viel Gescheitheit. O, der Junge würde es noch weit bringen, das war sicher!

Marianne, die bisher, das Herz beschwert von der Trauer, die sie erwartete, still geschwiegen hatte, wollte doch ein Wort einwerfen; sie fragte, warum die kleine Thérèse nicht mit bei dem Feste sei. Lepailleur antwortete trocken, daß er nicht daran denke, sich mit einem sechsjährigen Kinde zu schleppen, das noch nicht verstehe sich aufzuführen. Das sei auch eine, die besser gethan hätte, zu bleiben, wo sie war, denn sie habe das Haus ganz zerstört! Und da Marianne ihr lebhaftes Erstaunen kundgab und sagte, daß sie selten ein so kluges und hübsches Kind gesehen habe, erwiderte Madame Lepailleur weicher:

„Es ist wahr, sie ist durchtrieben, aber trotzdem, die Mädchen, die kann man nicht nach Paris

schicken, man muß sie ausheiraten, und das giebt viel Sorgen und kostet viel Geld. Na, sprechen wir lieber nicht davon, da wir heute nur glücklich sein wollen."

In Paris, beim Ausgang aus dem Nordbahnhofe, wurden die Lepailleur von dem reißenden Menschenstrom ergriffen, fortgetragen und verschlungen.

Als der Wagen auf dem Quai d'Orsay vor dem Wohnhause der Beauchêne hielt, erkannten Mathieu und Marianne das Coupé der Séguin, das am Trottoir wartete; hinter den Fensterscheiben sahen sie die beiden Mädchen, Lucie und Andrée, in lichten Kleidern stumm und unbeweglich sitzen und warten. Und aus dem Thor trat eben auch Valentine, in ihrer gewöhnlichen fahrigen Art, sehr eilig. Aber als sie sie erblickte, nahm ihr Gesicht den Ausdruck tiefen Mitleids an, und sie sprach das Wort, das sich auf alle Lippen drängte:

„Ach, welch entsetzliches Unglück, der einzige Sohn!"

Dann fügte sie noch gesprächig hinzu:

„Sie eilen gleich mir herbei, natürlicherweise. Denken Sie sich, ich habe vor kaum einer Stunde durch Zufall von der Katastrophe gehört; und, wie ich schon Glück habe, meine Kinder waren bereits angekleidet und ich war eben im Begriffe, mich anzukleiden, um sie zu einer Trauung in die Kirche zu führen, — eine Cousine unsers Freundes Santerre, die einen Diplomaten heiratet. Dabei ist mein ganzer Nachmittag vergeben. Also habe ich nicht gezögert, obgleich die Trauung für ein Viertel zwölf Uhr angesetzt war, mich hierher fahren zu lassen, ehe ich mich in die Kirche begebe; und natürlich bin ich allein hinaufgegangen, meine Kinder erwarten mich hier im Wagen. Wir werden wohl etwas spät zur Trauung kommen . . . Sie werden

sie sehen, die armen Eltern, in ihrem leeren Hause, neben der Leiche, die sie sehr hübsch auf dem Bette aufgebahrt haben. Es ist herzzerreißend."

Mathieu betrachtete sie, und fand erstaunt, daß sie nicht alterte, als ob sie an der Flamme ihres tollen Lebens austrocknete. Infolge seiner fortwährenden geschäftlichen Beziehungen mit Séguin wußte er von der vollkommenen Zersetzung ihrer Ehe. Séguin lebte nun offenkundig mit Nora, der ehemaligen Erzieherin, die es vorgezogen hatte, sich ein eignes kleines Haus von ihm einrichten zu lassen, als das angenehme Leben zu vieren in der Avenue d'Antin gestört worden war. Er hatte Mathieu sogar zu seiner Geliebten bestellt, um den vollkommenen und endgültigen Verkauf der Besitzung Chantebled zu vollziehen. Und seitdem Gaston in die Militärschule von Saint-Cyr eingetreten war, hatte Valentine nur noch ihre beiden Töchter bei sich in dem großen und prächtigen Hause, das unter dem zerstörenden Hauche der Zwietracht allmählich dem Ruin anheimfiel.

„Ich möchte gerne haben," fuhr sie fort, „daß Gaston Urlaub erbitte, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen, denn ich weiß nicht gewiß, ob sein Vater gegenwärtig in Paris ist. Auch unser Freund Santerre tritt morgen eine Reise an. Ach, nicht nur die Toten verlassen uns, es ist schrecklich, welche Anzahl von Lebenden sich entfernen, verschwinden... Nicht wahr, liebe Madame Froment, das Leben ist sehr traurig!"

Ein Schatten war über ihr Gesicht geglitten, die Furcht vor dem nahen Bruch, den sie seit einigen Monaten kommen fühlte, denn Santerre bereitete sie mit geschickten Andeutungen vor, trug sich offenbar mit irgend einem geheimen, wohlüberlegten Plan, irgend eine neue Phantasiegeburt des Schriftstellers,

die sie noch nicht erriet. Sie sah mit frommer Verklärung zum Himmel auf.

„Wir sind alle in Gottes Hand.“

Marianne, die den beiden Mädchen zulächelte, welche noch immer stumm und unbeweglich in dem geschlossenen Wagen saßen, wechselte das Gesprächsthema.

„Wie sie groß und schön geworden sind! Ihre Andrée ist entzückend. Wie alt ist denn Ihre Lucie? Sie wird nun bald heiratsfähig sein.“

„O, sie soll Sie nur nicht hören,“ rief Valentine, „sie würde sich in Thränen auflösen! Sie ist nun siebzehn Jahre alt, aber an Verstand nicht einmal zwölf. Würden Sie glauben, daß sie heute früh geweint hat und nicht zu dieser Trauung gehen wollte, indem sie sagte, das mache sie krank? Sie spricht immer vom Kloster, wir werden da eine Entscheidung treffen müssen. Andrée mit ihren dreizehn Jahren ist schon viel mehr Weib. Aber sie ist ein kleiner Einfaltspinsel und gutmütig wie ein Schaf. Sie macht mich oft krank, so geht mir ihre Sanftmut auf die Nerven.“

Sie stieg endlich in den Wagen, nachdem sie noch Mariannen, die sie schwanger sah, die Hand gedrückt hatte.

„Wahrhaftig, ich bin vollkommen kopflos, ich vergesse ganz, Sie nach Ihrem Befinden zu fragen! Sie sind im achten Monat, nicht wahr, und dies wird Ihr elftes Kind sein? Es ist schrecklich, schrecklich! Aber da es Ihnen so gut anschlägt ... Ach, die armen Leute da oben! Wie leer wird das Haus nun bleiben!“

Nachdem der Wagen davongerollt war, dachten Mathieu und Marianne, daß sie besser thäten, ehe sie hinaufgingen, in dem kleinen Häuschen vorzusprechen, wo ihre Kinder ihnen vielleicht irgend

welche nützliche Auskunft geben könnten. Aber weder Blaise noch Charlotte waren zu Hause. Sie fanden nur das Dienstmädchen, die das Kind, Berthe, behütete. Das Mädchen sagte, sie habe den Herrn seit gestern nicht gesehen, er sei oben bei dem Toten. Auch Madame befände sich seit dem Morgen oben, und sie habe sogar Auftrag gegeben, ihr Berthe gegen Mittag, um die Stunde des Trinkens, hinaufzubringen, damit sie nicht herunterkommen müsse, so sehr war es ihr darum zu thun, nicht eine Minute zu verlieren. Und da Marianne erstaunt nach der Ursache fragte, antwortete das Mädchen:

„Madame hat ihren Farbenkasten mit hinaufgenommen. Ich glaube, sie malt das Bild dieses armen jungen Mannes, der gestorben ist.“

Als sie den Fabrikhof durchquerten, zog sich Mathieu und Marianne das Herz zusammen über das tiefe Grabesschweigen, das in dieser großen, sonst so lärmenden Arbeitsstadt herrschte. Der Tod war plötzlich hindurchgeschritten, und dieses ganze fieberhafte Leben war mit einem Schlage zum Stillstand gekommen, die Maschinen kalt und regungslos, die Werkstätten still und öde. Der Herr war tot, und so war alles tot. Und ihr Schmerz wuchs, als sie durch diese lautlose Stille zum Wohnhaus kamen, der Verbindungsgang war verödet, die Treppe lag in drückendem Schweigen, alle Thüren standen offen, wie in einem seit langem verlassenen, unbewohnten Hause. Im Vorzimmer fanden sie keinen Bedienten. Der halbdunkle Salon selbst erschien ihnen leer, die gestickten Musselinvorhänge waren vollkommen herabgelassen, die Fauteuils im Halbkreis aufgestellt wie an den Empfangstagen, wo man viele Besucher erwartete. Endlich sahen sie vor sich eine schattenhafte Gestalt mit undeutlich sichtbaren Zügen, die mit kleinen Schritten auf und

ab ging. Es war Morange, barhaupt, im Gehrock, der auf die schreckliche Nachricht herbeigeeilt war, sich pünktlich eingefunden hatte, in derselben korrekten Art, in der er in sein Bureau gekommen wäre. Er schien wie zu Hause, er empfing die Besucher, entsetzt, betäubt durch diesen Verlust eines Kindes, dessen plötzliches Hinscheiden ihm die Erinnerung an den grauenhaften Tod seiner Tochter erwecken mußte. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet, er war bleich unter seinem grauen Barte, in einer solchen Verwirrung, daß er rastlos auf und ab ging, selbstvergessen hier verweilte, all den Schmerz, der das Haus erfüllte, zu dem seinen machte.

Als er die Besucher sah, sprach auch er das Wort, das sich auf alle Lippen drängte:

„Welch schreckliches Unglück, der einzige Sohn!"

Er drückte ihnen die Hand, er flüsterte, erzählte, daß Madame Beauchêne sich gebrochen auf eine Weile zurückgezogen habe, während Beauchêne und Blaise unten die nötigen Anordnungen trafen. Und indem er seine langsame, mechanische Gangart wieder aufnahm, deutete er mit der Hand gegen das nächste Zimmer, dessen Flügelthüren offen standen.

„Er liegt da, auf dem Bette, auf dem er gestorben ist. Man hat Blumen aufgestreut, es ist sehr schön. Sie können eintreten."

Es war in der That das Zimmer Maurices. Die Vorhänge waren herabgelassen worden, um vollständige Dunkelheit herzustellen. Wachskerzen brannten am Bette und warfen ihren Schein auf das Gesicht des Toten, das sehr weiß, sehr ruhig mit geschlossenen Augen dalag, wie im Schlafe. Es war nicht verändert, nur ein wenig abgemagert, veredelt durch den Tod, der es so plötzlich geküßt hatte. Die gefalteten Hände hielten ein Kruzifix. Auf die Decke

gestreute Rosen breiteten den Frühling über das Lager. Ihr Duft, vermengt mit dem des heißen Wachses legte sich ein wenig beklemmend auf die Brust, inmitten des tiefen Schweigens, das alle diese tragische Unbeweglichkeit um sich verbreitete. Und in der Halbdunkelheit, in der bloß das Bett sichtbar war, bewegte kein Lufthauch die hohen, geraden Flammen der Wachskerzen.

Als Mathieu und Marianne eingetreten waren, sahen sie nahe der Thür hinter einem Wandschirm ihre Schwiegertochter Charlotte, die beim Licht einer kleinen Lampe den von Rosen umgebenen Kopf des Toten auf einen Karton zeichnete, den sie auf den Knieen hielt. Sie hatte dem verzweifelten Verlangen der Mutter nachgegeben, trotz des Qualvollen einer solchen Arbeit für ihr zwanzigjähriges Herz. Seit drei Stunden befand sie sich nun da, bestrebt, ihre Aufgabe gut auszuführen, sehr blaß, von außerordentlicher jugendlicher Schönheit mit ihrem blühenden Gesichte, ihren erweiterten blauen Augen unter dem Gold der feinen Haare. Als Mathieu und Marianne sich ihr näherten, grüßte sie sie nur mit einem leichten Kopfnicken, ohne zu sprechen. Aber ihre Wangen bekamen etwas Farbe, ihre Augen lächelten; und als die beiden geräuschlos in den Salon zurückkehrten, nachdem sie einige Augenblicke in schmerzlicher Betrachtung verweilt hatten, setzte sie ihre Arbeit fort, allein mit dem Toten, inmitten der Blumen und der Wachskerzen.

Im Salon schritt Morange noch immer auf und ab wie ein verirrter Schatten. Mathieu blieb stehen, während Marianne, deren Zustand keine lange Anstrengung erlaubte, sich neben der Thür niederließ. Kein Wort wurde gewechselt; das dumpfe Harren dauerte weiter in dem erstickenden Schweigen der verhängten, düsteren Zimmer. Nach etwa zehn

Minuten kam ein neuer Besuch, ein Herr und eine Dame, die sie nicht gleich erkannten. Morange hatte sich verbeugt, sie in seiner verlorenen Art empfangen. Die Dame ließ die Hand des Herrn nicht los, leitete ihn wie einen Blinden durch die Möbel, damit er nicht anstoße, und Mathieu und Marianne erkannten die Angelin. Seit dem letzten Winter hatten diese ihr Häuschen in Janville verkauft und sich in Paris niedergelassen. Ein neues und schweres Unglück hatte sie betroffen, der fast vollständige Verlust ihres kleinen Vermögens durch den Zusammenbruch eines großen Bankhauses. Die Frau, welche hierauf eine Beschäftigung suchte, war von der Armenverwaltung zur Inspektorin ernannt worden, eine jener Damen, welche die unterstützten Mütter beaufsichtigen, die Kinder besuchen und über ihre Erfahrungen berichten; und, wie sie mit traurigem Lächeln sagte, über diese kleine Welt zu herrschen war noch ein Trost für sie in ihrem tiefen Kummer über ihre nun zweifellose Unfruchtbarkeit. Der Mann jedoch, dessen Sehvermögen immer schwächer wurde, hatte jede Arbeit aufgeben müssen und lebte jetzt nur noch in der trostlosen Verzweiflung über sein verdorbenes, nutzloses Dasein dahin.

Mit kleinen Schritten, als ob sie ein Kind führte, brachte ihn Madame Angelin in die Nähe Mariannens und ließ ihn in einem Fauteuil Platz nehmen. Er hatte noch sein stolzes Musketiergesicht bewahrt, das aber von Kummer durchfurcht war; er war ganz weiß geworden mit vierundvierzig Jahren. Und welch eine Erinnerung beim Anblick dieser betrübten Frau, die diesen hilflosen Mann führte, für die, welche das junge, schöne und zärtliche Paar gekannt hatten, das einst in sorglosem Liebesgenuß die verschwiegenen Waldpfade von Janville durchstreift hatte!

Sobald sie die Hände Mariannens in ihren zitternden Händen hielt, fand auch sie nur das trostlose, leise gestammelte Wort:

„Ach, welch entsetzliches Unglück, der einzige Sohn!“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie wollte sich nicht setzen, ohne auf einen Augenblick in das Totenzimmer gegangen zu sein. Als sie zurückkehrte, erstickte sie ihr Schluchzen mit ihrem Taschentuche und ließ sich in einen Fauteuil sinken zwischen Marianne und ihren Mann, der unbeweglich mit gerade vor sich hin starrenden Augen saß. Und wieder herrschte Schweigen in dem toten Hause, in welches der Lärm der Fabrik nicht mehr herüberdrang, die verlöscht, verödet, erkaltet dalag.

Endlich erschien Beauchêne, gefolgt von Blaise. Er schien um zehn Jahre gealtert unter dem furchtbaren Schlage, der ihn getroffen hatte. Es war so plötzlich gekommen, als ob ihm der Himmel auf den Kopf gefallen wäre. Nie hatte er in seinem siegesgewissen Egoismus, in seinem stolzen Kraftbewußtsein, inmitten seiner Lebensgenüsse daran gedacht, daß ein solcher Zusammensturz möglich sei. Nie hatte er es zugeben wollen, daß Maurice krank sei, so sehr war ihm dieser Gedanke eine Art Angriff auf seine eigne Gesundheit, auf seine feste Ueberzeugung, daß er nur einen kräftigen Jungen habe erzeugen können, der jeder Katastrophe Trotz bieten könne. Er glaubte sich über die Tücke des Schicksals erhaben, er wähnte, das Unglück würde sich nicht an ihn heranwagen. Und unter der Wucht des Schlages war er weibisch weich geworden, kraftlos in den Gliedern, schon geschwächt durch sein zügelloses Leben, durch die langsame Abnahme seiner Geisteskräfte. Er hatte vor seinem toten Sohn geschluchzt wie ein Kind, seine Eigenliebe war ins

Mark getroffen, seine Berechnungen alle vernichtet. Ein Blitzschlag war herniedergefahren, und alles war leer. Von einer Minute zur andern war sein Leben weggefegt, und die Welt war schwarz und öde. Und nun kam er herein, totenbleich, niedergeschmettert, sein dickes Gesicht von Kummer aufgedunsen, die schweren Augenlider von Thränen entzündet.

Als er die Froment gewahrte, wurde er wieder von Schmerz überwältigt, er kam auf sie zu, taumelnd, mit offenen Armen, aufs neue von Schluchzen erstickt.

„Ach, meine lieben Freunde, welch entsetzlicher Schlag! Und ich war nicht da! Als ich zurückkehrte, hatte er schon das Bewußtsein verloren, er hat mich nicht einmal mehr erkannt! Ist es denn möglich? Ein so gesunder junger Mensch! Ich glaube, daß ich träume, daß er jeden Augenblick aufstehen muß, um mit mir in die Fabrik hinabzugehen!“

Sie umarmten ihn, er flößte ihnen tiefes Mitleid ein in seiner grenzenlosen Verzweiflung; er war wohl von irgend einer Orgie heimgekehrt, vielleicht noch betrunken, um dann mitten in diese schreckliche Katastrophe hineinzufallen, und der wuchtige Schlag, der ihn getroffen, versetzte ihn in eine Betäubung, zu welcher die Erschöpfung des übermäßigen Alkohol- und Liebesgenusses sich gesellte. Sein Bart, von Thränen benetzt, roch noch nach Tabak und Moschus.

Dann schloß er sogar auch die Angelin in seine Arme, die er kaum kannte.

„Ach, meine lieben Freunde, welch entsetzlicher Schlag, welch entsetzlicher Schlag!“

Auch Blaise umarmte seine Eltern. Trotz der schrecklichen Nacht, die er verbracht hatte, trotz seines Kummers hatte er seine klaren Augen, sein frisches junges Gesicht behalten. Thränen rollten jedoch noch über seine Wangen, denn er hatte für Maurice

im Laufe ihrer gemeinschaftlichen täglichen Arbeit eine aufrichtige Freundschaft gefaßt.

Wieder trat Schweigen ein. Morange fuhr fort, in seiner traumverlorenen Art langsam auf und ab zu gehen, als ob er allein wäre, scheinbar ohne Bewußtsein für das, was um ihn vorging. Beauchêne irrte umher, verschwand und kam dann wieder, mit kleinen Notizbüchern in der Hand. Er irrte wieder umher und setzte sich endlich vor einen Schreibtisch, den man aus dem Zimmer Maurices herausgebracht hatte. Gequält, so wenig an den Kummer gewöhnt, daß er das instinktive Bedürfnis fühlte, sich zu betäuben, begann er in den Büchelchen zu blättern, um eine Liste der Adressen für die Todesanzeigen aufzustellen. Aber seine Augen trübten sich, er winkte Blaise herbei, der, nachdem er einen Blick auf die Zeichnung seiner Frau geworfen, in den Salon zurückgekehrt war. Der junge Mann stellte sich an den Schreibtisch, die Namen mit leiser Stimme diktierend, und in dem tiefen Schweigen war nur dieses leise, monotone Flüstern hörbar.

Die Minuten verstrichen bleiern. Die Besucher erwarteten immer noch Constance. In dem Totenzimmer öffnete sich langsam eine nach den inneren Gemächern führende Thür, und Constance trat geräuschlos ein, ohne daß jemand bemerkt hätte, daß sie da sei. Es war, als ob ein Gespenst aus dem Schatten in das schwache Licht der Wachskerzen getreten wäre. Sie hatte noch nicht geweint, ihr Gesicht war blutlos, zusammengezogen, in kalter Wut erstarrt. Wie von einer ungeheuren Empörung aufgebäumt, schien ihre kleine Gestalt, weit entfernt gebeugt zu sein, noch gewachsen in der Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals. Gleichwohl war ihre Trauer ohne Ueberraschung: sie hatte sogleich gefühlt, daß sie das erwartete, obgleich sie sich

eine Minute vor dem Tode noch eigensinnig weigerte, daran zu glauben. Das war seit vielen Monaten ihr unbewußt im tiefsten Grunde ihrer Seele gelegen, als eine körperlose Ahnung, die mit plötzlichem Sprunge zur grauenhaften Wirklichkeit wurde. Mit einem Male verstand sie, wußte sie zu deuten, jenes Flüstern aus dem Unbekannten, jenen Eishauch, der ihr Herz erkältet hatte, jenes unbestimmte, angstvolle Bedauern, daß sie nicht noch ein Kind habe. Die Drohung hatte sich nun erfüllt, das unerbittliche Schicksal wollte es, daß dieser einzige Sohn, dieser Retter des gefährdeten Hauses, dieser dereinstige Fürst, an dessen Königreich ihr Stolz mit teilhaben wollte, davongeweht wurde wie ein welkes Blatt. Das war der vollständige Zusammensturz ihres Daseins, die Erde hatte sich unter ihren Füßen geöffnet. Und ihre größte Qual waren diese ihre trockenen Augen, diese ihre Zornesglut, an der ihre Thränen in ihr verdampften, während die gute Mutter, die sie stets gewesen, von dem wahnsinnigen, vergifteten Schmerze zerrissen wurde, ihr Kind verloren zu haben.

Sie näherte sich Charlotte, blieb hinter ihr stehen, betrachtete das verschärfte Profil ihres toten Sohnes inmitten der Blumen. Und sie weinte noch immer nicht. Langsam ließ sie den Blick über das Bett hingleiten, füllte sich die Augen mit dem herzzerreißenden Anblick, und richtete sie dann auf das Papier, wie um zu sehen, was ihr von diesem angebeteten Kinde übrig bleiben würde, diese wenigen Bleistiftstriche, wenn die Erde ihn ihr morgen für immer genommen haben würde. Charlotte, die sie hinter sich fühlte, erbebte und hob den Kopf. Sie empfand Furcht, sie sprach nicht. Die beiden Frauen wechselten nur einen Blick. Und welche Herzensqual für diese Mutter, inmitten dieses Totengemaches,

gegenüber ihrer Vernichtung, dieses Gesicht voll Liebe, Gesundheit und Schönheit, welches sich da wie ein junges, strahlendes Zukunftsgestirn aus dem Gold der feinen Haare hob!

Aber nun sollte Constance noch einen Schmerz erfahren. Aus dem Salon drangen von der Nähe der Thür her leise geflüsterte Worte deutlich an ihr Ohr. Sie blieb unbeweglich hinter Charlotte stehen, die in ihrer Arbeit fortfuhr, und horchte hinaus, ohne sich noch zu zeigen, obgleich sie Marianne und Madame Angelin nahe der Thür, fast in den Falten des Vorhanges sitzen gesehen hatte.

„Ach," sagte Madame Angelin, „die arme Mutter hatte etwas wie ein Vorgefühl. Ich habe gesehen, wie beunruhigt sie war, als ich ihr meine traurige Geschichte erzählte. Bei mir ist nun alles zu Ende. Und nun, da der Tod ihr alles genommen hat, ist es auch bei ihr zu Ende."

Es folgte ein Stillschweigen. Dann schien eine Gedankenverbindung bei ihr vorgegangen, und sie sagte, da sie offenbar das Bedürfnis empfand, zu sprechen:

„Sie erwarten sich für den nächsten Monat, nicht wahr? Es ist Ihr elftes, und ohne Ihre zwei Fehlgeburten wäre es das dreizehnte. Elf Kinder, das ist keine Zahl, Sie werden wohl auch noch ein zwölftes bekommen."

Sie vergaß die sie umgebende Trauer, ein schwaches Lächeln war auf ihre Lippen getreten, als ob ihr geheimer Neid durch eine solche Fruchtbarkeit entwaffnet wäre.

Aber Marianne verwahrte sich lebhaft:

„O nein, diesmal glaube ich wohl, daß das zwölfte nicht erscheinen wird. Bedenken Sie, daß ich einundvierzig Jahre alt bin. Es ist Zeit, daß ich aufhöre, meine Aufgabe ist erfüllt. Es ist nun

an meinen Söhnen und Töchtern, Kinder zu bekommen."

Und Constance erbebte, von einem Anfall jener Wut erfaßt, die ihre Thränen austrocknete. Mit einem Seitenblick konnte sie sie sehen, diese Mutter von zehn lebenden Kindern, mit dem elften schwanger, mit ihrem von kommendem Leben erfüllten Leibe, den sie in dieses Todeshaus trug. Sie sah sie immer jung, immer frisch, von Gesundheit, von Freude, von unendlicher Hoffnung überquellend. Und nun, da ihr alles entrissen worden, da sie ihr einziges Kind verloren, war jene wieder hier, an der Seite des Totenbettes, gleich einer guten Göttin unerschöpflicher Fruchtbarkeit, mit ihrem unaufhörlich gebärenden Leibe.

„Und dann," setzte Marianne hinzu, ihrerseits lächelnd, „Sie vergessen, daß ich schon Großmutter bin. Da, sehen Sie einmal dorthin! Das versetzt mich in den Ruhestand!"

Sie deutete auf das Dienstmädchen ihrer Schwiegertochter Charlotte, die, dem empfangenen Auftrage gemäß, die kleine Berthe um die Stunde des Stillens herbeibrachte, damit die Mutter nicht nötig habe, hinunterzugehen. Das Mädchen wagte nicht, in die Trauergemächer einzutreten, und war zögernd an der Thür des Salons stehen geblieben. Aber das Kind bewegte fröhlich seine dicken Händchen und ließ einen leichten Laut des Behagens hören. Und Charlotte, die es vernommen hatte, beeilte sich, aufzustehen und den Salon leicht zu durchschreiten, um sich in das anstoßende Zimmer zu begeben, wo sie ihm die Brust reichen konnte.

„Sie ist allerliebst!" sagte Madame Angelin leise. „Diese kleinen Wesen sind wie die Blumen. Sie verbreiten Helle und Erfrischung, wohin sie kommen."

Constance war wie geblendet. In die Halbdunkelheit, in der nur die Flammen der Wachskerzen strahlten, in die dicke, schwüle Luft, welche der Geruch der abgeschnittenen Blumen noch schwüler machte, hatte das Kind einen Frühlingshauch gebracht, das helle und frohe Licht einer fernhin wirkenden Lebenshoffnung. Und dies war der vervielfältigte Sieg der fruchtbaren Mütter, das war das Kind des Kindes, Marianne war noch einmal fruchtbar in der Fruchtbarkeit ihres Sohnes. Sie war schon Großmutter, hatte sie lächelnd gesagt. Eine neue Schönheit, eine neue Würde waren ihr hinzugekommen, der Strom, der ihren Lenden entsprungen war, verbreiterte sich ohne Ende. Und der Axthieb des Geschickes wiederhallte um so furchtbarer im Herzen Constances, ihr Stamm war an seiner Wurzel getroffen, der einzige Sproß war abgeschnitten, nichts konnte mehr aus ihr hervorgehen.

Einen Augenblick noch verweilte sie allein in diesem Grabe, in diesem Zimmer, wo die Reste ihres Sohnes lagen. Dann raffte sie sich auf und trat in den Salon hinaus wie ein starres Gespenst. Alle erhoben sich, umarmten sie, erschauerten bei der Berührung dieser kalten Wangen, in denen kein warmes Blut mehr pulsierte. Ein unendliches Mitleid zog alle Herzen zusammen, so erschreckend war ihre starre Ruhe. Man suchte nach tröstenden Worten, aber sie wehrte mit einer kurzen Gebärde ab.

„Es ist aus,“ sagte sie, „was wollt ihr? Es ist aus, ganz aus.“

Madame Angelin schluchzte, selbst Angelin trocknete seine armen bewegungslosen, getrübten Augen. Marianne und Mathieu hatten ihre Hände in den ihrigen behalten und weinten. Sie blieb erstarrt, konnte noch immer nicht weinen, wies die Trostesworte zurück und wiederholte nur immer mit eintöniger Stimme:

„Es ist aus, nichts kann ihn mir mehr wiederbringen, nicht wahr? Also ist nichts mehr da, es ist aus, ganz aus!"

Sie mußte sich gleichwohl aufrecht halten, denn es war noch eine Flut von Besuchen zu erwarten. Aber sie sollte noch einen Stoß ins Herz empfangen. Beauchêne, dem die Thränen wieder aus den Augen gestürzt waren, als sie eintrat, konnte das Papier zum Schreiben nicht mehr sehen. Seine Hand zitterte, er mußte den Schreibtisch verlassen, er warf sich in einen Fauteuil, indem er zu Blaise sagte: „Setze dich da her und fahre fort."

Und Constance sah, wie Blaise sich an den Schreibtisch ihres Sohnes setzte, den Platz ihres Sohnes einnahm, die Feder in sein Tintenfaß tauchte und schrieb, wie sie oft Maurice hatte schreiben sehen, mit derselben Gebärde. Dieser Blaise, dieser Aelteste der Froment! Der arme Tote war noch nicht eingesargt, und schon ersetzte ihn ein Froment, ebenso wie die lebenskräftigen, überwuchernden Pflanzen das benachbarte brachliegende Feld überziehen. Und sie fühlte das unabwendbare, drohende Heranschwellen dieser Lebensflut, die sie umgab, fühlte ihre allbesiegende Macht: die Großmutter noch schwanger, die Schwiegertochter schon ihre Kinder stillend, die Söhne sich der erledigten Throne bemächtigend. Und sie war allein, sie hatte niemand als ihren unwürdigen, verkommenen, kraftlosen Gatten, während der stumpfsinnige Morange, der da rastlos auf und ab ging, gleich dem Gespenst ihrer Verzweiflung war, ein armer Mann, dem der schreckliche Tod seiner Tochter seine Seele, seine Kraft und seine Vernunft genommen hatte. Kein Laut drang aus der leeren, erkalteten Fabrik herauf, die Fabrik war tot.

Das Leichenbegängnis am zweitnächsten Tage

war imposant. Die fünfhundert Arbeiter der Fabrik folgten dem Sarge; hervorragende Persönlichkeiten aller Klassen waren im Zuge. Es wurde sehr bemerkt, daß ein alter Arbeiter, der Vater Moineaud, der Aelteste der Fabrik, eine der Schnüre des Leichentuches trug; man fand das sehr rührend, obgleich der arme Mann ein wenig das Bein nachschleppte und unbeholfen in seinem Gehrock, abgestumpft durch dreißigjährige Arbeit, dahinging. Als man sich auf dem Friedhofe dem Grabe näherte, war Mathieu überrascht, von einer alten Dame angesprochen zu werden, die einem Trauerwagen entstieg.

„Ich sehe, mein lieber Freund, daß Sie mich nicht erkennen."

Er machte eine Gebärde der Entschuldigung. Es war Sérafine, noch immer groß und schlank, aber so abgemagert, so verwelkt, daß sie hundert Jahre alt schien, gleich einer der alten verbannten Königinnen aus den Märchen. Cécile, die betrübte Operierte, mochte ihn noch so sehr vorbereitet haben, nie hätte er an eine so schnelle Verwüstung dieser herausfordernden rothaarigen Schönheit geglaubt, die dem Alter Trotz zu bieten schien. Welcher entsetzliche Zerstörungshauch war über sie hingefahren?

„Ach, mein Freund," fuhr sie fort, „ich bin mehr tot als der arme Tote, den man da hinuntersenken wird! ... Kommen Sie doch einmal auf eine Viertelstunde zu mir. Sie sind der einzige Mensch, der einzige Vertraute, dem ich alles sagen kann."

Der Sarg wurde hinabgelassen, die Seile knarrten, man hörte einen kurzen, dumpfen Stoß, den letzten. Beauchêne, der von einem Verwandten gestützt wurde, sah mit erloschenem Blicke hin. Constance, die den übermenschlichen Mut gehabt hatte, mitzukommen, nun von Thränen erschöpft, sank in Ohnmacht. Man trug sie fort, man brachte sie in das

leere Haus zurück, in das für immer leere Haus, das gleich einem jener vom Blitzstrahl getroffenen Felder war, die kahl bleiben, mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Die Erde hatte alles wiedergenommen.

In Chantebled fuhren Mathieu und Marianne fort zu arbeiten, zu schaffen, zu zeugen. Und während der zwei Jahre, die hingingen, waren sie abermals siegreich in dem ewigen Kampfe des Lebens gegen den Tod durch das fortgesetzte Wachstum der Familie und der fruchtbaren Erde, das der Inhalt ihres Daseins war, ihre Freude und ihre Kraft. Die Begierde fuhr in Flammenstürmen hin, die göttliche Begierde machte sie fruchtbar, gab ihnen Kraft zu lieben, gut zu sein, gesund zu sein; und ihre Energie that das übrige, ihre Thatfreudigkeit, die tapfere Beharrlichkeit in der nützlichen Arbeit, die die Welt aufbaut und in Ordnung hält. Aber während dieser zwei Jahre wurde ihnen der Sieg nicht ohne rastlosen Kampf. Heute war der Sieg vollständig. Séguin hatte Stück um Stück den ganzen Besitz abgetreten, und Mathieu war nun dessen Beherrscher geworden durch sein kluges Vorwärtsdringen, womit er sein Reich erweiterte, in dem Maße, als er seine Kraft wachsen fühlte in dem Kampfe für die Lebensbedingungen seiner Familie. Das Vermögen, das der Müßiggänger verachtet, verschleudert hatte, ging in die Hände des Arbeiters, des schaffenden Geistes über. Die fünfhundert Hektar erstreckten sich von einem Horizont zum andern; die Wälder waren von ausgedehnten Weiden durchschnitten, auf denen große Herden grasten; die Sümpfe waren trocken gelegt, in fetten Boden umwandelt, der überreiche Ernten hervorbrachte; die Heiden wurden von den gefaßten und weitergeleiteten Quellen mit von Jahr zu Jahr wachsender Fruchtbarkeit durchtränkt. Nur der wüste Streifen der

Lepailleur war noch da, wie um für das Wunder zu zeugen, für die menschliche Arbeit, die diese Sand- und Morastwüste in blühende Aecker verwandelt hatte, deren Ernten nunmehr ein kleines glückliches Volk nährten. Er hatte niemand sein Teil weggenommen, er hatte sich sein Teil erobert und geschaffen, indem er zugleich den gemeinsamen Besitz vermehrte, wieder ein Stückchen der weiten Welt unterjochte, die noch so schwach bevölkert, so wenig für das Glück nutzbar gemacht ist. Inmitten der Besitzung war der Hof gewachsen, hatte sich ausgedehnt wie eine gedeihende Stadt mit seiner Bevölkerung, seinem Gesinde, seinen Tieren, ein Herd blühenden, triumphierenden Lebens. Und welche überwältigende Macht lag in dieser glücklichen Fruchtbarkeit, die nicht aufhörte weiter zu zeugen, diesen seit zwölf Jahren sich mehrenden Lebewesen und Dingen, dieser sich ausbreitenden Stadt, die nichts war als das Wachstum einer Familie, diesen Bäumen, diesen Pflanzen, diesem Getreide, diesen Früchten, deren nährende Flut ohne Unterlaß weiter anschwoll unter der strahlenden Sonne! Alle Leiden und alle Thränen waren vergessen in der Freude über das vollendete Schöpfungswerk, über die eroberte Zukunft, die der Thätigkeit ein unermeßliches Feld öffnete.

Und während Mathieu seine Eroberung vollendete, hatte Marianne im Laufe dieser zwei Jahre das Glück, ihrem Sohne Blaise ein Mädchen geboren werden zu sehen, als sie selbst schwanger war, bereit, wieder zu gebären. Die Zweige des mächtigen Baumes begannen ihrerseits Triebe auszusenden, um sich dann endlos zu vervielfältigen, wie eine gewaltige königliche Eiche, die weithin den Boden überbreitet. Die Kinder ihrer Kinder, die Kinder ihrer Enkel, die ganze sich von Generation zu Generation vermehrende Nachkommenschaft setzte sich in

Bewegung. Und mit welch sorgsamer und liebevoller Hand vereinigte sie noch immer um sich die elf des ersten Nestes, von den zwei Aeltesten, Blaise und Denis, die schon einundzwanzig waren, bis zum Jüngstgeborenen, ein zartes, kaum existierendes Wesen, dessen gierige Lippen sie austrinken zu wollen schienen! In ihrem Neste waren alle Alter vertreten: ein Großer, der selbst schon Vater war, andre, die die Schule besuchten, andre, die man des Morgens noch ankleiden mußte; es waren Knaben, Ambroise, Gervais, Grégoire, Nicolas; es waren Mädchen, Rose, bald heiratsfähig, Claire, Louise, Madeleine, Marguerite, die eben erst zu gehen anfing. Und man mußte sie auf dem Besitz sich herumtummeln sehen wie ein Trupp junger Pferde, einander in ungleichem Lauf, je nach der Größe, verfolgend, sich nach allen Windrichtungen zerstreuend. Sie wußte wohl, daß sie sie nicht immer werde bei sich behalten können, war zufrieden, wenn ihrer zwei oder drei auf dem Gute bleiben würden, machte sich darauf gefaßt, die Jüngeren, die hier keinen Platz finden konnten, auf Eroberung andrer Gebiete ausgehen zu lassen. Es war die unaufhaltsame Ausbreitung, die Erde gehörte der zahlreichsten Rasse. Blaise war nun bald zwei Jahre in der Fabrik, seine Brüder auf dem Wege zu andern Eroberungen. Da sie die Zahl waren, würden sie auch die Macht werden, die Welt würde ihnen gehören. Und auch sie, Vater und Mutter, hatten sich mit jedem neuen Kinde stärker gefühlt. Jedes Kind hatte sie einander mehr genähert, sie inniger vereinigt. Wenn sie immer gesiegt hatten, trotz schrecklicher Sorgen, so dankten sie diesen fortgesetzten Sieg ihrer Liebe, ihrer Arbeit, der unerschöpflichen Fruchtbarkeit ihres Herzens und ihres Willens. Die Fruchtbarkeit ist die große Siegerin, sie schafft friedliche Helden, die die

Erde unterwerfen, indem sie sie bevölkern. Und als nach diesen zwei Jahren Marianne einen Knaben gebar, Nicolas, den elften der Schar, da küßte Mathieu sie glücklicher als je, triumphierte wieder einmal über alle Schmerzen und allen Kummer. Noch ein Kind, das bedeutete noch Reichtum und Macht, eine neue in die Welt geworfene Kraft, ein neues für die Zukunft besätes Feld.

Und so wuchs immerfort das große, gute Werk, das Werk der Fruchtbarkeit durch die Erde und durch die Frau, siegreich über die Vernichtung, für jedes neue Kind neue Lebensmittel schaffend, liebend, wollend, kämpfend, arbeitend unter Leiden, unaufhörlich zu neuem Leben, neuer Hoffnung fortschreitend.



Fünftes Buch.

I.

Das Leben in der Fabrik kam unter der großen Trauer langsam wieder in Gang. Vernichtet von dem furchtbaren Schlage, der ihn betroffen hatte, ging Beauchêne nicht mehr fort, blieb die ersten Wochen stets in seinem Hause, wie ausgelöscht, ohne Verlangen. Er schien gebessert, log nicht mehr, schützte keine seiner ewigen Geschäftsreisen vor, um außer dem Hause seinen unmäßigen Gelüsten nach Weibern zu frönen, die mit dem Alter nur um so stärker und gieriger bei ihm aufgetreten waren. Er hatte sich wieder der Arbeit zugewendet, befaßte sich mit seinen Geschäften, ging wieder jeden Morgen in die Werkstätten, unterstützt von Blaise, einem thatkräftigen und ergebenen Gehilfen, auf den er täglich mehr Aufgaben übertrug, die ihm zu schwer wurden. Aber was den engeren Freunden besonders auffiel, das war die Wiederannäherung der Gatten; Constance war aufmerksam um ihren Mann bemüht, Beauchêne verließ seine Frau nicht mehr, beide lebten in schönster Eintracht, zurückgezogen in ihrem verschlossenen Wohnhause, das gleichsam Trauerschmuck trug, und in welches nur Verwandte zugelassen wurden.

Constance empfand, nachdem der erste entsetzliche Schmerz über den plötzlichen Verlust ihres Sohnes

vorüber war, das furchtbare Gefühl einer Verstümmelten, der ein Glied amputiert worden ist. Sie war nicht mehr ganz, sie schämte sich, als wäre sie verkleinert, entstellt. In die weinende Klage ihrer beraubten Liebe mischte sich ein verzweifeltes Aufbäumen ihres Stolzes, so furchtbar litt sie unter ihrer Verminderung, daß sie nicht mehr Mutter war, nicht mehr da neben sich den Kronprinzen hatte, der einst das Erbe des Königreiches antreten sollte. Sie, die sich eigensinnig auf diesen einzigen Sohn hatte beschränken wollen, nur damit er der alleinige Herr des Reichtums werde, der einstige allmächtige König! Der sinnlose Tod hatte ihn ihr entrissen, und das Haus schien ihr nicht mehr zu gehören, die Fabrik entglitt ihren Händen, besonders seitdem dieser Blaise sich hier eingenistet hatte, mit seiner Frau und seinem Kinde, diese ganze wuchernde Fruchtbarkeit der alles überschwemmenden Froment. Sie konnte es sich nicht verzeihen, daß sie selbst sie hier aufgenommen und eingerichtet hatte, sie empfand nur noch den einen, glühenden, leidenschaftlichen Wunsch, sich zu verteidigen, ihren Sohn wieder erstehen zu lassen, noch einen Sohn zu haben, um ihr Eigentum, ihren Platz, ihr Königtum wieder zu erobern. Zweifellos hatte sie Maurice vergöttert, sie hatte sogar niemand geliebt als ihn, die kühle Gattin, die die ehelichen Zärtlichkeiten nur eben resigniert über sich ergehen ließ. Aber ihre Mutterliebe, bis nun unauffällig, tief und stumm, flammte nun plötzlich in heftigem Feuer auf, woran ihr ganzes Wesen sich entzündete. Sie war eine betrogene, bestohlene Mutter, eine Mutter, der man ihr Kind genommen hat, die es wieder will, die ein andres will, der nichts den brennenden Durst nach Liebe löschen kann, als bis sie wieder Mutter ist. Für ihr Herz, für ihren Stolz, für ihren Körper ebenso wie für ihren Ehr-

geiz, ein Kind, sie mußte ein Kind haben! So kam es, daß sie sich ohne Berechnung, ja aus Instinkt, ihrem Manne wieder genähert hatte.

In der Trauer des abgeschlossenen Hauses und seiner Bewohner erblühte ein neuer Honigmond. Sie unterschlugen nicht mehr, und beide warteten anfangs voll Zuversicht. Constance war kaum einundvierzig Jahre alt. Beauchêne, sechs Jahre älter als sie, trug die Sicherheit eines Kraftmenschen zur Schau, der noch im stande war, die Welt zu bevölkern. Man sah sie nur noch miteinander. Sie gingen zeitig zu Bette. Sechs Monate hindurch führten sie in vollster Eintracht ein zurückgezogenes, geregeltes Leben und setzten allen ihren Willen, alle ihre Kraft an das Gelingen des gemeinsamen Werkes. Aber das erwartete, ersehnte Kind kam nicht. Noch sechs Monate gingen hin, und von da ab schien es, daß das gute Einvernehmen sich trübe, daß Befürchtungen, Vorwürfe, Zornesausbrüche den Frieden des Schlafzimmers störten, denn Beauchêne fing wieder an, auszugehen, um frische Luft zu schöpfen, wie er sagte, während Constance, fieberisch, mit roten Augen, allein zu Hause blieb.

Als Mathieu eines Tages seine Schwiegertochter Charlotte besuchte und länger im Garten verweilte, um mit der kleinen Berthe zu spielen, die auf seine Kniee geklettert war, sah er zu seiner Ueberraschung Constance herabkommen, die ihn von den Fenstern des benachbarten Wohnhauses aus gesehen haben mußte. Sie führte ihn unter einem Vorwande hinauf und hielt ihn gegen eine Viertelstunde zurück, ohne sich entschließen zu können, zu sprechen. Plötzlich sagte sie ganz unvermittelt:

„Mein lieber Mathieu, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen von einer Sache spreche, die uns nicht anders als peinlich sein kann. Vor nun bald fünfzehn

Jahren hat mein Mann, wie ich weiß, ein Kind mit einer Arbeiterin der Fabrik gehabt. Und ich weiß auch, daß Sie ihm den Dienst erwiesen haben, in dieser Angelegenheit sein Vermittler zu sein, und sich mit diesem Mädchen und ihrem Kinde, — ein Knabe, nicht wahr? — zu befassen."

Sie wartete auf Antwort. Aber Mathieu, betroffen, sie so gut unterrichtet zu sehen, ungewiß, warum sie sich nach so vielen Jahren in dieser unglücklichen Sache an ihn wende, machte nur eine Gebärde, in welcher seine Ueberraschung und Bestürzung sich verrieten.

„O," fuhr sie fort, „ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich bin sogar überzeugt, daß Ihre Rolle hierin eine freundschaftliche und selbst liebevolle für mich gewesen ist, da Sie wohl fürchteten, daß ich von irgend einem Skandal betroffen werden könnte. Und im übrigen können Sie sich wohl denken, daß ich heute keinerlei Anklagen wegen einer so alten Untreue erheben will. Mein einziger Wunsch ist, mich zu unterrichten. Lange habe ich den Denunziationen nicht nachgehen wollen, durch die ich das Geschehene erfuhr. Heute ist die Sache wieder in mir erwacht, läßt mir keine Ruhe, und es ist nur natürlich, daß ich mich an Sie wende, denn ich habe gegen meinen Mann nie ein Wort davon laut werden lassen, ich würde es für unsern Frieden sehr verderblich glauben, wenn ich ihm ein Geständnis und alle Details des nicht wieder gut zu machenden Fehltritts entreißen wollte. Und was mich schließlich zur Entscheidung gebracht hat, das ist die Erinnerung an unsre Begegnung an dem Tage, da ich Madame Angelin zu der Hebamme begleitete und Sie dort mit diesem Mädchen gesehen habe, die wieder ein Kind auf dem Arme hatte. Sie haben sie also wieder gesehen, Sie müssen wissen, was sie thut, ob ihr erstes Kind

noch lebt, und in dem Falle, wo es ist, und was es ist."

Er antwortete noch immer nicht. Das Fieber, das er allmählich sich in ihr entzünden sah, machte ihn behutsam, ließ ihn nach den Beweggründen dieses seltsamen Ansinnens der sonst so stolzen und zurückhaltenden Frau suchen. Was ging da vor? Warum bemühte sie sich, ihn zu Mitteilungen zu bewegen, deren Folgen er nicht voraussehen konnte? Und während sie ihn unverwandt anblickte, ihn mit ihren gierigen Augen zu ergründen trachtete, suchte er nach freundlichen, ausweichenden Worten.

„Sie setzen mich sehr in Verlegenheit. Und übrigens weiß ich nichts, was für Sie von Interesse sein könnte. Was sollte es Ihrem Manne, was sollte es gar Ihnen nützen, diese ferne Vergangenheit aufzurühren? Glauben Sie mir, vergessen Sie, was man Ihnen gesagt hat, Sie sind ja eine so kluge und überlegende Frau . . ."

Sie unterbrach ihn, erfaßte seine Hände und hielt sie mit warmem, bebendem Griff umschlossen. Nie hatte sie sonst eine so leidenschaftlich selbstvergessene Gebärde gekannt.

„Ich versichere Ihnen nochmals, daß niemand etwas von mir zu fürchten hat, weder mein Mann noch dieses Mädchen, noch das Kind. Begreifen Sie doch, daß mich nur der Gedanke daran quält, daß ich darunter leide, daß ich nichts weiß — ja, es scheint mir, daß ich ruhiger sein werde, wenn ich alles weiß. Um meinetwillen nur frage ich Sie aus, um meiner Ruhe willen . . . Ach, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!"

Er fing an, manches zu erraten, sie hatte nicht nötig, ihm alles zu sagen. Schon die Wiederannäherung der Gatten hatte ihn ahnen lassen, wie die Sachen standen, er konnte sich vorstellen, von

welch heißem Wunsche sie nach dem Tode Maurices erfüllt waren, ihn zu ersetzen, welche Anstrengungen sie machten, um noch einen Sohn zu haben. Und seit einem Jahre, da der Sohn nicht kam, hatte er ihre Enttäuschung beobachten können, ihren zunehmenden Kummer, endlich den Zorn, die Bitterkeit und den Hader, die aus ihrer Unfruchtbarkeit erwuchsen. Und jetzt war er bei der gealterten Gattin Zeuge, wie sie von diesem seltsamen Eifersuchtsanfall ergriffen wurde, wie der Gedanke an dieses Kind sie verfolgte, das sie von ihrem Gatten jetzt nicht haben konnte, und das dieses Mädchen einst von ihm gehabt hatte. Das Weib zählte nicht mehr, sie wußte, daß dieses Mädchen ebenso schön, jugendfrisch, blühenden Körpers gewesen, wie sie selbst gelb, vertrocknet und vorzeitig erkalteten Blutes; und die verletzte Liebe fand kein Wort der Empörung. Einzig die Mutter litt in ihr, nur dem Kinde galt die Eifersucht ihres gequälten Herzens. Sie konnte es nicht aus ihrer Erinnerung verbannen, es kehrte immer wieder wie ein Hohn, wie eine Beleidigung, so oft sie sich der Nutzlosigkeit ihres Harrens, des Zusammenbruchs einer neuen Hoffnung bewußt wurde. Und von Monat zu Monat wurde die Enttäuschung bitterer, dachte sie in steigender Erregung an das Kind der andern, sie verlangte danach, sie verzehrte sich in Fragen, wo es lebe, was aus ihm geworden sei, ob es gesund sei, ob es ihrem Manne ähnlich sehe.

„Ich versichere Ihnen, mein lieber Mathieu," fuhr sie fort, „daß Sie ein gutes Werk thun, wenn Sie mir antworten. Lebt es? Sagen Sie mir nur, ob es lebt. Aber sagen Sie die Wahrheit! Wenn es gestorben wäre, so glaube ich, daß ich ruhiger würde. Und doch, Gott weiß, daß ich ihm nichts Böses wünsche!"

Da sagte ihr denn Mathieu, den sie nachgerade sehr dauerte, die einfache Wahrheit.

„Da Sie also im Namen Ihrer Seelenruhe darauf bestehen, und da dies ganz unter uns bleiben soll, ohne daß der Frieden Ihrer Ehe dadurch gestört wird, so will ich Ihnen in Gottes Namen sagen, was ich weiß; aber ich wiederhole, was ich weiß, ist sehr wenig. Das Kind wurde vor meinen Augen dem Findelhaus übergeben. Seither hat die Mutter nie nach dem Kinde gefragt und daher auch nichts von ihm erfahren. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Ihr Gemahl sich ebenfalls in vollkommener Unwissenheit befindet, denn er hat sich stets geweigert, sich um dieses Kind zu kümmern. Ob es also noch lebt, wo es sich befindet, das kann ich Ihnen nicht sagen. Man müßte umfassende Nachforschungen anstellen. Wenn Sie aber meine Ansicht wollen, so geht sie dahin, daß große Wahrscheinlichkeit besteht, daß es tot ist, so groß ist die Sterblichkeit unter diesen armen kleinen Geschöpfen."

Sie sah ihn durchdringend an.

„Sie sagen mir die ganze Wahrheit, verbergen mir nichts?"

Und da er es ihr nochmals beteuerte, sagte sie:

„Ja, ja, ich vertraue Ihnen ... Es wäre tot, das ist also Ihre Meinung? Ach, zu denken, daß so viele dieser Kinder sterben, während es Frauen giebt, die so glücklich wären, eines zu retten, eines zu besitzen! ... Nun, wenn es auch nicht Gewißheit ist, so ist es doch eine Auskunft. Ich danke Ihnen."

Während der folgenden Monate war Mathieu mehrere Male wieder mit Constance allein; aber sie kam nie mehr auf diesen Gegenstand zurück. Sie schien wieder nichts wissen, sich zwingen zu wollen, zu vergessen. Gleichwohl ahnte er, daß ihre Gedanken sich davon nicht losmachen konnten, und es

war auch nicht schwer zu bemerken, daß das Verhältnis der Eheleute sich immer mehr verschlimmerte, je mehr sie die Hoffnung verloren, ein Kind zu bekommen, welche Hoffnung allein sie einander wieder genähert hatte. Wenn sie auch vor der Welt noch den Anschein guten Einvernehmens aufrecht erhielten, so sprachen doch deutliche Anzeichen für die allmähliche Entfremdung, für den abermaligen Bruch, der von Woche zu Woche weiter klaffte. Beauchêne hatte sein Leben außer dem Hause fast vollständig wieder aufgenommen, je mehr er sich gegen die ihm so wenig Vergnügen bietenden ehelichen Pflichten auflehnte, die um so unangenehmer waren, als sie vollkommen erfolglos blieben. Constance ergab sich trotz allem nicht, hielt ihn noch immer mit der Zähigkeit einer Kämpferin: in den Blicken, mit denen sie ihn umfaßte, verriet sich die verzweifelte Entschlossenheit, ihn nicht anders aus den Händen zu lassen als tot. War es denn möglich, waren sie bei der Unfruchtbarkeit der Angelin angelangt? Sollte sich alles das erfüllen, was sie geahnt, gefürchtet hatte, sollte ihre Ehe derselben entsetzlichen Leere anheimfallen, in der sie ihre Freundin und deren Mann zu Grunde gehen sah? Der Gedanke an diese Unfruchtbarkeit war ihr unerträglich, schien ihr eine Schmach, ein Schandfleck, ein Gebrechen. Sie wies ihn weit von sich, was ihre Person betraf. Ihr Mann vielleicht, denn er hatte seine Kraft in einem ausschweifenden Leben vergeudet. Und es kam die Stunde, wo der eheliche Streit wütend ausbrach, wo sie, in dem endlich überquellenden Zorne über ihre vergeblichen Umarmungen, sich gegenseitig der Unfruchtbarkeit beschuldigten, die ihr Kummer war.

Beauchêne sagte, daß es hiefür eine Behandlung gebe. Aber an wen sich wenden? Als er Boutan nannte, weigerte sich Constance zuerst, denn sie

fürchtete ihn, sie fürchtete, daß er über sie triumphieren werde, die seine Theorien so lange bekämpft hatte. Dann willigte sie ein, weil ihre Prüderie sich vorerst nicht entschließen konnte, sich von einem andern Arzt untersuchen zu lassen als von dem Geburtshelfer, der sie kannte.

Als Boutan kam, fand er die Gatten in dem kleinen gelben Salon, den er sehr gut aus der Zeit kannte, da er so häufig zu dem kränklichen kleinen Maurice gekommen war. Nachdem die Thüren sorgfältig geschlossen worden waren, wollte Beauchêne sogleich einen scherzhaften Ton anschlagen, um über die Verlegenheit der ersten Erklärungen hinwegzukommen. Er führte den Arzt zu seiner Frau hin, die sehr bleich und sehr ernst dastand.

„Doktor, da ist eine Dame, die wieder eine Neuvermählte werden will. Sie will ein Kind, und Sie müssen ihr sagen, wie man das macht."

Der gute Doktor ging willig auf den Scherz ein. Er zeigte wie immer sein rundes, wohlwollendes Gesicht, seinen gütigen Blick, ohne im geringsten den Anschein zu haben, über eine Katastrophe zu triumphieren, die er lange vorausgesehen hatte. Er erwiderte mit fröhlichem Lachen:

„Ein Kind, vortrefflich! Aber Sie wissen ebenso gut als ich, wie man das anstellt."

„Wahrlich nein, Doktor!" erwiderte Beauchêne in seinem leichtfertigen Tone. „Oder aber wir haben es vergessen, denn seit nun bald einem Jahre thun wir alles Nötige, um eins zu kriegen, und das liebe Kleine beharrt eigensinnig darauf, nicht zu kommen."

Und in der eiteln Sucht, aus der Niederlage den guten Ruf seiner Manneskraft zu retten, war er so unvorsichtig, hinzuzufügen:

„Ich glaube, es muß etwas bei der Mama aus

den Fugen geraten sein, und wir wenden uns nun an Sie, damit Sie danach sehen und es wieder in Ordnung bringen."

Verletzt von der Wendung, die er der Sache gab, ergriff Constance, die bisher geschwiegen hatte, mit geröteten Wangen und in zornigem Tone das Wort.

„Mit welchem Rechte beschuldigst du mich? Verstehst du etwas davon? Doktor, nach meiner Ansicht ist es der Vater, den Sie untersuchen und behandeln sollten."

„Verzeihe, mein Kind, ich wollte dir nicht weh thun."

„Weh thun! Du lieber Gott, was liegt daran. Ich weine jetzt ganze Tage lang. Aber ich will nicht, daß du damit beginnst, mir die Schuld an unserm Kummer zuzuschieben. Und da du mich dazu herausforderst, so muß ich wohl den Doktor aufklären, damit er wenigstens weiß, woran er mit dir ist."

Vergebens versuchte Beauchêne sie zu beruhigen. Sie geriet in immer heftigere Erregung, verlor alle Selbstbeherrschung.

„Glaubst du, daß ich erst seit heute weiß, was für ein Gatte du gewesen bist, was für ein Gatte du noch immer bist? Ah, mein Lieber, ich war immer genau über deine abscheuliche Lebensweise unterrichtet!"

Er wollte sie am Sprechen hindern, wollte ihre Hände ergreifen, die heftige Scene fürchtend, die er kommen fühlte.

„Schweig doch! Das ist ja unsinnig! Was soll das alles?"

„Rühr mich nicht an, du flößest mir Abscheu ein! . . . Weil etwa der Doktor da ist? Aber du hast es ja selbst gesagt, ein Arzt ist ein Beichtvater,

man sagt ihm alles, man zeigt ihm alles. Und glaubst du etwa, daß nicht auch er deine saubere Aufführung kennt? Alle Welt kennt sie ja! Wenn ich denke, daß du zwanzig Jahre lang an meine Blindheit, an meine Dummheit hast glauben können! Und das, weil ich schwieg!"

Sie hatte sich vor ihn hingestellt, ihre kleine schwarze Gestalt bebte vor Wut. In der That, sie hatte zwanzig Jahre die Heldenkraft gehabt zu schweigen. Nicht nur hatte sie sich nie vor der Welt Verdacht oder Empörung anmerken lassen, nie die Haltung der verlassenen, gereizten Frau angenommen; sondern sie hatte sich auch in der Verschwiegenheit des ehelichen Schlafzimmers jeden Vorwurfs, jeden Wechsels ihrer Laune enthalten. Ihr Stolz, ihr Selbstgefühl hatten sie so aufrecht erhalten, stumm und verachtungsvoll. Und dann, was lag ihr an dem unwürdigen Vater, den sie nicht liebte, dessen zu derbe Liebkosungen sie verletzten und abstießen? Hatte sie nicht ihren Sohn, den Gott, zu dem sie sich geflüchtet hatte, der ihr Leben, ihr Glück, ihr Triumph geworden war? Sie wäre gestorben, ohne sich herabzulassen sich zu beklagen; und damit sie ihr langes Stillschweigen breche, mußte der Arm des Schicksals sie treffen, ihr das Kind entreißen, das ihr die Kraft gegeben hatte, alles zu ertragen, und sie gebrochen, steuerlos, allen Stürmen zur willenlosen Beute zurücklassen. Da zerschellte dieses Stillschweigen, und alles kam zum Vorschein, der Zusammenbruch schleuderte die Geheimnisse von zwanzig Jahren an die Oberfläche, ihre Verachtung, ihren Ekel, alles, was sie so lange verborgen und was sie so lange zum Ersticken erfüllt hatte.

„Ja, mein Lieber, ich wußte, daß du den Weibern nachliefst, sofort, nicht drei Monate nach unsrer Verheiratung. O, es war nicht von Bedeutung,

bloß so kleine Seitensprünge, solche, die die klugen Frauen dulden. Aber gar bald ist es ärger geworden, du hast angefangen schamlos zu lügen, eine Lüge hat dich immer zu einer neuen gezwungen. Und du bist auf die Straße geraten, an die niedrigsten Dirnen, du bist nachts zu mir zurückgekehrt, während ich schlief, manchmal betrunken, nach den gemeinsten Lastern duftend ... Sage nicht nein, versuche nicht auch jetzt noch zu lügen! Du siehst, daß ich alles weiß!“

Sie ging auf ihn zu, so daß er zurückweichen mußte, ließ ihm nicht Zeit, auch nur ein Wort einzuwerfen.

„Dieses Kind also, das du mir nicht mehr verschaffen kannst, du bist hingegangen und hast es andern verschafft, allen den Dirnen, die sich dazu hergegeben haben. Die Erstbeste, die Vorübergehende, konnte eines haben, wenn ihr danach gelüstete. Du hast das in den Wind gestreut, zu deinem Vergnügen, und wenn etwas daraus hervorwuchs, in Gottes Namen! Du mußt deren ja überall haben, solcher Kinder! Wo sind sie? Wo sind sie, frage ich? ... Was, du lachst, du hast kein Kind gehabt? Und das von dieser Norine, dieser Arbeiterin, die du niedrig genug warst, hier aufzugabeln, neben mir, in deiner Fabrik? Hast du nicht für ihre Wochen bezahlt, hast du das Kind nicht ins Findelhaus bringen lassen? Bemühe dich nicht, weiter zu lügen, du siehst, daß ich alles weiß! Wo ist es also, dieses? Wo ist es, sag es doch!“

Beauchêne scherzte nicht mehr, er war bleich geworden, seine Lippen bebten. Er hatte zuerst mit einem Blicke den Beistand Doktor Boutans angerufen, der sich jedoch begnügt hatte, sich abwartend niederzusetzen. Wie vielen solchen Scenen, und noch brutaleren und gefährlicheren, hatte der Doktor schon beigewohnt, als natürlicher Vertrauter der geheimen

Dramen, die aus den Unterschlagungen folgen! Er hatte es sich daher auch zur Regel gemacht, den Zorn der Leute reden zu lassen, da er aus Erfahrung wußte, daß dies die einzige Gelegenheit sei, die Wahrheit von ihnen zu erfahren, denn sie logen immer, wenn sie kalten Blutes waren.

„Meine liebe Constance," sagte endlich Beauchêne, den schmerzlich Getroffenen spielend, „du hast wirklich kein Erbarmen, willst du uns denn beide verderben? Wenn ich Fehler begangen habe, so glaube mir, daß ich sie bitter bereue. Aber du darfst mir doch nicht alles aufbürden, unser ganzes Unglück nur mir allein zuschreiben. Du wirfst mir vor, daß ich außer Haus gegangen bin; hast du mich nicht gehen lassen? Es ist ein wenig auch deine Schuld."

„Wie, meine Schuld?"

„Gewiß. Du gestehst es selbst, du hast die Augen zugedrückt, du hast meine Verirrung geduldet. Konntest du mich nicht zurückhalten? Wer sagt dir, daß Ermahnungen, Zärtlichkeiten deinerseits mich nicht gebessert hätten?... Siehst du, der Mann, der zu Hause nicht die liebenswürdige, hingebende Frau findet, die ihm zum Leben nötig ist, besonders wenn er ein liebebedürftiger Mensch ist wie ich, hat manchmal einige Entschuldigung für sich, wenn er auf Abwege gerät. Es ist deine Schuld."

„Meine Schuld! Habe ich mich dir je verweigert?"

„O, es giebt eine Art sich zu verweigern, indem man sich giebt. Das läßt sich nicht nachweisen, das muß man fühlen ... Und wenn du mich schon zwingst, rücksichtslos zu sein, es steht einer Frau schlecht an, ihrem Mann seine Geliebten vorzuwerfen, wenn sie es nicht verstanden hat, das zu thun, was nötig war, um ihn für sich allein zu behalten. Ich bin kein Heiliger. Du hättest mich fesseln, mich in

Anspruch nehmen, es so einrichten sollen, daß ich nicht dazu gelange, an ein andres Vergnügen zu denken."

Sie hörte empört, außer sich, zu.

„Das ist ja gemein, was du mir da sagst! Weil du also nicht genug Vergnügen bei deiner Frau fandest, bist du hingegangen und hast es bei allen Straßendirnen gesucht? Und was für ein Vergnügen? Weiß ich es denn, habe ich nicht meine Pflicht erfüllt? Mache es mir doch zum Vorwurf, daß ich anständig war, daß ich nicht schamlos war, daß ich nicht eine jener Elenden war, die aus dir den herabgekommenen, verdummten und impotenten Menschen gemacht haben, der du geworden bist!"

Er unterbrach sie mit einer heftigen Gebärde; ihre Bezeichnungen trafen ihn wie Peitschenhiebe, er war auf dem Punkte, alles herauszusagen, sich den Widerwillen vom Herzen zu reden, den ihm ihre Magerkeit, ihre trockene Haut, ihr bleierner Teint stets verursacht hatten. Eine solche Frau, „diese Besenstange", so ungeschickt in der Liebe, so kalt, daß sie sich in seinen Armen nie erwärmt hatte, ohne Lächeln, ohne Glückseligkeit, hatte sie das Recht, ihm alle diese Vorwürfe ins Gesicht zu schleudern?

„Nun, schlage mich jetzt noch," rief sie, „das würde allem die Krone aufsetzen! . . . Und wenn es dir nicht recht war, wenn du es anders wolltest, warum hast du es mir nicht gesagt? Wir wollten kein Kind, so waren wir wohl gezwungen, die nötige Vorsicht anzuwenden. Im übrigen hast du mich unterrichtet, ich habe nie etwas andres gethan, als was du mir gesagt hast. Du wirst nicht behaupten wollen, daß du ein Kind wolltest?"

„Nein, und doch ließe sich viel hierüber sagen."

„Wie? Du wolltest ein Kind?"

„Wenn ich auch keines wollte, so war ich doch jedenfalls nicht fortwährend auf der Hut, habe nicht

jede kleinste Liebkosung überwacht, nicht überängstlich nur an die möglichen Folgen eines Vergessens gedacht. Unter solchen Verhältnissen ist es besser, einander den Rücken zu kehren . . . Erinnere dich doch, meine Liebe, ich bitte dich! Hätte ich mich nicht zwanzigmal gehen lassen, wenn du mich nicht zurückgehalten hättest?“

Diese Behauptung machte sie vollends toll.

„Du lügst, du lügst abermals! O, ich verstehe, du willst glauben machen, daß ich, ich allein schuld daran bin, daß wir heute keinen zweiten Sohn haben, der den leeren Platz unsers armen Maurice einnehmen könnte! Ja, du bist feige genug, mir die ganze Verantwortung aufbürden zu wollen!... Mein Gott! Unser armer Maurice! Ist nicht das, daß wir ihn reich, glücklich, triumphierend sehen wollten, der einzige Grund, daß wir heute so schweren Kummer leiden? Wenn wir gesündigt haben, so war es aus Uebermaß an Liebe, aus Vergötterung. Und du hast immer so gedacht wie ich und so gehandelt wie ich!“

Er gab nicht nach, er fühlte sich stark, weil er diesmal nicht log.

„Wie du, nein! Ich wiederhole dir, daß du bloß nicht den Gendarmen hättest machen dürfen, und es wäre geschehen. Und überdies weiß ich, daß du Kniffe gebrauchtest, daß du noch deine eignen Vorsichtsmaßregeln anwendetest.“

„Ich! Ich!“

„Jawohl! Du hast es mir sogar einmal zu verstehen gegeben. Du mißtrautest mir und hattest dich für den Fall einer plötzlichen Thorheit meinerseits vorgesehen . . . Kurz, ich weiß, was Frauen hierin zu leisten im stande sind, ich bin nicht von gestern.“

Sie hatte sich aufgerichtet, sie suchte nach einem Worte, womit sie ihn zerschmettern könnte. Aber

ihr Herz krampfte sich zusammen, sie mußte sich sagen, daß er diesmal die Wahrheit sprach, sie erinnerte sich, wie sie, ohne es ihm zu sagen, in einem Uebermaß von Vorsicht jeder möglichen Schwangerschaft den Weg versperrt hatte, auf den Rat einer Freundin hin, deren Mann für zahlreiche Kinder schwärmte und die deren keine wollte. Diese Erinnerung überwältigte sie nun, erfüllte sie mit schneidender, wahnsinniger Reue, wenn sie denken mußte, daß sie damals vielleicht hätte ein zweites Kind haben können; und sie hatte es getötet, und nun war sie dafür gestraft, allein auf der Welt, zerrissenen Herzens, ihre Mutterschaft zertreten und vernichtet! Zu stolz, um sich zu einem Zugeständnis herbeizulassen, fing sie an zu zittern, zu stammeln.

„Du machst mich wahnsinnig! Sie sehen, Doktor, daß unser Haus nun eine Hölle ist. Entschuldigen Sie mich, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr!"

Sie eilte hinaus, sie schlug die Thür hinter sich zu, und man hörte, wie sie sich in ihr Zimmer einschloß, zweimal den Schlüssel umdrehend.

Nach einem Stillschweigen näherte sich Beauchêne, der im Zimmer auf und ab gegangen war, dem Arzt, und sagte, die Achsel zuckend:

„Sie sind alle gleich, das konnte nicht anders enden. Ich hatte unrecht, da zu bleiben, ich hätte fortgehen und bei der Konsultation nicht anwesend sein sollen . . . Sie müssen nun schon wiederkommen, mein lieber Doktor. Sie werden mit ihr allein sein, das wird besser sein."

Dann fügte er in seinem selbstzufriedenen Lebemannstone, den er bereits wiedergefunden hatte, hinzu:

„Sie ist überzeugt, daß ich der Schuldtragende bin, und sie hat Sie hauptsächlich rufen lassen, damit Sie ihr recht geben. Ich trage ihr nichts nach,

und ich bitte Sie sogar, ihr zuzustimmen, wenn sie das beruhigen und den Frieden im Hause ein wenig wieder herstellen kann. Aber unter uns, und Sie wissen es besser als ich, sie ist die Kranke."

Das war in der That Boutans Ansicht. Er erkannte den Fall vollständig, er sah deren unaufhörlich in seiner Praxis. Gleichwohl fragte er Beauchêne aus, obschon er der Geständnisse des unterschlagenden Gatten nicht bedurfte. Die Unterschlagungen blieben die zerstörenden Einflüsse, selbst wenn sie in den sittsamen bürgerlichen Alkoven einen gewissermaßen normalen Charakter annahmen. Durch ihre Häufigkeit, durch die Erschütterungen, denen sie den Organismus aussetzten, führen sie die schrecklichsten Zerstörungen und chronische Zusammenziehungen herbei. Der Arzt vermutete eine solche, besonders seitdem er Constance an einer lokalen Entzündung behandelt hatte. Und die Unfruchtbarkeit mußte die unheilbare Folge sein.

„Ich will mich nicht mehr darein mengen, lassen Sie sich von ihr einen andern Tag bestimmen," wiederholte Beauchêne, als er ihn hinausgeleitete. „Und heilen Sie sie, das sollte nicht unmöglich sein, denn sie hat recht, wenn sie sagt, daß sie fast ganz unverbraucht ist, daß sie ihrerseits keine Excesse begangen hat. Sie wissen es übrigens, und ich glaube nicht an Ihre Theorie, daß man immerfort Kinder haben muß, wenn man eines soll haben können, wenn man will. Wenn man nicht ein wenig krumme Wege geht, ist das Leben unmöglich."

„Was würden Sie," erwiderte der Doktor, „von einem Manne sagen, der einen Apfelbaum besäße, den er in jedem Frühjahr seiner Blüten beraubte, und der sich dann wunderte, daß keine Aepfel darauf wachsen? Sie haben den Baum mißhandelt, nun ist er unfruchtbar."

Als Boutan am zweitnächsten Tage Constance untersuchte, fand er seine Diagnose bestätigt, obgleich er sie nur als höchst wahrscheinliche Hypothese aufstellen konnte, denn diese Lebensquellen sind so geheimnisvoll, daß man in ihnen nicht mit voller Sicherheit lesen kann. Er blieb sehr vorsichtig und zurückhaltend in seinem Ausspruche, denn er wollte sie nicht mit einem Schlage in vollkommene Verzweiflung stürzen. Einen Augenblick schien er sogar ihren Anklagen gegen ihren Mann beizustimmen, dessen Ausschweifungen und unsaubere Liebesabenteuer ihn wohl vor der Zeit geschwächt haben mochten. Auf alle Fälle aber sei sie doch gezwungen, ihre einzige Hoffnung auf diesen Mann zu setzen, der immerhin, trotz der Vergeudung seiner Kräfte, noch rüstig sei. Und er gestand schließlich bei ihr eine innere Störung zu, die er behandeln und auch zweifellos heilen würde. Es würde sicherlich lange dauern, sie müsse Geduld haben. Er selbst hoffte anfangs, sich getäuscht zu haben, nur eine Kongestion vor sich zu haben, deren er durch eine ausdauernde Behandlung Herr zu werden hoffte. Als er sich eines Tages das schwerwiegende Wort „Zusammenziehung" entschlüpfen ließ, geriet sie in heftige Bestürzung, und er mußte den Ausdruck widerrufen. Und Monate gingen hin, unter einer Behandlung, die er ihr zweimal wöchentlich angedeihen ließ, unter der peinlichen Befolgung einer Reihe von Vorschriften, unter bangem Harren, das immer wieder mit Enttäuschung endigte, immer heftigere Anfälle entsetzlicher Mutlosigkeit hervorrief.

Der Augenblick mußte kommen, wo Constance kein Vertrauen mehr in diesen Arzt setzte, dessen Kunst sie nicht einmal Mutter machen konnte. Sie fand ihn zu sanft, zu vorsichtig in seiner Ordination, zu ängstlich in seinen Mitteln. Dann ahnte sie,

daß er sie hinhielt, daß er sie mit immer wieder hinausgeschobenen Versprechungen einlullte, während er wohl von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugt war. Und sie entschloß sich, einen andern Versuch zu machen, sie begab sich in die Behandlung Madame Bourdieus, nachdem diese bei ihrem ersten Besuche nach der Untersuchung ausgerufen hatte, daß sie sich verpflichte, sie wiederherzustellen; der Fall Madame Angelins sei ein ganz andrer, dort liege eine durch Mißbrauch und zerstörende Verzögerung hervorgerufene Entartung vor. Dann begann eine neue Kur, neues Warten. Monate hindurch ging sie in die Rue Miromesnil und unterzog sich einer energischen, schmerzhaften Behandlung. Aber nach wie vor kam nichts, die so lange betrogene Natur weigerte sich, ihre Fruchtbarkeit wieder herzustellen, und wieder ergriff sie die Todesangst, daß ihre Mutterschaft tot sei, der fortwährende Wechsel zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit rieb sie auf. Dann verlor sie alle Besinnung, nahm ihre Zuflucht zu Quacksalbern, durchsuchte täglich die Zeitungen nach der Ankündigung irgend eines Mittels, nach der Adresse irgend eines zweideutigen Hauses, wo man aus den unfruchtbaren Frauen ein Gewerbe machte, so wie man in andern auf die zu fruchtbaren spekulierte. Eines Abends begab sie sich zu der Rouche, die ihrer Spezialität der Totgeborenen den Vertrieb eines unfehlbaren Mittels gegen die Kinderlosigkeit hinzugefügt hatte, die also dergestalt die Kinder unterdrückte oder verschaffte, wie es den Kunden beliebte. Die prüde Frau, die sich geweigert hatte, sich selbst ihrem Geburtshelfer zu zeigen, besuchte nun die Ordinationen von Charlatanen, ließ alle möglichen Aerzte zu sich kommen, hätte sich auf einem öffentlichen Platze entkleidet, wenn sie die feste Ueberzeugung gehabt hätte, daß ihr dadurch

eine Schwangerschaft vom Himmel fallen werde. Sie stand vollständig unter der Herrschaft einer fixen Idee, und die Qual über die Ohnmacht ihres heißen Wollens, über die Nichtbefriedigung ihrer Sehnsucht war so furchtbar, daß ihr Mann sie manchmal für wahnsinnig hielt, wenn er sah, wie sie in die Polster biß, um nicht laut aufzuschreien. Und als sie alles versucht, alles erschöpft hatte, bis auf Badekuren und neuntägige Andachten, bis auf wunderthätigen Muttergottesbildern geopferte Wachskerzen, wollte sie sich noch immer nicht ergeben, wartete noch immer starrsinnig auf ein Wunder, wehrte sich verzweifelt, schwor, daß sie das Schicksal gewaltsam zwingen werde.

Beauchêne war dies alles sehr unangenehm. Sie klagte ihn nicht mehr des Unvermögens an, sie bewachte ihn, schloß die Thüren, wollte ihn ganz für sich allein, von dem Gedanken verfolgt, daß eine jede Untreue seinerseits ihr nun einen Teil ihrer Hoffnung rauben würde. Und sie that dies ohne Zärtlichkeit, in harter, befehlender Weise, aus welcher immer dieselbe Verachtung, derselbe Abscheu vor ihm hervorsah. Sie nahm ihn, sie verlangte ihn gleich den ekelerregenden Mixturen, die zu nehmen sie sich herbeiließ, oft so von ihm abgestoßen, daß sie unendlich glücklich gewesen wäre, ihn zu seinen gewohnten Orgien davonzujagen. Sie bereitete ihm auch Folterqualen, indem sie von nichts anderm sprach, als von diesem so heißersehnten und erwarteten Kind, laut ihre Gedanken verfolgte, bis zum Ueberdruß wiederholte, was sie that, was sie erhoffte. Und nach jeder Enttäuschung gab es tödlichen Zank, wurde er mit all den alten Vorwürfen überschüttet, wurden ihm seine unbekannten Bastarde ins Gesicht geschleudert; und vor allem konnte sie nicht über den bitteren Hohn des Gegensatzes hinweg zwischen seinen Manneserfolgen bei andern und der Erfolglosigkeit bei ihr.

War es möglich, daß sie einander neutralisierten, daß sie nicht füreinander geeignet waren? Vielleicht dachte sie einen Augenblick an einen Ehebruch, bloß um des Versuches willen, von dem Gedanken verfolgt, daß dies die einzige Möglichkeit wäre, sich zu überzeugen, ob die Unfruchtbarkeit wirklich auf ihrer Seite sei. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen, ihr ganzes Wesen empörte sich dagegen, ihr Temperament, ihre Erziehung. Und dieser letzte Zweifel, dieser Umstand, der auf immer dunkel bleiben sollte, vergiftete die Wunde ihrer Seele, brachte sie vollends dem Wahnsinn nahe.

Beinahe zwei Jahre lang kämpfte Constance in dieser Weise, als der Gedanke an einen entscheidenden Schritt, den sie unternehmen könnte, ihr neue Hoffnung einflößte. Sie hatte vertrauliche Mitteilungen von Sérafine erhalten, die sich ihrer Familie wieder genähert hatte, denn sie war nun so oft krank, so matt, so gealtert, daß sie gern in andern Häusern verweilte, nur um dem schrecklichen Alleinsein zu Hause zu entgehen. Als sie sie mit entsetzlicher Bitterkeit von den Operationen Gaudes, des berühmten Chirurgen, erzählen hörte, hatte sich Constance gesagt, daß ein Mann, der solche Wunder vollbringen könne, um die Kinder zu unterdrücken, auch im stande sein müsse, sie mit seinen Zauberhänden hervorzurufen. Das Wort Boutans von der Zusammenziehung tönte ihr noch immer in den Ohren, nagte an ihr, erweckte in ihr den Gedanken an irgend ein Hindernis, einen verlegten Weg. Das wäre ja aber ein chirurgisches Leiden, warum sich da nicht an Gaude wenden? Sie wollte ihren Arzt gar nicht vorher befragen, sie wollte direkt zu Gaude gehen, damit jener sie nicht vielleicht entmutige, indem er den Nutzen eines solchen Schrittes in Frage zog. Als sie jedoch Sérafine bat, sie zu dem

furchtbaren Operateur zu begleiten, weigerte sich diese heftig, erklärte, daß sie ihn nicht sehen könnte, ohne ihm etwas von seiner abscheulichen Haut herunterzureißen, diesem Frauenzerstörer und Freudentöter. Und Constance schien den Plan aufzugeben, befeuerte sich aber im stillen daran, wartete die Stunde des Mutes ab, um allein, in tiefster Heimlichkeit, den Weg zu unternehmen.

Eines Tages, als Sérafine eben von den Beauchêne kam, traf sie mit Mathieu zusammen und bewog ihn, sie nach Hause zu begleiten, so sehr flößte sie ihm Mitleid ein. Es war das Bedürfnis, das sie ihm schon so oft gestanden hatte, das alte Bedürfnis, ihn zum Vertrauten zu machen, ihr Herz zu erleichtern, indem sie ihm ihr namenloses Unglück zeigte, wovon sie zu niemand sonst sprechen konnte. Er, der einstige Geliebte, der Freund seit zwanzig Jahren, würde ihr teilnahmsvoll zuhören.

„Ach, lieber Freund, ich lebe nicht mehr! Verzeihen Sie, wenn Sie hier alles in Unordnung finden," sagte sie, indem sie ihn in ihre Erdgeschoßwohnung in der Rue de Marignan führte, die einst so heimlich, so wollüstig eingerichtet gewesen.

Er war betroffen, als er eintrat. Zweifellos empfing sie hier nicht mehr die geheimnisvollen Besuche, auf welche die Wohnung berechnet gewesen zu sein schien. Die luftlosen Räume mit ihren schweren Vorhängen, ihren dicken Teppichen waren dem Staub und der Kälte anheimgefallen, schienen wie tot. Und besonders erkannte er kaum den kleinen Lieblingssalon, ohne sichtbare Fenster, lautlos wie ein Grab, in welchem er damals mitten am Tage beim gedämpften Schein der Kerzen in den zwei Kandelabern war empfangen worden. Er hatte seinen sinnverwirrenden Duft mit sich genommen, er erinnerte sich des Anfalls von toller Begierde,

die ihn beinahe wieder hierher zurückgeführt hätte. Und dieser Salon war nicht mehr derselbe, ein Fenster ohne Vorhang erhellte ihn mit bleichem Licht, er schien erkaltet, abgenützt, befand sich in einer abstoßenden Unordnung.

„Ach, lieber Freund," wiederholte Sérafine, „setzen Sie sich, wie Sie können. Ich habe kein Heim mehr, ich komme hierher nur, um mich in Klagen und Wut zu verzehren."

Sie zog ihre Handschuhe aus, legte Hut und Schleier ab. Er sah sie, wie sie ihm bereits bei ihren gelegentlichen Begegnungen erschienen war, aber ein wahres Entsetzen faßte ihn, als er sie nun näher betrachtete und sah, welch furchtbarer Verwüstung sie anheimgefallen war. Er rief sich in Erinnerung, wie sie vor wenigen Jahren noch ausgesehen hatte, als sie fünfunddreißig Jahre alt war, die dreiste Schönheit ihres Gesichtes, ihre hohe, gebietende Gestalt, ihr flammendes Haar, ihre herausfordernde Brust und Schultern, ihre weiße, runzellose Haut. Welch furchtbarer Gifthauch war über sie hingefahren, daß sie plötzlich so gealtert war, einem Gespenste gleich geworden, als ob der Tod sie schon erfaßt hätte, und er da vor sich das fleischlose Skelett der triumphierenden Frau sähe, die er einst gekannt hatte? Sie war hundert Jahre alt.

„Ja, Sie sehen mich noch immer an, Sie können es nicht glauben. Es geht mir auch so; wenn ich mich in einem Spiegel sehe, habe ich Furcht. Ich habe auch, wie Sie sehen, alle Spiegel verhängt, so sehr zittere ich davor, meinem Gespenst zu begegnen."

Er hatte sich auf ein niedriges Sofa gesetzt, und sie setzte sich nun an seine Seite und nahm seine Hände zwischen ihre abgemagerten Finger.

„Wie, Sie fürchten nun nicht mehr, daß ich Sie

vergewaltige? Ich bin nun eine alte Frau und kann Ihnen alles sagen ... Meine Geschichte kennen Sie ja. Es ist wahr, ich war nicht dazu geschaffen, Gattin oder Mutter zu sein. Ich habe zwei Fehlgeburten gehabt und habe sie nie bedauert. Und mein Mann, den habe ich ebensowenig beweint, das war ein gefährlicher Toller. Sodann als Witwe war ich frei, nach meinem Gefallen zu leben, nicht wahr? Man kann mir keinen Skandal vorwerfen, ich habe meine Stellung in der Gesellschaft bewahrt, ich habe gethan, was ich wollte, aber nur hinter verschlossenen Thüren. Nur der Liebe, der Schönheit, der Wollust zu leben — das war mein Verlangen, das ich mit aller Kraft, mit heißem Wunsch zu erfüllen strebte. Und auch das muß ich Ihnen eingestehen, ich habe Ihnen die Unwahrheit gesagt, als ich Ihnen erzählte, daß ich krank sei, um die Operation gerechtfertigt erscheinen zu lassen, zu der ich mich angeblich schweren Herzens entschloß. Im übrigen dürften Sie nicht getäuscht worden sein, es war zu offenkundig ... Ja, ich gestehe es! Ich habe der tollen Begierde nachgegeben, Herrin meiner Freuden zu sein, sie zu genießen, wie ich wollte, soviel ich wollte, ohne unaufhörlich von der unsinnigen Furcht vor dem Kinde eingeengt und eingeschüchtert zu werden. Und ich habe mich operieren lassen, um mich neben, über die Natur zu stellen, um meinen Körper zu dem einer Göttin zu machen, die außerhalb des Gesetzes steht. Ich habe nur der Sucht gelebt, bis an die letzten Grenzen menschlichen Genusses zu gelangen, alle Umarmungen auszukosten, ungestraft ... Ich gestehe! Ich gestehe! Und wenn ich auch zehnmal zerschmettert bin, ich würde es morgen wieder thun, wenn ich wieder vor der Wahl stünde, ich würde dem Verlangen nicht widerstehen können, wieder die Unendlichkeit der Lust zu erschöpfen."

Sie hatte es hinausgeschrieen, halb emporgerissen, in einer Art wilder Verzückung. Dann fuhr sie fort, erzählte von ihrem Triumphgefühl nach der Operation, als sie zuerst unter der Reizung des Eingriffes ihre Begierde sich steigern gefühlt hatte. Die Natur war besiegt, die Wollust war verzehnfacht, und sie konnte nun alle Geliebten gefahrlos empfangen. Dann hatte der allmähliche Verfall begonnen, die Anzeichen einer vorzeitigen Greisenhaftigkeit traten eins nach dem andern hervor. Sie war kein Weib mehr, es schien, als habe das amputierte Geschlecht alles mit sich genommen, was ihren Reiz und ihren Stolz gebildet hatte. Da sie weder Gattin noch Mutter sein konnte, wozu die sieghafte Schönheit der Gattinnen und Mütter? Die Haare fielen ihr aus, ihre Zähne wurden gelb und locker. Dazu kam eine zunehmende Schwäche der Augen, und ein fast unaufhörliches Summen in den Ohren machte sie rasend. Aber was sie am meisten entsetzte, das war diese Abmagerung, die sie austrocknete, zum Skelett machte, ihre Haut zusammenrunzelte, sie gelb, hart und spröde wie Pergament werden ließ.

Und in ihrer rasenden Verzweiflung rief sie: „O, Sie sehen noch nicht alles, mein Freund; da, sehen Sie her!“ Mit ihren beiden Händen riß sie ihr Kleid auf. Ihre Brust und ihre Schultern kamen zum Vorschein, die ganze Verwüstung ihrer Schönheit, der ganze schreckliche Verfall ihres Körpers, der einst so warm, so blühend, so duftend gewesen und nun ausgemergelt, verdorrt war, gleich einer abgefallenen Frucht, die verdirbt. Es war der Ruin ihrer lüsternen Nacktheit, die Vernichtung der Liebe für immer. Und ihre Hände zitterten vor zornerfüllter Scham, als sie sich furchtsam wieder bedeckte, um diese vorzeitige Alterung zu verbergen, gleich einem häßlichen Geschwür, das an ihr fraß.

„Nun sagen Sie, lieber Freund, was ich thun soll? Selbst meine Hände scheinen nicht mehr mir zu gehören, ich weiß nicht, womit ich sie beschäftigen soll. Ich habe nur ein Verlangen: immer zu schlafen, traumlos zu schlafen. Aber sowie ich in Schlummer verfalle, habe ich schreckliche Träume. Ich verbringe meine Nächte wie meine Tage, indem ich mich von Stuhl zu Stuhl schleppe und mich in einer unaufhörlichen Wut verzehre, die mir das Leben vollends unerträglich macht... Aber alles das ist noch nichts. Das Alter, die Zerstörung meines Körpers würde ich noch hinnehmen. Wenn dieser Gaude nichts andres gethan hätte als die Runzeln, das unvermeidliche Welkwerden beschleunigt, so könnte ich es ihm noch verzeihen, indem ich mir sagte, daß man für alles bezahlen muß. Aber was mich rasend macht, das ist, daß er das Gefühl, die Lust in mir getötet hat, das einzige, wofür ich lebte. Und das, mein Freund, ist das Verbrechen, das ist die fürchterlichste der Qualen."

Sie war aufgestanden und schritt auf und ab, immer rückhaltloser alles heraussagend, so von Seelenleiden gefoltert, daß das Abscheuliche ihrer Geständnisse sich zu einer Art wilden Größe erhob. Sie gab gemeine Einzelheiten, als ob sie nicht zu einem Manne spräche, und er erbebte vor mitleidigem Entsetzen, ohne verletzt zu sein, so sehr zeigte sich in dem wütenden Aufschrei ihrer Ohnmacht das menschliche Elend. O, wie sie sie beneidete, die andern Operierten, die, welche, indem sie alles verloren, auch die Begierde verloren hatten, wie jene Euphrasie Moineaud zum Beispiel, die zum Nichts geworden, deren Körper erkaltet war! Sie waren nur noch unbeseelte Dinge, sie konnten leben, wie diese kleine Cécile, diese Jungfrau, die nie etwas gewußt hatte und nie etwas wissen würde. Aber sie Unselige ver-

zehrte sich um das erstorbene Gefühl, sie, in der die überreizte, ungesättigte Begierde noch immer brannte und die sie nun nicht mehr befriedigen konnte. Gab es eine Vorstellung für diese teuflische Folter, nur noch das Nichts zu umarmen, den Genuß leer zu trinken, ihn nie mehr zu erlangen, wie angestrengt, wie rasend man ihn auch verfolge! Erschöpfung, Nervenanfälle, die sie gebrochen ließen, ja — aber Genuß, keinen, keinen mehr! Und gerade nur ihr Verlangen nach unendlichem, nach freiem, straflosem Genuß hatte sie zu dieser unsinnigen Operation getrieben, die nun den Genuß getötet hatte! Die ungeheure Ironie, die darin lag, diese rächende Vergeltung der betrogenen Natur, der Gedanke, daß sie die Wollust gemordet hatte, indem sie sich ihre Weiblichkeit nehmen ließ, versetzten sie in rasende Wut. Sie, großer Gott! Sie, die vorzeitig Sinnliche, die sich mit fünfzehn Jahren hingegeben hatte! Sie, deren Heirat nichts als eine Ausschweifung gewesen! Sie, deren Zügellosigkeit als Witwe so viele Liebhaber verbraucht hatte, bis zu Vorübergehenden auf der Straße! Sie, die unersättliche Genußsüchtige, ohne Gewissen und ohne Scham, mußte so enden, in dem vollkommenen Versagen der Lust! In dem Sturm, der sie ausgedörrt hatte, schien sie eine mächtige Stimme zu hören: „Kein Kind mehr, aber auch keine Sinneslust mehr!“ Und sie beweinte diese verlorene Freude, eine ewig Hungrige, eine verschmachtende Herumirrende, hier in diesem nun verstaubten und durchkälteten Salon, in dessen warmem Düster, in dessen berauschenden Düften sie ehemals so viele wollusttrunkene Stunden genossen hatte.

Sie blieb vor Mathieu stehen. „O, ich werde noch wahnsinnig darüber! ... Man sagt, wir seien schon mehr als zwanzigtausend Kastrierte in Paris. Das müßte eine hübsche Gesellschaft geben. Ich möchte

sie alle kennen, ich möchte sie zu Gaude führen; das gäbe eine interessante Konversation, wie?"

Sie ließ sich wieder auf das Sofa an seiner Seite nieder. „O, dieser Gaude! Habe ich Ihnen gesagt, daß Constance mich gebeten hat, sie zu ihm zu führen, in der Hoffnung, daß er ihr zu einem Kinde verhelfen werde? Diese arme Constance, ich glaube, sie ist ebenso zerrüttet wie ich, so wütend verbeißt sie sich in das Verlangen, einen Ersatz für ihren Maurice zu bekommen. Sie hat mich zu ihrer Vertrauten gemacht, sie erzählt mir unglaubliche Dinge, nie habe ich, selbst in meinen tollsten Stunden, Paris sinnloser durchlaufen. Diese Begierde, Mutter zu werden, muß wirklich ebenso heftig, ebenso zerstörend sein als die andre, die große Begierde, die meinige! Und doch, ich leide doch noch mehr. Freilich, sie kämpft mit Verzweiflung, sie versucht alles. Aber wenn ich Ihnen erzählte, zu welch entsetzlichen Mitteln ich gegriffen habe auf der Suche nach dem verlorenen Genuß! Ich habe das Gemeinste versucht, ich bin bis zu den abscheulichsten Umarmungen hinabgestiegen. Und nichts, und immer nichts, die Kälte des Todes, selbst unter der Brutalität!... Ein Kind, sie will ein Kind! Das läßt sich ersetzen, man kann sich einen kleinen Hund halten! Aber dieses gebieterische Verlangen nach dem Genuß! Kann man leben ohne Nahrung? Kann man leben ohne die Glut des Genusses? Ja, ich bin die Gefolterte, die Gekreuzigte, es giebt keine Qual neben der meinigen!"

Schluchzen erstickte ihre Stimme. Mathieu hatte ihre Hände erfaßt, um sie zu beruhigen, tief erschüttert von diesem Aufschrei der Verzweiflung, wie er ihn nie schmerzvoller, nie so aus tiefstem Herzen heraus gehört hatte. Und er stand erbebend vor diesem verzerrten Antlitz der Begierde, die unfruchtbar sein will und die daran stirbt.

Sie sprachen noch miteinander, als Sérafine durch einen unerwarteten Besuch in höchstes Erstaunen versetzt wurde. Es war Constance, die endlich ihren Entschluß ausgeführt hatte, zu Gaude zu gehen, und die eben von ihm kam. Nie noch war sie um diese Stunde hierhergekommen. Aber ins Herz getroffen durch das, was der Arzt ihr gesagt hatte, halb von Sinnen, hatte sie sich, auf die Straße getreten, so einsam gefühlt, hatte ein solches Bedürfnis empfunden zu sprechen, sich mitzuteilen, daß sie hierhergelaufen war, ihrer selbst unbewußt, nur von ihrer Leidenschaft beherrscht.

Kaum in die Thür getreten, fing sie fieberhaft zu sprechen an, ohne sich über die Anwesenheit Mathieus zu wundern, oder sich darum zu kümmern. „Ach, meine Liebe, ich fürchtete schon, Sie nicht zu treffen! Wissen Sie, was er mir gesagt hat, Ihr Doktor Gaude? ‚Madame, ich liefere die Kinder nicht auf Bestellung.‘ Und er lachte, und er war stark, und er war schön... Ah, der Abscheuliche!“

„Ich habe es Ihnen vorausgesagt,“ erwiderte Sérafine. „Er hat sich über Sie lustig gemacht, ich habe das erwartet. Das Kind auf Bestellung, freilich nicht, da er sie abbestellt!“

Constance, deren Beine versagten, hatte sich aufs Sofa gesetzt, auf den Platz, den ihre Schwägerin verlassen hatte. Dann gab sie alle Einzelheiten ihres Besuches bei Gaude, erzählte, wie sie es dennoch durchgesetzt habe, daß er sie untersuche. Und ihre Verzweiflung kam von der ruhigen Gefühllosigkeit, mit der er ihr gesagt hatte, daß sie nie mehr ein Kind haben werde. Sein Verdammungsurteil war bedingungslos, sie konnte nur noch sich von Charlatanen ausbeuten lassen, die sie mit Lügen hinhalten würden. Für ihn war die Zusammenziehung als

Folge von wiederholten und schließlich chronisch gewordenen Entzündungen außer allem Zweifel. Und damit war er fertig, und er hatte eine Art belustigten Erstaunens über den Schmerz gezeigt, in den er sie stürzte, wobei er ihr auch zu verstehen gab, daß eine verspätete Schwangerschaft in ihrem Alter eine Katastrophe bedeute. So viele andre unter seinen Patientinnen wären so glücklich über die frohe Botschaft gewesen! Zu Hunderten hatte er sie kastriert, und er fuhr fort, sie zu Hunderten zu kastrieren, unbekümmert seinen lauten Frohmut bewahrend, der schöne Operateur, der, wie er oft sagte, überzeugt war, daß seine lieben kleinen Messer an dem Reichtum und der Freude der Welt arbeiteten.

„Er lügt, er lügt!" schrie Sérafine wütend. „Er ist ein Mörder, und er hat meine Freuden gemordet!"

„Als ich von ihm fortging," schloß Constance, „glaubte ich, daß ich die Treppen hinunterfallen werde ... Gleichviel! Er hat recht gehabt, brutal zu sein. Jetzt weiß ich wenigstens, daß es aus ist, ganz aus, für immer!"

Und auch sie brach in Schluchzen aus. Lange beweinte Constance ihre Mutterschaft, auf demselben Platze, auf dem Sérafine ihre Freuden beweint hatte, während Mathieu sie nun eine in den Armen der andern sah, die Sittenstrenge und die Sittenlose, die Mutter und die Hetäre, zu einander gedrängt, miteinander verbunden, in derselben Verzweiflung über ihr Unvermögen.

Als Constance ihre Schwägerin verließ, bat sie Mathieu, sie nach Hause zu geleiten. Sie hatte ihren Wagen weggeschickt, sie wollte zu Fuße gehen, um sich ein wenig zu fassen. Und Mathieu sah bald, zu welchem geheimen Zwecke sie diese Gelegenheit ergriffen hatte, um ihn mit sich zu führen. .

„Mein lieber Cousin,“ sagte sie plötzlich, als sie langsamen Ganges auf den menschenleeren Quais angelangt waren, „verzeihen Sie, wenn ich wieder auf einen peinlichen Gegenstand zurückkomme, aber ich leide zu sehr, dieser letzte Schlag giebt mir den Rest ... Das Kind meines Mannes, das Kind, welches er mit jenem Mädchen gehabt hat, verfolgt mich, foltert meinen Verstand und mein Herz. Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen? Stellen Sie die Nachforschungen an, deren Sie mir erwähnt haben, suchen Sie zu erfahren, ob es lebt oder tot ist. Ich glaube, ich werde wieder Frieden haben, wenn ich das weiß.“

Ueberrascht, war Mathieu auf dem Punkte, ihr zu sagen, daß dieses wiedergefundene Kind ihr nicht das Kind geben würde, welches nicht haben zu können sie so in Verzweiflung stürzte. Er hatte wohl gefühlt, welch schneidenden Schmerz es ihr bereitete, zu sehen, daß Blaise in der Fabrik den Platz Maurices einnahm, besonders seit Beauchêne, zu seinen Orgien zurückkehrend, die Last der Führung auf ihn abwälzte, ihm täglich größere Machtvollkommenheit überließ. Die junge Ehe gedieh, Charlotte hatte wieder ein Kind bekommen, diesmal einen Knaben, — und welche Drohung dereinstiger Besitzergreifung bildete dieser neue, Früchte treibende Stamm, jetzt, da sie, für immer unfruchtbar, nie mehr den rechtmäßigen Erben, den so vergötterten Kronprinzen haben würde, der den fremden Eindringlingen den Weg versperren könnte! — Ohne das seltsame Gefühl ergründen zu wollen, unter dessen Herrschaft sie handelte, dachte er, daß sie ihn vielleicht nur auf die Probe stellen wolle, um zu sehen, ob er nicht mit seinem Sohne Blaise gemeinsame Sache mache, um den Plan der Plünderung durchzuführen. Vielleicht würde er ängstlich werden,

sich weigern, irgend welche Nachforschungen anzustellen. Das brachte ihn zum Entschluß, denn er glaubte fest an den Sieg der Lebenskräfte, ohne daß es berechnender eigennütziger Winkelzüge bedürfte.

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, liebe Cousine. Es genügt mir, daß Sie sich hiervon einige Erleichterung versprechen. Und wenn das Kind lebt, soll ich es Ihnen zuführen?“

„O nein, o nein, das will ich nicht!“

Und mit erstickter Stimme, mit irrer Gebärde fügte sie hinzu: „Ich weiß nicht, was ich will, ich leide Todesqualen!“

Sie log nicht, sie hatte keinen bestimmten Plan gefaßt in dem Sturm, der in ihr tobte. Dachte sie an diesen möglichen Erben? Würde sie in ihrem Haß gegen den erobernden Fremdling je so weit gehen, ihn aufzunehmen, trotz der Schmach, trotz der Empörung ihres Frauengefühles, ihres wohlanständigen Abscheus gegen die Bastardschaft, die aus niedriger Ausschweifung hervorgegangen war? Gleichwohl, wenn er nicht von ihr war, so war er doch vom Blut ihres Mannes. Und vielleicht hob sie der Gedanke an das zu rettende Reich, an die dem Erben zufallen sollende Fabrik bereits über ihre Vorurteile und ihren Widerwillen hinaus. Aber alles dies wogte noch unklar in ihr durcheinander, ihr ganzes Wesen war noch erfüllt von dem qualvollen Schmerz der Mutter, die kein Kind mehr hat, die nie mehr eines haben wird, und die dahin gelangt ist, das Kind der andern wiederfinden zu wollen, von dem tollen, unklaren Gedanken beherrscht, es ein wenig zu dem ihrigen zu machen.

„Soll ich Beauchêne von meinen Nachforschungen unterrichten?“ fragte Mathieu.

„Wie Sie wollen. Ja doch, es wird besser sein.“

An diesem Abend noch brach Constance schonungslos mit ihrem Gatten. Sie jagte ihn aus dem Ehebette, sie jagte ihn aus dem Schlafzimmer hinaus. Da sie sah, daß er verloren war, unfähig, die Fabrik ferner zu leiten, da sie von ihm kein Kind mehr zu erwarten hatte, konnte sie ihm endlich alle ihre Verachtung, all den Ekel ins Gesicht schleudern, den seine Umarmung ihr seit Jahren eingeflößt hatte. Der Gedanke, von diesem Manne nicht mehr berührt zu werden, war ihr ein so erlösender, daß sie eine Stunde rächenden Genusses hatte, als sie ihm ihren ganzen Abscheu ausdrücken konnte, ihm sagen konnte, wie widerlich er ihr stets mit dem ihm anhaftenden Duft seiner Ausschweifungen gewesen war. Und er wurde eingeschüchtert, er ging fort, um anderwärts zu schlafen, so groß und furchtbar erschien sie ihm, mit ihrer kleinen mageren Gestalt, als sie ihm zurief, daß sie ihn nicht mehr zurückhalte, daß er in seinen Morast zurückkehren, dort bleiben, darin ersticken könne. — Die logischen Folgen entwickelten sich, die unvermeidliche Zersetzung nahm ihren Lauf. Zuerst die durch egoistischen Geldstolz notwendig werdenden Unterschlagungen, das geduldete, dem schlecht befriedigten Appetit des Mannes gestattete kleine Laster, dann der allmähliche Niedergang des intelligenten Kopfes, des Arbeiters, der dem Fluch des übermäßigen Genusses erlag, endlich, nach dem Tod des einzigen Sohnes, die Zerreißung der Ehe, die Mutter unfruchtbar geworden, der Vater von ihr hinausgejagt, dem vollständigen Verfalle zutreibend. Und das Leben ging weiter.

II.

Als Mathieu seine Nachforschungen begann, war sein erster Gedanke, sich, noch ehe er mit Beauchêne gesprochen hatte, unmittelbar an das Findelhaus zu wenden. Wenn das Kind tot war, wie er vermutete, so würde das der Sache ein Ende machen. Er erinnerte sich glücklicherweise der kleinsten Einzelheiten, des Doppelvornamens Alexandre Honoré, des genauen Datums der Uebergabe, aller Vorgänge des Tages, an welchem er die Couteau im Wagen hingebracht hatte. Er wurde vom Direktor des Hauses empfangen, und nachdem er seinen Namen genannt und den Anlaß seines Kommens erklärt hatte, erhielt er zu seiner Ueberraschung die unverzügliche und präzise Auskunft: Alexandre Honoré wurde zu einer Frau Loiseau in Rougemont in Pflege gegeben, blieb dort bis zu seinem zwölften Jahre, und ist seit drei Jahren in der Lehre bei einem Wagner Namens Montoir in Saint-Pierre, einem benachbarten Dorfe. Das Kind lebte, war fünfzehn Jahre alt — das war alles, er konnte keine andre Auskunft erhalten, weder über seine körperliche noch über seine seelische Beschaffenheit.

Auf der Straße erinnerte sich Mathieu, der ein wenig betäubt war, daß ihm die Couteau allerdings gesagt hatte, das Kind würde, wie sie von einer Wärterin erfahren habe, nach Rougemont gesendet werden. Aber er hatte sich vorgestellt, daß es dort gestorben sei, von dem Todeswind fortgetragen, der die Neugeborenen dezimiert, daß es auf dem stillen Friedhofe von Rougemont liege, der von kleinen Parisern bedeckt ist. Es nun wiederzufinden, dem Gemetzel entronnen, war eine Ueberraschung des Schicksals, die ihm das Herz beklemmte, wie in ungewisser Furcht vor kommendem Unglück. Aber da das

Kind lebte, und er nun wußte, wo er es finden könne, empfand er die Notwendigkeit, Beauchêne zu benachrichtigen, ehe er weiter forschte. Die Sache wurde ernst, er glaubte ohne die Zustimmung des Vaters nichts weiter unternehmen zu sollen.

Ehe er daher nach Chantebled zurückkehrte, begab sich Mathieu nach der Fabrik, wo er das Glück hatte, Beauchêne anzutreffen, den die Abwesenheit Blaises an sein Bureau fesselte. Er fand ihn in sehr verdrießlicher Stimmung, gähnend, schnaufend, halb eingeschlafen. Es war drei Uhr, und er konnte nicht mehr verdauen, sagte er, wenn er nicht nach dem Essen ausging. In Wirklichkeit verbrachte er, seit dem Bruch mit seiner Frau, die Nachmittage mit einer Kellnerin, der er eine Wohnung eingerichtet hatte.

„Ach, mein lieber Freund,“ sagte er, sich dehnend, „mein Blut fängt an dick zu werden. Ich muß mir Bewegung machen, sonst ist das mein Tod.“

Aber er ermunterte sich, als ihm Mathieu in klaren Worten den Zweck seines Besuches auseinandersetzte. Zuerst verstand er gar nicht, so ungeheuerlich, unsinnig erschien ihm die Sache.

„Wie? Was sagen Sie da? Meine Frau hat Ihnen von diesem Kinde gesprochen? Sie hat den glänzenden Einfall gehabt, zu verlangen, daß nachgeforscht, daß es ausfindig gemacht werde?“

Sein dickes rotes Gesicht verzerrte sich, er stammelte im Uebermaß des Zornes. Und als er hörte, mit welcher bestimmten Aufgabe sie den Cousin betraut hatte, brach er los.

„Sie ist verrückt, ich sage Ihnen, daß sie von der Tollwut ergriffen ist! Hat man je von solchen Launen gehört? Jeden Tag verfällt sie auf eine neue Erfindung, auf eine neue Qual, um mich um den Verstand zu bringen!“

Mathieu schloß ruhig:

„Ich komme also aus dem Findelhaus, wo ich erfahren habe, daß das Kind lebt. Ich weiß seine Adresse. Was soll nun geschehen?“

Das war der letzte Schlag. Beauchêne, außer sich, ballte die Fäuste, hob die Arme empor.

„Nun also, da haben wir die Bescherung! . . . Aber zum Tausend Donnerwetter, was hat sie mich denn mit diesem Kind zu plagen? Es ist doch nicht von ihr, so soll sie uns also ungeschoren lassen, das Kind und mich! Die Kinder, die ich etwa habe, gehen mich allein an. Ich frage Sie doch nur, ob das anständig ist, daß meine Frau Sie nach ihnen auf die Suche schickt? Und dann, was noch? Sie werden ihn ihr doch nicht bringen, hoffe ich? Was sollen wir mit ihm anfangen, mit diesem kleinen Bauern, der vielleicht alle Laster hat? Stellen Sie sich ihn da zwischen uns vor . . . Ich sage Ihnen, sie ist toll, sie ist toll, sie ist toll!“

Er rannte wütend auf und ab. Dann blieb er plötzlich stehen.

„Mein Lieber, Sie müssen mir einen Gefallen thun und ihr sagen, daß er tot ist.“

Aber er erbleichte und wich zurück. Constance stand auf der Schwelle und hatte ihn gehört. Seit einiger Zeit strich sie so durch die Bureaux der Fabrik, erschien geräuschlos bald da, bald dort, als ob sie eine Ueberwachung ausüben wollte. Einen Augenblick stand sie schweigend den beiden verlegenen Männern gegenüber. Dann fragte sie gelassen, ohne auch nur das Wort an ihren Mann zu richten:

„Er lebt, nicht wahr?“

Mathieu konnte nicht anders als die Wahrheit sagen. Er bejahte mit einem Kopfnicken. Und Beauchêne machte einen letzten, verzweifelten Versuch.

„Sieh doch nur, meine Liebe, sei vernünftig! Ich

habe es soeben gesagt, wir wissen ja nicht einmal, was er wert ist, dieser Junge. Du wirst doch nicht mutwillig unser Leben zerstören wollen!"

Sie sah ihn kalt und hart an. Dann wendete sie ihm den Rücken und fragte nach dem Namen des Kindes, nach dem Namen des Wagners und des Dorfes.

„Gut. Sie sagen also Alexandre Honoré, bei dem Wagner Montoir, in Saint-Pierre bei Rougemont, im Departement Calvados ... Nun, lieber Freund, erweisen Sie mir den Dienst, Ihre Nachforschungen fortzusetzen, suchen Sie genaue Auskunft über den Charakter und die Gewohnheiten dieses Kindes zu erhalten. Seien Sie vorsichtig, ja? Nennen Sie keinen Namen. Dank schon jetzt, vielen Dank für alles, was Sie für mich gethan haben."

Und sie ging ohne weitere Erklärung, ohne ihrem Manne auch nur ein Wort über ihre Absichten zu sagen, die übrigens vielleicht so unklar waren, daß sie selbst sie nicht kannte. Er war angesichts dieser niederschmetternden Verachtung ruhig geworden. Warum sollte er sich sein Leben egoistischen Genusses verderben, indem er der Wahnsinnigen entgegentrat, die er fortan neben sich hatte? Es blieb ihm nichts, als seinen Hut zu nehmen und fortzugehen, seinem gewohnten Vergnügen nach. Er zuckte seine massigen Schultern.

„Schließlich, sie soll ihn meinetwegen auflesen, wenn sie will. Die Dummheit ist dann nicht meine. Gehorchen Sie ihr, mein Lieber, setzen Sie Ihre Erkundigungen fort, thun Sie ihr den Willen. Vielleicht läßt sie mich dann ungeschoren ... Und für heute habe ich genug, ich gehe, guten Abend!"

Der erste Gedanke Mathieus war, sich um Auskunft an die Couteau zu wenden, wenn er sie wiederfinden könne. Sie war von Berufs wegen diskret, und

es würde nur nötig sein, ihr Schweigen zu erkaufen. Schon hatte er sich vorgesetzt, morgen zu Madame Bourdieu in die Rue Miromesnil zu gehen, um dort Erkundigungen einzuziehen, als ihm der Gedanke an eine andre Spur kam, die ihm sicherer schien. Nachdem er, seit Chantebled vollständig in seinen Besitz übergegangen war, lange Zeit die Séguin nicht gesehen hatte, war der Verkehr zwischen ihnen infolge besonderer Umstände wiederbelebt worden; und er hatte zu seiner Ueberraschung bei Valentine ihre ehemalige Zofe Céleste gefunden, die damals verabschiedet, aber seit einigen Monaten in Gnade wieder aufgenommen war. Seine Erinnerung erwachte, er sagte sich, daß er durch Céleste auf kürzestem Wege zu der Couteau gelangen werde.

Dieses neue Band, das sich zwischen den Séguin und den Froment knüpfte, hatte eine glückliche Vorgeschichte. Ambroise, der nächste nach den Zwillingen, der nun bald einundzwanzig Jahre zählte, war, nach seinem Austritt aus der Schule, mit achtzehn Jahren zu einem Onkel Séguins, Thomas Du Hordel, einem der reichsten Warenkommissionäre in Paris, eingetreten. Seit der Zeit hatte Du Hordel, ein alter Mann, der aber noch immer sein Haus mit jugendlicher Thatkraft leitete, eine stets wachsende Zuneigung zu diesem hochbegabten Jüngling gefaßt, in welchem ein kaufmännisches Genie zum Vorschein kam. Er selbst hatte nur zwei Töchter gehabt, deren eine jung gestorben, die andre an einen Wahnsinnigen verheiratet war, der sich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte und seine Frau ebenfalls geistesverwirrt und kinderlos zurückließ. Daraus erklärte sich das lebhafte großväterliche Interesse, das Du Hordel an Ambroise nahm, diesem Wundermenschen, der ihm da vom Himmel fiel, der schönste der Froment, mit hellem Teint, großen schwarzen Augen,

natürlich gelockten braunen Haaren, und von vollendeter Eleganz der Erscheinung. Aber was ihn noch mehr bezaubert hatte, das war der außerordentliche Unternehmungsgeist des jungen Mannes, die vier Sprachen, die er geläufig sprach, das angeborene Führertalent, welches ihn eines Tages zur Leitung dieses Hauses befähigen würde, dessen Geschäfte sich über alle fünf Weltteile erstreckten. Noch ganz jung war er bereits unter seinen Geschwistern der kühnste gewesen, der die andern beeinflußte und mit sich riß. Die andern mochten die Besseren sein, er regierte über sie als schöner, ehrgeiziger, leckerer Junge, der künftige Eroberer und Lebenskünstler. Und so kam es, daß der alte Du Hordel in wenigen Monaten von dem Zauber seiner sieghaften Genialität erobert war, gerade so wie er später alles erobern sollte, was ihm gefiel seinem Glücke zu unterwerfen, die Menschen und die Dinge. Seine Macht bestand darin, zu gefallen und zu handeln, Anmut mit eiserner Thatkraft zu vereinen.

Um diese Zeit erfolgte eine Wiederannäherung zwischen Séguin und seinem Onkel, der den Fuß nicht mehr in das Palais in der Avenue d'Antin setzte, seitdem dort die Tollheit herrschte. Aber dieser anscheinenden Versöhnung war ein ganzes geheim gehaltenes Drama vorhergegangen. Nun ganz verschuldet, von Nora verlassen, die den Ruin kommen fühlte, in die Hände der schlimmsten Ausbeuterinnen gefallen, hatte Séguin schließlich auf der Rennbahn eine jener Inkorrektheiten begangen, die man unter ehrlichen Leuten Diebstahl nennt. Von dem Geschehenen benachrichtigt, war Du Hordel herbeigeeilt, hatte bezahlt, um den schrecklichen Skandal zu vermeiden, und war so betroffen über die greuliche Verwirrung, in der er das einst so blühende Haus seines Neffen wiederfand, daß er darüber lebhafte Gewissensbisse empfand,

als ob er selbst an diesem Niedergang mitschuldig wäre, weil er sich aus Egoismus, um seinen Frieden nicht stören zu lassen, ferngehalten hatte. Aber besonders wurde sein Herz von seiner Großnichte Andrée gefangen genommen, einem reizenden Geschöpfe von bald achtzehn Jahren, die nun schon heiratsfähig war, und die genügt hätte, ihn fortan hier festzuhalten, so erschüttert war er von der gefahrvollen Verlassenheit, in der er sie fand. Der Vater setzte sein Leben außerhalb fort. Die Mutter, Valentine, hatte sich kaum von einer schrecklichen Verzweiflungskrise erholt, in welche sie der endgültige Bruch mit Santerre gestürzt hatte, der, müde geworden, die Lasten der Ehe zu tragen, ohne ihre Vorteile zu genießen, eine alte, sehr reiche Dame geheiratet hatte — das folgerichtige Ende dieses verschlagenen Frauenausbeuters, mit der niedrigsten und gierigsten Seele hinter der Pose des pessimistischen Litteraten, der die Dummheit einer in Zersetzung begriffenen Gesellschaft zum einträglichen Geschäfte machte. Ins Herz getroffen, hatte Valentine, nun dreiundvierzig Jahre alt, in zitternder Furcht, nicht mehr geliebt zu werden, sich mehr als je der Religion ergeben, wo sie fast augenblickliche Tröstung in Gemeinschaft mit diskreten Männern gefunden zu haben schien. Jetzt verschwand auch sie auf ganze Tage, man sagte, sie sei die thätige Mitarbeiterin des alten Grafen Navarède, der Präsident einer Gesellschaft für katholische Propaganda war. Gaston, der Saint-Cyr vor drei Monaten verlassen hatte, befand sich in Fontainebleau, von so schöner militärischer Begeisterung erfüllt, daß er bereits davon sprach, Junggeselle zu bleiben, da ein Offizier keine andre Liebe, keine andre legitime Frau haben dürfe als seine Klinge. Lucie, neunzehn Jahre alt, war endlich bei den Ursulinerinnen eingetreten, wo sie bald den Schleier

nehmen sollte, beglückt, das Opfer ihres Leibes zu vollenden, vor dem sie heftigen Widerwillen empfand, keine andre Sehnsucht kennend, als unfruchtbar zu bleiben, ohne Geschlecht und ohne Begierde. Und in dem großen, leeren Hause, welches Vater und Mutter, Bruder und Schwester verlassen hatten, blieb nur die sanfte und liebenswürdige Andrée, von den Tollheiten bedroht, die hier die Luft erfüllten, in so schrecklicher Verlassenheit, daß der Onkel Du Hordel, von Mitleid und Zärtlichkeit ergriffen, den trefflichen Plan gefaßt hatte, ihr Ambroise, den künftigen Eroberer, zum Gatten zu geben.

Und die Wiederkehr Célestens in das Haus beschleunigte den Plan dieser Verehelichung. Acht Jahre waren bereits vergangen, seitdem Valentine ihre Zofe hatte verabschieden müssen, die, zum dritten Male schwanger geworden, ihren Zustand nicht hatte verbergen können. Während dieser acht Jahre hatte Céleste, des Dienens überdrüssig, sich in allerlei zweideutigen Gewerben versucht, von denen sie nicht sprach. Zuerst hatte sie sich damit befaßt, niedergekommenen Mädchen billige Kinderwäsche zu verkaufen, wodurch sie bei den Hebammen Eingang gefunden hatte und deren Vertraute, Sendbotin und Vermittlerin gegen oft ausgiebige Belohnung geworden war; dann wurde sie Faktotum eines verrufenen Hauses, und machte gemeinsame Sache mit der Couteau, die aus der Normandie zugleich mit ihren Ammen auch junge hübsche und gefällige Bäuerinnen mit hereinbrachte. Doch das Haus hatte Unglück gehabt, und Céleste war verschwunden, nachdem sie sich vor der polizeilichen Hausdurchsuchung durch einen Sprung aus dem Fenster gerettet hatte. Dann gähnte eine Kluft von achtzehn Monaten, als ob sie in die Erde versunken gewesen wäre. Sie tauchte in Rougemont, ihrer Heimat, wieder auf, krank und

elend, im Taglohn arbeitend, um zu leben, allmählich sich wieder erholend und in bessere Verhältnisse kommend, dank der Protektion des Pfarrers, den ihre außerordentliche Frömmigkeit besiegt hatte. Da hatte sie wohl den Plan gefaßt, wieder bei den Séguin einzutreten; sie war von allem, was da vorging, durch die Couteau unterrichtet, die mit Madame Menoux, der kleinen Krämerin der Nachbarschaft, in Verbindung geblieben war. Unmittelbar nach ihrem Bruch mit Santerre, an einem Tag wütender Verzweiflung, wo sie wieder einmal ihr ganzes Gesinde gleichzeitig verabschiedet hatte, sah Valentine sie plötzlich vor sich, so reuevoll, so ergeben und so wohlanständig in ihrem Wesen, daß sie davon gerührt war. Und als sie ihr ihren Fehltritt in Erinnerung rief, brach sie in Thränen aus, und erbot sich, vor Gott einen Eid abzulegen, daß sie nie wieder dergleichen thun werde; denn sie ging nun zur Beichte und Kommunion und brachte sogar vom Pfarrer von Rougemont ein Zeugnis über außerordentliche Frömmigkeit und vorwurfslose Moral mit. Dieses Zeugnis gab bei Valentine den Ausschlag, die sogleich sah, welch wertvollen Beistand sie in diesem Mädchen finden werde, nun, da sie, von den Widerwärtigkeiten ihres Hauses abgestoßen, sich demselben immer mehr entfremdete. Auf dieses Ueberlassen der Machtvollkommenheit in ihre Hände hatte Céleste gerechnet. Zwei Monate später hatte sie, indem sie das Uebermaß religiöser Uebungen bei Lucie beförderte, diese ins Kloster gedrängt. Gaston erschien nur an den Tagen, wo er Urlaub hatte; es blieb also nur Andrée zu Hause, die einzige, die noch im Wege war, die durch ihre Gegenwart den großen Raubzug verhinderte. Daher war die Zofe die eifrigste Mitarbeiterin an der Heirat des Fräuleins geworden.

Ambroise hatte übrigens Andrée in seiner gewohnten erobernden Weise erobert. Schon seit einem Jahre begegnete er ihr bei ihrem Onkel Du Hordel, noch ehe dieser den Plan gefaßt hatte, sie zu verheiraten. Sie war ein großes sanftes Kind, ein blondes Schaf, wie ihre Mutter sie nannte. Dieser schöne, lächelnde junge Mann, der sich so aufmerksam gegen sie zeigte, war der Inhalt ihrer Gedanken geworden, ihre Hoffnung, in die sie sich gerne flüchtete, wenn sie zu sehr unter der Verlassenheit litt, in der sie lebte. Sie wurde von ihrem Bruder nicht mehr geschlagen, aber sie hatte das Unheil der Zerstörung in der Familie wachsen gefühlt, sie ahnte die Gefahr, die ihr von all dem Schändlichen und Niedrigen drohte, das sie umgab, ohne sich dessen klar bewußt zu sein. Als daher ihr Onkel, auf sein Rettungswerk sinnend, ihr vorsichtig von Heirat, von Ambroise gesprochen hatte, war sie ihm mit Thränen der Dankbarkeit und des Geständnisses um den Hals gefallen. Valentine hatte, als sie hierüber ausgeholt wurde, zuerst einige Ueberraschung gezeigt: ein Sohn der Froment? Sie hatten ihnen Chantebled genommen, wollten sie ihnen auch noch eine ihrer Töchter nehmen? Dann fand sie aber keinen vernünftigen Einwand, angesichts des vollständigen Zusammenbruchs, dem das Haus zutrieb. Sie hatte Andrée nie geliebt, deren Amme, die Catiche, sie beschuldigte, sich sie mit ihrer Milch, der Milch eines geduldigen Haustieres, zu eigen gemacht zu haben. Und sie sagte häufig, dieses gutmütige Schaf, von so zärtlicher Gemütsart, sei keine Séguin. Indem sie sich stellte, als verteidige sie das Mädchen, reizte Céleste die Mutter noch mehr gegen sie auf, flößte ihr den Wunsch ein, sich ihrer durch eine rasche Heirat zu entledigen, um unbehindert ihren Neigungen frönen zu können. Und nachdem Du Hordel lange mit

Mathieu gesprochen hatte, der seine Einwilligung gab, blieb ihm nur noch, die Séguins zu erlangen, ehe die Eltern die förmliche Werbung vorbrachten. Aber es war nicht leicht, Séguin in passender Umgebung zu finden. Wochen verstrichen, man mußte Ambroise beruhigen, der sehr verliebt geworden war, und sicherlich auch durch sein Eroberergenie witterte, welches Königreich dieses liebevolle und bescheidene Kind ihm in einer Falte ihres Kleides versteckt mitbrachte.

Eines Tages, als Mathieu durch die Avenue d'Antin kam, entschloß er sich, zu Séguin hinaufzugehen, um zu erfahren, ob dieser schon zurückgekehrt sei. Er war eines Tages plötzlich verschwunden; er sei nach Italien gereist, hieß es. Und als Mathieu sich nun Céleste allein gegenüber sah, hielt er die Gelegenheit für günstig, um sich nach der Couteau zu erkundigen. Er unterhielt sich also eine Weile mit ihr und fragte schließlich nach der Zuführerin, da einer seiner Freunde, sagte er, eine gute Amme suche.

„Sie kommen eben recht," erwiderte die Zofe entgegenkommend, „die Couteau soll heute unsrer kleinen Nachbarin, Madame Menoux, ein Kind zurückbringen. Es ist nahe an vier Uhr, und das ist gerade die Stunde, um welche sie kommen wollte. Madame Menoux ist ganz in der Nähe, die erste Gasse links, der dritte Laden."

Dann entschuldigte sie sich, daß sie ihn nicht hinführen könne.

„Ich bin allein zu Hause. Der Herr hat noch immer nichts von sich hören lassen. Madame präsidiert am Mittwoch immer in der Propaganda, und Mademoiselle Andrée ist von ihrem Onkel abgeholt worden, zu einem Spaziergang, glaube ich."

Mathieu beeilte sich, Madame Menoux aufzusuchen. Von weitem sah er die Krämerin auf der

Schwelle ihres Ladens stehen; sie war je älter noch immer magerer geworden, und nun mit vierzig Jahren an Gestalt einem kleinen jungen Mädchen gleich, mit einem schmalen, dünnen Gesichtchen. Sie war gleichsam verzehrt von lautloser Thätigkeit, sie rieb sich seit zwanzig Jahren auf, um ihre Nadeln und Zwirn zu verkaufen, ohne Reichtum zu erwerben, nur glücklich, jeden Monat ihren schmalen Gewinn dem Gehalte ihres Mannes hinzuzufügen, um ihm einige kleine Annehmlichkeiten zu verschaffen. Sein Rheumatismus würde ihn zweifellos zwingen, seinen Posten im Museum zu verlassen, und was sollten sie mit einem Gnadengehalt von ein paar hundert Francs anfangen, wenn sie ihr Geschäft nicht fortsetzte? Dann hatten sie auch Unglück gehabt: der Tod ihres ersten Kindes, dieses späte Kommen ihres zweiten, das sie allerdings jubelnd empfangen hatten, das aber doch eine schwere Last für sie bildete, besonders jetzt, da sie sich hatte entschließen müssen, es zu sich zu nehmen. Und Mathieu fand sie nun in der starken Erregung der Erwartung auf der Schwelle ihres Ladens, ins Weite blickend, die Ecke der Straße ängstlich bewachend.

„Céleste schickt Sie, Monsieur? Nein, die Couteau ist noch nicht da. Aber ich wundere mich sehr darüber, ich erwarte sie von Minute zu Minute. Vielleicht bemühen Sie sich herein, Monsieur, und nehmen ein wenig Platz.“

Er wies dankend den einzigen Sessel zurück, der den schmalen Raum beengte, in welchem kaum drei Kunden Platz hatten. Hinter einer Glasthür sah man rückwärts das dunkle Gelaß, in welchem das Ehepaar wohnte, zugleich Küche, Eßzimmer und Schlafzimmer, das Luft und Licht nur aus einem feuchten Hof empfing, der dahinter lag.

„Sie sehen, Monsieur, daß wir nicht viel Platz

haben. Aber wir zahlen hier nur achthundert Francs, und wo fänden wir sonst einen Laden zu diesem Preise? Abgesehen davon, daß ich mir in diesen zwanzig Jahren eine kleine Kundschaft im Viertel verschafft habe. O, ich, ich beklage mich nicht, ich bin nicht dick, für mich ist überall Platz genug. Und da mein Mann erst abends nach Hause kommt, so setzt er sich mit seiner Pfeife in den Lehnsessel und fühlt sich auch nicht zu beengt. Ich verwöhne ihn so viel ich kann, und er ist einsichtsvoll genug, nicht mehr zu verlangen. Aber mit einem Kinde wird es zur Unmöglichkeit."

Die Erinnerung an ihr erstes Kind, den kleinen Pierre, fiel ihr aufs Herz und füllte ihr die Augen mit Thränen.

„Ach, Monsieur, es sind nun zehn Jahre her, und ich sehe noch die Couteau, wie sie ihn mir zurückgebracht hat, so wie sie mir nun gleich den andern zurückbringen wird. Es wurde mir so viel vorerzählt, wie gut die Luft in Rougemont sei, und eine wie gesunde Lebensweise die Kinder führen, und was der meinige für rote Backen habe, daß ich ihn bis zu fünf Jahren dort gelassen habe, um so mehr, als ich zu meinem Kummer hier keinen Platz für ihn hatte. Und was die Pflegerin mir für Geschenke erpreßt hat, was ich für Geld hergegeben habe, nein, davon machen Sie sich keinen Begriff, es hat mich zu Grunde gerichtet! Und auf einmal habe ich gerade nur Zeit gehabt, ihn zurückkommen zu lassen, man hat mir ein so mageres, bleiches, schwaches Kind zurückgebracht, als ob er in seinem Leben kein gutes Brot gegessen hätte. Zwei Monate später ist er in meinen Armen gestorben. Der Vater ist davon krank geworden, Monsieur, und wenn wir uns nicht gern gehabt hätten, so glaube ich, hätten wir uns beide ins Wasser geworfen."

Sie trat fieberisch, mit halbgetrockneten Augen wieder auf die Schwelle, um abermals mit ungeduldiger Erwartung die Straße hinabzublicken. Und als sie, ohne etwas gesehen zu haben, zurückkehrte, fuhr sie fort:

„Sie können sich also unsre Gefühle vorstellen, als ich vor zwei Jahren, mehr als siebenunddreißig Jahre alt, wieder einen Knaben bekam. Wir waren närrisch vor Freude wie Jungverheiratete. Aber trotzdem, welche Verlegenheit, welche Sorgen! Wir haben ihn wieder in Pflege geben müssen, da wir ihn nicht bei uns behalten konnten. Und obschon wir uns geschworen hatten, daß er nicht nach Rougemont sollte, haben wir uns schließlich doch gesagt, daß wir den Platz kennen, daß er dort nicht schlechter aufgehoben sein würde als anderswo. Nur habe ich ihn zu der Vimeux gegeben, ich wollte nichts mehr von der Loiseau wissen, die mir meinen Pierre in einem solchen Zustande zurückgeschickt hat. Und jetzt, wo das Kind zwei Jahre alt ist, wollte ich nichts mehr von schönen Worten, von schönen Versprechungen hören, und habe darauf bestanden, daß man mir ihn zurückbringt, obschon ich noch gar nicht weiß, wo ich ihn unterbringen soll. Ich erwarte sie seit einer Stunde, ich zittere schon vor Angst, so fürchte ich mich immer vor irgend einem Unglück."

Es duldete sie nicht mehr im Laden, sie blieb an der Thür, den Hals vorgestreckt, die Augen auf die Straßenecke geheftet. Plötzlich stieß sie einen Ruf der Erleichterung aus.

„Da sind sie!"

Ohne Eile, mürrisch und abgehetzt, trat die Couteau ein und legte das schlafende Kind in die Arme der Menoux, indem sie sagte:

„Er hat ein gehöriges Gewicht, Ihr Georges, das kann ich Ihnen sagen. Bei dem werden Sie

nicht behaupten, daß man ihn Ihnen als Skelett zurückbringt."

Mit vor Freude zitternden Knieen hatte die Mutter sich niedergesetzt, das Kind auf dem Schoße, und küßte es, und sah es an, um sich nur gleich zu überzeugen, ob es gesund war, ob es leben werde. Er hatte ein volles, ein wenig blasses Gesicht, er schien stark und dick. Aber als sie ihn mit vor Erregung bebenden Händen aufgewickelt hatte, fand sie, daß er magere Aermchen und Beinchen und einen starken Bauch hatte.

„Sein Bauch ist sehr dick," sagte sie; ihre Freude war verflogen, eine neue Furcht hatte sie ergriffen.

„Nun wollen Sie sich auch noch beklagen!" rief die Couteau. „Der andre war zu mager, der ist zu dick. Die Mütter sind doch nie zufrieden!"

Beim ersten Blick hatte Mathieu gesehen, daß dies eines jener mit Suppe genährten, aus Sparsamkeit mit Wasser und Brot vollgestopften Kinder war, die allen Magenkrankheiten der ersten Kindheit anheimfallen. Und angesichts dieses armen Wesens erhob sich das schreckliche Rougemont, mit seinem täglichen Gemetzel von Unschuldigen, vor seinem Geiste, so wie es ihm damals beschrieben worden war. Er sah die Loiseau, von so widerwärtiger Unsauberkeit, daß die Kinder auf einem Misthaufen verkamen; die Vimeux, die nie einen Tropfen Milch kaufte, die im Dorfe die Speisereste zusammensuchte und für ihre Pfleglinge Kleiengrütze machte, so wie man sie für die Schweine macht; die Gavette, die immer auf dem Felde war und die Kinder einem alten gelähmten Manne überließ, der manchmal eins ins Feuer fallen ließ; die Cauchois, die sich damit begnügte, sie in den Wiegen festzubinden, da sie niemand hatte, um sie zu bewachen, und sie den Hühnern überließ, die ihnen

in die Augen pickten, den Fliegen, die ungestört auf ihnen herumkrochen. Und der Tod räumte unter ihnen auf, sie wurden in Scharen hingemordet, man ließ die Thür gegen eine Reihe von Wiegen offen, um rascher für die neuen Sendungen aus Paris Platz zu machen. Gleichwohl starben nicht alle, da doch wenigstens dieses da zurückkam. Aber wenn man sie lebend wiederbrachte, trugen die meisten etwas von dem Tode da drunten in sich, und sie lieferten dem scheußlichen Gotte des gesellschaftlichen Egoismus eine neue Hekatombe.

„Ich kann nicht mehr, ich muß mich setzen," sagte die Couteau, indem sie sich auf dem schmalen Bänkchen hinter dem Verkaufspult niederließ. „Ach, was für ein Erwerb! Und dabei empfängt man uns immer, als ob wir herzlose Menschen, Verbrecher oder Diebinnen wären."

Auch sie war eingetrocknet, ihr Vogelgesicht war spitz und vergilbt. Aber sie hatte noch ihre lebhaften Augen, aus denen verbissene Grausamkeit sah. Offenbar war sie mit ihrem Leben immer weniger zufrieden, denn sie fuhr fort, sich über ihren Beruf zu beklagen, über den steigenden Geiz der Eltern, die Anforderungen der Behörden, über den Krieg, den man auf allen Seiten den Zuführerinnen erkläre. Es sei ein jämmerliches Geschäft, Gott müsse sie verlassen haben, daß sie sich mit fünfundvierzig Jahren noch damit abgeben müsse, ohne einen Sou beiseite gelegt zu haben.

„Ich werde dabei zu Grunde gehen, ich werde bis zum Schlusse nichts anders davon haben, als wenig Geld und viel schlechte Worte. Sie sehen, wie ungerecht jeder ist, ich bringe Ihnen ein prächtiges Kind zurück, und Sie sind nicht einmal zufrieden! Wahrhaftig, das kann es einem verleiden, Gutes zu thun!"

Vielleicht war ihr Jammern auch nur darauf berechnet, der Krämerin ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Diese war betrübt und beschämt. Das Kind, aus seinem Schlummer erwacht, hatte stark zu schreien angefangen. Man gab ihm etwas warme Milch zu trinken. Und nachdem die Rechnung beglichen war, wurde die Zuführerin etwas sanfter, da sie zehn Francs Trinkgeld bekommen hatte.

Als sie Abschied nahm, sagte Madame Menoux, auf Mathieu deutend:

„Dieser Herr wünscht wegen eines Auftrages mit Ihnen zu sprechen."

Die Couteau erkannte den Herrn recht gut, obgleich sie ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. Aber sie hatte sich nicht einmal gegen ihn gewendet, sie wußte ihn mit zu vielen Angelegenheiten verknüpft, als daß sie nicht in ihrem eignen Interesse vollständige Diskretion gezeigt hätte. Sie begnügte sich daher zu antworten:

„Wenn Monsieur mir sagen will, um was es sich handelt, bin ich ganz zu seiner Verfügung."

„Ich begleite Sie," erwiderte Mathieu. „Wir können auf dem Wege davon sprechen."

„Sehr wohl, das kommt mir sehr gelegen, denn ich habe ein wenig Eile."

Mathieu entschloß sich, ihr gegenüber keine List anzuwenden. Das beste war, ihr einfach zu sagen, was er wollte, und dann ihr Schweigen mit Geld zu erkaufen. Nach den ersten Worten begriff sie, um was es sich handelte. Sie erinnerte sich sehr wohl des Kindes Norinens, obgleich sie schon Dutzende von Kindern ins Findelhaus getragen hatte; aber die besonderen Umstände, die gewechselten Worte, die Wagenfahrt waren ihr im Gedächtnisse geblieben. Sie hatte dieses Kind übrigens fünf Tage darauf in Rougemont wiedergefunden, sie erinnerte sich

sogar, daß ihre Freundin, die Wärterin, es zu der Loiseau in Pflege gegeben hatte. Aber sie hatte sich nicht weiter darum gekümmert, sie glaubte es tot, mit so vielen andern hinweggerafft. Und als sie von Saint-Pierre reden hörte, vom Wagner Montoir, von diesem Alexandre Honoré, fünfzehn Jahre alt, der sich dort als Lehrling befinden sollte, war sie überrascht.

„O, Monsieur, Sie müssen sich täuschen. Ich kenne diesen Montoir in Saint-Pierre sehr gut. Er hat auch ein Findelkind bei sich, in dem Alter, von dem Sie sprechen. Aber der kommt von der Cauchois, er ist ein großer roter Junge Namens Richard, den ich einige Tage vor jenem andern mit heimgenommen habe. Ich habe auch die Mutter gekannt und — ja, Sie haben sie ja auch gesehen: die Engländerin, diese Amy, die bei Madame Bourdieu war, ein häufiger Gast des Hauses, die dreimal wiedergekommen ist, wie man mir gesagt hat. Dieser Rotkopf kann unmöglich das Kind Ihrer Norine sein. Alexandre Honoré war braun."

„Dann," sagte Mathieu, „ist noch ein Lehrling bei dem Wagner. Meine Auskunft ist genau, ich habe sie aus amtlicher Quelle."

Die Couteau ergab sich sofort, indem sie mit einer Gebärde ihr Nichtwissen ausdrückte.

„Es ist möglich, es sind vielleicht zwei Lehrlinge bei Montoir. Das Haus ist groß, und da ich seit Jahren nicht in Saint-Pierre war, so könnte ich nichts behaupten. Was wünschen Sie also von mir, Monsieur?"

Er setzte ihr in klaren Worten ihre Aufgabe auseinander. Sie solle über das Kind die umfassendsten Erkundigungen einziehen, über seine Gesundheit, seinen Charakter, seine Aufführung, ob der Lehrer mit ihm zufrieden gewesen sei, ob sein Meister

mit ihm zufrieden sei, kurz, alles, was von ihm in Erfahrung gebracht werden könne. Aber sie solle die Nachfragen in einer Weise anstellen, daß niemand etwas davon merke, weder das Kind noch die Personen seiner Umgebung. Es solle unbedingtes Geheimnis gewahrt bleiben.

„Das alles ist nicht schwer, Monsieur. Ich verstehe vollkommen, Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde ein wenig Zeit brauchen, und es wird am besten sein, wenn ich Ihnen persönlich das Ergebnis meiner Erkundigungen mitteile, wenn ich das nächste Mal nach Paris komme. Und wenn Sie wollen, so finden Sie mich heute in vierzehn Tagen um zwei Uhr im Bureau Broquette, Rue Roquépine. Ich bin dort wie daheim, und das Haus ist verschwiegen wie das Grab."

Als Mathieu einige Tage später bei seinem Sohne Blaise in der Fabrik war, wurde er von Constance bemerkt, die ihn zu sich rief und ihn so eingehend befragte, daß er ihr mitteilen mußte, was er gethan hatte, auf welchem Punkte sich die Nachforschungen befanden, mit denen sie ihn betraut hatte. Und als sie erfuhr, daß er am Mittwoch der nächsten Woche mit der Couteau zusammentreffen sollte, sagte sie in ihrem entschlossenem Tone:

„Holen Sie mich ab. Ich will diese Frau selbst befragen. Ich muß Gewißheit haben."

In der Rue Roquépine war das Haus Broquette nach fünfzehn Jahren noch immer dasselbe, mit dem einzigen Unterschiede, daß Madame Broquette gestorben und ihre Tochter Herminie ihre Nachfolgerin geworden war. Zuerst hatte es den Anschein gehabt, daß der plötzliche Verlust dieser so würdevollen blonden Dame, welche die Repräsentantin des Hauses, seine Zierde, sein bürgerlich-ehrsames Aushängeschild gewesen, ein sehr empfindlicher sein würde. Aber

es hatte sich gezeigt, daß Herminie, das mit Romanen vollgepfropfte lange und blutlose Mädchen, die apathisch ihre reizlose Jungfräulichkeit durch dieses von Ammenmilch überfließende Haus trug, auch über ein vornehmes Auftreten verfügte, welches auf die Kunden einen angenehmen Eindruck machte. Schon dreißig Jahre alt, war sie noch unvermählt, ohne Begierde, wie angewidert durch alle diese vollbusigen Mädchen, deren Arme mit weinenden Kindern beladen waren. Im übrigen blieb der Vater, Monsieur Broquette, trotz seiner vollen fünfundsechzig Jahre, die bewegende und allmächtige Seele des Hauses, besorgte dessen innere Ueberwachung, drillte die neuen Ammen wie die Rekruten, hatte seine Nase und seine Hand überall, befand sich in unaufhörlicher Bewegung zwischen den drei Stockwerken seines unsauberen Hotel garni.

Die Couteau erwartete Mathieu im Hausflur. Als sie Constance bemerkte, die sie nicht kannte, die sie nie gesehen hatte, schien sie überrascht. Wer war denn diese Dame, was hatte sie mit der Sache zu thun? Aber sie verlöschte sofort die lebhafte Neugierde, die in ihren Augen aufgeleuchtet hatte. Und da Herminie mit lässiger Vornehmheit im Bureau thronte, wo sie eine Schar Ammen zweien Herren vorführte, ließ die Zuführerin ihre Leute in das nun leere Eßzimmer eintreten, in welchem ein abscheulicher Geruch von Speiseresten herrschte.

„Verzeihen Sie, Monsieur und Madame. Es ist kein andrer Raum frei. Das Haus ist überfüllt."

Dann ließ sie ihre Blicke von Mathieu auf die Dame schweifen und wartete, daß man sie frage, da sie eine Unbekannte vor sich sah.

„Sie können offen sprechen. Haben Sie die Erkundigungen eingezogen, mit denen ich Sie betraut habe?"

„Jawohl, Monsieur. Es ist alles besorgt, und gut besorgt, glaube ich."

„Also sagen Sie uns das Ergebnis. Ich wiederhole, daß Sie vor dieser Dame ungescheut sprechen dürfen."

„O Monsieur, es ist nicht viel. Sie hatten recht, es waren zwei Lehrlinge bei Montoir, dem Wagner von Saint-Pierre, und einer von ihnen war wirklich Alexandre Honoré, das Kind der hübschen Blondine, welches wir zusammen dorthin gebracht haben. Er war kaum drei Monate dort, nachdem er drei oder vier andre Handwerke versucht hatte, wodurch es erklärlich ist, daß ich von dem Wagner nichts wußte. Nur, so wie er nirgends geblieben ist, so ist er auch hier vor drei Wochen davongelaufen ..."

Constance konnte sich nicht enthalten, sie mit dem bestürzten Ausrufe zu unterbrechen:

„Wie, davongelaufen?"

„Ja, Madame. Er ist durchgegangen, und man ist diesmal sogar überzeugt, daß er die Gegend ganz verlassen hat, denn er ist zusammen mit dreihundert Francs, die seinem Herrn, Montoir, gehörten, verschwunden."

Ihre dünne, scharfe Stimme klang schneidend. Obgleich sie den Grund der plötzlichen Blässe, der heftigen Erregung dieser Dame nicht verstand, schien sie daran einen grausamen Genuß zu finden.

„Sind Sie Ihrer Auskünfte sicher?" fragte Constance, die sich noch wehrte. „Das alles ist vielleicht nichts andres als Dorfgetratsch."

„Getratsch, Madame, nein! Wenn ich mich einer Sache annehme, so weiß ich, was ich thue. Ich habe mit den Gendarmen selbst gesprochen. Sie haben die ganze Gegend durchstreift, es ist ganz gewiß, daß Alexandre Honoré keine Adresse zurück-

gelassen hat, als er mit den dreihundert Francs davonging. Er läuft noch. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

Das war ein Donnerschlag für Constance: dieses Kind, das sie wiedergefunden zu haben glaubte, von dem sie träumte, auf dessen Kopf sie so viele uneingestehbare, uneingestandene Rachepläne baute — das entglitt plötzlich wieder ihren Händen, fiel in sein schmutziges Dunkel zurück. Sie war davon erschüttert, betäubt, wie von einer eigensinnigen Tücke des Schicksals, von einer neuen, unheilbaren Niederlage. Sie übernahm nun selbst die Fragestellung.

„Sie haben doch wohl nicht nur mit den Gendarmen gesprochen? Sie waren beauftragt, überall nachzufragen."

„Das habe ich gethan, Madame. Ich habe mit dem Lehrer gesprochen, ich habe mit den andern Meistern gesprochen, bei denen er kurze Zeit war. Alle haben mir gesagt, daß er nicht viel tauge, der Lehrer erinnert sich, daß er ein Lügner und ein Raufbold war. Nun, und jetzt ist er zum Dieb geworden, das ist das Ende vom Lied. Sehen Sie, ich kann Ihnen nichts andres sagen, da Sie ja die Wahrheit erfahren wollen."

Sie verweilte mit um so größerem Behagen auf diesen Einzelheiten, je mehr sichtlichen Schmerz sie damit dieser Dame verursachte. Und welch seltsamer Schmerz, diese Stiche ins Herz, die ihr jede dieser Anklagen versetzte, als ob in dem Unglück ihrer Unfruchtbarkeit dieses Kind ihres Mannes ein wenig auch ihr Fleisch und Blut geworden wäre! Sie unterbrach nun die Zuführerin, um sie zum Schweigen zu bringen.

„Danke. Das Kind ist nicht mehr in Rougemont. Das ist alles, was wir wissen wollten."

Die Couteau fuhr aber, gegen Mathieu gewendet, fort, bestrebt, diesem zu zeigen, daß er sein Geld nicht umsonst ausgebe:

„Ich habe auch den andern Lehrling zum Sprechen gebracht, Richard, den Sohn der Engländerin, den großen roten Jungen, von dem ich Ihnen bereits erzählte. Auch einer, dem ich nicht über den Weg trauen würde. Aber er scheint wirklich nicht zu wissen, wohin sein Kamerad geflohen ist. Die Gendarmen glauben, daß Alexandre in Paris ist.“

Mathieu dankte ihr seinerseits und drückte ihr eine Fünfzigfrancsnote in die Hand, worauf sie sofort stumm, freundlich, unterwürfig wurde, verschwiegen wie das Grab, nach ihrem Lieblingsausdrucke. Drei Ammen traten nun ein und packten Wurstwaren aus, während man draußen in der Küche Monsieur Broquette hörte, wie er wütend einer vierten die Hände mit einer Bürste wusch, um sie zu lehren, wie man sich von dem heimischen Schmutz reinige; und Constance beeilte sich, ihrem Gefährten auf die Straße zu folgen, von einem Gefühl des Ekels ergriffen. Aber draußen blieb sie zögernd stehen, ehe sie den Wagen bestieg, nachdenklich, von dem letzten Wort, das sie gehört hatte, verfolgt.

„Sie haben gehört, dieses unglückliche Kind soll in Paris sein.“

„Das ist wahrscheinlich. Alle endigen sie hier.“

Sie schwieg wieder, dachte nach, schien unentschlossen, und sagte endlich mit ein wenig zitternder Stimme:

„Und die Mutter, lieber Freund, Sie wissen, wo sie wohnt. Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie sich ihrer angenommen haben?“

„Allerdings.“

„Also hören Sie! Und besonders verwundern

Sie sich nicht, lieber Freund, beklagen Sie mich lieber, denn ich leide wirklich schrecklich... Mich hat ein Gedanke überkommen, ich bilde mir ein, daß der Knabe, wenn er in Paris ist, vielleicht seine Mutter ausfindig gemacht hat, daß er vielleicht bei ihr ist, oder daß sie wenigstens weiß, wo er sich aufhält. Nein, nein! sagen Sie mir nicht, daß das unmöglich ist. Alles ist möglich."

Erstaunt und zugleich bewegt, sie, die sonst so ruhige Frau, solchen Einbildungen nachgeben zu sehen, wollte er sie nicht noch in stärkere Erregung versetzen und versprach sich zu erkundigen. Aber sie stieg noch immer nicht in den Wagen, sie stand, den Blick auf das Straßenpflaster geheftet. Dann erhob sie die Augen und sagte verlegen, bittend, demütig:

„Sie erraten nicht, was ich will? Seien Sie mir nicht böse. Es ist ein Dienst, den ich Ihnen nie vergessen werde. Ich möchte gern ein wenig Ruhe finden, indem ich mir Gewißheit verschaffe. Fahren wir sogleich zu diesem Mädchen. O, ich werde nicht hinaufgehen! Sie gehen allein hinauf, und ich werde Sie an der Straßenecke im Wagen erwarten. Vielleicht können Sie etwas in Erfahrung bringen."

Es war verrückt. Zuerst fühlte er sich versucht, ihr das zu sagen. Aber als er sie ansah, schien sie ihm so unendlich verlassen, von so unsagbaren Qualen gefoltert, daß er ohne ein Wort mit einer Gebärde mitleidiger Gutherzigkeit einwilligte. Der Wagen führte sie fort.

Das große Zimmer, in welchem Norine und Cécile ihre gemeinsame Häuslichkeit eingerichtet hatten, befand sich in Grenelle, am Ende der Rue de la Fédération, nahe dem Champ de Mars. Sie lebten seit nun bald sechs Jahren dort und hatten

zu Anfang viel Kummer und Elend erfahren. Aber das Kind, welches sie zu nähren, zu retten hatten, hatte sie selbst gerettet. Die Mutter, die in Norine schlummerte, war mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit für dieses kleine Wesen erwacht, seitdem sie ihm die Brust gereicht, es mit ihrem Leben genährt, es liebkost und behütet hatte. Und es war wunderbar zu sehen, wie Cécile in ihrem Kummer über ihre für immer unfruchtbare Jungfräulichkeit das Kind adoptierte, es auch als das ihrige betrachtete. Das Kind hatte zwei Mütter, die sich nur mit ihm befaßten. Wenn Norine in den ersten Monaten oft den Mut verloren hatte, ihr Leben mit dem Kleben von Schachteln zu verbringen, wenn ihr selbst Fluchtgedanken gekommen waren, so war sie immer von den zwei schwachen Armen zurückgehalten worden, die sich um ihren Hals schlangen. Jetzt war sie ruhig und vernünftig geworden, sehr fleißig und geschickt in diesen kleinen Klebearbeiten, die Cécile sie gelehrt hatte. Und man mußte sehen, wie die beiden fröhlich und einträchtig miteinander, ohne Männer, wie in einem Kloster, lebten, vom Morgen bis zum Abend an beiden Seiten ihres kleinen Arbeitstisches sitzend, mit dem geliebten Kinde zwischen sich, das ihr einziger Lebenszweck war, arbeitend und glücklich.

Die beiden Schwestern hatten nur eine Freundin erworben, Madame Angelin. Dieser war, als Inspektorin der Armenverwaltung, ein Teil von Grenelle übertragen, und Norine befand sich unter den Unterstützten, die sie zu beaufsichtigen hatte. Sie hatte liebevollen Anteil an diesem hübschen Haushalt zweier Mütter, wie sie ihn nannte, genommen, und hatte es erwirkt, daß die kleine Rente von dreißig Francs monatlich für das Kind drei Jahre lang ausgezahlt wurde. Darauf hatte sie

dem Kinde die Schulunterstützung verschafft, abgesehen von verschiedenen Geschenken, die sie ihnen immer wieder brachte, Kleider, Wäsche, auch Geld, denn sie sammelte ziemlich bedeutende Summen bei wohlthätigen Personen, die sie dann unter die würdigsten armen Mütter verteilte. Sie kam noch immer gern, um hier eine Stunde zu verbringen, in diesem Winkel ruhiger Arbeit, der von dem Lachen und dem Spiele des Kindes fröhlich belebt wurde. Sie war hier abgeschieden von der Welt, sie litt hier weniger unter ihrer erstorbenen Mutterschaft. Und Norine küßte ihr die Hände und sagte, ohne sie hätten die zwei Mütter nicht leben können.

Als Mathieu eintrat, wurde er mit Ausrufen der Freude empfangen. Auch er war ein Freund, ein Retter, der, indem er das Zimmer mietete und einrichtete, den Haushalt gegründet hatte. Es war sehr sauber, dieses große Zimmer, sehr anheimelnd mit seinen weißen Vorhängen, licht und fröhlich mit seinen zwei Fenstern, durch die eben jetzt die Abendsonne ihre breiten Strahlen hereinsandte. Norine und Cécile saßen an ihrem Tischchen und schnitten und klebten; und der Kleine, der eben aus der Schule zurückgekehrt war, saß zwischen ihnen auf einem hohen Sessel und handhabte ernsthaft eine große Schere, in der Meinung, daß er ihnen helfe.

„Ah, Sie sind es, wie gut von Ihnen, daß Sie zu uns kommen! Seit fünf Tagen war niemand da. O, wir beklagen uns nicht, wir sind so glücklich allein! Seit Irma einen Beamten geheiratet hat, verachtet sie uns. Euphrasie geht nicht mehr über ihre Treppen hinab. Victor wohnt mit seiner Frau am Ende der Welt. Und was diesen Taugenichts Alfred betrifft, so kommt er nur herauf, um zu sehen, ob er nichts stehlen kann. Die Mutter

war vor fünf Tagen da, um uns zu erzählen, daß der Vater am Tage vorher in der Fabrik beinahe getötet worden wäre. Die arme Mutter! Sie ist so schwach, daß sie bald nicht mehr einen Fuß vor den andern wird setzen können."

Während sie beide zugleich sprachen, sich lebhaft unterbrechend und einander ergänzend, betrachtete Mathieu Norine, die in diesem regelmäßigen und ruhigen Leben mit nun sechsunddreißig Jahren eine neue Frische, die volle Reife einer schönen, von der Sonne vergoldeten Frucht gewonnen hatte. Und selbst Cécile, die für immer ihre Kindergestalt behalten sollte, hatte an Kraft zugenommen durch die Energie der Liebe, die in ihrem schwachen Körper lebte.

Cécile stieß plötzlich einen Schreckensschrei aus

„Er hat sich verletzt, das Unglückskind!"

Sie entriß dem Kleinen die Schere, der, mit einem kleinen Blutstropfen an der Fingerspitze, lachte.

„Ach, mein Gott," sagte Norine ganz bleich, „ich habe geglaubt, daß er sich die Hand aufgeschnitten hat."

Einen Augenblick fragte sich Mathieu, ob es wohl notwendig sei, seinen seltsamen Auftrag ganz auszuführen. Dann hielt er es doch für angezeigt, die junge Mutter zu benachrichtigen, die er hier so friedlich in dem arbeitsvollen Leben sah, welches sie sich geschaffen hatte. Er ging vorsichtig zu Werke, teilte ihr nur allmählich die Wahrheit mit. Aber es kam doch der Augenblick, wo er, nachdem er sie an die Geburt Alexandre Honorés erinnert hatte sagen mußte, daß das Kind lebe.

Sie sah ihn erschrocken an.

„Er lebt, er lebt? Warum sagen Sie mir das? Ich war so ruhig, indem ich nichts wußte!"

„Allerdings, aber es ist doch besser, daß Sie es wissen. Man hat mir sogar gesagt, daß der Knabe in Paris sein dürfte, und ich habe mich daher gefragt, ob er Sie nicht vielleicht gefunden hat, ob er nicht vielleicht zu Ihnen gekommen ist."

Das brachte sie vollends außer Fassung.

„Wie, zu mir gekommen? Niemand ist zu mir gekommen! Und Sie glauben, daß er kommen könnte? Ich will nicht, ich will nicht! Ich würde den Kopf verlieren! Ein großer Junge von fünfzehn Jahren, der mich so überfallen würde, den ich nicht kenne, den ich nicht liebe! Nein, nein, nein, halten Sie ihn ab, ich will nicht, ich will nicht!"

Sie war in heftiges Weinen ausgebrochen, sie ergriff mit verzweifelter Gebärde das Kind an ihrer Seite und drückte es an ihre Brust, wie um es gegen den andern, den Unbekannten, den Fremdling zu verteidigen, dessen Wiederauftauchen ihm einen Teil seines Platzes zu rauben drohte.

„Nein, nein! Ich habe nur ein Kind, ich liebe nur eins, ich will den andern nicht, niemals, niemals!"

Tief erregt hatte sich Cécile erhoben, um ihr Vernunft zuzusprechen. Wenn er nun aber doch käme, könnte man ihn vor die Thür setzen? Und auch sie beweinte bereits ihr Glück, trotz ihres tiefen Mitleids für den Unbekannten. Mathieu beruhigte sie, indem er ihnen beteuerte, daß ein solcher Besuch ihm ganz unwahrscheinlich dünke. Ohne ihnen alles zu verraten, erzählte er ihnen vom Verschwinden des Knaben, und hielt ihnen vor, daß er sich ja selbst über den Namen seiner Mutter in vollkommener Unwissenheit befinden müsse. Und als er sie verließ, hatten die beiden Schwestern ihre Ruhe wiedergefunden, fuhren fort, ihre Schachteln zu kleben, und lachten dem Kinde zu, dem sie die Schere

wiedergegeben hatten, damit er Figuren aus dem Papier ausschneide.

Unten harrte Constance in tödlicher Ungeduld an der Straßenecke und steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus, um das Hausthor im Auge zu behalten.

„Nun?" fragte sie bebend, sobald Mathieu bei ihr war.

„Nun, die Mutter weiß nichts, hat niemand gesehen, wie das ja vorauszusehen war."

Sie sank zusammen, wie unter einem schweren Schlage, und ihr bleiches Gesicht verzog sich schmerzlich.

„Es war vorauszusehen, Sie haben recht. Aber man hofft immer."

Dann, mit hoffnungsloser Gebärde: „Nun ist auch das vorüber, alles zerbricht mir in den Händen, mein letzter Traum ist erstorben."

Mathieu drückte ihr die Hand und wartete, daß sie ihm eine Weisung für den Kutscher gebe. Aber sie blieb in Gedanken verloren, schien selbst nicht zu wissen, wohin sie fahren wolle. Als sie ihn sodann fragte, ob sie ihn irgendwo absetzen könne, erwiderte er, er gehe zu den Séguin. Und wahrscheinlich aus Furcht vor dem Alleinsein zu Hause, entschloß sie sich hierauf, Valentinen, die sie schon lange nicht gesehen hatte, einen Besuch abzustatten.

„Steigen Sie ein, wir fahren zusammen nach der Avenue d'Antin."

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und ein drückendes Schweigen entstand, sie fanden kein Wort, das sie hätten sagen können. Als sie sich jedoch ihrem Ziele näherten, sagte sie noch bitter:

„Sie können nun meinem Mann die frohe Botschaft bringen, ihm mitteilen, daß das Kind verschwunden ist! Wie erleichtert wird er sich fühlen!"

Mathieu hoffte gelegentlich dieses Besuches bei den Séguin die ganze Familie vereint zu finden.

Séguin war vor acht Tagen endlich zurückgekehrt, man wußte nicht woher, und es war endlich möglich geworden, offiziell bei ihm um die Hand Andrées anzuhalten. Er hatte die Werbung ungemein liebenswürdig aufgenommen, nachdem er vorher eine Unterredung mit Onkel Du Hordel gehabt hatte. Der Hochzeitstag war sogar gleich bestimmt worden, indem man ihn ein wenig hinausschob, bis zum Monat Mai, weil die Froment um diese Zeit auch ihre älteste Tochter, Rose, verheiraten wollten: das sollte wunderschön werden, beide Hochzeiten würden am selben Tage in Chantebled stattfinden. Und von da ab durfte der glückliche Ambroise, als nun offiziell Verlobter, täglich um fünf Uhr kommen, um seiner Braut zu huldigen. Daher hoffte Mathieu nun die ganze Familie anzutreffen.

Aber als Constance nach Valentine fragte, sagte ihr ein Diener, Madame sei ausgegangen. Und als Mathieu nach Séguin fragte, antwortete ihm der Diener, Monsieur sei ebenfalls nicht da. Es sei nur Mademoiselle Andrée mit ihrem Verlobten oben. Die beiden Besucher gingen hinauf.

„Wie, man läßt euch allein?“ rief Mathieu, als er die beiden jungen Leute Seite an Seite auf einem schmalen Sofa in dem großen Raume im ersten Stock sitzen fand.

„Ja, wir sind ganz allein zu Hause,“ erwiderte Andrée mit einem fröhlichen Lachen. „Das ist uns sehr angenehm.“

Sie waren allerliebst, wie sie so dicht beisammen saßen, sie so sanft, von so zarter Schönheit, er von dem Zauber des kräftigen Mannes, dessen siegreichste Eigenschaft die Anmut war. Sie hatte sitzend seinen Arm genommen, als ob sie im Begriffe wären, sich zu erheben und Arm in Arm ihre lange gemeinschaftliche Reise anzutreten.

„Céleste ist doch wohl wenigstens da?"

„Nein, nicht einmal Céleste. Sie ist verschwunden, wir wissen nicht, wo sie ist."

Und wieder lachten sie mit der Fröhlichkeit junger Vögelchen, die in der einsamen Frische des Waldes ihre Freiheit genießen.

„Und was macht ihr denn da allein?"

„O, wir langweilen uns nicht, wir haben so viel zu thun! Zuerst plaudern wir. Dann sehen wir uns an. Und das dauert so lange, wir werden gar nicht fertig damit!"

Constance bewunderte sie blutenden Herzens. Ach, so viel Anmut, so viel Gesundheit, so viel Hoffnung! Während bei ihr der Wind der Unfruchtbarkeit alles verbrannt, alles vernichtet hatte, würde also dieses fruchtbare Geschlecht der Froment sich immerfort vermehren, immerfort ausbreiten? Denn auch das war eine neue Eroberung, diese beiden so frei ihrer Liebe überlassenen Kinder, allein in diesem prächtigen Palais, das ihnen bald gehören würde.

„Verheiraten Sie nicht auch Ihre älteste Tochter?" fragte sie.

„Jawohl, Rose," erwiderte Mathieu fröhlich. „Im kommenden Mai ist großes Fest in Chantebled! Sie müssen alle kommen."

Ja, das war die Macht der Zahl, der Sieg des Lebens, Chantebled den Séguin abgewonnen, ihr Haus nun bald von Ambroise eingenommen, die Fabrik selbst zur Hälfte in die Hände Blaises gefallen!

„Wir werden kommen," sagte sie erbebend. „Und möge Ihr Glück weiter dauern, das wünsche ich Ihnen!"

III.

In der freudigen Stimmung über die Doppelhochzeit, die gleichsam das glänzende Weihefest für Chantebled werden sollte, hatte Rose den Plan gefaßt, die ganze Familie an einem Sonntag, zehn Tage vor der Trauung, hier zu vereinen. Am Morgen wollte sie mit ihrem Verlobten und gefolgt von der ganzen Familie das andre Paar, Ambroise und Andrée, vom Bahnhof abholen, um sie dann im Triumphzug auf den Hof zu führen, wo ein gemeinsames Mittagessen stattfinden sollte. Es sollte eine Art Generalprobe werden, sagte sie mit ihrem fröhlichen Lachen: man würde bei dieser Gelegenheit alles besprechen und zusammen das Programm des großen Tages feststellen.

Die Heirat Roses setzte dem Glück des Hauses die Krone auf, war die schönste Blüte eines langen Gedeihens. Rose war das lieblichste Mädchen, das man sich denken konnte, mit braunen Haaren, elfenbeinfarbenem Teint, einem frischen, runden Gesichte, lachenden Augen und reizendem Munde. Dabei von immer gleichbleibender Sanftmut und übermütiger Fröhlichkeit, die Seele dieses großen wimmelnden Hofes, dessen gute Fee, dessen schönster Schmuck sie zugleich war. Aber in der Wahl ihres künftigen Lebensgefährten hatte sie einen besonderen Beweis der Klugheit und thatbereiten Zärtlichkeit gegeben, die sich unter ihrem von früh bis abend singenden Frohsinn bargen. Vor acht Jahren hatte Mathieu den Sohn eines benachbarten kleinen Landmannes in seinen Dienst genommen, Frédéric Berthaud, ein kräftiger Junge, der sich für die schaffende Thätigkeit in Chantebled begeisterte, begierig war, hier zu lernen und sich als außerordentlich fleißiger Arbeiter und intelligenter Kopf

erwies. Er besaß kein Vermögen. Rose, die neben ihm aufgewachsen war, wußte, daß er der beste Gehilfe ihres Vaters war; und als er nach beendetem Militärdienst auf den Hof zurückkehrte, hatte sie, die sich von ihm geliebt wußte, in kunstloser Weise sein Geständnis herbeigeführt. Sie legte so ihr Schicksal fest, sie war entschlossen, ihre Eltern nicht zu verlassen, auf diesem Hof zu bleiben, der, seit sie lebte, ihr Glück umfaßt hatte. Weder Mathieu noch Marianne waren überrascht. Zu Thränen gerührt, hatten sie einer Wahl zugestimmt, zu welcher so viel kluge Zärtlichkeit für sie mitgewirkt hatte. Die Familienbande waren dadurch nur um so enger geworden, das Glück des Hauses hatte sich vermehrt.

Alles war also angeordnet, und es war vereinbart worden, daß an diesem Sonntag, mit dem Zehn-Uhr-Zug, Ambroise seine Verlobte Andrée in Begleitung ihrer Mutter, Madame Séguin, nach Janville bringen würde. Und seit acht Uhr morgens setzte Rose alle Hebel in Bewegung, damit die ganze Familie sich an dem Zuge beteilige, der sich zur Einholung des Brautpaares auf den Bahnhof begeben sollte.

„Nein, mein Kind, das hat ja keinen Sinn," sagte Marianne sanft. „Jemand muß doch auch hier bleiben. Ich behalte Nicolas da, fünfjährige Kinder brauchen noch keine Ausflüge zu machen. Ebenso behalte ich Gervais und Claire. Alle andern kannst du mitnehmen, damit bin ich gerne einverstanden, und der Vater soll euch führen."

Aber Rose hielt lachend stand, wollte nicht das Kleinste ihres Planes, über den sie schon zum voraus die größte Freude empfand, aufgeben.

„Nein, nein, Mama, du kommst auch mit, und alle kommen mit, das ist nun einmal abgemacht.

Vergiß nicht, Ambroise und Andrée sind, wie es in den Geschichten vorkommt, der König und die Königin eines benachbarten Reiches. Mein Bruder Ambroise, der die Hand einer fremden Prinzessin erhalten hat, führt sie nun uns zu, um sie uns vorzustellen. Um sie also in unserm, Frédérics und meinem Reiche zu empfangen, ziehen wir ihnen entgegen, begleitet von unserm ganzen Hofstaat. Ihr seid der Hofstaat, ihr müßt ganz selbstverständlich dabei sein. Was? Welch prächtiges Schauspiel unter freiem Himmel, wenn wir uns bei der Rückkehr in unsrer ganzen Zahl entfalten werden!"

Marianne, mitgerissen von dieser übermütigen frohen Laune, gab lachend nach.

„Hier ist die Ordnung des Zuges," sagte Rose. „O, ich habe alles genau festgesetzt, du wirst sehen. Frédéric und ich kommen hoch zu Rad, das ist modern. Mit uns kommen, ebenfalls zu Rad, meine Hofdamen, meine kleinen Schwestern Louise, Madeleine und Marguerite, elf, neun und sieben Jahre alt: das giebt eine Abstufung hinter mir, die von bester Wirkung sein wird. Und wir gestatten ferner die Begleitung zu Rad unserm Bruder Grégoire, einem dreizehnjährigen Pagen, der das Gefolge unsrer erhabenen Personen abschließen wird. Der ganze übrige Hofstaat vereinigt sich in der großen Staatskarosse, das heißt in unserm Familienbreak, das acht Plätze hat. Du, die Königin-Mutter, kannst Nicolas, deinen jüngsten Sprößling, auf den Knieen halten. Papa wird nur seine Würde als Haupt der Dynastie zu tragen haben. Und mein Bruder Gervais, ein junger Herkules von siebzehn Jahren, kann den Wagen lenken, während neben ihm meine Schwester Claire Platz nimmt, deren fünfzehn Jahre in hoher Weisheit blühen... Und was die zwei Aeltesten betrifft, die edlen Zwillinge, die hochmögenden Herren

Blaise und Denis, so werden wir mit ihnen in Janville, bei Madame Desvignes zusammentreffen, wo sie uns erwarten."

Sie triumphierte, sie tanzte singend herum und schlug in die Hände.

„Ah, das soll mir ein Geleite werden, wie man noch kein schöneres gesehen hat!"

Sie war von solch freudiger Ungeduld beflügelt, daß sie ihren Zug viel zu früh in Bewegung setzte, so daß sie schon um halb zehn Uhr in Janville waren. Aber es galt, den Rest der Familie abzuholen.

Das Häuschen, in welches Madame Desvignes sich nach dem Tode ihres Mannes zurückgezogen hatte, befand sich an der Straße und war das erste des Dorfes; sie lebte hier seit nun zwölf Jahren von der schmalen Rente, die sie aus dem Zusammensturz hatte retten können, sehr friedlich, sehr zurückgezogen, ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder gewidmet. Seit acht Tagen hatte sie ihre älteste Tochter, Charlotte, bei sich, die mit ihren Kindern, Berthe und Christophe, welche der frischen Luft bedurften, auf einen Monat hierhergekommen war; und seit gestern abend war auch Blaise bei ihnen, der Fabrik bis Montag den Rücken kehrend, glücklich, den Sonntag mit ihnen verbringen zu können. Es war ein Fest für die jüngere, Marthe, wenn ihre ältere Schwester so auf einige Wochen mit ihren Kindern in das alte Nest, in ihr ehemaliges Mädchenzimmer zurückkehrte, in welches man nun auch zwei Wiegen stellte. Die Fröhlichkeit und die Spiele von einst lebten wieder auf, und die gute Madame Desvignes, stolz auf ihre Großmutterwürde, dachte jetzt nur noch daran, ihre so klug begonnene Aufgabe zu vollenden, und auch Marthe zu verheiraten. Thatsächlich hätte man eine Zeitlang glauben können,

daß es drei Hochzeiten statt zwei in Chantebled geben werde. Denis, der sich nach dem Austritt aus der Spezialschule weiteren technischen Studien gewidmet hatte, übernachtete sehr häufig auf dem Hofe, und sah hier fast alle Sonntage Marthe, des gleichen Alters mit Rose, und ihre unzertrennliche Freundin; und das junge Mädchen, blond und hübsch, wie ihre Schwester Charlotte, aber kühleren Verstandes und praktischeren Geistes, hatte ihn derart gefesselt, daß er sich entschloß, sie zu heiraten, obgleich sie keine Mitgift hatte; denn er hatte bei ihr die Eigenschaften gefunden, welche die zuverlässige Lebensgefährtin ausmachen, die einzige, die ein Vermögen erwerben helfen kann. Aber in ihrer Liebe waren beide so klug, so voll heiterer Zuversicht, daß sie keinerlei Ungeduld bekundeten; er besonders, eine sehr gewissenhafte Natur, wollte nicht das Schicksal einer Frau aufs Spiel setzen, ehe er ihr eine sichere Lebensstellung zu bieten hatte. Daher hatten sie aus eigner Wahl ihre Heirat aufgeschoben, und widerstanden mit gelassenem Lächeln dem leidenschaftlichen Anstürmen Roses, die der Gedanke an drei Hochzeiten an einem Tage begeisterte. Denis setzte indessen seine liebenden Besuche bei Madame Desvignes fort, die ihn als Sohn behandelte, und auch ihrerseits als kluge und vertrauende Frau geduldig wartete. Heute früh hatte Denis den Hof schon um sieben Uhr verlassen, indem er sagte, er wolle Blaise im Schoße seiner Familie schon in aller Morgenfrühe überfallen, und daher sollten die andern auch ihn in Janville abholen.

In Janville war diesen Sonntag, den zweiten Mai, gerade Kirchweihfest. Der große Platz vor dem Bahnhofe war besetzt von Ringelspielen, fliegenden Schenken, Schaubuden und Schießstätten. Während der Nacht hatte ein Gewitterregen den

Himmel reingewaschen, und er war nun von wolkenloser Bläue, mit einer für die Jahreszeit etwas zu heißen Sonne. Es waren auch schon viele Leute auf dem Platze, alle Müßiggänger des Dorfes, Scharen von Kindern, Bauern aus der Umgebung, die sich um alles drängten, was es zu sehen gab. Inmitten dieser Menge traf nun die Familienprozession ein, die Radfahrenden zuerst, dann das Break, endlich das Gefolge, das sich am Anfang des Dorfes angeschlossen hatte.

„Wir machen Effekt," sagte Rose, indem sie vom Rade sprang.

Dies war unbestreitbar. Während der ersten Jahre hatte sich ganz Janville feindlich gegen die Froment gestellt, diese Stadtleute, die weiß Gott woher gekommen waren, und die Anmaßung hatten, Frucht auf einem Boden wachsen lassen zu wollen, auf welchem seit Jahrhunderten nur Steine gewachsen waren. Dann hatte das Wunder, der außerordentliche Sieg noch lange Zeit Haß erzeugt, indem er das Selbstgefühl der Leute verletzte. Aber alles vergeht, man trägt dem Erfolge nichts dauernd nach, die Leute, die reich werden, haben zum Schlusse immer recht. Und jetzt blickte Janville mit wohlwollendem Lächeln auf diese fruchtbare Familie, die da gewachsen war, und hatte ganz vergessen, daß jedes neue Kind einmal einen neuen Skandal für die ehrsamen Einwohnerinnen bedeutet hatte. Wie hätten sie übrigens der glücklichen und fröhlichen Kraft dieser sieghaften Ausbreitung widerstehen sollen, wenn, wie an diesem festlichen Sonntag, die ganze Familie in rascher Fahrt daherkam, die Straßen und Plätze überflutend? Der Vater, die Mutter, elf Kinder, wovon sechs Knaben und fünf Mädchen, dann schon zwei Enkel, das machte fünfzehn. Die Aeltesten, die Zwillinge, waren vierundzwanzig Jahre

alt, einander noch so ähnlich, daß die Leute sie manchmal verwechselten, obgleich sie nicht mehr so ganz gleich waren, wie einst in ihrer Wiege, wo sie die Augen öffnen mußten, damit man sie unterscheiden könne, denn Blaise hatte graue, Denis schwarze Augen. Der Jüngste, Nicolas, am andern Ende, war erst fünf Jahre alt, ein kleiner frühreifer Bursche, dessen Mut und Energie drollig verwunderlich waren. Und zwischen den zwei großen Brüdern und diesem kleinen stuften sich die andern mit immer zwei Jahren Altersunterschied ab: Ambroise, der Bräutigam-Eroberer, der auf der Bahn zu allen Erfolgen war; Rose, die Lebensprühende, ebenfalls im Begriffe, Weib und Mutter zu werden; Gervais mit der breiten Stirn und den athletischen Gliedern, der sich bald in dem edeln Kampfe für die Kultur der Erde bethätigen sollte; Claire, die Stille und Fleißige, ohne Schönheit, mit einem treuen Herzen und dem klugen Kopfe einer Hausfrau; Grégoire, der ungebärdige Schüler, der immer seinem eignen Willen folgte, immer abenteuersuchend im Freien herumstreifte; endlich die drei jüngsten Mädchen, Louise, das gute dicke Kind, Madeleine, die Zarte und Träumerische, Marguerite, die wenigst Hübsche und Liebevollste. Und wenn nun die elf so hinter Vater und Mutter einherkamen, gefolgt von Berthe und Christophe, der schon heranwachsenden dritten Generation, so gab das einen ganzen großen Zug, wie auch heute an diesem schönen Sonntag, auf dem von festlicher Bevölkerung erfüllten Hauptplatze von Janville. Es war ein unwiderstehlicher Anblick; selbst die, welche die Wunderschöpfung von Chantebled noch mit scheelen Blicken ansahen, konnten sich dem Einfluß dieser alles überschwemmenden fröhlichen Schar nicht entziehen, so strömten sie Gesundheit, Kraft und Freude aus, als ob die

Erde selbst in ihrem Lebensüberfluß sie für die ewige Zukunftshoffnung in so reicher Zahl geboren hätte.

„Die, welche mehr sind, sollen vortreten," sagte Rose wieder übermütig. „Wir werden vergleichen."

„Sei doch still," sagte Marianne, die ausgestiegen war und Nicolas zu Boden gesetzt hatte, „man wird uns sonst noch auspfeifen."

„Auspfeifen? Sie bewundern uns ja alle, sieh sie nur an! Es ist doch seltsam, Mama, daß du nicht mehr stolz auf uns bist."

„Ich bin so stolz, daß ich fürchte, die andern zu demütigen."

Alle lachten. Und Mathieu, der neben Marianne stand, war seinerseits nicht minder stolz, obgleich er eine gutmütig gelassene Haltung bewahrte, wenn er sich so in der Oeffentlichkeit inmitten seines heiligen Bataillons sah, wie er scherzhaft seine Söhne und Töchter nannte. Die wackere Madame Desvignes gehörte auch mit dazu, seitdem ihre Tochter Charlotte, sowie über kurz oder lang auch ihre Tochter Marthe, das Lebenswerk fortsetzte, dem Bataillon Soldaten lieferte, das schließlich zur Armee werden würde. Das war nur erst der Anfang, es würde sich immer mehr und mehr verstärken, das siegreiche Geschlecht immer weiter wuchern mit Enkeln und Urenkeln. Bald würden sie fünfzig sein, dann hundert, dann zweihundert, immer mehr zum Glücke und zur Schönheit der Welt beitragend. Und in das Staunen, in das heitere Wohlwollen, womit Janville auf diese fruchtbare Familie sah, mischte sich zweifellos auch die unbewußte Bewunderung für die Kraft und die Gesundheit, die die großen Völker schaffen.

„Wir haben übrigens nur Freunde," sagte Mathieu. „Alle haben uns gern."

„O, alle!“ sagte Rose halblaut. „Sieh nur die Lepailleur an, dort vor jener Bude.“

In der That, die Lepailleur waren da, der Vater, die Mutter, Antonin und Thérèse. Um die Froment nicht sehen zu müssen, stellten sie sich, als interessierten sie sich für ein Drehscheibenspiel mit grell bemalten Porzellangegenständen. Sie grüßten die Froment übrigens nicht mehr, sie hatten, in ihrer ohnmächtigen Wut über so viele ununterbrochene Erfolge, einen leichten Streit benutzt, um mit ihnen zu brechen. Lepailleur betrachtete die Schaffung von Chantebled als eine persönliche Beleidigung, denn er erinnerte sich nur zu wohl seiner Spötteleien, seiner herausfordernden Vorhersagungen in Bezug auf diese Heiden, auf denen niemals etwas andres als Steine wachsen würden. Und nachdem er die Porzellangegenstände zur Genüge betrachtet hatte, wollte er unverschämt sein, drehte sich um und starrte die Familie an, die, da sie zu früh gekommen war und noch eine gute Viertelstunde vor sich hatte, wohlgemut über den Platz schlenderte.

Die schlechte Laune des Müllers hatte sich seit zwei Monaten noch verschlechtert, seitdem sein Sohn Antonin in höchst kläglicher Weise nach Janville zurückgekehrt war. Der Junge, der eines Morgens ausgezogen war, um Paris zu erobern, begleitet von seinen Eltern, die voll blinder Zuversicht waren, weil er eine so schöne Schrift hatte, war vier Jahre bei Maître Rousselet als untergeordneter Schreiber geblieben, wo er sich als schwer von Begriffen und von ausnehmender Faulheit erwiesen hatte. Er hatte keinerlei Fortschritte gemacht, sondern sich damit begnügt, sich immer mehr einem liederlichen Leben zu ergeben, zuerst den Reizungen der Cafés und der leichten Mädchen nachjagend, dann unaufhaltsam

immer tiefer sinkend, zum Alkohol, zum Spiel, zu den niedrigsten Ausschweifungen. Dabei ging all sein Geld darauf, auch das, welches er seiner Mutter durch fortwährende glänzende Versprechungen entlockte, auf die sie in ihrem blinden, vergötternden Glauben fest baute. Endlich aber war seine Gesundheit durch dieses Leben verwüstet, er verlor die Haare mit dreiundzwanzig Jahren und wurde so gelb und mager, daß seine Mutter, von Furcht ergriffen, ihn eines Tages mit nach Hause nahm, indem sie erklärte, er plage sich zu viel, und sie werde es nicht zugeben, daß er sich so zu Tode arbeite. Aber dieser notwendig gewordene Rückzug, diese schmachvolle Rückkehr zum heimischen Stall geschah nicht, ohne daß Lepailleur, dem allmählich ein Licht aufging, darüber murrte. Wenn er sich noch nicht offen erzürnte, so war es nur aus Stolz, um seinen Irrtum, den Zweifel, der ihn über die schöne Zukunft Antonins beschlich, nicht eingestehen zu müssen. Hinter verschlossenen Thüren rächte er sich an seiner Frau, lag in fortwährendem wütendem Zank mit ihr, seitdem er ihre geheimen Geldsendungen entdeckt hatte; aber sie stellte sich gegen ihn, denn sie bewunderte nun ihren Jungen, so wie sie einst ihn selbst bewundert hatte, und opferte den Vater dem Sohn, nun, da die größere Bildung des letzteren ihr mehr imponierte; so daß jetzt volle Zwietracht im Hause herrschte, entstanden gerade aus dem Bestreben, ihren Sohn zu einem Herrn, zu einem Pariser zu machen, womit sie sich in so eitler Hoffnung gewiegt hatten. Was Antonin betrifft, so lachte er in sich hinein, zuckte die Achseln und führte seine häßliche Krankheit in der Sonne spazieren, bis er wieder stark genug sein würde, um zu seinem wüsten Leben zurückzukehren.

Als die Froment vorüberkamen, war es hübsch

zu sehen, wie die Lepailleur steif dastanden, sie mit den Blicken durchbohrend. Der Mann verzog höhnisch den Mund, die Frau warf herausfordernd den Kopf auf. Mit den Händen in den Taschen dastehend, bot der Sohn einen jämmerlichen Anblick mit seinem kahlen Kopfe, seinem gekrümmten Rücken, seinem bleichen, verlebten Gesichte. Sie suchten alle drei nach etwas Unangenehmem, als eine Gelegenheit sich darbot.

„Wo ist denn Thérèse?“ keifte plötzlich die Lepailleur. „Sie war ja gerade noch da, wo ist sie hingeraten? Ich will nicht, daß sie fortläuft, wenn alle diese Leute da sind.“

Thatsächlich war Thérèse seit einem Augenblick verschwunden. Sie war eben in ihr zehntes Jahr getreten, war ein entzückendes Kind, blond, schon etwas rundlich, mit zerzausten Haaren und schwarzen, funkelnden Augen, ganz weiß und rosig, wie von dem Mehl der Mühle gepudert. Aber sie war ein unbändiges, eigenwilliges, übermütiges Kind, sie verschwand auf Stunden aus dem Hause, um im Freien herumzuschweifen und nach Vogelnestern, Blumen und wilden Früchten zu suchen. Und wenn ihre Mutter so in Aufregung geriet und sie eiligst zu suchen begann, als die Froment vorüberkamen, so war das, weil sie sie vorige Woche bei etwas Empörendem ertappt hatte. Die leidenschaftliche Sehnsucht Thérèses war, ein Rad zu haben, besonders seit ihre Eltern ihr dies unbedingt verweigerten, indem sie sagten, dieses Zeug sei gut für die Städter, aber nicht für anständige Mädchen. Als die Kleine nun eines Tages wie gewöhnlich davongelaufen war, hatte ihre Mutter, die vom Markte heimkehrte, sie auf einem öden Seitenwege in Gesellschaft des kleinen Grégoire Froment erblickt, auch ein solcher Vagant und Herumstreicher, mit

dem sie häufig so an nur ihnen bekannten Verstecken zusammentraf. Und zu ihrer größten Empörung sah die Mutter, daß Grégoire das Mädchen auf sein Rad gesetzt hatte, und, sie um die Mitte fassend und neben ihr herlaufend, sie im Fahren unterrichtete. Der kleine Halunke war der Lehrmeister, und die kleine Halunkin war seine willige Schülerin; und dabei lachten sie, und pufften sich und spielten ausgelassen wie richtige nichtsnutzige Kinder, aus denen einmal noch was Schlechtes werden konnte. Als Thérèse diesen Abend heimkam, erhielt sie zwei mächtige Ohrfeigen.

„Ja, wo ist sie denn hingeraten, diese Landstreicherin?“ schrie die Lepailleur wieder. „Sowie man sie aus den Augen verliert, läuft sie davon.“

Antonin, der hinter die Bude mit dem Porzellan geblickt hatte, kam nun schleppenden Ganges zurück, die Hände noch immer in den Taschen, boshaft lächelnd.

„Sieh einmal dort hinunter, Mutter. Dort giebt's eine Unterhaltung.“

Hinter der Bude sah die Mutter wieder Thérèse und Grégoire beisammen. Er hielt sein Rad mit einer Hand und erklärte ihr offenbar dessen Mechanismus, während sie, von Bewunderung und Begierde gebannt, die Maschine mit den Augen verschlang. Dann konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, und er hob sie, während sie vor Freude lachte, mit seinen kleinen kräftigen Armen in den Sattel, als plötzlich die schreckliche Stimme der Mutter dazwischenfuhr.

„Verdammter Fratz, was thust du schon wieder da? Wirst du gleich herkommen, oder du sollst dein Teil kriegen!“

Mathieu, der den Vorgang bemerkt hatte, rief seinerseits Grégoire strenge zu sich.

„Stell dein Rad zu den andern; du weißt, was ich dir verboten habe, ich will das nicht wieder sehen.“

Es war offener Krieg. Lepailleur knurrte Drohungen und Schimpfworte, welche durch die schreienden Töne einer Drehorgel übertäubt wurden. Und die beiden Familien wandten einander den Rücken und entfernten sich inmitten der sonntäglich gekleideten, immer dichter werdenden Menge.

„Mein Gott, kommt denn der Zug noch immer nicht?“ rief Rose, die in ihrer frohen Ungeduld jeden Augenblick auf die Uhr des kleinen Bahnhofes blickte. „Noch zehn Minuten, was fangen wir da an?“

Sie war vor einem Manne stehen geblieben, der Krebse zu verkaufen hatte; zu seinen Füßen stand ein voller Korb, in welchem die Tiere übereinander krabbelten. Sie kamen wahrscheinlich aus dem Oberlaufe der Yeuse, drei Meilen von hier; es waren keine großen Krebse, aber sehr schmackhaft, wie sie wohl wußte, denn sie hatte deren selbst manchmal einige in dem Flüßchen gefischt. Sogleich kam ihr eine ebenso genäschige als lustige Idee.

„O, Mama, wir wollen ihm den ganzen Korb abkaufen! Weißt du, das ist für das Willkommfest, es ist die Gabe, die wir dem hohen Paare darbringen, das wir erwarten. Man soll nicht sagen, daß unsre Majestäten nicht alles aufs beste anordnen, wenn sie benachbarte Majestäten empfangen. Ich werde sie selber kochen, wenn wir nach Hause kommen, und ihr sollt sehen, wie gut sie werden!“

Alles lachte, und die Eltern gaben diesem großen Kinde nach, das in seinem Glücke nicht mehr wußte, welch neuen fröhlichen Streich sie ersinnen sollte, so erschien ihr das Leben ein Freudenfest. Sie bestand nun darauf, die Krebse zu zählen, und das

ging nicht leicht. Sie wurde von einigen gezwickt und zog die Hand mit leichtem Schreien zurück; auf einmal war der Korb umgestürzt, und die Tiere ergriffen nach allen Seiten die Flucht. Die Knaben und Mädchen machten sich sogleich an die Verfolgung, es gab eine regelrechte Jagd, an welcher sich schließlich auch die älteren beteiligten. Und das war so drollig, so lustig, so harmlos, wie alle sich lachend und eifrig mit dieser Verfolgung befaßten, die Großen und die Kleinen, die ganze glückliche Familie, daß Janville sich neuerdings um sie versammelte und voll wohlwollenden Behagens an der Unterhaltung teilnahm.

Plötzlich hörte man von weitem ein Rollen und den Pfiff einer Lokomotive.

„Du lieber Gott, da sind sie!" rief Rose bestürzt. „Schnell, schnell, sonst fällt unser Empfang ins Wasser!"

Nun ging's über Hals und Kopf, man bezahlte den Mann, man hatte kaum Zeit, den Korb zu schließen und ihn zum Wagen zu bringen. Dann lief die ganze Familie auf den kleinen Bahnhof zu, um sich längs des Bahnsteiges aufzustellen.

„Nein, nein, nicht so," sagte Rose, ihre Leute zurechtrückend. „Ihr beobachtet die Rangordnung nicht. Zuerst die Königin-Mutter mit dem König-Gemahl, dann die Prinzen und Prinzessinnen nach der Größe. Frédéric stellt sich zu meiner Rechten. Und vergeßt nicht, ich mache die Honneurs."

Der Zug hielt. Als Ambroise und Andrée ausstiegen, waren sie zuerst verdutzt, die ganze zahlreiche Familie in feierlicher Ordnung hier wartend zu finden. Aber als Rose ihnen eine kleine hochtrabende Rede hielt, in welcher sie die Verlobte als fremde Prinzessin anredete, die sie an der Schwelle ihres väterlichen Staates zu begrüßen beauftragt

sei, da lachten die beiden herzlich, und gingen auf den Scherz ein, indem sie in demselben Ton erwiderten. Die Bahnbediensteten schauten und horchten mit offenem Munde. Die ganze Scene war von liebenswürdigem Uebermut getragen; alle waren glücklich, an diesem schönen Maimorgen recht Kinder sein zu können.

Marianne stieß jedoch einen Ruf des Staunens aus. „Wie, Madame Séguin ist nicht mit euch gekommen? Sie hatte es uns ja so bestimmt versprochen!"

In der That war hinter Ambroise und Andrée nur Céleste, die Zofe, ausgestiegen. Sie erklärte nun die Dinge. „Madame hat mich beauftragt zu sagen, daß sie wirklich verzweifelt ist. Noch gestern dachte sie nicht anders, als daß sie ihr Versprechen halten würde. Aber am Abend hat sie den Besuch des Herrn Grafen de Navarède empfangen, der heute einem Vortrag präsidiert, der von der Propaganda veranstaltet wird, und da ist es Madame natürlich unmöglich, wegzubleiben. So hat Madame mich damit betraut, die jungen Herrschaften hierher zu bringen. Wie Sie sehen, ist alles in Ordnung, sie sind nun wohl geborgen."

Im Grunde genommen war es niemand um Valentine leid, die auf dem Lande immer trüb gestimmt wurde. Und Mathieu war der Dolmetsch des allgemeinen Gefühles, indem er ein höfliches Bedauern aussprach.

„Nun denn, sagen Sie ihr, wie ungern wir sie vermißt haben. Gehen wir also!"

Aber Céleste hatte noch etwas zu sagen. „Verzeihen Sie, Monsieur, ich bleibe nicht hier. Madame hat mir dringend aufgetragen, sogleich zu ihr zurückzukehren, um sie anzukleiden. Auch langweilt sie sich zu sehr allein. Es geht ein Zug nach

Paris um einviertel elf Uhr, nicht wahr? Ich werde mit diesem fahren. Am Abend werde ich dann um acht Uhr wieder hier sein, um Mademoiselle zurückzubegleiten. Wir haben das alles nach dem Fahrplan festgestellt. Auf heute abend also, Monsieur."

„Auf heute abend, ganz recht."

Und die Zofe in dem kleinen Bahnhofe allein zurücklassend, begaben sich alle wieder auf den Hauptplatz, wo das Break und die Räder warteten.

„Jetzt sind wir also vollzählig!" rief Rose. „Endlich beginnt das eigentliche Fest. Laßt mich nun den feierlichen Zug für die triumphierende Rückkehr in das Schloß unsrer Väter anordnen."

„Ich fürchte sehr," sagte Marianne, „daß dein feierlicher Zug naß werden wird. Sieh die Wolken da hinten an."

Seit einigen Minuten war ein Teil des bisher so reinen Himmels von einer großen blauschwarzen Wolke überzogen, die aus dem Westen aufstieg, von kurzen, heftigen Windstößen gejagt. Es schien eine Fortsetzung der Gewitterregen der letzten Nacht werden zu wollen.

„Bah, der Regen, aus dem machen wir uns nichts," erwiderte das junge Mädchen stolz. „Er wird es nicht wagen zu fallen, ehe wir zu Hause angelangt sind."

Und sie ordnete mit komischer Befehlshabermiene ihre Leute, nach dem Plan, den sie seit acht Tagen im Kopfe trug. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, durchzog das erstaunte Janville, unter dem Lächeln aller Bewohner, die an die Thüren liefen, um ihnen nachzusehen, entwickelte sich längs der weißen Landstraße, durch die fruchtbaren Felder, aus denen die aufgescheuchten Lerchen jubelnd zum Himmel stiegen. Es war wirklich prächtig.

An der Spitze fuhren Rose und Frédéric, das Brautpaar, auf ihren Rädern und eröffneten den Hochzeitszug in majestätischer Haltung. Nach ihnen kamen die drei Hofdamen, die drei jüngeren Schwestern Louise, Madeleine und Marguerite, nach dem Alter geordnet, auf ihrer Größe angemessenen Maschinen; und mit ihren Baretts, ihren offenen Haaren, die der Luftzug der Fahrt hinausflattern machte, waren sie entzückend, eine Schar Brieftauben, die mit froher Botschaft hinflogen. Der Page Grégoire führte sich allerdings nicht musterhaft auf; er jagte ungebärdig auf seinem Rade dahin und vergaß sich sogar so weit, das an der Spitze fahrende königliche Paar überholen zu wollen, was ihm strenge Rügen eintrug, bis er sich wieder auf den ihm zugewiesenen bescheidenen Platz des Dienenden zurückbegeben hatte. Aber als die Hofdamen nun begannen das Klagelied Aschenbrödels auf dem Wege zum Schlosse des Prinzen zu singen, geruhte das königliche Paar diesen Gelegenheitsgesang trotz der Etikette recht artig zu finden. Endlich sangen Rose und Frédéric und auch Grégoire das Lied aus voller Brust mit. Und dieser Gesang in der weiten, heiteren Landschaft war die schönste Musik der Welt.

In einiger Entfernung folgte sodann die Staatskarosse, das gute alte Familienbreak, das nun überfüllt war. Gervais kutschierte programmgemäß und hatte Claire zu seiner Linken auf dem Ledersitz. Die beiden kräftigen Pferde gingen ihren gewohnten gemächlichen Trab, trotzdem er ihnen die Peitsche lustig um die Ohren knallen ließ, um auch seinerseits etwas Musik zu machen. Im Innern saßen sieben Personen auf den sechs Plätzen, die drei Kleinen miteingerechnet, die aber ihren Raum in ihrer Beweglichkeit ausfüllten. Vorerst einander gegenüber

Ambroise und Andrée, die Verlobten, denen man diesen prächtigen Empfang zu teil werden ließ. Sodann, ebenfalls einander gegenüber, die hohen Gebieter des Landes, Mathieu und Marianne, diese mit Nicolas, dem jüngsten Prinzen des Hauses auf den Knieen, der wie ein Esel schrie, weil er so vergnügt war. Die letzten zwei Plätze endlich waren von der Enkelin und dem Enkel des allerhöchsten Paares eingenommen, Mademoiselle Berthe und Monsieur Christophe, die noch nicht fähig waren, eine lange Strecke zu Fuß zurückzulegen. Und der Wagen rollte stattlich dahin, obgleich man, aus Furcht vor dem drohenden Regen, schon die dicken weißen Leinenvorhänge zur Hälfte herabgelassen hatte, so daß er von weitem wie ein Müllerwagen aussah.

Hinterdrein kam dann noch als Nachhut eine Gruppe zu Fuß, bestehend aus Blaise und Denis, Madame Desvignes und ihren zwei Töchtern Charlotte und Marthe. Sie hatten sich entschieden geweigert, einen Wagen zu nehmen, sie fanden es sehr angenehm, spazierengehend die zwei Kilometer zurückzulegen, die Chantebled von Janville trennten. Wenn es regnen sollte, würden sie schon irgendwo Schutz finden. Rose hatte übrigens erklärt, es sei so ganz in Ordnung, es bedürfe noch eines Gefolges zu Fuß, damit der Zug seine volle Ausdehnung und seinen vollen Glanz entfalte: diese fünf bildeten das Volk, die ungeheure Menge, die hinter ihren Herrschern unter begeisterten Zurufen einherzog. Oder aber sie seien die notwendige Garde, die Bewaffneten, die als Schutz hinterdreinkamen, um den etwaigen Angriff eines feindlichen Nachbars abzuwehren. Da jedoch Madame Desvignes unglücklicherweise nicht sehr schnell gehen konnte, so war die Nachhut bald weit zurückgelassen, so daß sie nur noch eine verschwindend kleine Gruppe in der Ferne bildete.

Aber das konnte Rose nichts anhaben, deren Uebermut durch störende Zwischenfälle nur verdoppelt wurde. An der ersten Straßenbiegung wendete sie sich im Sattel um; und als sie ihre Nachhut um mehr als dreihundert Meter zurückgelassen sah, erging sie sich in Ausrufen der Bewunderung:

„O, sieh nur, Frédéric, welch endloser Zug! Nehmen wir nicht einen ungeheuern Platz ein? Er verlängert sich und verlängert sich immerzu, und die Straße wird bald nicht mehr dafür ausreichen."

Und als die Hofdamen sowie der Page sich spöttische Bemerkungen gestatteten:

„Wollt ihr euch wohl etikettemäßiger benehmen, ihr da? Zählt doch einmal. Wir sind sechs an der Spitze, nicht wahr? Im Wagen sind neun, das macht fünfzehn. Dazu die fünf der Nachhut, macht zwanzig. Wo findet ihr noch solche Familien? Die Kaninchen, die uns vorbeikommen sehen, sind stumm vor Verblüffung und Bewunderung."

Sie lachten wieder und begannen wieder alle das Lied Aschenbrödels auf dem Wege zum Schlosse des Prinzen zu singen.

Als sie die Brücke über die Yeuse erreichten, begannen die ersten großen Tropfen zu fallen. Die blauschwarze Wolke, von einem heftigen Sturme gejagt, eilte unter starkem Brausen am Himmel herauf. Die Tropfen vergrößerten sich, vermehrten sich im Nu, und ein solcher Gußregen brach los, daß das Wasser in kompakten Massen herabstürzte, als ob da oben eine gewaltige Schleuse gerissen wäre. Man konnte nicht zwanzig Meter weit sehen. In weniger als zwei Minuten war die Straße in einen Fluß verwandelt.

In dem Zuge entstand nun eine allgemeine Flucht.

Man erfuhr erst später von dem Glück der Nachhut, die nahe dem Hause eines Bauern von dem Regen überrascht, sich in aller Ruhe dahinein flüchtete. Die in dem Break schlossen einfach die Vorhänge und hielten unter einem an der Straße stehenden Baume, aus Furcht, daß die Pferde scheu werden könnten. Sie riefen den Radfahrern an der Spitze zu, auch anzuhalten, nicht so thöricht zu sein, einer solchen Ueberschwemmung Trotz zu bieten; aber ihre Stimmen wurden von dem Rauschen des Wassers übertönt. Die Mädchen und der Page waren jedoch selber so klug, hinter einer dichten Hecke mit ihren Maschinen Schutz zu suchen. Aber die beiden Verlobten vor ihnen fuhren unaufhaltsam weiter.

Frédéric, der Besonnenere von beiden, war vernünftig genug zu sagen:

„Das hat ja keinen Sinn. Sitzen wir ab, wie die andern, bis das Unwetter vorüber ist."

Aber Rose, in ihrer glücklichen Erregung, in ihrem Freudenfieber unempfindlich gegen den vom Wind gepeitschten Regen, erwiderte nur:

„Bah, naß sind wir nun einmal. Wenn wir anhalten, können wir uns erst recht verderben. Vorwärts, vorwärts! In drei Minuten sind wir zu Hause und wir werden alle diese Nachzügler auslachen, wenn sie eine Viertelstunde nach uns ankommen."

Sie hatten die Brücke hinter sich und flogen Seite an Seite dahin, obgleich die Straße hier einen guten Kilometer lang unter den hohen Pappeln steigend hinzog.

„Ich sage dir, wir haben unrecht," wiederholte er. „Sie werden mich ausschelten, und mit gutem Grunde."

„Ach was!" rief sie, „ich unterhalte mich zu gut! Das ist lustig, so ein Bad auf dem Rade. Laß

mich allein, wenn du mich nicht genug liebst, um mir zu folgen!"

Er folgte ihr, hielt sich dicht an ihrer Seite, suchte sie ein wenig gegen den in schiefen Linien herabtreibenden Regen zu schützen. Es war eine tolle Fahrt, wie die beiden nun Ellbogen an Ellbogen hinflogen, wie fortgetragen durch all dieses sausende, brausende, wütende Wasser. Es schien, als ob das Gewitter sie mit seinem Donner vor sich her schleuderte. Im Augenblick, wo sie im Hofe von ihren Rädern sprangen, hörte der Gußregen plötzlich auf, der Himmel wurde wieder blau.

Rose, sehr rot und außer Atem, lachte ausgelassen; sie war so durchnäßt, daß das Wasser von ihren Kleidern, ihren Haaren, ihren Händen troff, als hätte eine Quellenfee ihre Urne über sie ausgegossen.

„Was, eine schöne Bescherung? Alles eins, wir sind doch die ersten!"

Sie eilte davon, um sich zu kämmen und die Kleider zu wechseln. Aber sie gestand nicht, daß sie, in ihrer hastigen Beflissenheit, alles zum Kochen der Krebse vorzubereiten, sich nicht einmal Zeit genommen hatte, trockene Wäsche anzuziehen. Sie wollte, daß noch vor dem Eintreffen der Familie das Wasser auf dem Feuer stehe, mit dem Weißwein, den Karotten und Gewürzen für die kurze Brühe. Sie eilte hin und her, fachte das Feuer, erfüllte die Küche mit ihrer frohen Geschäftigkeit, glücklich, ihre Hausfrauenkenntnisse zeigen zu können; während ihr Verlobter, der ebenfalls herabgekommen war, ihr in stummer Bewunderung mit den Augen folgte.

Als endlich die übrigen eingetroffen waren, die vom Break und auch die Fußgänger, gab es eine lebhafte Auseinandersetzung, denn die Eltern waren wirklich böse, so hatte diese Fahrt durch das Gewitter sie beunruhigt.

„Meine liebe Rose," wiederholte Marianne, „das war höchst unvernünftig. Hast du wenigstens die Wäsche gewechselt?"

„Ja, ja," sagte Rose. „Wo sind die Krebse?"

Mathieu seinerseits machte Frédéric Vorwürfe.

„Ihr hättet euch den Hals brechen können, abgesehen davon, daß eine solche kalte Douche, wenn man erhitzt ist, nichts weniger als gesund ist. Du hättest sie abhalten sollen."

„Ja, aber sie wollte durchaus weiterfahren, und wenn sie einmal etwas will, so habe ich nicht die Kraft, mich ihr entgegenzustellen."

Rose unterbrach endlich diese Vorwürfe in ihrer fröhlichen Art.

„Na denn, jetzt habt ihr genug gescholten, ich habe unrecht gethan. Niemand macht mir ein Kompliment über meine Brühe! Habt ihr je schon Krebse auf dem Feuer gesehen, die so gut rochen wie diese?"

Die Mahlzeit verlief unter ausgelassener Fröhlichkeit. Da die Gesellschaft zwanzig Köpfe stark war, und da man eine richtige Probe des Hochzeitsmahles abhalten wollte, war die Tafel in einem großen Raume aufgestellt worden, der an das gewöhnliche Speisezimmer stieß. Er war noch ganz kahl; aber während des ganzen Mahles sprach man nur davon, wie er geschmückt werden sollte, mit Strauchgewächsen, Blätterguirlanden und Blumensträußen. Beim Dessert wurde sogar eine Leiter herbeigeschleppt, mit deren Hilfe man die Linien der Dekoration an die Wände skizzierte.

Seit einigen Augenblicken war Rose, bisher so geschwätzig, schweigsam geworden. Sie hatte allerdings mit gutem Appetit gegessen. Aber unter ihrem noch feuchten schweren Haar war ihr Gesicht wachsbleich, wie blutleer geworden. Und als sie selber

auf die Leiter steigen wollte, um eine Ausschmückungsart anzugeben, wankte sie plötzlich und fiel in Ohnmacht. Man setzte sie auf einen Stuhl, alles geriet in Bestürzung. Sie blieb einige Minuten lang besinnungslos. Als sie dann wieder zu sich kam, schien noch ein erstickender Druck auf ihr zu liegen, sie blickte sich angstvoll und wortlos um, als verstünde sie nicht, was ihr geschehen sei. Aufs höchste erschreckt, bestürmten Mathieu und Marianne sie mit Fragen. Offenbar hatte sie sich erkältet, das war die Folge dieser sinnlosen Fahrt. Das Mädchen erholte sich jedoch bald und lächelte wieder; sie sagte, daß sie keine Schmerzen habe, sie habe es plötzlich wie einen schweren Stein auf der Brust gefühlt, aber es sei nun vergangen, sie atme wieder frei. In der That war sie bald wieder die Frühere, sie entwickelte ihre Idee der Ausschmückung, so daß sich alles wieder beruhigte und der Nachmittag in fröhlichster Weise mit Plänemachen und dem Ausmalen einer schönen Zukunft verging. Beim Diner aß man wenig, so sehr hatte man mittags den Krebsen zugesprochen. Als dann Céleste um neun Uhr kam, um Andrée abzuholen, trennte sich die Familie. Ambroise kehrte noch diesen Abend nach Paris zurück. Blaise und Denis wollten morgen mit dem ersten Zuge um sieben Uhr fahren. Und Rose, die Madame Desvignes und ihre Töchter bis auf die Straße begleitete, rief ihnen durch die Nacht noch viele „Auf Wiedersehen!“ und „Auf bald!“ zu, noch ganz erfüllt von der frohen Erregung dieses Tages, nach welchem die Familie zu der glücklichen Gelegenheit der Doppelhochzeit sich wieder vereinigen wollte.

Weder Mathieu noch Marianne gingen jedoch sogleich zu Bette. Ohne es sich gegenseitig gestehen zu wollen, waren sie über Rose beunruhigt, sie fanden sie verändert, ihre Augen waren trüb, sie sah

aus wie trunken. Beim Zurückkehren ins Haus hatte sie wieder gewankt; sie bewogen sie, sich zu Bett zu legen, obgleich sie nur über ein wenig Atembeschwerden klagte. Nachdem sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, welches neben dem der Eltern lag, blieben diese noch wach; die Mutter ging wiederholt hinein, um sich zu überzeugen, daß sie gut zugedeckt war und ruhig einschlief, während der Vater unruhig und nachdenklich unter der Lampe saß. Sie war endlich eingeschlummert, und die Eltern sprachen, nachdem sie die Verbindungsthür offen gelassen hatten, noch eine Weile miteinander, um sich zu beruhigen: es sei nichts, morgen werde alles wieder gut sein. Dann gingen auch sie zu Bette, und der ganze Hof sank in Schweigen, vom Schlaf gefesselt, bis zum ersten Hahnenschrei. Aber gegen vier Uhr, vor der Dämmerung, weckte ein dumpfer, erstickter Ruf „Mama! Mama!" die Gatten auf, und sie sprangen aus dem Bette, barfuß, zitternd, nach der Kerze suchend. Rose war dem Ersticken nahe, wand sich unter einem zweiten Anfall von außerordentlicher Heftigkeit. Wieder erholte sie sich jedoch nach einigen Minuten, fühlte sich erleichtert, und die Eltern zogen es trotz ihrer großen Angst vor, niemand zu rufen und den Morgen abzuwarten. Sie waren besonders entsetzt darüber, ihre Tochter so verändert zu finden, mit geschwollenem, verzogenem Gesichte, als ob irgend eine böse Macht sie ihnen in einer einzelnen Nacht verwandle, sie ihnen raube. Sie war jedoch ermattet wieder eingeschlafen. Sie rührten sich nicht mehr, aus Furcht, ihre Ruhe zu stören, sie blieben an ihrer Seite, wachend und wartend, während mit dem fortschreitenden Tag das Leben auf dem Hofe sich immer stärker regte. Sie hörten die Stunden schlagen, fünf Uhr, sechs Uhr. Zwanzig Minuten vor sieben Uhr sah

Mathieu unten Denis, der sich eben nach dem Bahnhofe begeben wollte, um nach Paris zurückzukehren, und ging eilig hinab, um ihm aufzutragen, sich zu Doktor Boutan zu begeben und ihn zu bitten, er möge ohne eine Minute Verzug herbeieilen. Und nachdem sein Sohn fortgegangen war, hatte er sich wieder hinausbegeben, ohne noch jemand zu rufen oder auch nur zu benachrichtigen, als ein dritter Anfall eintrat. Und diesmal fuhr der Blitzschlag nieder.

Rose hatte sich aufgerichtet, die Arme ausgebreitet, nach Atem ringend, und rief wieder ihr jammerndes: „Mama! Mama!"

Dann sprang sie in einem letzten Aufbäumen der Lebenskraft aus dem Bette und eilte ans Fenster, das die steigende Sonne vergoldete. Sie lehnte sich daran, mit nackten Füßen, mit nackten Schultern, in ihrer ganzen jungfräulichen Reinheit, die schweren Haare aufgelöst, die sie gleich einem königlichen Mantel umhüllten. Nie war sie schöner, blühender in Gesundheit und Liebe erschienen.

„O, wie ich leide! Es ist aus, ich sterbe!"

Der Vater war herbeigeeilt, die Mutter stützte sie, umschlang sie mit ihren Armen, wie um daraus einen undurchdringlichen Schild gegen jede Gefahr zu bilden.

„Sei doch still, du närrisches Kind! Es ist nichts, es ist nur wieder ein Anfall, der vorübergehen wird. Sei brav, leg dich wieder nieder! Dein alter Freund Boutan ist schon auf dem Wege, morgen bist du wieder wohlauf."

„Nein, nein, es ist aus, ich sterbe!"

Sie fiel in ihre Arme, sie hatten gerade nur Zeit, sie wieder ins Bett zu legen. Und dann geschah das Entsetzliche, sie starb ohne ein Wort, ohne einen Blick, in wenigen Minuten, an einer Lungenkongestion.

Der sinnlose Blitzstrahl war niedergefahren, die blinde Sense hatte mit einem einzigen Streich den ganzen Frühling abgemäht. Das war so brutal, so furchtbar jäh und unerwartet, daß die Betäubung zuerst über den Schmerz den Sieg davontrug. Auf die Schreie Mathieus und Mariannens lief das ganze Haus herbei, erfüllte sich mit dem Lärm des Entsetzens, und sank dann in das tiefe Schweigen des Todes, alle Arbeit, alles Leben stand still. Und bestürzt, vernichtet standen nun die andern Kinder da: der kleine Nicolas, der noch nichts begriff; Grégoire, der Page von gestern; die drei Hofdamen Louise, Madeleine und Marguerite; die Größeren und am schwersten Betroffenen: Gervais und Claire. Aber andre waren noch auf dem Wege, die ältesten, Blaise, Denis und Ambroise, die eben nach Paris fuhren und noch nichts von dem unerwarteten, dem unfaßbaren Schlage wußten, der die Familie betroffen hatte. Wo wird die entsetzliche Nachricht sie erreichen? In welcher Verzweiflung werden sie wiederkehren? Und der Arzt, der herbeieilen wird! Und inmitten der Schreckensverwirrung der ersten Minuten ertönten die Verzweiflungsschreie Frédérics, des Bräutigams, der in heftigen Jammer über sein Unglück ausbrach. Er gebärdete sich wie wahnsinnig, er wollte sich töten, er klagte sich an, ihr Mörder zu sein, er hätte sie abhalten sollen, die Fahrt im Gewitter fortzusetzen. Man mußte ihn aus dem Zimmer, aus dem Hofe führen, um ein neues Unglück zu verhüten. Sein plötzlicher Wahnsinnsanfall hatte die Herzen gebrochen; die Thränen flossen, die unglücklichen Eltern, die Brüder, die Schwestern ergingen sich in lauten Klagen, und mit ihnen das ganze so hart betroffene Chantebled, in welches der Tod zum ersten Male eingetreten war.

Rose, großer Gott! Sie auf dem Totenbette, weiß, kalt, leblos! Sie, die Schönste, die Fröhlichste, die Geliebteste! Die, auf welche alle stolz waren, die alle bewunderten und vergötterten! Sie, hinweggerafft am Anfange eines Lebens, das noch so lang und glücklich zu werden versprach, zehn Tage vor ihrer Hochzeit, am Morgen nach diesem Tage übermütiger Fröhlichkeit, an dem sie so viel gescherzt, so viel gelacht hatte! Gestern noch so lebensvoll, so entzückend, voll toller Kindereinfälle, mit ihrem fürstlichen Empfange, ihrem königlichen Gefolge. Diese zwei am selben Tage zu feiernden Hochzeiten wären gleichsam die Blüte des gefesteten Glückes, des langandauernden Gedeihens der Familie gewesen, das aus dieser hohen Freude hätte erwachsen sollen. Bis heute hatten sie wohl manchen Schmerz erfahren, manche Thräne vergossen; aber sie hatten sich fest zusammengeschlossen, sich miteinander getröstet; noch keiner hatte am Abend bei der allgemeinen Umarmung gefehlt, die alles wieder gut machte. Und nun war ihnen die Beste entrissen, der Tod rief ihnen zu, daß es kein vollkommenes menschliches Glück giebt, daß die Tapfersten, die Erfolgreichsten in ihrer schönsten Hoffnung getroffen werden. Es ist kein Leben ohne Tod. Mit einem Schlage zahlten sie ihre Schuld an das menschliche Elend, und um so teurer, als sie sich einen größeren Lebensausschnitt erobert hatten, als sie reich schafften, um reich zu leben. Wenn alles um einen keimt und sproßt, wenn man die Fruchtbarkeit ohne Einschränkung erstrebt, die ununterbrochene Fortpflanzung, — welch furchtbare Mahnung an den ewigen dunkeln Schlund, in welchem die Welt sich erneuert, wenn das Unglück eines Tages niedersaust, die erste Bresche reißt, ein teures Wesen wegrafft! Mit einem Male klafft ein

Abgrund auf, die Hoffnung, die unendlich schien, ist vernichtet, und man steht betäubt vor der Erkenntnis, daß man nicht ewig leben und sich lieben kann.

Ach, die zwei schrecklichen Tage, die nun folgten! Der Hof war erstorben, kein Laut war hörbar als das Atmen und Stampfen der Tiere, die ganze Familie war herbeigeeilt, vereinigte ihre heißen Thränen, verzehrte sich in entsetzlichem Harren, während die entseelte Hülle noch da lag, von einer Fülle von Blumen bedeckt. Und welche grausame Verschärfung des Schmerzes, als am Tage vor dem Begräbnis der Leichnam in den Saal herabgeschafft wurde, in dem sie alle noch vor wenigen Stunden zum fröhlichen Mahle vereint gewesen und so lustig beraten hatten, in welch prächtiger Weise sie ihn für den großen Tag der Doppelhochzeit schmücken würden. Hier fand nun die letzte düstere Wacht bei der Toten statt, und keine Strauchgewächse, keine Blätterguirlanden schmückten den Raum, nur vier Wachskerzen brannten, und am Morgen gepflückte weiße Rosen hauchten welkend ihren Duft aus. Weder der Vater noch die Mutter wollten sich während dieser letzten Nacht niederlegen. Sie blieben Seite an Seite neben dem Kinde, das die Erde ihnen nun wieder nahm. Sie sahen sie wieder ganz klein, sechzehn Monate alt, um die Zeit ihres ersten Aufenthaltes in Chantebled, in dem ehemaligen Jagdpavillon, als sie eben entwöhnt worden war, und sie sie in der Nacht wieder zugedeckt hatten. Sie sahen sie später in Paris, wie sie des Morgens herbeigelaufen war und mit triumphierendem Lachen ihr Bett erklettert hatte. Sie sahen sie wachsen, schöner werden, in dem Maße als Chantebled selber wuchs, als ob alle die Gesundheit, alle die Schönheit dieser wieder befruchteten

Erde in ihr aufgeblüht wäre. Und nun war sie nicht mehr. Als dieser Gedanke, daß sie sie nie wieder sehen würden, sie überwältigte, suchten sich ihre Hände, vereinigten sich in einem schmerzerfüllten Drucke, während es ihnen schien, als ob aus derselben Wunde, aus ihren beiden durchbohrten Herzen ihr ganzes Leben, alle ihre kommenden Tage ausrännen. Die Bresche war nun geöffnet; würde nicht all ihr sonstiges Glück gleich diesem entfliehen? Und wenn auch die zehn andern Kinder da waren, von dem jüngsten, fünfjährigen, bis zu den zwei ältesten von vierundzwanzig Jahren, in Trauer gekleidet, weinend um ihre entschlafene Schwester geschart, gleich einem Trauerbataillon, das ihr die letzten Ehren erwies: weder Vater noch Mutter sahen sie mehr, zählten sie mehr, das Herz zerrissen von dem Verluste dieser einen, die ein Stück von ihnen mit sich hinwegnahm. Und in den großen kahlen Raum, den die vier Wachskerzen schwach erhellten, schien endlich die bleiche Morgendämmerung auf diese Totenwacht, diesen letzten Abschied der ganzen Familie.

Dann folgte noch ein grausamer Schmerz, als der Leichenzug über die weiße Straße zwischen den hohen Pappeln hinschritt, dieselbe Straße, über welche Rose so übermütig im Gewitter nach Hause gefahren war. Alle Verwandten, alle Freunde waren gekommen, die ganze Umgebung wollte ihre Teilnahme an dem niederschmetternden Unglück der Familie bekunden. Der Zug entfaltete sich diesmal wirklich zu außerordentlicher Länge hinter dem mit einem weißen Tuche bedeckten, mit weißen Rosen überstreuten Sarge. Die ganze Familie folgte ihm, auch die Mutter sowie die Schwestern hatten erklärt, daß sie die teure Tote nur am Rande des Grabes verlassen wollten. Dann kamen die näheren

Freunde: die Beauchêne, die Séguin. Aber unter ihren Thränen, von Kummer gebrochen, von Anstrengungen erschöpft, erkannten Mathieu und Marianne niemand. Sie erinnerten sich erst am nächsten Tage, daß sie Morange gesehen hätten, ohne sicher zu sein, ob es auch Morange gewesen, dieser schweigsame, unscheinbare Mann, der wie ein Schatten herangekommen war und ihnen weinend die Hand gedrückt hatte. Und ebenso erinnerte sich Mathieu, wie in einem schrecklichen Traume, der mageren Gestalt und des scharfen Profils Constances, die nach dem Hinablassen des Sarges sich ihm genähert und ihm allgemeine Trostworte gesagt hatte, während er glaubte, ihre Augen in entsetzlichem Triumphe flammen zu sehen.

Was hatte sie gesagt? Er wußte es nicht mehr. Das der traurigen Gelegenheit Angemessene natürlich, ebenso wie ihre Haltung die einer betrübten Verwandten gewesen. Aber eine brennende Erinnerung erwachte in ihm, an die Worte, die sie damals gesprochen hatte, als sie versprach, an der Doppelhochzeit teilzunehmen, und ihm mit bitterem Munde gewünscht hatte, daß das Glück von Chantebled fortdauern möge. So waren nun auch sie zerschmettert, diese so fruchtbaren, so erfolgreichen Froment! Und mit ihrem Glücke war's vielleicht für immer vorbei! Ein Schauer überlief sein Herz, sein Glauben an die Zukunft war erschüttert, die Furcht erfaßte ihn, daß die Fruchtbarkeit, das Gedeihen abbrechen und verdorren könnten, nun die Bresche einmal geöffnet war.

IV.

Ein Jahr später tauften Ambroise und Andrée ihr erstes Kind, einen Knaben, auf den Namen Léonce. Sie hatten sechs Wochen nach dem Tode Roses in aller Stille, ohne jede Festlichkeit, geheiratet. Diese Taufe sollte für Mathieu und Marianne, die noch in tiefer Trauer waren und den schrecklichen Schlag noch nicht verwunden hatten, den ersten fröhlichen Anlaß bilden, wieder auszugehen. Es war übrigens bestimmt, daß nach dem Kirchgange lediglich bei dem jungen Paare zu Mittag gegessen werden, und daß alle sodann wieder ihren Geschäften nachgehen sollten. Da die ganze Familie nicht kommen konnte, so sollten außer dem Großvater und der Großmutter nur die beiden Aeltesten, Denis und Blaise, anwesend sein, dieser mit seiner Frau, Charlotte. Beauchêne, der Pate, hatte als Patin Madame Séguin gewählt, denn die arme Constance, sagte er, schauderte seit dem Tode ihres Maurice bei dem bloßen Gedanken, ein Kind zu berühren. Sie hatte jedoch eingewilligt, an der Mahlzeit teilzunehmen, für welche Séguin sich entschuldigt hatte. Somit würden dennoch zehn Personen das kleine Speisezimmer der bescheidenen Wohnung in der Rue La Boëtie füllen, welche das junge Paar einstweilen innehatte, bis ihnen der erwartete Reichtum zu teil wurde.

Es war ein schöner, milder Morgen. Mathieu und Marianne, die selbst bei diesem freudigen Anlasse ihre Trauerkleider nicht hatten ablegen wollen, erheiterten sich allmählich an der Wiege dieses Neugeborenen, dessen Kommen ihnen gleich einem Wiederaufleben der Hoffnung war. Am Anfang des Winters war die Familie wieder von Trauer betroffen worden, Blaise hatte seinen kleinen Christophe

verloren, der im Alter von zweieinhalb Jahren der Bräune zum Opfer gefallen war. Aber gleichsam zur Entschädigung war Charlotte nun seit vier Monaten wieder schwanger, und der Schmerz der ersten Zeit war in bewegte Erwartung übergegangen. In der kleinen Wohnung herrschte eine angenehme Atmosphäre, sie war durchduftet von der blonden Anmut Andrées, erwärmt von dem sieghaften Temperament Ambroises: ein schönes Liebespaar, das sich gegenseitig vergötterte, und das Arm in Arm kühn zur Eroberung der Welt auszog. Während der Mahlzeit übte seine Wirkung auch der starke Appetit, das laute Lachen Beauchênes, des Paten, der sich sehr um seine Patin Valentine bemühte und ihr in einer scherzhaft übertriebenen Weise den Hof machte, die sie sehr belustigte; sie war mit ihren fünfundvierzig Jahren noch so zierlich, daß sie sich wie ein junges Mädchen gebärdete, obgleich auch sie nun schon Großmutter war. Nur Constance blieb ernst, ließ sich höchstens zu einem schwachen Lächeln auf ihren dünnen Lippen herbei, während manchmal ein Schatten durchbohrenden Leides über ihr mageres Gesicht glitt, wenn ihr Blick über diese fröhliche Tafel schweifte, von der, trotz der herben Verluste der letzten Zeit, eine neue Zukunftshoffnung mit unbesieglicher Kraft ausging.

Gegen drei Uhr verließ Blaise die Tafel, ohne Beauchêne noch ein Glas Chartreuse nehmen lassen zu wollen.

„Es ist wahr, Kinder, er hat recht,“ sagte dieser gehorsam. „Bei euch ist es sehr behaglich, aber wir müssen unbedingt nach der Fabrik zurück. Und wir entführen euch auch Denis, denn wir bedürfen seiner Erleuchtung für eine sehr wichtige Konstruktion. Ja, so sind wir einmal. Die Pflicht vor allem.“

Constance hatte sich ebenfalls erhoben.

„Der Wagen dürfte wohl unten sein. Willst du ihn benützen?“

„Nein, nein, wir gehen zu Fuß, das wird uns ein wenig den Kopf klären.“

Der Himmel hatte sich umzogen; und da es immer dunkler wurde, sagte Ambroise, der ans Fenster getreten war: „Ihr werdet naß werden.“

„Bah, das droht schon seit dem Morgen so. Wir werden wohl noch vorher die Fabrik erreichen.“

Constance erbot sich, Charlotte in ihrem Wagen mitzunehmen, um sie an der Thür des kleinen Häuschens abzusetzen, das sie bewohnte. Valentine hatte keine Eile, sie wollte ruhig nach ihrem zwei Schritte entfernt gelegenen Hause zurückkehren, sobald das Wetter sich geklärt hatte. Und was Mathieu und Marianne betrifft, so gaben sie dem zärtlichen Drängen Andrées nach und willigten ein, zum Diner dazubleiben und erst mit dem letzten Zuge nach Chantebled zurückzukehren. Das junge Paar war von dieser Zusage entzückt und klatschte freudig in die Hände.

Beim Abschiede der andern ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der allen in der fröhlichen Laune, die durch die reichliche Mahlzeit hervorgerufen worden, sehr komisch erschien. Constance hatte sich gegen Denis gewendet und bat ihn ruhig, indem sie ihn mit ihren hellen Augen ansah: „Lieber Blaise, seien Sie doch so gut, mir meine Boa zu bringen, die ich wahrscheinlich im Vorzimmer gelassen habe.“

Alle fingen zu lachen an, ohne daß sie verstand, aus welchem Grunde. Mit derselben Ruhe dankte sie Denis, als er ihr das Gewünschte brachte. „Danke, Blaise, Sie sind sehr freundlich.“

Dies rief einen allgemeinen Ausbruch schallenden Gelächters hervor, so drollig erschien ihre gelassene

Zuversichtlichkeit. Was hatten sie denn alle, daß sie sich über sie lustig machten? Sie ahnte endlich ihren Irrtum und faßte den jungen Mann schärfer ins Auge.

„Ach ja, es ist Denis und nicht Blaise. Was wollt ihr, ich verwechsle sie immer, besonders seitdem sie sich den Bart in der gleichen Art schneiden lassen.“

Um das, was dieses allgemeine Gelächter etwa Spöttisches haben könnte, zu verwischen, erwähnte Marianne wieder des in der Familie wohlbekannten Umstandes, daß sie selbst, wenn die beiden als kleine Kinder nebeneinander schliefen, sie hatte aufwecken müssen, um sie an ihrer verschiedenen Augenfarbe zu erkennen. Dann erzählten auch die andern, Beauchêne und Valentine, von den merkwürdigen Anlässen, bei welchen jeder von ihnen die Zwillinge verwechselt hatte, so vollkommen war ihre Aehnlichkeit, besonders an gewissen Tagen, unter gewissem Lichte. Und mitten in dem frohen Durcheinander dieses Gespräches trennte man sich, nachdem alle Arten von Umarmungen und Händedrücken gewechselt worden waren.

Im Wagen, der sie heimbrachte, richtete Constance nur spärliche Worte an Charlotte, indem sie eine heftige Migräne vorschützte, welche die zu lange hinausgezogene Mahlzeit verstärkt habe. Sie lehnte matt, mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Sitze und hing ihren Gedanken nach. Nach dem Tode Roses, als auch der kleine Christophe weggerafft worden war und die offene Wunde im Herzen der Froment vergrößert hatte, war sie von einer wiedererwachenden Hoffnung belebt worden. Ein Fieber hatte sie ergriffen, in dem, wie es ihr schien, ihr ganzes Wesen neu erstand. Blutwellen stiegen ihr ins Gesicht, ein heißes Beben durchzitterte sie, sie

verbrachte ganze Nächte in der Erregung der Begierde, sie, die dergleichen nie gekannt hatte. Gütiger Gott, kehrte etwa ihre Fruchtbarkeit, ihre Mutterschaft wieder? Geschieht es nicht manchmal, daß kräftige Bäume sich so, nach dem Blätterfall, in einem schönen Herbst wieder mit neuen Blüten und Blättern bedecken? Da wurde sie von einer sinnlosen Freude ergriffen. Je mehr Zeit seit dem schrecklichen Tage verflossen war, an welchem Gaude ihr schonungslos gesagt hatte, daß sie kein Kind mehr bekommen werde, desto stärker hatte sie angefangen, an dem Ausspruche des Arztes zu zweifeln; sie wollte und konnte ihr Unvermögen nicht zugeben, sie wollte lieber an den Irrtum eines andern glauben, der immerhin möglich war, so groß seine Autorität auch sein mochte. Ja, so war es, Gaude hatte sich geirrt. Sie horchte auf das Pochen des Lebens in ihren Adern, sie verfolgte leidenschaftlich dieses Aufwallen ihres Blutes, diese heißen Schauer, diese Beklemmungen, die sie nicht begriff, die sie für ein verspätetes Wiedererblühen ihres Geschlechtes hielt. Eines Nachts, als sie ihren Mann heimkommen hörte, war sie sogar nahe daran, sich zu erheben, ihn zu sich zu rufen, von der beseligenden Gewißheit erfaßt, doch noch ein Kind bekommen zu können. Dann traten starke Schmerzen auf, Boutan mußte gerufen werden, und es war ein neuer tödlicher Schlag, ein furchtbarer Sturz, als er lediglich ein vorzeitiges Eintreten des Klimakteriums, mit kaum sechsundvierzig Jahren, konstatierte, indem er durchblicken ließ, daß die Unterschlagungen das wohl beschleunigt haben mochten. Dieses Mal war der Baum des Lebens endgültig tot, nichts konnte mehr aus den verdorrten Zweigen sprießen, von denen nun die letzten Blüten abgefallen waren.

Seit zwei Monaten zehrte so Constance an ihrer

dumpfen Wut, nicht mehr Weib zu sein. Und am Vormittag, bei der Taufe, und jetzt hier im Wagen neben dieser schwangeren jungen Frau hatte ihre noch uneingestandene, gleich einer schimpflichen Krankheit geheim gehaltene Vernichtung ihr Lächeln vergiftet, sie mit Mißgunst und Haß erfüllt, böse Gedanken in ihr entstehen lassen. Das Kind, das sie verloren hatte, das Kind, das sie nicht mehr haben konnte, dieses so lange in ruhiger Sicherheit gewiegte, nun betrogene und nie wieder zu befriedigende Muttergefühl versetzte sie in eine krankhafte Seelenentartung, in welcher grauenhafte Rachegelüste in ihr entstanden, die sie sich selbst nicht zu gestehen wagte. Sie klagte die ganze Welt, alle Menschen, alle Ereignisse an, daß sie sich vereinigten, um sie zu martern. Ihr Mann war der jämmerlichste, der blödsinnigste Verräter, denn er verriet sie, indem er von Tag zu Tag immer mehr von der Fabrik diesem Blaise überantwortete, dessen Frau, wenn sie einen Sohn verlor, sogleich einen andern bekam. Sie sah mit Ingrimm ihren Mann so froh, so glücklich, seitdem sie ihn für seine niedrigen außerhäuslichen Freuden freigegeben hatte, ohne fortan etwas von ihm zu verlangen, nicht einmal seine Anwesenheit. Er trug nach wie vor seine sieghafte Ueberlegenheit zur Schau, indem er erklärte, er habe sich nicht geändert. Und so war es auch, denn mochte auch der thatkräftige Chef von einst ein markloser Wüstling geworden sein, der unaufhaltsam der Paralyse zusteuerte, er war jetzt wie damals nichts andres als der vollkommene Egoist, der nur das Bestreben hatte, dem Leben so viel Genuß als möglich abzugewinnen. Er sank unaufhaltsam, er hatte Blaise nur herangezogen, weil er glücklich war, in ihm einen tüchtigen Kopf und fleißigen Arbeiter zu finden, der ihm alle die Sorgen

abnahm, die seinen schlaffen Schultern zu schwer geworden waren, und der das Geld verdiente, das er für sein Vergnügen brauchte. Constance wußte, daß eine Teilhaberschaft geplant war. Ihr Mann hatte, wie es schien, sogar schon eine große Summe erhalten, um gewisse geheime Lücken zu stopfen, die er ihr verbarg, entstanden aus ungeschickten Spekulationen, schmutzigen Schulden. Und mit geschlossenen Augen dasitzend, während der Wagen weiterrollte, vergiftete sie sich die Seele mit dem Wiederholen aller dieser Dinge, sie hätte mögen vor Wut laut aufschreien, sich auf diese junge Frau, diese Charlotte neben ihr stürzen, die geliebte Gattin, die fruchtbare Mutter, um sie zu ohrfeigen und ihr das Gesicht zu zerfleischen.

Dann fiel ihr wieder Denis ein. Warum nahmen sie ihn mit nach der Fabrik? Wollte auch er sich an dem Raub beteiligen? Sie wußte gleichwohl, daß er, bis jetzt noch ohne feste Stellung, sich geweigert hatte, seinem Bruder an die Seite zu treten, da er der Ansicht war, daß für beide nicht Platz genug sei. Er besaß sehr gründliche Kenntnisse in der Mechanik und hatte den Wunsch, Stellung als Leiter in einer großen Schiffswerft oder Maschinenfabrik zu finden. Und eben seine Kenntnisse machten ihn zu einem wertvollen Berater, wenn die Fabrik ein neues Modell irgend einer großen landwirtschaftlichen Maschine herzustellen hatte. Sie dachte jedoch nicht weiter an ihn, er spielte in ihren Befürchtungen keine Rolle, denn er war für sie nur der Gast auf eine Stunde, der vielleicht morgen schon sich irgendwo am andern Ende Frankreichs niederlassen würde. Aber der Gedanke an Blaise kehrte unablässig, beklemmend wieder, und plötzlich überkam es sie wie eine Eingebung, daß, wenn sie sich beeile, in die Fabrik zu gelangen, ehe die drei Männer eintrafen, sie

Morange in seinem Bureau aufsuchen, ihn zum Sprechen bringen, von ihm viel erfahren könnte. Zweifellos hatte er, der erste Buchhalter, Kenntnis von dem Gesellschaftsvertrage, auch wenn der Vertrag nur erst im Entwurfe bestand. Und sie wurde erregt, fieberhaft ungeduldig, so rasch als möglich zu Morange zu kommen, überzeugt, von ihm vertrauliche Mitteilungen zu erlangen, mit denen sie dann nach Belieben schalten zu können gedachte.

Der Wagen fuhr eben über den Pont de Iéna, und sie sah zum Fenster hinaus.

„Mein Gott, wie langsam das geht! Wenn es wenigstens regnete, das würde mir vielleicht ein wenig Erleichterung verschaffen.“

Sie dachte, daß ein plötzlicher Regenguß ihr mehr Zeit lassen würde, da die drei Männer dann gezwungen wären, unter irgend einem Hausthor Schutz zu suchen. Und endlich bei der Fabrik angelangt, ließ sie halten, ohne ihre Gefährtin auch nur bis zu dem kleinen Häuschen zu bringen.

„Sie entschuldigen mich, meine Liebe, nicht wahr? Sie brauchen nur um die Ecke zu gehen.“

Charlotte nahm lächelnd und liebenswürdig ihre Hand und behielt sie einige Sekunden in der ihrigen, als sie beide ausgestiegen waren.

„Selbstverständlich, und ich danke Ihnen vielmals für Ihre Freundlichkeit. Und sagen Sie, bitte, meinem Mann, daß Sie mich in Sicherheit gebracht haben, denn er wird so leicht ängstlich, seitdem ich wieder in interessanten Umständen bin.“

Constance war gezwungen, ihrerseits zu lächeln und unter neuen Freundschaftsbezeigungen zu versprechen, daß sie den Auftrag ausrichten werde.

„Auf Wiedersehen also morgen!“

„Auf Wiedersehen! Auf morgen!“

Es war nun bereits achtzehn Jahre, daß Morange seine Frau, Valérie, verloren hatte, acht Jahre, seit seine Tochter Reine tot war. Aber als ob diese Katastrophen gestern eingetreten wären, trug er immer noch schwarze Kleidung, führte ein scheues, abgeschlossenes Leben und sprach nur das Allernotwendigste. Er war übrigens wieder der musterhafte Angestellte geworden, der gewissenhafte, peinlich genaue Buchhalter, pünktlich auf die Minute, wie verwachsen mit dem Sessel, auf dem er seit nun bald dreißig Jahren jeden Morgen Platz nahm; denn seine beiden Frauen, wie er voll leidenschaftlicher Liebe seine teuren Abgeschiedenen nannte, hatten seinen Willen, seinen Ehrgeiz mit sich genommen, alles, was er eine Zeitlang sich bemüht hatte, für sie an Erfolg, an großem Reichtum, an glänzendem, luxuriösem Leben zu erstreben. Er, der so Verlassene, in seine Schwachheit, seine kindliche Furchtsamkeit Zurückverfallene, hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als in diesem dunkeln gewohnten Winkel zu sterben, in dieser eintönigen Thätigkeit, die er jeden Morgen mit der Stumpfheit eines Pferdes in der Tretmühle wieder begann. Aber man vermutete, daß er zu Hause, in der Wohnung auf dem Boulevard de Grenelle, an der er eigensinnig festhielt, ein mysteriöses Leben führte, ein ganz eignes Sonderlingsdasein, dessen Geheimnis er mit ängstlicher Eifersucht hütete. Das Dienstmädchen hatte den Auftrag, niemand hereinzulassen. Sie selbst wußte übrigens nichts. Er überließ ihr wohl das Speisezimmer und den Salon, aber er duldete nicht, daß sie den Fuß ins Schlafzimmer, in das einstige eheliche Schlafzimmer setze, noch auch in das Zimmer Reines; nur er allein betrat diese Räume. Er schloß sich darin ein, um sie zu reinigen obgleich man nicht wußte, was er eigentlich dort that

Diese beiden Zimmer waren gleich von Schrecken umgebenen allerheiligsten Stätten, deren einziger Priester und deren einziger inbrünstiger Beter er zugleich war. Vergebens hatte das Dienstmädchen versucht, einen Blick hineinzuwerfen; vergebens drückte sie das Ohr an die Thür, wenn er die Feiertage darin verbrachte; sie konnte weder etwas sehen noch etwas hören. Keine Seele konnte sagen, welche Reliquien diese Kapellen enthielten, noch mit welchen religiösen Handlungen er sie verehrte. Ein andrer Gegenstand der Verwunderung war sein immer knickeriger werdender Geiz; er gab außer den sechzehnhundert Francs Miete und dem Lohn des Mädchens nichts aus, als die wenigen Sous, die sie ihm nur mit großer Mühe für den Haushalt abringen konnte. Er war nun bei einem Gehalt von achttausend Francs angelangt, von dem er sicherlich nicht die Hälfte verbrauchte. Was geschah mit seinen großen Ersparnissen, deren Genuß er sich versagte? In welches geheime Versteck vergrub er sie? Für welche geheime Leidenschaft, für welche tolle Einbildung verwendete er sie? Dabei war er sehr sanft, sehr sauber in seinem Aeußern, sein nun ganz weißer Bart war sehr gepflegt, und er kam mit einem schwachen Lächeln in sein Bureau, ohne daß etwas in dem Wesen dieses so pünktlichen und methodischen Menschen auf die Zertrümmerung in seinem Innern, auf die noch rauchende Asche deutete, die die Katastrophe seines Daseins zurückgelassen hatte.

Zwischen Constance und Morange hatte sich allmählich eine Art Gemeinschaft herausgebildet. Als sie ihn nach dem Tode seiner Tochter vernichtet in die Fabrik hatte zurückkehren sehen, war sie von tiefem Mitleid für ihn erfaßt worden, welchem, ihr selbst nicht bewußt, eine dumpfe persönliche Angst beigemischt war. Ihr Maurice sollte noch fünf

Jahre leben, aber sie war schon von Ahnungen bedrückt, sie konnte Morange nicht begegnen, ohne daß ein kalter Schauer ihr ans Herz griff: das war der Mann, der sein einziges Kind verloren hatte. Großer Gott, ein solches Unglück war also möglich? Und als sie, selbst von dem Schlage betroffen, die entsetzlichste Verzweiflung kennen gelernt, die klaffende, unheilbare Wunde empfangen hatte, da hatte sie sich diesem Bruder im Schmerze genähert und sprach zu ihm und behandelte ihn mit einer Sanftmut, die sie sonst niemand zeigte. Manchmal lud sie ihn ein, den Abend bei ihr zuzubringen, und sie sprachen miteinander, saßen auch oft lange schweigend, wortlos ihr Elend miteinander vereinigend. Später hatte sie dann diese Freundschaft benützt, um sich durch ihn von allen den Vorgängen in der Fabrik unterrichten zu lassen, von denen ihr Mann ihr nichts sagte. Besonders seitdem sie diesen in Verdacht hatte, daß er das Unternehmen schädige, unerlaubte Ausgaben mache, Schulden habe, trachtete sie, aus dem Buchhalter einen Vertrauten, selbst einen Spion zu machen, der ihr half, so viel als möglich von einer Leitung zu übernehmen, die sie in schlechten Händen sah. Daher eilte sie heute so sehr, in die Fabrik zurückzukehren; sie wollte die Gelegenheit ergreifen, allein mit ihm zu sein, überzeugt, ihn in Abwesenheit der Chefs dazu bringen zu können, ihr alles zu sagen.

Sie nahm sich kaum Zeit, Hut und Handschuhe abzulegen. Sie fand ihn in seinem kleinen Bureau, auf seinem unveränderlichen Platze, über sein ewiges Buch gebeugt, das vor ihm aufgeschlagen lag.

„Ah!“ sagte er erstaunt. „Das Taufmahl ist also schon vorüber?“

Sie richtete ihre Antwort gleich so ein, daß sie ihr als Uebergang zu dem diente, wovon sie sprechen wollte.

„Jawohl. Das heißt, ich bin nach Hause gegangen, weil ich wahnsinnige Kopfschmerzen hatte. Die andern sind noch dort geblieben ... Und da wir nun allein hier sind, so habe ich gedacht, daß es mir gut thun würde, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, lieber Freund. Sie wissen, wie ich Sie schätze ... Ach, ich bin ungücklich, sehr unglücklich!"

Sie war auf einen Sessel gesunken, von den Thränen erstickt, die sie gegenüber dem Glücke der andern so lange zurückgehalten hatte. Bestürzt, sie so zu sehen, selber kraftlos und hilflos, wollte er die Zofe herbeirufen, da er fürchtete, sie befände sich nicht wohl. Aber sie hielt ihn ab.

„Ich habe niemand mehr als Sie, lieber Freund! Alle Welt verläßt mich, alle Welt ist mir feindlich. Ich fühle es, man ruiniert mich, man arbeitet an meinem Verderben, als ob ich nicht ohnehin alles verloren hätte, als ich mein Kind verlor! Und da nur Sie allein mir geblieben sind, der Sie meine Qual mitfühlen können, der Sie auch Ihr Kind verloren haben, seien Sie barmherzig, stehen Sie mir wenigstens bei, sagen Sie mir die Wahrheit! Wenigstens werde ich mich verteidigen können."

Als sie von seinem Kinde sprach, hatte auch er zu weinen angefangen. Und nun konnte sie ihn ausfragen, er würde ihr antworten, ihr alles sagen, niedergedrückt, wie er von dem gemeinschaftlichen Schmerze war, den sie heraufbeschworen hatte. Er erzählte ihr denn, daß thatsächlich ein Vertrag zwischen Blaise und Beauchêne errichtet werden sollte, wenn auch nicht gerade ein Gesellschaftsvertrag. Beauchêne, der der Kasse der Fabrik beträchtliche Summen entnommen hatte, deren er für uneingestehbare Ausgaben bedurfte — eine Erpressungsgeschichte, hieß es, die Mutter eines kleinen Mädchens, die ihm mit dem Gericht drohte —, hatte

sich Blaise anvertrauen müssen, seinem Stellvertreter, dessen Thatkraft nun das ganze Unternehmen leitete, und hatte ihn gebeten, ihm einen Geldgeber zu verschaffen; und da hatte denn der junge Mann das Geld selbst vorgestreckt, zweifellos das Geld seines Vaters, das dieser hergeliehen hatte, erfreut, es im Namen seines Sohnes in der Fabrik anlegen zu können. Und um diese Angelegenheit nun zu regeln, war einfach vereinbart worden, die Eigentümerschaft des Hauses in sechs Teile zu zerlegen, deren einer auf Blaise an Zahlungs Statt übertragen werden sollte. Dieser wurde also zu einem Sechstel Miteigentümer der Fabrik, wenn nicht Beauchêne dieses Sechstel bis zu einem gewissen Zeitpunkte zurückkaufte. Die größte Gefahr aber war, daß Beauchêne, anstatt sich zu befreien, der Versuchung erliegen könnte, auch die übrigen Teile einen nach dem andern zu verkaufen, da er unaufhaltsam auf der Bahn der Vergeudung und des sinnlosen Thuns nach abwärts glitt.

Constance hatte zitternd und erbleichend zugehört.

„Das ist schon unterzeichnet?"

„Nein, noch nicht. Aber die Schriftstücke sind bereit, und die Unterschriften werden in den nächsten Tagen gewechselt werden. Es ist dies übrigens eine billige Lösung und die durch die Umstände gebotene."

Aber sie war offenbar nicht dieser Ansicht; ihr ganzes Wesen empörte sich, sie suchte mit aller Kraft ihrer Seele nach einem Hindernis, nach irgend einem unbesieglichen Mittel, um ihren Untergang, ihre Schande aufzuhalten.

„Mein Gott, was fang' ich an? Was soll ich thun?"

Und in ihrer verzweiflungsvollen Wut, daß sie nichts finden konnte, daß sie ohnmächtig war, rief sie aus: „O, dieser elende Blaise!"

Der gute Morange war darüber bestürzt. Er hatte noch nicht begriffen. Er trachtete daher, sie zu beruhigen, erklärte ihr, daß Blaise ein wackerer Mann sei, der sich in dieser Sache tadellos benommen habe, bemüht gewesen sei, den Skandal zu unterdrücken, und sich sogar sehr uneigennützig gezeigt habe. Und da sie, nun sie alles wußte, sich erhoben hatte, damit die zu Fuße zurückkehrenden Männer sie nicht hier träfen, erhob sich der Buchhalter gleichfalls, um sie durch die Galerie zu ihrer Wohnung zurückzubegleiten.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Madame, daß dieser junge Mann sich von keinerlei niedriger Berechnung hat leiten lassen. Alle Schriftstücke gehen durch meine Hand, niemand ist besser unterrichtet als ich. Wenn ich irgend welche Machenschaften vermutet hätte, so hätte ich den Mut gefunden, mich für Ihre Güte erkenntlich zu zeigen, indem ich Sie benachrichtigte."

Sie hörte ihm nicht mehr zu und hatte nur mehr den Wunsch, ihn los zu werden. In diesem Augenblicke brach der seit langem drohende Gußregen los und peitschte wütend die Fensterscheiben. Der Himmel war von einer so schwarzen Wolke verdunkelt, daß es beinahe Nacht wurde, obgleich es kaum vier Uhr war. Sie dachte nun, die drei würden bei einem solchen Regen sicher einen Wagen nehmen. Und sie beeilte ihre Schritte, immer von dem Buchhalter gefolgt.

„Nehmen Sie ein Beispiel," fuhr dieser fort. „Als der Vertrag aufgesetzt wurde . . ."

Er unterbrach sich plötzlich, stieß einen dumpfen Ruf aus und riß sie entsetzt zurück.

„Geben Sie acht!"

Vor ihnen öffnete sich ein Abgrund. Es befand sich hier, am Ende der Fabriksgalerie, ehe man in

den Verbindungsgang einbog, der ins Wohnhaus führte, ein starker Dampfaufzug, der dazu diente, einzelne Stücke in den Verpackungsraum hinabzubefördern. Er wurde jedoch nur an gewissen Tagen benutzt. In der Regel war die große Fallthür geschlossen; und wenn der Aufzug in Benutzung war, befand sich stets ein Mann da, der ihn bewachte und seine Thätigkeit regelte.

„Geben Sie acht, geben Sie acht!“ wiederholte Morange, starr vor Schrecken.

Der Aufzug war hinabgelassen, und die ungeheure Oeffnung gähnte zu ihren Füßen. Es befand sich kein Schutzgitter da, nichts was sie warnte, was sie hätte abhalten können, den grausigen Sturz zu machen. Der Regen schlug noch immer an die Scheiben, die Galerie war so dunkel, daß sie nur so vor sich hingegangen waren, ohne etwas zu sehen. Noch ein Schritt, und sie wären hinabgestürzt. Es war wie ein Wunder, daß der Buchhalter, beunruhigt durch die zunehmende Dunkelheit, den Abgrund, von dessen Vorhandensein er wußte, mehr gefühlt als gesehen hatte.

Constance, die noch nichts sah, wollte sich aus dem krampfhaften Griffe Moranges losmachen.

„Aber sehen Sie doch nur!“ rief er.

Er neigte sich vor und veranlaßte sie, sich auch über die Oeffnung zu beugen. Der Aufzugschacht ging hier gleich einem finsteren Brunnen drei Stockwerke tief bis ins Untergeschoß hinab. Ein feuchter Kellergeruch stieg herauf, man unterschied kaum die Umrisse der starken Eisenkonstruktion. Ganz unten brannte eine einzige Laterne, wie um die Grausigkeit und die Tiefe des Abgrundes besser zu zeigen. Sie wichen erbleichend zurück.

Morange erzürnte sich nun. „Das ist ja unerhört! Was thun sie denn eigentlich? Warum

wird die Vorschrift nicht befolgt? Gewöhnlich steht ein Mann da, der eigens als Wächter hergestellt wird, und der seinen Posten nicht verlassen darf, ehe der Aufzug wieder oben ist. Wo ist er? Was thut er denn?"

Er kehrte zu der Oeffnung zurück und rief mit zorniger Stimme: „Bonnard!"

Niemand antwortete, der Schlund blieb leer, finster, grundlos. Dieses Schweigen versetzte ihn in Wut.

„Bonnard! Bonnard!"

Immer noch nichts, nur der feuchte Hauch der Finsternis stieg herauf, wie aus der Stille eines Grabes.

Da entschloß er sich zu energischem Handeln. „Ich muß hinunter und diesen Bonnard suchen. Stellen Sie sich vor, wenn wir da hinabgestürzt wären! Nein, das ist zu arg. Er muß sofort die Thür schließen oder auf seinem Posten bleiben. Was macht er denn? Wo steckt er denn?"

Schon war er eine schmale Wendeltreppe hinabgestiegen, die längs des Aufzuges durch alle Stockwerke ging, als er noch mit allmählich verhallender Stimme zurückrief: „Ich bitte Sie recht sehr, Madame, erwarten Sie mich, bleiben Sie hier, um diejenigen zu warnen, die etwa vorbeikommen sollten."

Constance war allein. Der Regen trommelte noch immer gegen die Scheiben, aber das Tageslicht wurde allmählich etwas stärker, je mehr die schwarze Wolke vor dem Winde hinzog. Und nun sah sie in dem bleichen Licht Blaise am andern Ende der Galerie erscheinen. Er war eben zurückgekehrt und hatte die andern auf einen Augenblick verlassen, um sich in den Werkstätten irgend einen Aufschluß zu verschaffen, dessen sie bedurften. In

Gedanken versunken, mit seiner Arbeit beschäftigt, die ihn wieder in ihren Bannkreis zog, schritt er mit ein wenig gesenktem Kopfe ruhig vorwärts. Als sie ihn erblickte, kochte in ihrem Herzen der heiße Groll auf, die Wut über das, was sie eben gehört hatte, über diesen Vertrag, der morgen unterzeichnet werden sollte, und der sie berauben würde. Das war der Feind neben ihr, gegen sie, den sie in einem wilden Aufbäumen ihres ganzen Wesens hätte zerschmettern, hinauswerfen mögen wie einen falschen und betrügerischen Einschleicher.

Er kam näher. Sie stand dicht an der Wand, im dunkeln Schatten, so daß er sie nicht sehen konnte. Aber sie sah ihn, je mehr er sich näherte, mit eigenartiger Deutlichkeit in dem grauen Lichte. Nie noch war ihr die Breite seiner Stirn, die Klugheit seiner Augen, der feste Wille seines Mundes so aufgefallen. Und plötzlich durchfuhr es sie wie ein brennender Feuerstrahl: er ging auf die Oeffnung zu, er würde sicher hineinfallen, wenn sie ihn nicht aufhielt. Soeben war auch sie wie er von dort gekommen, wäre auch sie da hineingestürzt, wenn eine Freundeshand sie nicht zurückgehalten hätte. Sie fühlte noch den Schreckensschauer in den Adern, sie sah noch den feuchten schwarzen Schlund mit der kleinen Laterne unten. Das Entsetzliche tauchte auf, trat ihr deutlich vor Augen: der unter den Füßen schwindende Boden, der Sturz unter einem lauten Schrei, die Zerschmetterung.

Er kam näher. Gewiß, so etwas konnte nicht geschehen, sie würde ihn aufhalten, da eine kleine Handbewegung dazu genügte. Wenn er heran sein würde, dicht bei ihr, hatte sie nicht noch immer Zeit, den Arm auszustrecken? Aber aus einem dunkeln Winkel ihrer Seele erhob sich eine Stimme, sehr klar und kalt, die ihr kurze Worte zuflüsterte, welche

in ihre Ohren klangen wie Trompetenstöße. Wenn er tot wäre, dann wäre alles vorüber, dann würde er die Fabrik nicht bekommen. Sie, die von rasender Verzweiflung erfüllt war, daß sie kein Hindernis erdenken konnte, brauchte nur den hilfreichen Zufall walten zu lassen. Und die Stimme sagte das, wiederholte das mit schneidender Beharrlichkeit, ohne sonst etwas hinzuzufügen. Nachher kam nichts. Nachher gab es nur einen zerschmetterten, vernichteten Menschen, einen mit Blut bespritzten finsteren Schlund, in dem sie nichts mehr sah, nichts mehr dachte, nichts mehr voraus wußte. Was würde später geschehen? Sie wollte nichts wissen, es gab gar kein Später. Die gebieterische Stimme verlangte nur die brutale, die unverzügliche That. Wenn er tot wäre, dann wäre alles vorüber, dann würde er die Fabrik nicht bekommen.

Er kam näher. Da entstand ein furchtbarer Kampf in ihr. Wie lange dauerte er? Tage, Jahre? Ohne Zweifel nur einige Sekunden. Sie war selbstverständlich entschlossen, ihn anzuhalten, sie war sicher, daß sie den wahnsinnigen Gedanken verjagen werde, wenn der Augenblick für die entscheidende Gebärde da war. Aber dieser Gedanke nahm gleichwohl immer mehr Besitz von ihr, ging in ihren Körper über, wurde ein physisches Bedürfnis wie Hunger und Durst. Sie lechzte danach bis zur Pein, sie wurde von einem jener Anfälle heißer Gier ergriffen, aus denen das Verbrechen entsteht, der Ueberfall auf den Vorübergehenden auf der Straße, der Meuchelmord. Es schien ihr, als ob es ihr Leben kosten müsse, wenn sie die Gier nicht befriedigte. Eine siedende Leidenschaft, ein wahnsinniges Verlangen nach der Vertilgung dieses Menschen schlug über ihr zusammen, wie er so näher kam. Sie sah ihn nun genauer, und Haß und Wut

erfüllten sie. Seine Stirn, seine Augen, sein Mund flößten ihr quälenden Abscheu ein. Ein Schritt, noch einer, und noch einer, und er wird bei ihr sein. Noch einen Schritt, und sie wird die Hand ausstrecken, um ihn abzuhalten, so wie er daran rührte.

Er kam näher. Was geschah, großer Gott? Als er da war, so in Gedanken versunken, daß er an ihr vorbeistreifte, ohne sie zu bemerken, wurde sie zu Stein. Ihre Hand war erstarrt, sie konnte sie nicht erheben, sie hing zentnerschwer herab. Die Glut ihres Fiebers hatte einer Eiseskälte Platz gemacht, die ihren Geist und ihre Glieder lähmte, während ein heftiges Brausen, das in ihr entstand, sie betäubte. Aller Widerstreit war verschwunden, das Verlangen nach diesem Tode wurde verzehrend, unwiderstehlich, unter der unablässigen gebieterischen Stimme in ihrem Innern, die sie am Wollen und Handeln hinderte. Er würde sterben, er würde die Fabrik nicht bekommen. Und starr, an die Mauer gedrückt, ohne zu atmen, hielt sie ihn nicht an. Sie hörte das leichte Geräusch seines Atems, sie sah sein Profil, dann seinen Nacken. Er war vorüber. Noch ein Schritt, noch ein Schritt. Gleichwohl, wenn sie ihn anrief, konnte sie noch immer, in dieser letzten Sekunde, das Schicksal ändern. Sie glaubte die Absicht zu haben, aber sie biß die Zähne aufeinander, daß sie beinahe brachen. Dann machte er noch einen Schritt, ohne auch nur aufzublicken, vertrauend auf den wohlbekannten Boden, ganz in Gedanken an seine Arbeit versunken. Und der Boden schwand, ein lauter, furchtbarer Schrei, der Luftstoß des Sturzes, das dumpfe Aufschlagen unten in der Finsternis.

Constance rührte sich nicht. Einen Augenblick stand sie versteinert, immer noch horchend, immer noch wartend. Aber nichts kam aus dem Abgrund

als ein tiefes Schweigen. Sie hörte den Regen mit neuer Wut gegen die Scheiben peitschen. Dann entfloh sie, durcheilte den Verbindungsgang, kam in ihren Salon. Hier fand sie sich selbst wieder, befragte sich. Hatte sie denn das Entsetzliche gewollt? Nein, ihr Wille hatte keinen Teil daran. Sicherlich war ihr Wille gelähmt gewesen, unfähig zum Handeln. Wenn es geschehen war, so war es unabhängig von ihr geschehen, denn sicherlich war sie geistesabwesend gewesen. Das Wort, die Macht dieses Wortes, beruhigte sie. Sie klammerte sich daran, wiederholte es. Ja, ja, so war es, sie war geistesabwesend gewesen. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber, ohne einen Fehltritt, ohne eine schlechte That. Sie hatte nie gesündigt, nicht einmal eine unerlaubte Bosheit lastete auf ihrem Gewissen. Eine anständige Frau, hatte sie ihre Würde bewahrt, inmitten der Ausschweifungen ihres Mannes. Eine leidenschaftlich liebende Mutter, stieg sie ihren Leidensweg hinan seit dem Tode ihres Sohnes. Und diese Erinnerung an Maurice allein entzog sie auf einen Augenblick ihrer thränenlosen Starrheit, stieg wie mit einem Anfang von Schluchzen in ihrem Halse auf, als ob hier der Grund ihres Wahnsinns läge, die Erklärung des Verbrechens, nach der sie vergeblich suchte. Ein Schwindel überkam sie wieder — ihr Sohn tot, der andre Herr geworden an seiner Statt, — diese ganze rasende Auflehnung gegen die Entthronung des einzigen Sohnes, des Kronprinzen, flammte wieder auf, diese ganze vergiftete Wut, die in ihr gärte, sie zerrüttete, sie sinnlos bis zum Morde trieb. Hatte diese grauenhafte Flut in ihr also schon das Hirn überschwemmt? Ein Aufwallen des Bluts genügt, um das Bewußtsein zu verdunkeln. Aber sie beharrte dabei, geistesabwesend gewesen zu sein, drängte ihre Thränen zurück, blieb

starr. Keine Reue kam über sie. Es war geschehen, es war gut so. Es hatte so sein müssen. Sie hatte ihn nicht gestoßen, er war allein gefallen. Wenn sie nicht dagewesen wäre, wäre er ebenso gefallen. Da sie also nicht dagewesen war, da ihr Verstand, da ihre Seele nicht dagewesen waren, so ging es sie nichts an. Und das Wort erhob sich immer wieder, sprach sie los, bejubelte den Sieg: er war tot, er würde die Fabrik nicht bekommen.

Inmitten des Salons stehend, horchte Constance indes angestrengt hinaus. Warum hörte sie nichts? Wie sie lange brauchten, um hinabzusteigen und ihn aufzuheben! Fieberhaft wartete sie auf den Aufruhr, auf den steigenden Lärm des Entsetzens, der aus der Fabrik heraufkommen sollte, die schweren Schritte, die lauten Stimmen — wartete mit angehaltenem Atem, bei dem leichtesten fernen Geräusche erbebend. Aber die Ruhe war endlos, nichts kam herauf als Schweigen. Wieder vergingen Minuten, sie fühlte sich glücklich über den warmen Frieden ihres Salons. Es war wie ein Asyl ehrsamer Bürgerlichkeit, vornehmer Behaglichkeit, wo sie sich beschützt, geborgen fühlte. Wohlbekannte kleine Gegenstände, ein mit einem Opal geziertes Parfümfläschchen, ein Papiermesser aus oxydiertem Silber, das in einem Buche steckte, gaben ihr ein Gefühl vollkommener Sicherheit. Sie war überrascht, sie da ruhig wiederzufinden, bewegt von ihrem Anblick, als ob sie eine neue Bedeutung gewonnen hätten. Dann überlief sie eine leichte Kälte, sie bemerkte, daß ihre Hände eisig waren. Sie rieb sie leicht gegeneinander, um sie ein wenig zu erwärmen. Warum empfand sie nun eine so große Mattigkeit? Es war, als ob sie von einem weiten Wege zurückgekehrt wäre, als ob sie irgend ein Unfall betroffen hätte, als ob sie von Streichen zerschlagen wäre. Sie fühlte eine Art gesättigter

Schläfrigkeit, als ob sie, nachdem sie zu hungrig gewesen, sich an etwas zu satt gegessen hätte. Wenn ihr Mann von seinen Orgien heimkehrte, hatte sie ihn manchmal so gesehen, so vollkommen ersättigt, daß er stehend einschlief, endlich ruhig geworden, ohne Wunsch und ohne Bedauern. Und auch sie wünschte nun nichts mehr, in der Mattigkeit, die sie einschläferte, lediglich erstaunt, sie wußte nicht worüber, unklar betroffen von irgend etwas. Sie horchte jedoch wieder hinaus, indem sie sich sagte, daß sie, wenn dieses erschreckende Schweigen fortdauere, sich niedersetzen, die Augen schließen, einschlafen werde. Und aus noch weiter Ferne schien ein leichtes Geräusch zu kommen, kaum ein Hauch.

Was war es? Nein, noch nichts. Vielleicht war alles nur ein grauenhafter Traum gewesen: der herankommende Mann, der Abgrund, der entsetzliche Schrei. Vielleicht war das alles gar nicht wahr, da sie nichts hörte. Von unten hätte der Lärm mit anschwellendem Brausen heraufkommen, eilig über die Treppen und Gänge laufende Schritte hätten ihr die Nachricht bringen müssen. Dann hörte sie wieder das leichte Geräusch, sehr entfernt, aber näherkommend. Es war jedoch keine Menge, kaum ein einzelner Schritt, wahrscheinlich der eines auf dem Quai Vorübergehenden. Aber nein, es kam aus der Fabrik, nun sehr deutlich, erst die Treppen herauf, dann einen Korridor entlang. Und die Schritte beschleunigten sich, und ein keuchender Atem wurde vernehmbar, so unheilverkündend, daß sie endlich das Entsetzliche kommen fühlte. Die Thür wurde aufgerissen.

Morange kam herein. Er war allein, fassungslos, totenbleich, stammelnd.

„Er atmet noch, aber er hat sich den Schädel eingeschlagen, er ist verloren.“

„Was haben Sie?“ fragte sie. „Was ist geschehen?“

Er starrte sie verständnislos an. Er war atemlos heraufgelaufen, um eine Erklärung über die Katastrophe zu verlangen, die seinen armen Kopf zum Wahnsinn zu bringen drohte. Die anscheinende Unwissenheit und Gemütsruhe, in der er sie fand, machten ihn vollends verwirrt.

„Aber,“ rief er, „ich habe Sie doch bei der Oeffnung des Aufzuges gelassen!“

„Jawohl, Sie haben mich dort gelassen. Sie sind hinabgestiegen, und ich bin sogleich hierher gegangen.“

„Aber,“ sagte er wieder mit verzweifelter Heftigkeit, „ehe ich hinabstieg, habe ich Sie doch gebeten, mich da zu erwarten, bei der Oeffnung zu bleiben, damit niemand hinabstürze!“

„O nein, Sie haben mir nichts gesagt, oder ich habe wenigstens nichts dergleichen gehört oder verstanden.“

Entsetzt fuhr er fort sie anzustarren. Sie log sicherlich. Wenn sie sich auch ruhig stellte, er hörte ihre Stimme beben. Und dann war es zweifellos, daß sie noch hatte dort sein müssen, da er nicht einmal Zeit gehabt hatte, bis hinunter zu gelangen. Plötzlich erinnerte er sich ihres Gespräches, der Fragen, die sie gestellt hatte, des Ausrufs ihres Hasses gegen den, den man blutüberströmt unten gefunden hatte. Und unter dem eisigen Entsetzen, das ihn erstarren machte, brachte der arme Mann nichts andres heraus als: „Nun, Madame, der arme Blaise ist hinter Ihnen drein gekommen und hat sich den Schädel zerschmettert!“

Sie spielte ihre Rolle vortrefflich, erhob zitternd die Hände und rief mit erstickter Stimme:

„Großer Gott! Welch schreckliches Unglück!“

In diesem Augenblicke drang ein immer stärker werdendes Geräusch durch das Haus. Die Thür des Salons war offen geblieben, und man hörte durch dieselbe Stimmen und Schritte, das dumpfe Murmeln herannahender Menschen. Auf der Treppe wurden Befehle gegeben, schwere Tritte, keuchendes Atmen wurde vernehmbar, alles was das Tragen einer ungelenken, vorsichtig gehandhabten Last begleitet.

„Man bringt ihn herauf!" rief Constance mit einem unwillkürlichen Aufschrei, womit sie sich dem Buchhalter vollends verriet. „Man bringt mir ihn hierher!"

Sie erhielt die Antwort nicht von Morange, der betäubt dastand, als hätte er einen Schlag auf den Kopf empfangen. Beauchêne war plötzlich erschienen; er war dem Verunglückten vorausgeeilt, fahl und verstört, von Furcht gepackt durch diesen plötzlichen Eintritt des Todes, der sein Leben der Freuden unterbrach.

„Meine Liebe, Morange hat dir wohl gesagt, welch entsetzliche Katastrophe sich ereignet hat. Es ist noch ein Glück, daß Denis da war, um uns der Familie gegenüber zu entlasten. Und Denis war es auch, der sich widersetzte, als wir den Unglücklichen in seine Wohnung bringen wollten, indem er ausrief, daß wir seine Frau, in den Umständen, in denen sie sich befindet, töten würden, wenn wir ihr ihren Mann sterbend ins Haus brächten! Da blieb uns also nichts, als ihn hier heraufzuschaffen."

Er wandte sich mit verzweifelten Gebärden wieder der Treppe zu, und man hörte wieder seine bebende Stimme: „Langsam, langsam, gebt auf das Geländer acht!"

Der traurige Zug betrat den Salon. Man hatte Blaise auf eine Matratze gebettet und diese auf eine

Tragbahre gelegt. Denis, totenbleich, ging hinterdrein und hielt das Polster, auf dem der Kopf seines Bruders mit geschlossenen Augen und einer Blutspur über der Stirn ruhte, während vier Arbeiter der Fabrik die Bahre trugen. Ihre dicken Schuhe drückten den Teppich nieder, die leichten Möbel wurden beiseite geschoben, um diesem Einzug des Grausens und Entsetzens die Bahn zu öffnen.

Beauchêne, der fortfuhr den Transport zu leiten, dachte mitten in seiner Bestürzung daran, zu sagen: „Nein, nein, wir wollen ihn nicht hier lassen, im Nebenzimmer ist ein Bett. Heben wir ihn vorsichtig samt der Matratze auf und legen wir ihn so aufs Bett."

Es war das Zimmer Maurices, mit dem Bett, auf dem Maurice gestorben war, welches Zimmer Constance in ihrer mütterlichen Verehrung unverändert erhalten und dem Andenken ihres Sohnes so geweiht hatte, wie er es damals verließ. Aber was sollte sie sagen? Wie es verhindern, daß nun auch dieser Blaise hier starb, von ihr getötet?

Dieser Greuel, diese vom rächenden Geschick gewollte Entweihung erfüllte sie mit einer solchen Empörung, daß sie davon wie gepeitscht wurde, daß es sie aufrecht erhielt, als sie, von einem Schwindel befallen, den Boden unter sich weichen fühlte. Und sie bewies eine außerordentliche Willenskraft und schamlosen Mut. Als der Verunglückte an ihr vorbeigetragen wurde, straffte sich ihr magerer, kleiner Körper und schien zu wachsen. Sie sah ihn an, und ihr gelbes, unbewegliches Gesicht erlitt keine Veränderung als ein leichtes Erzittern der Augenlider und ein unwillkürliches Zucken um ihren linken Mundwinkel, das ihn ein wenig verzog. Das war alles, dann war sie wieder tadellos in Geste und Rede, that und sagte das Nötige, ohne Ueberschwang,

anscheinend bloß ergriffen durch die Plötzlichkeit des Unglücks.

Im Zimmer war indessen das Nötige geschehen. und die Träger entfernten sich erschüttert. Sogleich nach dem Sturze hatte man dem Vater Moineaud aufgetragen, in einen Wagen zu springen und Doktor Boutan, womöglich auch einen Chirurgen, wenn er einen unterwegs finden könne, herbeizurufen.

„Mir ist es doch lieber, daß er da ist, als im Untergeschoß," sagte Beauchêne mechanisch wieder, vor dem Bette stehend. „Er atmet noch immer, sehen Sie, jetzt war es sehr deutlich. Wer weiß, vielleicht rettet ihn Boutan noch."

Aber Denis gab sich keiner Täuschung hin. Er hatte eine der regungslosen und kalten Hände seines Bruders in die seinige genommen, und er fühlte, wie sie zum Nichts wurde, als ob auch sie im Sturze zerschmettert und dem Leben entrissen wäre. Einen Augenblick stand er noch unbeweglich an diesem Trauerbette, in der sinnlosen Hoffnung, daß sein inniger Druck etwas von seinem Herzblute auf den Sterbenden übertragen könne. War dieses Blut nicht beiden gemeinsam? Hatten sie, in ihrer Zwillingsbruderschaft, es nicht gemeinsam getrunken? Die Hälfte seines Selbst starb hier dahin. Unten hatte er, nach einem Schrei furchtbaren Entsetzens, nichts mehr gesagt. Plötzlich sprach er:

„Ich muß zu Ambroise gehen, um meinem Vater und meiner Mutter zu sagen, was geschehen ist. Er atmet noch, und sie könnten vielleicht noch früh genug kommen, um von ihm Abschied zu nehmen."

„Soll ich sie holen?" fragte Beauchêne bereitwillig.

„Nein, nein, ich danke. Ich wollte Sie zuerst um diesen Dienst bitten, aber ich habe überlegt,

nur ich kann meiner Mutter das Entsetzliche mitteilen ... Sagen Sie auch Charlotte noch nichts. Wir werden dann sehen, wenn ich zurückgekehrt sein werde. Vielleicht verzieht der Tod ein wenig, vielleicht finde ich meinen armen Bruder noch."

Er neigte sich und küßte Blaise, der noch immer unbeweglich, mit geschlossenen Augen, schwach atmend dalag. Dann küßte er ihm noch mit verzweifelter Gebärde die Hand und eilte fort.

Constance beschäftigte sich um den Verwundeten, ließ sich von der Zofe warmes Wasser bringen, um ihm die Stirn zu waschen. Man konnte nicht daran denken, ihm den Rock auszuziehen, man begnügte sich damit, ihn so viel als möglich zurechtzurichten, bis der Arzt kam. Während dieser Vorbereitungen kam Beauchêne wieder auf das Unglück zu sprechen, verstört, fassungslos.

„Sollte man es für möglich halten? Ein solches Zusammentreffen unsinniger Zufälle! Unten rutscht der Transmissionsriemen ab, so daß der Maschinist den Aufzug nicht wieder hinaufbringen kann. Bonnard oben wird ungeduldig, ruft hinab, und steigt wütend hinunter, da er keine Antwort bekommt. Dann kommt Morange, wird auch ungeduldig, und geht seinerseits hinunter, da er von Bonnard keine Antwort bekommen kann. Und dann kommt Blaise und stürzt hinab! Der arme Bonnard, er weint wie ein Kind, er wollte sich umbringen, als er sah, was er angerichtet hat!"

Plötzlich unterbrach er sich, um Constance zu fragen: „Ja, und du? Morange sagte mir doch, er habe dich oben an der Oeffnung zurückgelassen?"

Sie stand vor ihm im vollen Licht, das durchs Fenster hereinkam. Sie zwinkerte wieder nur mit den Augenlidern, und ihr linker Mundwinkel zuckte leicht.

„Ich, ich bin sogleich durch den Gang hierher zurückgekehrt. Morange weiß es ja."

Morange hatte sich kraftlos, mit wankenden Knieen auf einen Sessel fallen lassen. Unfähig, irgend welchen Beistand zu leisten, erwartete er stumm das Ende von dem allen. Als er Constance mit solcher Ruhe lügen hörte, sah er sie an. Sie war die Mörderin, er bezweifelte es nicht mehr. Und ein Verlangen erfaßte ihn, es zu sagen, es laut hinauszuschreien.

„Er glaubt aber, dich gebeten zu haben," fuhr Beauchêne fort, „nicht wegzugehen, sondern als Wache dazubleiben."

„In keinem Falle habe ich etwas gehört," erwiderte sie kalt. „Wäre ich denn fortgegangen, wenn er mich um etwas dergleichen gebeten hätte?"

Und sich gegen den Buchhalter wendend, sah sie ihn kühn mit ihren blassen Augen an.

„Erinnern Sie sich nur, Morange. Sie sind wie sinnlos hinuntergelaufen, und ich bin weitergegangen."

Unter dem Blick dieser blassen Augen, die sich stählern in die seinen bohrten, wurde er von Furcht ergriffen. Seine ganze Schwäche kehrte wieder, die ganze Mutlosigkeit seiner weichen und unselbständigen Natur. Konnte er sie eines so entsetzlichen Verbrechens anklagen? Er stellte sich die unerhörten Folgen vor. Und er wußte selbst nichts mehr gewiß, sein armer schwacher Kopf verwirrte sich. Er stammelte: „Es ist wohl möglich, ich glaubte, daß ich es gesagt hätte ... Es wird wohl so sein, da es nicht anders sein kann."

Mit einer Gebärde unendlicher Mattigkeit verfiel er wieder in Schweigen. Er hatte die Mitschuld, die sie ihm zuschob, auf sich genommen. Einen Augenblick erfaßte ihn der Wunsch, sich zu erheben,

um zu sehen, ob Blaise noch atmete. Aber er wagte es nicht. In dem Gemach trat tiefe Stille ein.

Ach, welcher Schmerz, welche Folterqual, als Denis mit Mathieu und Marianne im Wagen saß, um sie zu seinem Bruder zu bringen! Er hatte zuerst nur von einem Unfall, von einem schweren Sturz gesprochen. Aber als der Wagen seinem Ziele näher kam, war seine Verzweiflung zum Ausbruch gekommen, und weinend hatte er auf ihre entsetzten Fragen alles gesagt. Und als sie endlich die Fabrik erreichten, da zweifelten sie nicht mehr, ihr Kind war tot. Die Arbeit war eingestellt worden, und sie erinnerten sich ihres Besuches am Tage nach dem Tode Maurices. Sie traten in dieselbe Reglosigkeit, in dieselbe Grabesstille ein. Das ganze sausende Leben war mit einem Schlage zum Stillstande gekommen, die Maschinen waren kalt und stumm, die Werkstätten finster und leer. Keine Seele, kein Laut, kein Zischen des Dampfes, der der Atem dieses Hauses war. Der Chef war tot, so war auch das Haus tot. Ihr Entsetzen stieg, als sie inmitten dieser vollkommenen Verlassenheit aus der Fabrik ins Wohnhaus kamen; die Galerie war verödet, die Treppe hallte, alle Thüren waren oben offen, als betrete man eine seit langem verlassene, unbenutzte Wohnung. Im Vorzimmer fanden sie keinen Bedienten. Wieder durchlebten sie dasselbe Drama des plötzlichen Todes, aber diesmal war es ihr Sohn, den sie in demselben Zimmer, auf demselben Bette fanden, kalt, bleich und leblos.

Blaise war im Veratmen. Boutan stand am Bette und hielt die regungslose Hand, in der sich der letzte schwache Pulsschlag verlor. Und als er Mathieu und Marianne eintreten sah, die instinktiv den Salon mit den verschobenen Möbeln durcheilt

hatten, in dieses Zimmer gestürzt waren, dessen Todesluft sie wiedererkannten, da konnte er nur, die Augen voll schwerer Thränen, murmeln: „Meine armen Freunde, küssen Sie ihn, Sie werden noch ein wenig von seinem letzten Atemzug erhaschen.“

Der schwache Atem war im Begriff zu verfliegen, und die arme Mutter und der arme Vater hatten sich schluchzend, laut jammernd, über ihn geworfen und küßten diese Lippen, die eben noch vom letzten Lebensschauer erbebten. Ihr Blaise war tot. Wie Rose, nur ein kurzes Jahr später, war er plötzlich hingerafft worden, an einem festlichen Tage. Die kaum verharschte Wunde ihres Herzens war in schrecklicher Weise wieder aufgerissen. In ihrem langen Glücke war dies die zweite furchtbare Mahnung an das menschliche Elend, der zweite Axthieb, der auf das blühende Wachstum ihrer gesunden und glücklichen Familie niederfiel. Und mit steigendem Entsetzen fragten sie sich: hatten sie also ihre aufgehäufte Schuld an das Unglück noch nicht ganz bezahlt? Würden sie nun, Schlag auf Schlag, allmählich der Vernichtung anheimfallen? Schon als ihre Rose unter Blumen im ewigen Schlafe dagelegen hatte, war die Furcht an sie herangeschlichen, daß die Fruchtbarkeit und das Gedeihen abbrechen und verdorren könnten, nun die Bresche einmal geöffnet war. Und durch diese blutige Bresche wurde ihnen nun auch ihr Blaise in schrecklicher Weise entführt, zerschmettert von dem eifersüchtigen Zorne des Schicksals. Und morgen würde vielleicht ein andres ihrer Kinder von ihren Herzen gerissen werden, um auch seinerseits den Preis für ihr Glück und ihre Schönheit zu bezahlen!

Lange schluchzten Mathieu und Marianne, am Bette knieend. Constance hielt sich in einiger Entfernung, stumm, wie in bebender Trostlosigkeit.

Beauchêne hatte sich, wie um die Furcht vor dem Tode zu besiegen, die ihn schüttelte, an den ehemaligen Schreibtisch Maurices gesetzt, der als pietätvolles Andenken im Salon stehen geblieben war, und versuchte eine Kundmachung an die Arbeiter zu entwerfen, worin ihnen mitgeteilt werden sollte, daß die Fabrik bis zum Tage nach dem Leichenbegängnisse geschlossen bleiben würde. Er bemühte sich vergeblich die Worte zu finden, als er Denis bemerkte, der aus dem Zimmer herauskam, nachdem er alle seine Thränen geweint und seine Seele in einen letzten Kuß gelegt hatte, den er auf seines Bruders Stirn drückte. Er rief ihn, schien ihn zerstreuen zu wollen, indem er sich von ihm helfen ließ.

„Setze dich daher, und fahre fort."

Und Constance, die auch hereinkam, hörte diese Worte. Es waren die Worte, die ihr Mann damals gesprochen hatte, als er Blaise sich an diesen selben Schreibtisch Maurices setzen ließ, an jenem Tage, da er ihm den Platz ihres armen Kindes eingeräumt hatte, dessen Körper noch im Nebenzimmer auf dem Bette lag. Sie fuhr zurück, das Herz stand ihr still, als sie Denis an diesem Schreibtisch sitzen sah. War das nicht der auferstandene Blaise? So wie sie an diesem selben Nachmittag, nach dem fröhlichen Taufmahle, die Zwillinge verwechselt hatte, so sah sie nun hier Blaise in Denis wieder, einander so gleich, daß auch ihre Eltern sie einst nur nach der Farbe ihrer Augen unterscheiden konnten. Blaise war wiedergekehrt, er hatte seinen Platz wieder eingenommen; er würde doch die Fabrik bekommen, trotzdem sie ihn getötet hatte. Sie hatte sich getäuscht; wenn er auch tot war, so würde er doch die Fabrik bekommen. Sie hatte einen von ihnen getötet, von diesen Froment, aber ein andrer kam zum Vorschein. Wenn einer starb, trat ein andrer

in die Lücke. Und ihr Verbrechen erschien ihr mit einemmal so nutzlos, so sinnlos, daß sie stumpf vor sich hinstierend dastand, fühlte, wie ihr Haar sich sträubte, wie ihr der Angstschweiß ausbrach, als sähe sie ein Gespenst.

„Es ist eine Kundmachung für die Arbeiter," erklärte Beauchêne. „Wir werden sie ans Thor kleben."

Sie raffte sich auf, näherte sich und sagte zu ihrem Manne: „Mach doch das selbst. Warum bemühst du Blaise in einem solchen Augenblicke?"

Sie hatte Blaise gesagt, und wieder faßte sie das kalte Grauen. Unwillkürlich hörte sie sich dort in dem Vorzimmer wieder sagen: „Blaise, wo habe ich meine Boa hingethan?" Und Denis hatte sie ihr gebracht. Was half es, Blaise zu töten, wenn Denis da war? Wenn der Tod einen dieser Soldaten des Lebens abmäht, so tritt gleich ein andrer an die leer gewordene Stelle.

Aber sie sollte noch eine letzte Niederlage erleiden. Marianne und Mathieu kamen heraus, während Morange, in einem unklaren Bedürfnis sich zu bewegen, stumpfsinnig auf und ab ging, immer auf und ab, durch dieses Wirrsal entsetzlicher Schmerzen, namenloser Dinge, die seinen armen schwachen Kopf vollends verdrehten.

„Ich muß hinuntergehen," stammelte Marianne, ihre Thränen zu trocknen versuchend und sich mit Anstrengung aufrecht erhaltend. „Ich muß zu Charlotte, sie vorbereiten, ihr das Unglück mitteilen. Nur ich kann die Worte finden, daß sie nicht stirbt, in dem Zustand, in dem sie sich befindet."

Mathieu versuchte angstvoll, sie zurückzuhalten, um ihr diese neue Prüfung zu ersparen.

„Nein, ich bitte dich! Denis wird gehen, oder ich selbst."

Aber sie wehrte ihn sanft eigensinnig ab und ging weiter gegen die Thür.

„Ich versichere dir, nur ich kann es ihr sagen. Ich werde stark genug sein.“

Und plötzlich verließen sie die Kräfte, sie fiel in Ohnmacht. Man mußte sie auf ein Sofa im Salon legen. Und als sie wieder zu sich kam, das Gesicht ganz weiß und verzerrt, wurde sie von ungemein heftigem Erbrechen befallen.

Während Constance sich außerordentlich besorgt und beflissen zeigte, ihrer Zofe klingelte, ihre Hausapotheke herbeibringen ließ, gestand Mathieu die Wahrheit, welche das Ehepaar bisher verschwiegen hatte.

„Sie ist schwanger, ja, seit vier Monaten, so lange wie Charlotte. In ihrem Alter, mit dreiundvierzig Jahren, war sie ein wenig verlegen darüber, und wir haben nicht davon gesprochen. Ach, die teure, tapfere Frau, sie, die ihrer Schwiegertochter eine zu heftige Erschütterung ersparen wollte, wenn sie nur nicht selbst erliegt!“

Schwanger, großer Gott! Constance hatte die Nachricht empfangen wie den letzten, schwersten Schlag, der sie vollends vernichtete. Wenn sie also nun Denis in den Tod gehen ließe, so würde wieder ein Froment hervorwachsen, der ihn ersetzte? Und wieder einer, und wieder einer, bis ins Unendliche! Es war eine Wucherung von Kraft, von unversiegbarem Leben, gegen die jeder Kampf vergeblich war. In ihrer Betäubung darüber, daß die Bresche, kaum durchbrochen, schon wieder ausgefüllt war, fühlte sie die jämmerliche Ohnmacht, die Leere ihrer Unfruchtbarkeit. Sie war geschlagen, von Furcht überwältigt, wie weggetragen, weggefegt von dem siegreichen Ueberquellen dieser unerschöpflichen Fruchtbarkeit.

V.

Vierzehn Monate später war Fest in Chantebled. Denis, der in der Fabrik die Nachfolge Blaises angetreten hatte, heiratete Marthe Desvignes. Und in der schmerzvollen Trauer des Hauses war dies das erste Lächeln, gleich der hellen, warmen Sonne des Frühlings nach dem harten Winter. Mathieu und Marianne, bisher in Schmerz versunken, in Trauer gekleidet, fühlten sich von sanfter Freude bewegt, angesichts dieser ewigen Erneuerung des Lebens. Die Mutter fand sich bereit, ein etwas weniger düsteres Kleid anzuziehen, der Vater wollte eine Heirat nicht länger verzögern, die seit Monaten beschlossen war, und die durch alle Umstände notwendig gemacht wurde. Es war bereits mehr als zwei Jahre, daß Rose in dem kleinen Friedhof von Janville schlief, und mehr als ein Jahr, seitdem Blaise dort unter den stets frischen Blumen neben ihr ruhte. Und die Erinnerung an die geliebten Toten, die von allen besucht wurden, die in aller Herzen nach wie vor lebten, würde mit bei dem Feste sein, an dem Platze, der ihnen bewahrt geblieben war, als ob sie in Gemeinschaft mit den Eltern beschlossen hätten, daß die Stunde der Hochzeit da sei, damit die Klage um sie nicht länger der Freude, weiter zu wachsen und zu schaffen, im Wege stehe.

Der Eintritt Denis' in die Fabrik hatte sich in ganz natürlicher Weise vollzogen. Wenn er nach seinem Austritt aus der Fachschule, wo er drei Jahre zugebracht hatte, nicht sogleich seinen Platz gefunden hatte, so war es nur, weil dieser Platz von seinem Bruder besetzt war. Alle seine technischen Studien wiesen ihn darauf hin, er war vom Morgen bis zum Abend am richtigen Orte, er hatte nur das kleine Häuschen im Garten zu beziehen brauchen,

aus welchem Charlotte mit ihrer kleinen Berthe in dem Entsetzen über die Katastrophe geflohen war, um sich in Chantebled zu bergen. Außerdem regelte dieser Eintritt Denis' die Angelegenheit der an Beauchêne geliehenen großen Geldsumme, die durch die Uebertragung eines Sechstels der Fabrik beglichen werden sollte. Da das Geld aus der Familie kam, so trat der Bruder einfach an Stelle des Bruders und unterzeichnete den Vertrag, den der andre hätte unterzeichnen sollen; nur daß er in seiner zartfühlenden Ehrenhaftigkeit die Bedingung machte, daß aus dem Erträgnis eine Pension für Charlotte, die Witwe, sichergestellt werde. Alles dies war innerhalb acht Tagen geordnet worden, unter dem zwingenden Druck der Umstände, ohne daß ein Widerstreit auch nur möglich gewesen wäre. Betäubt, vernichtet, hatte Constance nicht einmal den Kampf versuchen können, zum Verstummen gebracht durch ihren Mann, der ihr sagte: „Was soll ich eigentlich thun? Ich brauche einen Beistand, Denis ist so gut wie irgend ein andrer; und dann werde ich den Teil zurückkaufen, ehe ein Jahr um ist, und wenn er mich ärgert, so werfe ich ihn einfach hinaus!“ Sie schwieg, um ihm nicht seine ganze Erbärmlichkeit ins Gesicht schleudern zu müssen, und sah in ohnmächtiger Verzweiflung, wie die Mauern ihres Hauses Stück um Stück auf sie herabbröckelten.

Nun hielt Denis die Zeit für gekommen, um seinen schon so lange gefaßten Plan zu verwirklichen und Marthe Desvignes zu heiraten. Diese jüngere Schwester Charlottens, die unzertrennliche Freundin Roses, wartete seit nun bald drei Jahren auf ihn mit ihrem stillen Lächeln, ihrer beherrschten Liebe. Sie kannten sich von Kindheit auf, sie hatten auf allen einsamen Pfaden Janvilles Schwüre ausgetauscht; aber sie hatten sich gesagt, daß sie nichts

überstürzen wollten, daß das Glück eines Lebens damit nicht zu teuer erkauft sei, wenn sie die Zeit abwarteten, da sie das Alter und die Kraft hätten, eine Familie auf sicherem Boden zu gründen. Die Leute wunderten sich nicht wenig, daß ein junger Mann mit einer so bedeutenden Zukunft vor sich, der mit sechsundzwanzig Jahren schon eine so glänzende Stellung einnahm, es sich beifallen ließ, ein Mädchen zu heiraten, das ihm nicht einen Sou mitbrachte. Mathieu und Marianne aber gaben lächelnd ihre Zustimmung, denn sie kannten die guten Gründe ihres Sohnes. Er wollte keine reiche Braut, die ihn nachher mehr gekostet hätte, als ihre Mitgift betrug, er war glücklich, eine schöne, gesunde, geschickte und kluge Frau gefunden zu haben, die die Gefährtin, die Gehilfin und der Trost seines Lebens werden würde. Bei ihr fürchtete er keine Ueberraschung, er hatte sie studiert: sie besaß jene Vereinigung von Liebreiz, Klugheit und Güte, welche die einzige Gewähr für das Glück in der Ehe ist. Und auch er war sehr gut und vernünftig, zu vernünftig, sagte man, und sie wußte es, und schritt glücklich an seinem Arme ins Leben hinaus, in der festen Zuversicht, daß sie in dem gleichen ruhigen Schritte, unter der lichten und glücklichen Sonne der Vernunft in der Liebe bis ans Ende des Lebens gehen würden.

Für das Hochzeitsfest wurden große Vorbereitungen in Chantebled getroffen. Gleichwohl sollte die Feier mit Rücksicht auf die noch frische Trauer auf einen engen Kreis beschränkt bleiben. Außer der Familie waren nur die Séguin und die Beauchêne geladen, und diese letzteren waren ja obendrein Cousins. Es sollten kaum mehr als an die zwanzig Gäste sein, und es sollte nur ein Mittagessen geben. Aber es sollte alles sehr schön und liebevoll sein, und ein jeder

war bemüht, etwas Schönes, etwas Liebevolles beizutragen, wie um das Band, das die Herzen umschlang, noch enger zu ziehen. Vorerst handelte es sich um die Tafel, wo sie aufgestellt werden, wie sie hergerichtet werden sollte. Diese ersten Julitage waren so sonnig, so warm, daß sogleich beschlossen wurde, die Tafel im Freien, unter den Bäumen zu decken. Es gab einen reizenden Platz vor dem ehemaligen Jagdpavillon, dem einfachen Häuschen, das die Eltern einst bewohnt hatten, als sie zuerst nach Janville gekommen waren. Dieses war das eigentliche Nest der Familie, der Stammherd, von dem aus sie dann nach allen Seiten ins Land ausgestrahlt hatte. Mathieu hatte den Pavillon, der nachgerade ganz zusammenzustürzen drohte, erneuern und vergrößern lassen und dachte sich hierher mit Marianne, begleitet von Charlotte und ihren Kindern, zurückzuziehen, wenn er demnächst den Hof an Gervais übergeben haben würde, glücklich, hier in noch kräftigem Alter als Patriarch, als vom Throne gestiegener König zu leben, der durch die Weisheit seiner Ratschläge Gehorsam fand. An Stelle des ehemaligen ungepflegten Gartens dehnte sich jetzt hier ein großes Viereck grünen Rasens, den prächtige Bäume, Ulmen und Buchen, gleich einer Schar mächtiger und wohlwollender Freunde umgaben. Diese Bäume hatte er gepflanzt, er hatte sie wachsen sehen, sie waren gleichsam ein Stück von ihm. Aber sein wirkliches Kind, der Liebling seines Herzens, war eine in der Mitte des Rasens stehende, schon kräftige, bald zwanzigjährige Eiche, die er, unter Beihilfe Mariannens, die das dünne Stämmchen hielt, an dem Tage gepflanzt hatte, da sie das Gut Chantebled gründeten. Ihr Werk war gewachsen wie der Stamm, hatte sich ausgebreitet wie die Zweige dieses Baumes, als ob jeden neuen Frühling

durch ihrer Hände Werk eine stärkere Welle Lebenssaftes in ihm wäre hinaufgetrieben worden. Und neben dieser Eiche, die so zum Sinnbild ihrer Familienkraft geworden war, befand sich noch ein Bassin, das von den auf dem Plateau gefaßten Quellen gespeist wurde, und in welches das klare, lebende Wasser mit unaufhörlichem fröhlichem Murmeln rieselte.

Am Tage vor der Hochzeit wurde nun hier Rat gehalten. Mathieu und Marianne kamen als erste, um die Vorbereitungen zu besichtigen, und fanden Charlotte, die, ein Zeichenheft auf den Knieen, eine flüchtige Skizze der großen Eiche vollendete.

„Wie, eine Ueberraschung?"

Sie lächelte ein wenig verlegen.

„Ja, ja, eine Ueberraschung, ihr werdet schon sehen."

Dann gestand sie ihnen, daß sie seit vierzehn Tagen die Menüs für das Hochzeitsmahl in Aquarell male. Und sie hatte den hübschen und zartfühlenden Gedanken gehabt, alle nur mit Kinderköpfchen, mit Kinderspielen zu zieren, mit all dem blühenden Nachwuchs der Familie, deren Gesichter sie sich in Photographien und sonstigen Bildern hatte verschaffen können. Die Skizze der Eiche sollte den jüngsten Sprößlingen, dem kleinen Benjamin und dem kleinen Guillaume, als Hintergrund dienen.

Mathieu und Marianne waren entzückt und tief gerührt von diesem Aufzug, dieser langen Folge rosiger Gesichtchen, die sie alle sehr gut wiedererkannten. Da waren die Zwillinge, noch in der Wiege, einer in des andern Armen; da war auch Rose, die teure Entschwundene, im Hemdchen; da waren Ambroise und Gervais, nackt im Grase miteinander ringend; da waren Grégoire und Nicolas, im Begriffe, die Schule zu schwänzen und Vogel-

nester auszuheben; da war Claire, da waren die drei andern Mädchen, Louise, Madeleine und Marguerite, sich im Hofe herumtreibend, die Hühner vor sich herjagend, rittlings auf den Pferden sitzend. Aber was Marianne besonders rührte, das war das Bild, auf welchem Charlotte den Jüngsten, Benjamin, der gerade neun Monate alt war, dargestellt hatte, der unter der Eiche in demselben Wagen mit ihrem, Charlottens eignem Kinde, Guillaume, lag, der genau dasselbe Alter hatte, um acht Tage später zur Welt gekommen war.

„Onkel und Neffe," sagte Mathieu scherzend. „Alles eins, der Onkel ist doch der ältere, er zählt um acht Tage mehr."

Thränen waren in Mariannens Augen aufgestiegen, während sie lächelnd das Bild betrachtete, und das Blatt zitterte ein wenig in ihren Händen.

„Die süßen Engel! Mein liebes Kind, mein lieber Enkel! Da bin ich nun wieder einmal Mutter und Großmutter mit diesen geliebten Wesen! Ach, diese beiden waren uns himmlischer Trost, sie haben Balsam auf die Wunde geträufelt, ihnen danken wir es, daß wir wieder Hoffnung und Mut gefaßt haben."

So war es auch. Welche Trauer, welcher Schmerz in der ersten Zeit, als Charlotte, die Fabrik verlassend, sich nach dem Hofe geflüchtet hatte! Im vierten Monate der Schwangerschaft gleich Marianne, wäre sie an dem furchtbaren Schicksalsschlage des Todes Blaises beinahe gestorben. Die erste mildernde Freude erwuchs ihr daraus, daß Berthe, die in Paris etwas schwächlich gewesen, in der freien Luft von Chantebled gesunde, rosige Wangen bekam. Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen, sie wollte hier, im Frieden dieses gastlichen Hauses altern, sich ganz ihren beiden Kindern widmend, glücklich, diese liebevollen

Großeltern an der Seite zu haben, die ihr helfen, sie unterstützen würden. Sie war immer ein wenig seitwärts vom Leben gestanden, eine sanfte, träumerische Natur, die nur das Bedürfnis hatte, zu lieben und geliebt zu werden. Sie begann allmählich wieder aufzuleben, als sie sich an der Seite ihrer Schwiegereltern in dem ehemaligen Jagdpavillon eingewohnt hatte, den Mathieu für sie drei einrichtete. Sie begann sogar wieder zu arbeiten, wollte sich, ohne Rücksicht auf ihren Anteil an der Fabrik, beschäftigen und malte Miniaturen, die ein Pariser Händler ihr abkaufte. Aber ihre hauptsächlichste Stärkung, die Heilung so furchtbaren Schmerzes brachte ihr ihr kleiner Guillaume, das Geschenk ihres toten Gatten, das Kind, in welchem der Vater wieder auflebte, welches ihn ihrer Gattenliebe wiederzugeben schien. Und ebenso war es bei Marianne, als ihr Benjamin geboren wurde, der Sohn, der den Verlorenen ersetzte, ein Wiederkehrender auch er, der den leergebliebenen Platz in ihrem Herzen einnahm. Und die beiden Frauen, die beiden Mütter genossen eine unendliche sanfte Freude, indem sie die lieben kleinen Tröster gemeinsam stillten. Sie vergaßen sich in ihnen, sahen sie miteinander wachsen, gaben ihnen zur gleichen Stunde die Brust, von demselben Wunsche erfüllt, sie sehr stark, sehr schön, sehr gut werden zu sehen. Obgleich die eine fast das doppelte Alter der andern hatte, fühlten sie sich als Schwestern, dieselbe nährende Milch floß aus ihrer beider fruchtbarer Brust. Und ihre Trauer lichtete sich, sie lachten, wenn die kleinen Engel lachten, und es gab keinen fröhlicheren und rührenderen Anblick, als diese Schwiegermutter und Schwiegertochter, so innig vereint, über einer Doppelwiege wachend, in einer nie endenden Blüte der Mutterschaft.

„Gieb acht, verstecke deine Aquarelle," sagte Mathieu. „Da kommen Gervais und Claire, um den Tisch aufzustellen."

Gervais, nun neunzehn Jahre alt, war von herkulischer Gestalt, der stärkste der Familie, mit kurzem schwarzem Kraushaar, großen hellen Augen und einem vollen Gesichte mit großen, kräftigen Zügen. Mathieu nannte ihn scherzweise den „Sohn der Cybele", wobei Marianne lächeln mußte in Erinnerung an jene Nacht, wo sie ihn angesichts der von Keimen bebenden Natur empfangen hatte, um die Zeit, da Chantebled noch in Erwartung seiner Befruchtung schlummerte. Er war der Lieblingssohn des Vaters geblieben, das Kind der fruchtbaren Erde, der, den er in der Liebe zum Grundbesitze, in der Begeisterung für die kluge und siegreiche Bearbeitung des Bodens erzog, damit er eines Tages das Werk fortsetzen könne. Schon übertrug er ihm einen Teil seiner Arbeitslast, und er wartete nur ab, daß er verheiratet sei, um ihm die Leitung des Gutes vollständig zu überlassen. Und sehr gerne dachte er daran, ihm Claire an die Seite zu geben, wenn sie selbst einen braven und tüchtigen Mann geheiratet haben würde, der seinen Teil der Arbeit auf sich nähme. Zwei Männer, die einander verständnisvoll unterstützten, würden nicht zu viel sein für ein Unternehmen, dessen Umfang mit jedem Tage wuchs. Seit ihre Mutter wieder ein Kind stillte, vertrat Claire sie in ihren Pflichten; auch sie war von kräftigem Wuchs, nicht schön, aber von blühender Gesundheit. Sie befaßte sich hauptsächlich mit Küche und Hauswirtschaft, führte auch die Bücher, ein kluges Mädchen, zu deren Eigenschaften auch ein starker Sparsamkeitssinn gehörte, mit welchem die Verschwender der Familie sie neckten.

„Hier also wollen wir den Tisch aufstellen," sagte Gervais. „Ich muß den Rasen abmähen lassen."

Claire ihrerseits interessierte sich für die Zahl der Gäste, für die Art, wie der Tisch gedeckt werden sollte. Und als Gervais Frédéric gerufen hatte, damit er das Abmähen besorge, fuhren alle drei fort, die zu treffenden Anordnungen zu besprechen. Nach dem Tode Roses hatte Frédéric, ihr Verlobter, der den Hof nicht verlassen konnte, seine Arbeit neben Gervais wieder aufgenommen, dessen Freund und fleißigster und intelligentester Gehilfe er geworden war. Seit einigen Monaten hatten Mathieu und Marianne bemerkt, daß der junge Mann sich viel mit Claire befaßte, als ob er, seit dem Verluste der älteren Schwester, sich zu der jüngeren hingezogen fühle, die freilich weniger schön, aber gesund und kräftig und eine gute Hausfrau war. Zuerst hatten sie darüber Traurigkeit gefühlt: konnte man ihr geliebtes Kind vergessen? Dann hatte sie der Gedanke mit sanfter Rührung erfüllt, daß das Familienband dadurch noch enger werden würde, daß das Herz dieses jungen Menschen sich keiner andern Liebe erschließen, ihnen zugehörig bleiben würde, um ihnen doppelt teuer zu werden. Sie schlossen lächelnd die Augen, ließen den Dingen ihren Lauf, bis Claire heiratsfähig sein würde, in der Hoffnung, in Frédéric den verbündeten Schwager für Gervais zu finden, dessen dieser bedurfte.

Die mit der Tafel zusammenhängenden Fragen waren eben erledigt, als drei Mädchen mit flatternden Röcken, mit in der Sonne leuchtenden offenen Haaren durch das hohe Gras heranstürmten.

„O," rief Louise, „wir finden keine Rosen!"

„Nein," wiederholte Marguerite, „nicht eine weiße Rose!"

„Und wir haben alle Rosenstöcke abgesucht," bestätigte Marguerite. „Nicht eine weiße, nur rote!"

Sie waren dreizehn, elf und neun Jahre alt. Louise, dick und fröhlich, schien bereits eine kleine Frau. Madeleine, zart und hübsch, verbrachte Stunden an ihrem Klavier, die Augen von Träumen erfüllt. Marguerite, die eine zu dicke Nase, einen großen Mund und prachtvolle goldblonde Haare hatte, las im Winter Vögel auf, um sie zwischen ihren Händen zu erwärmen. Sie hatten alle drei den Gemüsegarten durchsucht, wo die Rosenstöcke zwischen den Beeten wuchsen, und kamen nun niedergeschlagen über ihre vergeblichen Bemühungen zurück. Keine weißen Rosen für eine Hochzeit, das war eine Katastrophe. Was sollte man nun der Braut darbringen? Womit die Tafel schmücken?

Hinter den drei Mädchen war der nun fünfzehnjährige Grégoire aufgetaucht, mit spöttischer Miene, die Hände in den Taschen. Er war ein schrecklicher Kobold, der Wildfang der Familie, immer voll boshafter Streiche. Seine spitze Nase, seine dünnen Lippen verrieten den abenteuerlichen Geist, aber auch Willenskraft und Findigkeit. Höchst belustigt von dem Mißgeschick seiner Schwestern, rief er, um sie zu necken, sich vergessend:

„Ich weiß, wo es weiße Rosen giebt, und sehr schöne!"

„Wo denn?" fragte Mathieu.

„Bei der Mühle, nach dem Rad, in dem kleinen Garten. Drei große Rosenstöcke, die ganz weiß sind. Rosen wie die Kohlköpfe."

Dann errötete er und geriet in Verlegenheit, als sein Vater ihn strenge anblickte und sagte:

„Schleichst du schon wieder um die Mühle, trotzdem ich es dir unbedingt verboten habe? Und

um zu wissen, daß Rosen in dem Garten sind, mußt du drinnen gewesen sein.“

„Nein, ich habe über die Mauer gesehen.“

„Du bist also auf die Mauer hinaufgeklettert, da hört alles auf! Willst du mir durchaus Verdruß mit diesen Lepailleur zuziehen, die ebenso boshafte als dumme Leute sind? Wahrhaftig, Junge, du hast den Teufel im Leibe.“

Was Grégoire nicht sagte, das war, daß er in dem Garten mit Thérèse, der kleinen Müllerstochter, der rosigen Blondine mit dem so drollig mehligen Gesichte zusammentraf, die mit ihren dreizehn Jahren nicht minder wild und abenteuerlustig war. Die Spiele der beiden waren übrigens lediglich unschuldige Kinderspiele. Im Hintergrunde des Gartens, unter den Apfelbäumen gab es ein lauschiges Plätzchen, wo man sich mit Plaudern und Lachen köstlich unterhielt.

„Verstehst du?“ sagte Mathieu. „Ich will nicht, daß du mit Thérèse zusammenkommst und mit ihr spielst. Sie ist ja ein recht liebes Kind. Aber ihr Haus sollst du mir nicht betreten. Es heißt, sie schlagen sich jetzt dort.“

So war es auch. Als Antonin glaubte, von der häßlichen Krankheit geheilt zu sein, über welche die Klatschbasen Janvilles miteinander zischelten, hatte ihn die Sehnsucht nach Paris wieder erfaßt, und er hatte alles daran gesetzt, um wieder zu seinem frohen Leben der Faulheit und der Freuden dahin zurückkehren zu können. Zuerst hatte Lepailleur, dem nun die Augen geöffnet waren, und der wütend darüber war, daß er so lange der Narr gewesen, sich heftig widersetzt. Aber was zu Hause mit diesem großen Jungen anfangen, den er selbst im Haß gegen die Erde, in Verachtung der alten halbverfaulten Mühle erzogen hatte? Dann hatte er

fortab die Mutter gegen sich, die in blinder Bewunderung zu der Wissenschaft ihres Sohnes aufschaute, ein starres Vertrauen in ihn setzte, und sicher war, daß er diesmal einen guten Platz finden werde. Der Vater hatte schließlich nachgeben müssen, und Antonin verkam nun in Paris als kleiner Angestellter bei einem Kaufmann in der Rue du Mail. Aber im Hause des Müllers wurde die Zwietracht immer ärger, besonders seit Lepailleur seine Frau im Verdacht hatte, daß sie ihn bestehle, um ihrem großen Taugenichts von einem Sohn Geld zu senden. Von der Yeusebrücke hörte man an manchen Tagen laute Schimpfworte und das Klatschen von Ohrfeigen. Auch hier war eine Familie zerstört, war Kraft und Glück verschleudert worden.

Mathieu fuhr fort, von einem wahren Zorn erfaßt:

„Leute, die alles hatten, um glücklich zu sein! Es ist unglaublich, daß man so dumm sein kann, daß man sein eignes Elend mit solchem Eigensinn soll herbeiführen wollen! Einen einzigen Sohn wollten sie haben, ihr Stolz war, einen Herrn aus ihm zu machen — einen schönen Erfolg, den sie da erzielt haben, nun sind sie wohl glücklich darüber! Ebenso sein Haß gegen die Erde, sein alter Schlendrian der Bebauung, sein Eigensinn, den Streifen Landes öde zu lassen, den er sich weigert, mir abzutreten, offenbar um gegen unsre Erfolge zu protestieren, — kann man sich wohl etwas Verbohrteres und Dümmeres vorstellen? Nicht anders ist es mit seiner Mühle, die er aus Faulheit und Dummheit verfallen läßt. Früher hatte er wenigstens einen Grund, indem er sagte, da die Gegend fast gar keine Frucht mehr baue, so hätte er nichts zu mahlen. Aber heute, wo es dank uns Getreide in Fülle giebt, hätte er nicht das alte Werk beseitigen können, um

es durch eine gute Dampfmühle zu ersetzen? Ach, wenn ich an seiner Stelle wäre, so hätte ich schon längst eine neue, große Mühle gebaut, die auch die Wasserkraft der Yeuse mit verwertete, und die ich mit dem Bahnhof Janville durch eine Eisenbahn verbinden ließe, deren Anlage sehr wenig kosten würde."

Grégoire hörte zu, froh, daß der Sturm abgewendet worden war. Und Marianne tröstete die drei Mädchen, die so betrübt waren, keine weißen Rosen gefunden zu haben:

„Für den Tisch werdet ihr morgen die blassesten rosafarbenen abschneiden, die ihr finden könnt, das wird sich ganz hübsch machen."

Mathieu, wieder ruhig geworden, fügte unter dem Lachen der Kinder heiter hinzu:

„Schneidet nur auch die roten ab, nehmt die allerrötesten. Das ist das Blut des Lebens."

Marianne und Charlotte verweilten noch immer im Gespräch über alle diese Vorbereitungen, als wieder kleine Füße im Grase herbeiliefen. Nicolas, stolz auf seine sieben Jahre, führte seine Nichte Berthe an der Hand, ein großes Mädchen von sechs Jahren. Die beiden vertrugen sich sehr gut. Heute hatten sie im Hause bei der Wiege Benjamins und Guillaumes Vater und Mutter gespielt, und die Kleinen waren ihre Kinder gewesen. Aber die beiden Kleinen waren erwacht und hatten vor Hunger zu schreien angefangen. Da hatten Nicolas und Berthe Angst bekommen und waren eiligst davongelaufen, um die Mütter herbeizurufen.

„Mama!" rief Nicolas, „Benjamin verlangt nach dir. Er hat Durst."

„Mama, Mama!" rief Berthe, „Guillaume hat Durst. Komm geschwind. Er schreit sehr!"

Marianne und Charlotte lächelten fröhlich. Aller-

dings, diese morgige Hochzeit hatte sie die lieben Kleinen ganz vergessen lassen. Sie beeilten sich nun, ins Haus zu gehen, denn die Stunde des Stillens war da.

In welch liebevoller enger Familiengemeinsamkeit fand die Hochzeit am nächsten Morgen statt! Im ganzen saßen einundzwanzig Personen an dem Tisch auf dem grünen Rasen, umgeben von den freundlichen Ulmen und Buchen, gleichwie in einem anheimelnden grünen Saale. Die ganze Familie war da vereint, vorerst alle vom Hofe, dann Denis, der junge Ehemann, den man jetzt selten sah, da er die Fabrik fast nicht verließ, sowie Ambroise und Andrée mit ihrem kleinen Léonce, auch diese seltene Gäste, da das thätige Leben in Paris ihnen nicht viel Freiheit gewährte. Es war eine innige Freude für alle, diese Rückkehr der schon Ausgeflogenen zum heimatlichen Neste, diese glückliche Möglichkeit, sich vollzählig versammeln zu können, trotz der durch das Leben verlangten Zerstreuung nach allen Seiten. Außerdem waren nur noch die Verwandten geladen, Beauchêne und Constance, Séguin und Valentine, abgesehen natürlich von Madame Desvignes, der Mutter Marthes, der Neuvermählten. Einundzwanzig saßen um den Tisch, aber es waren außerdem noch drei kleine Gäste da, die ganz Kleinen: Léonce, fünfzehn Monate alt, der eben entwöhnt worden war, Benjamin und Guillaume, die noch an der Brust waren; und damit auch sie an dem Feste teilnähmen, hatte man ihre Wagen herangerollt, sie hatten trotz alledem ihren Platz. Im ganzen waren sie also vierundzwanzig, eine runde Zahl, gerade zwei Dutzend. Die mit Rosen bestreute duftende Tafel stand im kühlen Schatten der Bäume, durch deren Laubgitter sich ein goldener Sonnenregen darüber ergoß. Ein triumphierender Julihimmel spannte

sein herrlich blaues Zelt von Horizont zu Horizont. Und das weiße Kleid Marthes, die hellen Kleider der großen und kleinen Mädchen, all dieser fröhliche Putz, diese strahlende Jugend und Gesundheit schienen die Blüten dieses grünenden Glückswinkels zu sein. Das Mahl verlief sehr lustig, man stieß schließlich in allgemeiner froher Laune mit den Gläsern an unter allseitigen Glückwünschen für das junge Ehepaar und für alle Anwesenden.

Während der Tisch sodann abgedeckt wurde, verlangte Séguin, der vorgab, sich sehr für Viehzucht zu interessieren, daß Mathieu ihm seine Ställe zeige. Er hatte bei Tische immer nur von Pferden gesprochen, und er wünschte besonders die schweren Arbeitspferde zu sehen, deren außerordentliche Kraft sein Wirt ihm gerühmt hatte. Er bewog auch Beauchêne, sich ihm anzuschließen. Und als die drei Männer sich erhoben, wurden Constance und Valentine von der Lust erfaßt, auch mitzugehen, neugierig, sich in diesem Gutshofe umzusehen, dessen rasches Emporwachsen und üppige Vermehrung ihnen ein stets neuer Gegenstand des Staunens war; sie folgten ihnen, während der Rest der Familie behaglich den Frieden dieses schönen Festnachmittags genoß.

Die Ställe befanden sich zur Rechten. Aber um sie zu erreichen, mußte man den großen Hof überschreiten, von wo man einen Blick auf den ganzen Besitz hatte. Hier blieben alle plötzlich stehen, von Bewunderung festgebannt, so überwältigend lag die Größe des vollendeten Werkes unter der hellen Sonne. Sie hatten diese Erde von Buschwerk überwuchert, verdorrt, unfruchtbar gekannt, und sie sahen sie jetzt ein Meer von Halmen tragen, bedeckt von einer reichen Ernte, deren Segen sich mit jedem neuen Jahre noch vermehrte. Da oben auf dem

ehemaligen Sumpfplateau, enthielt der seit Jahrhunderten angesammelte Humus eine solche Fruchtbarkeit, daß noch kein Düngen notwendig gewesen war. Zur Rechten und zur Linken erstreckten sich dann die ehemaligen sandigen Hänge, nun reich begrünt, von den Quellen befruchtet, die sie mit immer noch üppiger werdendem Leben tränkten. Und selbst die fernen Wälder im Hintergrunde, die nun nutzbar gemacht, von weiten Lichtungen durchbrochen waren, schienen von vermehrtem Saft überzuquellen, als ob das rings um sie mächtig aufsprießende Leben ihnen verdoppelte Kraft verliehen hätte. Diese Macht und diese Kraft strömte aus dem ganzen weiten Besitze, diesem Werke des schaffenden und zeugenden Lebens, wo die Arbeit der Menschenhand die unfruchtbare Erde geschwängert hatte, so daß sie nährenden Reichtum hervorbrachte für eine erweiterte, die Welt erobernde Menschheit.

Es entstand ein langes Schweigen. Dann sagte Séguin mit seiner leisen, scharfen Stimme und mit einem bitteren Lächeln, das seinem eignen Ruin galt:

„Sie haben ein gutes Geschäft gemacht. Ich hätte das nie geglaubt.“

Dann setzten sie ihren Weg fort. Aber im Viehhofe, in den Kuhställen, den Schafställen verstärkte sich noch der Eindruck von Macht und Kraft. Das Wachstum dauerte fort, immer neue Schöpfungen entstanden hier: die Kühe, die Schafe, die Hühner, die Kaninchen, alles, was hier durcheinander wimmelte, vermehrte sich in unabläßiger Folge. Jedes Jahr füllte sich die Arche, wurde sie zu klein, erforderte neue Weiden, neue Gebäude. Das Leben vervielfältigte das Leben, man befand sich inmitten eines in fortwährendem Gebären begriffenen Volkes, überall gab es junge Brut, Nester, aus denen Junge ausflogen, überall kamen neue Herden heraus, während

hinter diesen schon wieder neue Keime ansetzten, die Zeugung sich ins Unendliche vermehrte, zu einer immer steigenden, überquellenden Flut anwuchs. Auch hier breitete sich der siegende Reichtum der unerschöpflichen Fruchtbarkeit.

In den Pferdeställen bewunderte Séguin mit Kennerworten die schweren Arbeitspferde; dann kam er wieder auf die Zucht zu sprechen und erzählte von einem Freunde, der durch gewisse Kreuzungen außerordentliche Ergebnisse erziele. Und auf seine alten Theorien zurückkommend, fügte er hinzu: „O ja, für die Tiere lasse ich mir das ‚Wachset und vermehret euch‘ gefallen, wenn wir, die Züchter, um der Neugierde oder um unsers Interesses willen dabei Kupplerdienste verrichten.“

Er belachte diesen seinen Ausdruck, den er originell fand. Valentine und Constance, die, ein wenig abgestoßen von all dieser wuchernden Fülle von Leben, stumm geblieben waren, wendeten sich nun langsam zum Gehen; und während die Männer ihnen folgten, begann Séguin gegen das Jahrhundert loszuziehen, brachte ohne weiteren Uebergang wieder seine alten Theorien vor. Vielleicht trieb ihn eine geheime eifersüchtige Mißgunst dazu, gegen das siegreiche Leben zu protestieren, welches den ganzen Hof mit seinem Lärm erfüllte. Die Entvölkerung ging wahrlich nicht allzu schnell! Dieses Paris, das sterben wollte, ließ sich dazu gehörig Zeit! Gleichwohl entdeckte er einige gute Anzeichen, denn der Verfall mache überall Fortschritte, in der Wissenschaft, in der Politik, in der Litteratur, und selbst auch in der Kunst. Die Freiheit sei bereits tot. Indem die demokratische Verfassung die Instinkte des Höherstrebens anfache, bei allen Klassen den Kampf um die Macht entfessele, treibe sie die Gesellschaft dem vollkommenen Zusammenbruch zu. Nur

der Pöbel, die Armen und Bedrückten, brächten auf den Düngerhaufen ihres Elends noch Kinder hervor, aus Stumpfsinn und Unverstand. Aber die Bevorzugten, die Reichen, die Geistesmenschen, zeugen immer weniger, so daß man, ehe die Zeit der vollständigen Vernichtung herangekommen sei, auf eine letzte Periode annehmbarer Kultur hoffen könne, wo man unter sich sein werde, sehr gering an Zahl, einige Männer und einige Frauen, die die höchste Verfeinerung erworben haben, nur mehr von Gerüchen leben, nur mehr einen Hauch genießen würden. Aber er fühle sich angewidert, da er nun die Gewißheit habe, diese zu langsam herannahende Zeit nicht mehr erblicken zu können.

„Wenn das Christentum noch, zu seinem ersten Glauben zurückkehrend, das Weib als unrein, teuflisch und verderblich verdammen würde, so würden wir uns wieder dem heiligen Leben in der Wüste zuwenden, und es wäre schneller ein Ende gemacht. Aber ich bin wütend über diesen politischen Katholizismus, der, nur um seinen Bestand zu sichern, die Schändlichkeit der Ehe toleriert, und so das Abstoßende und Verbrecherische des Kinderzeugens mit seinem Mantel deckt ... Gott sei Dank! Wenn ich selbst gesündigt, selbst noch Unglückliche in die Welt gesetzt habe, so habe ich doch den Trost, annehmen zu dürfen, daß diese meinen Fehler gutmachen und selber unfruchtbar bleiben werden. Gaston sagt, daß er nicht heiraten will, daß ein Offizier kein andres Weib haben darf als seine Klinge; und in Bezug auf Lucie kann ich wohl ruhig sein, seitdem sie bei den Ursulinerinnen den Schleier genommen hat. Meine Rasse stirbt aus, das ist meine Freude.“

Mathieu hörte lächelnd zu. Er kannte diesen litterarischen Pessimismus. Einmal hatten derlei Betrachtungen, daß die Zivilisation sich im Gegensatze

zur Fortpflanzung befinde, daß die geistig Stärksten die verhältnismäßig Unfruchtbarsten seien, ihn tief beunruhigt. Aber seitdem er für die Liebe gekämpft hatte, war die Freude am Schaffen sein fester Glauben geworden, gab ihm die Sicherheit, auf dem rechten Wege zu sein. Er begnügte sich daher, neckend zu sagen: „Nun, und Ihre Andrée mit ihrem Léonce?"

„O, Andrée!" sagte Séguin, sie mit einer Gebärde als nicht zu ihm gehörig wegwerfend.

Valentine war stehen geblieben, erhob den Blick und sah ihn fest an. Seitdem sie jeder für sich lebten, ohne irgend etwas miteinander gemein zu haben, duldete sie seine sinnlose Rohheit, seine Anfälle toller Eifersucht nicht mehr. Und sie hielt ihn auch durch die Furcht vor gewissen Verrechnungen im Schach, die sich aus dem Zusammenschmelzen ihres Vermögens ergeben würden.

„Ja," gab er zu, „freilich, Andrée. Aber die Mädchen zählen nicht."

Sie setzten ihren Weg fort. Aber Beauchêne, der sich bis jetzt, infolge der Zurückhaltung, die ihm sein persönliches Unglück in dieser Frage auferlegte, damit begnügt hatte, zu schnauben und an seiner Zigarre zu kauen, konnte nicht länger schweigen; selbstvergessen, wieder im Banne der egoistischen Gefühllosigkeit, die ihm trotz allem wieder seine Gewichtigkeit, seine sieghafte Ueberlegenheit verlieh, begann er breit und laut zu sprechen.

„Ich bin kein Bekenner der Lehre Séguins. Trotzdem hat er vieles gesagt, was sehr richtig ist. Sie haben keine Vorstellung, wie sehr diese Frage der Nachkommenschaft mich aufrührt. Ich kann behaupten, daß ich sie von Grund auf kenne. Nun denn, es ist unleugbar, daß Malthus recht hat, daß es nicht erlaubt ist, in die Unendlichkeit fort Kinder in die Welt zu setzen, ohne sich vorerst darüber Sorgen

zu machen, wie man sie ernähren wird. Wenn die Armen Hungers sterben, so ist es ihr Fehler und nicht der unsre, denn nicht wir sind es, die ihre Frauen schwängern."

Er brach in gewaltiges Lachen aus. Dann fuhr er fort, gab den ganzen Vortrag zum besten, den er gewöhnlich über diese Frage hielt. Nur die herrschenden Klassen seien vernünftig, indem sie sich an Zahl beschränkten. Ein Land könne nur eine bestimmte Menge von Nahrungsmitteln hervorbringen, folglich sei es dadurch auf eine bestimmte Menge der Bevölkerung beschränkt. Daher das Elend, wenn die Armen sich vergäßen, sich auf ihren armseligen Lagern zu viel vergnügten. Man erhebe die Anklage, daß der Reichtum schlecht verteilt sei. Aber es sei Wahnsinn, ein Utopia zu erhoffen, wo es nur Herren geben würde, alle Menschen Brüder, gleichberechtigte Arbeiter wären, die sich in das allgemeine Glück wie in einen Festkuchen teilen würden. Der Fehler liege also nur in der Unbesonnenheit der Armen, obgleich, wie er mit brutaler Offenheit anerkannte, die Arbeitgeber genötigt seien, sich dieses Zuviel an Kindern zu nutze zu machen, um ihre Arbeiter zu billigen Löhnen zu bekommen.

Er berauschte sich so in der Selbstgefälligkeit, mit der er diese seine Gedanken entwickelte, daß er alle Erinnerung verlor und in lärmendem Tone sein eignes Beispiel zur Sprache brachte.

„Man wirft uns vor, wir seien keine Patrioten, weil wir nicht eine Schar Kinder hinter uns dreinschleppen. Das ist Unsinn, ein jeder dient dem Vaterlande in seiner Art. Wenn die armen Leute ihm Soldaten geben, so geben wir ihm unser Kapital, nützen ihm mit den Bestrebungen unsrer Industrie und unsers Handels. Ein jeder kennt doch schließlich seine Lage am besten, nicht wahr? Es würde

dem Vaterland viel nützen, wenn wir uns ruinieren würden, um ihm Kinder hervorzubringen, die uns die Arme lähmen, uns verhindern würden, uns zu bereichern, unsre Schöpfungen hinter uns zerstören würden, indem sie sie zerstückeln. Mit unsern jetzigen Gesetzen und unserm jetzigen Herkommen giebt es keine feste Vermögensgründung als die für den einzigen Sohn. Jawohl, der einzige Sohn drängt sich förmlich auf, er ist die einzige Weisheit, das einzige mögliche Glück!"

Es wurde so peinlich, so schmerzlich, daß alle verlegen schwiegen. Er glaubte sie überwältigt von der Kraft seiner Beweisführung.

„Zum Beispiel, ich . . ."

Constance unterbrach ihn. Sie war zuerst gesenkten Hauptes unter diesem Wortschwall hingeschritten, der sie zu Boden drückte, sie mit brennender Scham erfüllte, wie eine Verschärfung ihrer Niederlage. Nun erhob sie das Gesicht, über welches zwei schwere Thränen rollten.

„Alexandre!"

„Was, meine Liebe?"

Er begriff noch nicht. Erst als er sie weinen sah, wich seine Selbstgefälligkeit einer leichten Verlegenheit. Er sah die andern an, wollte aber doch das letzte Wort haben.

„Ach ja, unser armes Kind! Aber die einzelnen Fälle ändern hieran gar nichts, die Theorie bleibt deshalb nicht minder richtig."

Es folgte ein drückendes Schweigen. Sie waren übrigens wieder bei dem Rasen angekommen, auf welchem die andern zurückgeblieben waren. Seit einigen Augenblicken dachte Mathieu an Morange, den er eingeladen, der sich aber entschuldigt hatte, wie von Scheu ergriffen vor der Freude andrer, vielleicht auch von Furcht vor einer solchen Reise,

vor einer Abwesenheit, während welcher alle möglichen Angriffe auf das geheimnisvolle Heiligtum seines Kultus erfolgen konnten. Hätte auch er, Morange, an den Ansichten von einst festgehalten? Hätte auch er noch die Theorie des einzigen Kindes verfochten, die abscheuliche Berechnung des Eigennutzes, die ihn seine Frau und sein Kind gekostet hatte? Er sah sein Gesicht, bleich und verstört unter dem Sturme, der für seinen armen mittelmäßigen Kopf zu heftig gewesen, seine gebeugte Gestalt, seinen stumpfsinnigen Schritt, der irgend einem rätselhaften Ende, vielleicht dem Wahnsinn, zuwankte. Aber die traurige Vision verschwand, und unter der fröhlichen Sonne lag wieder der grüne Rasen und bot im Rahmen der Bäume ein solches Bild glücklicher Gesundheit und triumphierender Schönheit, daß Mathieu das düstere Schweigen brach, indem er unwillkürlich ausrief:

„Da sehen Sie nur her! Ist das nicht köstlich und reizend, diese Frauen, diese Kinder hier im Grünen? Man sollte das malen, um den Leuten zu zeigen, wie schön und glückbringend es ist, zu leben!“

Auf dem Rasen hatten die Zurückgebliebenen inzwischen ihre Zeit nicht verloren, während die Beauchêne und Séguin die Ställe besichtigen gegangen waren. Vorerst hatte man sich wieder mit den Menüs beschäftigt, die Charlotte mit so hübschen Aquarellen geziert hatte. Alle waren entzückt gewesen von dieser hübschen Ueberraschung, und noch immer lachten sie fröhlich über dieses Durcheinander von Kinderköpfen, eine Nachkommenschaft von solcher Zahl, daß man damit die Gedecke einer ganzen großen Tafel schmücken konnte. Während dann der Tisch abgeräumt wurde, erzielte Grégoire einen großen Erfolg, indem er der Neuvermählten einen Strauß herrlicher weißer Rosen darbot, den er bisher

in einem nahen Gebüsch verborgen gehalten hatte. Offenbar hatte er nur darauf gewartet, daß der Vater nicht da sei. Es waren die Rosen der Mühle, er mußte mit Hilfe Thérèses den Garten geplündert haben. Marianne war entsetzt und wollte ihn schelten. Aber welch herrliche weiße Rosen waren es, so groß wie die Kohlköpfe, wie er es gesagt hatte! Und er hatte recht, er konnte triumphieren, seine Rosen waren die einzigen weißen Rosen, er hatte sie erbeutet als nichtsnutziger und ritterlicher Junge, der im stande war, Mauern zu überklettern und Mädchen zu beschwatzen, um eine junge Braut mit weißen Blumen zu schmücken.

„Sie sind zu schön," erklärte er zuversichtlich. „Papa wird nichts sagen."

Alles lachte, und dann gab es einen neuen Zwischenfall. Benjamin und Guillaume, die erwacht waren, schrieen vor Hunger. Nun waren sie an der Reihe, wie alles heiter bemerkte. Da der große Tisch mit so gutem Appetit gegessen hatte, war nichts berechtigter, als daß nun auch der kleine Tisch bedient werde. Und da man unter sich, im Familienkreise war, so geschah das ganz einfach, ohne alle Umstände. Marianne, die im Schatten der großen Eiche saß, nahm Benjamin auf die Kniee, öffnete ihr Kleid und gab ihm die Brust mit ihrem ernsten Lächeln; während neben ihr, zu ihrer Rechten, Charlotte mit derselben heiteren Miene desgleichen that, den gierig saugenden Guillaume an der Brust; und zu ihrer Linken hatte sich Andrée mit ihrem kleinen Léonce gesetzt, der seit acht Tagen entwöhnt war, der aber noch immer gern sich an die warme Brust schmiegte, an der er bis jetzt gelebt hatte. Das Gespräch drehte sich um das Stillen. Ambroise erzählte, daß seine Frau Andrée überzeugt gewesen sei, daß sie nicht trinken lassen könne, so daß sie,

ohne ihn, es nicht einmal versucht hätte; aber die Milch sei gleichwohl gekommen, sie habe das Kind sehr gut nähren können. Es bedürfe nur des Willens dazu.

„So war es," sagte Andrée lächelnd. „Ich hatte Angst vor dem Stillen, alle meine Freundinnen sagten mir, daß das nicht möglich sei. Zuerst kam es mir so schwer an, und jetzt bin ich so glücklich!"

Sie gab ihrem Léonce einen herzhaften Kuß. Dann rief die Neuvermählte unter allgemeiner Heiterkeit: „Hörst du, Mama? Ich bin nicht so stark wie Charlotte, die schon ihr drittes stillt. Aber trotz alledem werde ich selber stillen."

Inmitten des lauten Lachens, das diesen Worten folgte und das sich verdoppelte, als Marthe tief errötete, kehrten die Beauchêne und Séguin mit Mathieu zurück. Sie blieben stehen, bezaubert von dem anmutigen und lebensvollen Bilde. Im Rahmen der großen Bäume, unter der patriarchalischen Eiche, wie mit dem üppigen Grase aus derselben fruchtbaren Erde entsprossen, befand sich die ganze Familie, zu mächtigem Wachstum entwickelt, in einer Gruppe voll triumphierender Kraft, Schönheit und Glück vereinigt. Gervais und Claire, die immer Thätigen, beeilten im Verein mit Frédéric die Mägde, die nicht fertig wurden, Kaffee auf die abgedeckte Tafel aufzutragen. Die drei kleineren Mädchen waren unter Beihilfe ihres Ritters Grégoire dabei, eine neue Ausschmückung des Tisches zu erfinden, und wühlten in einem großen Haufen Blumen: Theerosen, blasse und rote Rosen. Einige Schritte entfernt sprachen die Neuvermählten, Denis und Marthe, halblaut miteinander, während die Mutter der jungen Frau, Madame Desvignes, ihnen mit einem unendlich sanften Lächeln zuhörte. Und im Mittelpunkte saß Marianne, strahlend, ihr zwölftes Kind

an der Brust, noch immer weiß und frisch, noch immer schön in ihrer heiteren Kraft, in ihrer blühenden Gesundheit, ihrem Benjamin zulächelnd, der sie wieder einmal ganz austrank, während der Vorjüngste, Nicolas, an ihrem andern Knie lehnte, eifersüchtig sich diesen Platz wahrend. Und ihre beiden Schwiegertöchter schienen nur die Fortsetzung ihrer selbst zu sein: Andrée zu ihrer Linken, zu der Ambroise hingegangen war, um mit dem kleinen Léonce zu spielen, Charlotte zu ihrer Rechten, mit ihren beiden Kindern, Guillaume an der Brust, Berthe an sie geschmiegt. Der Glaube an das Leben war hier in einem fortwährend wachsenden Gedeihen. in einem überquellenden Reichtum aufgegangen, in der herrlichsten Blüte der glücklichen Fruchtbarkeit.

Séguin wandte sich in scherzhaftem Tone an Marianne. „Dieser junge Herr ist also der vierzehnte, den Sie stillen?“

Sie erwiderte, ihrerseits lächelnd: „Nein, ich will nicht lügen. Es wären wohl im ganzen vierzehn, aber ich habe zwei Fehlgeburten gehabt. Ich werde zwölf gestillt haben, das ist die genaue Zahl.“

Beauchêne, der sein Selbstgefühl wieder erlangt hatte, konnte sich nicht enthalten, sich wieder einzumengen.

„Mit einem Wort, ein Dutzend. Das ist unsinnig!“

„Ich bin der gleichen Ansicht,“ sagte Mathieu ebenfalls heiter. „Wenn es nicht unsinnig ist, so ist es doch jedenfalls unmäßig. Wenn wir allein miteinander sind, meine Frau und ich, so gestehen wir uns, daß wir ein bißchen weit gegangen sind. Wir sind auch nicht der Meinung, daß alle unserm Beispiel folgen sollen, o nein! ... Aber halt! In der jetzigen Zeit kann man ruhig auch das Maß überschreiten. Zu viel, das ist kaum genug. Ob-

gleich wir das Beispiel übertrieben haben, so würde sich unser armes Land sehr wohl dabei befinden, wenn unsre Thorheit ansteckend würde. Und es wäre nur das eine zu fürchten, daß die Klugheit den Sieg über sie davontrage."

Marianne hörte zu, noch immer lächelnd, während Thränen in ihren Augen aufstiegen. Eine sanfte Traurigkeit beschlich sie, die noch blutende Wunde ihres Herzens hatte sich wieder geöffnet, mitten in der seltenen Freude, hier um sich alle die Kinder vereinigt zu sehen, die sie geboren und mit ihrer Milch genährt hatte.

„Ja," sagte sie leise, mit bebender Stimme, „es wären zwölf, aber ich habe nur noch zehn. Zwei schlafen dort in der Erde, wo sie uns erwarten."

Diese Erwähnung des kleinen friedlichen Kirchhofs von Janville, des Familiengrabes, in welchem alle Kinder dereinst Seite an Seite zu ruhen hofften, hatte nichts Schreckliches, war gleich einem sanft trostreichen Versprechen inmitten dieser fröhlichen Hochzeitfeier. Das Andenken der teuren Hingeschiedenen war lebendig in den Herzen, und alle bewahrten davon einen milden Ernst, selbst in der Heiterkeit, obgleich die Zeit die Wunden schon zum Vernarben gebracht hatte. War nicht das Leben undenkbar ohne den Tod? Ein jeder kommt her, um seine Arbeit zu thun, und kehrt dann, wenn sein Tag vorüber ist, wieder zurück, gesellt sich den Aelteren zu, in dem ewigen Schlafe, in welchem die Brüderlichkeit der ganzen Menschheit sich verwirklicht.

Gegenüber diesen spöttelnden Beauchêne und Séguin drängte sich ein ganzer Strom von Worten auf die Lippen Mathieus; er hätte ihnen antworten, hätte triumphieren mögen über die lügnerischen Theorien, die sie in ihrer Niederlage noch aufrechtzuerhalten wagten. Die Furcht vor der übervölkerten

Erde, vor der Hungersnot, die aus einem Zuviel an Menschen entstehen könnte, war sie nicht unsinnig? Man brauchte es nur zu machen wie er, neue Lebensmittel zu schaffen, so oft man ein neues Kind in die Welt setzte. Er hätte ihnen Chantebled, seine Schöpfung, zeigen mögen, die Frucht, die unter der Sonne wuchs, in dem Maße, als die Menschen wuchsen. Man würde seinen Kindern nicht vorwerfen können, daß sie andern das Brot wegäßen, da ein jedes von ihnen mit seinem Brote war geboren worden. Millionen neuer Wesen konnten noch geboren werden, die Erde war groß, noch mehr als zwei Drittel waren urbar zu machen und zu bebauen, eine unendliche Fruchtbarkeit lag noch ungehoben für eine unendliche Menschheit. Und hatte sich nicht alle Zivilisation, aller Fortschritt immer nur unter dem Vorwärtsdrängen der großen Zahl vollzogen? Einzig die Unbesonnenheit der Armen hatte die umwälzenden großen Massen zur Eroberung der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Glückes hinausgesandt. Von Tag zu Tag würde der wachsende menschliche Strom vermehrte Güte und Billigkeit erfordern, eine richtige Verteilung des Besitzes durch gerechte Gesetze, welche die allgemeine Arbeit regeln. Und wenn es richtig war, daß die Zivilisation der Fruchtbarkeit Schranken setzt, so konnte gerade diese Erscheinung in fernen Jahrhunderten das endgültige Gleichgewicht erhoffen lassen, wenn die vollkommen bevölkerte Erde weise genug geworden war, um in einer Art göttlicher Unbeweglichkeit zu leben. Dies war jedoch nur eine rein geistige Vorstellung, welche keinen Einfluß haben durfte auf die Bedürfnisse des Tages, die Nationen wieder aufzurichten, unaufhörlich zu stärken und zu mehren, bis die Zeit der allmenschlichen Gemeinschaft herangekommen war. Und hierin hatten er und Marianne das mutige, das

notwendige Beispiel gegeben, um die Sitten und den Begriff des Guten und den Begriff des Schönen zu wandeln.

Schon hatte Mathieu die Lippen geöffnet. Plötzlich fühlte er, wie überflüssig Worte waren, angesichts des prächtigen Bildes dieser von einer solchen Fülle kräftiger Kinder umgebenen Mutter, die wieder ein Kind trinken ließ unter der Eiche, die sie gepflanzt hatte. Sie arbeitete an dem großen und guten Werke, eine Welt fortzusetzen, unablässig neues Leben zu zeugen. Sie war die souveräne Schönheit.

Und er fand nur eines angemessen und ausreichend, das war, sie vor der ganzen Hochzeitgesellschaft herzlich zu küssen. „Du, geliebte Frau, du bist die Beste und die Schönste. Mögen alle es machen wie du!“

Während Marianne ihm seinen Kuß aus ganzem Herzen zurückgab, brachen die andern in fröhlichen Beifall aus. Sie waren beide Helden, die ihr Leben in gewaltigem, mutigem Kampfe zum Siege geführt hatten, dank ihrem Glauben an das Leben, dank ihrer Thatfreudigkeit, ihrer Fähigkeit zu lieben. Und Constance fühlte endlich, begriff die erobernde Macht der Fruchtbarkeit, sah bereits die Froment Herren der Fabrik durch Denis, Herren des Palais der Séguin durch Ambroise, Herren der ganzen Gegend durch die andern. Ihrer war die Zahl, ihrer war der Sieg. Und verzehrt durch eine Liebessehnsucht, die sie nicht mehr befriedigen konnte, erfüllt von der Bitterkeit ihrer Niederlage, vielleicht noch immer auf irgend welche grausame Rache des Schicksals hoffend, wandte sie sich ab, um zwei große, heiße Thränen zu verbergen, die über ihre vertrockneten Wangen herabrollten — sie, die sonst nie weinte.

Benjamin und Guillaume tranken noch immer,

zwei gefräßige kleine Leute, die sich ihre Mahlzeit durch nichts stören ließen. Marianne hatte ihrem Sohne die andre Brust gereicht. Charlotte bewachte den ihren, damit er sie nicht zu stark beiße. Wenn nicht so viel gelacht worden wäre, so hätte man das Rieseln der Milch hören können, dieses kleinen Bächleins des großen Säftestromes, der die Erde schwellte, der die Bäume erbeben machte, unter der starken Sonne des Julitages. Auf allen Seiten rollte das fruchtbare Leben die Keime, schuf, zeugte, nährte. Und um des ewigen Lebenswerkes willen floß der ewige Milchstrom durch die Welt.



Sechstes Buch.

I.

Norine und Cécile arbeiteten eines Sonntagmorgens trotz des Feiertags an ihrem kleinen gemeinschaftlichen Tischchen, da der nahende Neujahrstag eine Flut von Arbeit gebracht hatte — als sie einen Besuch erhielten, der sie betäubte und entsetzte.

Bis jetzt war ihr unscheinbares, verborgenes Leben friedlich verlaufen, ohne andre Kämpfe als die Sorge ums Auslangen bis zum Ende der Woche und das Beiseitlegen des vierteljährigen Mietzinses. Während der acht Jahre, da sie das große Zimmer mit den hellen Fenstern bewohnten, auf dessen Nettigkeit sie stolz waren, war der Knabe Norinens fröhlich zwischen seinen beiden Müttern aufgewachsen, die ihn beide gleich leidenschaftlich liebten; er verwechselte sie auch infolgedessen miteinander, sagte ebensogut Mama Norine wie Mama Cécile, ohne eigentlich zu wissen, ob die eine mehr seine Mama sei als die andre. Sie arbeiteten, sie lebten nur für ihn, die eine noch hübsch mit vierzig Jahren, vor den Männern durch ihre verspätete Mutterschaft bewahrt, die andre mit dreißig Jahren Kind geblieben, auf diesen Knaben alle tiefinnerliche Liebessehnsucht der Gattin und Mutter vereinigend, die sie nie sein konnte.

An diesem Sonntag gegen zehn Uhr erscholl ein kräftiges, zweimaliges Klopfen an ihrer Thür. Als sie öffneten, trat ein etwa achtzehnjähriger untersetzter Bursche ein. Er war braunhaarig, hatte ein breites Gesicht, kräftige Kinnladen und hellgraue Augen. Er trug eine zerlumpte Joppe und eine abgegriffene schwarze Mütze.

„Entschuldigen Sie," fragte er, „wohnen hier die Damen Moineaud, die Schachteln arbeiten?"

Norine sah ihn an, von plötzlicher Angst ergriffen. Ihr Herz hatte sich zusammengezogen, wie vor einem drohenden Unglück. Sie hatte dieses Gesicht schon irgendwo gesehen. Aber sie fand in ihrem Gedächtnisse nur die Erinnerung an eine alte Gefahr, die verstärkt wiederkehrte, um ihr Leben zu verderben.

„Ja, das ist hier," erwiderte sie.

Der junge Mensch ließ gelassen die Augen durch das Zimmer schweifen. Er hatte wohl mehr Wohlstand erwartet, denn er zog eine leicht geringschätzige Grimasse. Er sah den Knaben an, der als braver kleiner Junge mit einem Buche dasaß und nun den Kopf erhoben hatte, um den Ankömmling anzuschauen. Und er schloß seine Musterung mit einem kurzen Blick auf die andre Frau, von so zarter, schwacher Gestalt, die ebenfalls beunruhigt schien von dem Neuen, Unbekannten, das mit diesem Ankömmling so plötzlich hereingetreten war.

„Man hat mir gesagt, im vierten Stock, die Thür links," sagte er wieder. „Trotzdem fürchtete ich, daß ich mich vielleicht irre, denn das, was ich zu sagen habe, kann ich nicht allen Leuten sagen. Es ist keine angenehme Sache, und ehe ich hierhergekommen bin, habe ich es mir wohl überlegt."

Er sprach schleppend und wandte den Blick seiner blassen Augen nicht von Norine, nachdem er ge-

sehen hatte, daß die andre zu jung für die sei, die er suchte. Die wachsende Angst, von der er sie erbeben sah, während sie offenbar ihr Gedächtnis untersuchte, veranlaßten ihn, die Prüfung noch ein wenig zu verlängern. Endlich sprach er.

„Ich bin das Kind, das in Rougemont in Pflege gegeben wurde. Ich heiße Alexandre Honoré.“

Er hatte nicht nötig, mehr zu sagen. Die arme Norine hatte am ganzen Körper zu zittern angefangen, sie schlug die Hände zusammen, während ihr bleiches Gesicht sich verzerrte. Großer Gott! Beauchêne! Er war es, dem er ähnelte, und zwar in auffälliger Weise, mit seinen gierigen Augen, den breiten Kinnladen, seinem ganzen Aussehen eines den niedrigsten Ausschweifungen verfallenen Lüstlings, — so ähnelte, daß sie nun erstaunt war, seinen Namen nicht beim ersten Blick laut hinausgerufen zu haben. Ihre Beine versagten den Dienst, sie mußte sich setzen.

„Sie sind es also,“ sagte Alexandre ruhig.

Sie fuhr fort zu zittern, bloß mit einer Gebärde zustimmend, ohne im stande zu sein, ein Wort herauszubringen, so schnürten ihr Angst und Verzweiflung die Kehle zu; und er fühlte das Bedürfnis, sie ein wenig zu beruhigen, um sich nicht gleich von vornherein die Thür wieder zu verschließen, die sich ihm eben geöffnet hatte.

„Sie müssen nicht so aufgeregt sein. Sie haben nichts von mir zu fürchten, meine Absicht ist nicht, Ihnen Unannehmlichkeiten zu verursachen. Nur aber, wie ich endlich erfahren habe, wo Sie sind, habe ich das Verlangen gehabt, Sie kennen zu lernen, das ist nur natürlich, nicht wahr? Und ich habe mir sogar gedacht, daß Sie vielleicht froh sein werden, mich zu sehen ... Und dann ist die Sache die, daß ich in Not bin. Es sind nun bald drei Jahre her, daß ich so dumm war, nach Paris zu

kommen, wo ich nicht einmal meinen Hunger stillen kann. Wenn man nichts gegessen hat, so bekommt man Lust, die Eltern wiederzusehen, nicht wahr, die einen auf der Straße gelassen haben, die aber vielleicht nicht das schlechte Herz haben werden, einem einen Teller Suppe zu verweigern."

Thränen stiegen in Norinens Augen auf. Das war eine Katastrophe, diese Rückkehr des unseligen Verlassenen, diesen großen unheimlichen Jungen, der sie anklagte, der vor Hunger schrie! Ungeduldig geworden, daß er nichts andres aus ihr herausbrachte als Zittern und Schluchzen, wendete er sich an Cécile.

„Ich weiß, Sie sind die Schwester. Sagen Sie ihr doch, daß es unsinnig ist, wenn sie sich so aufregt. Ich werde sie wahrlich nicht umbringen. Es ist doch komisch, welche Freude sie hat, mich wiederzusehen. Und ich mache doch keinen Lärm, ich habe dem Hausmeister unten nichts gesagt, ich versichere Ihnen."

Als dann Cécile, ohne zu antworten, zu Norine hinging, um sie zu trösten, wandte er sich wieder dem Knaben zu, der ebenfalls von Furcht ergriffen und sehr blaß war, als er seine beiden Mütter so traurig sah.

„Der Kleine da ist also mein Bruder?"

Norine sprang plötzlich auf und stellte sich zwischen das Kind und ihn. Eine wahnsinnige Furcht hatte sie erfaßt vor irgend einer Katastrophe, irgend einem Zusammenbruch, der sie zerschmettern würde. Sie hätte sich gerne nicht schlechten Herzens gezeigt, sogar gute Worte finden mögen. Aber sie verlor den Kopf, geriet außer sich in einem Aufwallen von Empörung, Widerwillen und Feindseligkeit.

„Sie sind hergekommen, das kann ich verstehen. Aber, es ist so hart, was kann ich thun? Nach



so vielen Jahren kennt man sich nicht mehr, man hat sich nichts zu sagen ... Und dann, Sie sehen wohl, ich bin nicht reich."

Alexandre ließ wieder den Blick um das Zimmer schweifen.

„Ich sehe wohl. Und mein Vater, können Sie mir seinen Namen sagen?"

Sie war betroffen, sie wurde noch bleicher, während er fortfuhr: „Denn wenn mein Vater Moneten hätte, so würde ich ihn zu zwingen wissen, mir welche zu geben. Man wirft die Kinder nicht nur so auf die Straße."

Plötzlich stand die Vergangenheit vor ihr, Beauchêne, die Fabrik, der Vater Moineaud, der diese nunmehr verlassen hatte, während sein Sohn Victor noch dort arbeitete. Und die Furcht vor diesem verdächtigen Burschen, der den Stempel der Faulheit und des Lasters trug, erweckte in ihr einen klugen Instinkt, den Gedanken, daß, wenn sie den Namen Beauchêne verriet, sie vielleicht durch die schrecklichen Verwicklungen, die daraus folgen könnten, ihr ganzes glückliches Leben gefährde.

„Ihr Vater ist seit langem tot."

Offenbar wußte er nichts, hatte er in dieser Richtung nichts erfahren, denn er argwöhnte nichts, so viel entschlossenen Nachdruck hatte sie in ihre Behauptung gelegt. Er machte nur eine heftige Gebärde, um seinen Zorn darüber auszudrücken, daß die raubgierige Hoffnung, die er an diesen Weg geknüpft, getäuscht wurde.

Norine hatte in ihrer Fassungslosigkeit keinen andern Wunsch, als daß er nicht mehr da sei, daß er sie nicht länger mit seiner Gegenwart quäle, so war ihr armes, blutendes Herz zugleich von Reue, Mitleid, Abscheu und Schrecken erfüllt. Sie öffnete eine Lade und nahm ein Zehnfrancsstück heraus,

die Ersparnis von drei Monaten, die sie zu einem Weihnachtsgeschenk für das Kind bestimmt hatte. Und indem sie es Alexandre gab, sagte sie: „Hören Sie, ich kann nichts für Sie thun. Wir leben zu dritt in diesem Zimmer, wir haben kaum Brot. Es macht mir viel Kummer, Sie unglücklich zu sehen. Aber Sie können nicht auf mich rechnen. Machen Sie es wie wir, arbeiten Sie."

Er steckte die zehn Francs ein und sagte mit linkischen Gebärden, daß er nicht deshalb gekommen sei, daß er wohl sehe, wie die Sachen stünden. Er sei gut gegen die Leute, wenn die Leute gegen ihn gut seien. Und er wiederholte, daß er nicht die Absicht habe, Skandal zu machen, da sie freundlich mit ihm umgehe. Eine Mutter, die teile, erfülle ihre Pflicht, und wenn sie auch nur zehn Sous gäbe.

Als er sich dann endlich zum Gehen wendete, sagte er noch: „Wollen Sie mir nicht einen Kuß geben?"

Sie küßte ihn mit kalten Lippen und totem Herzen. Und auf den Wangen behielt sie einen leichten Schauer von den zwei schallenden Küssen, die er mit übertriebener Zärtlichkeit darauf drückte.

„Und auf Wiedersehen, nicht wahr? Wenn wir auch arm sind und nicht beisammen wohnen können, so wissen wir nun doch, daß wir existieren. Und das wird mich nicht hindern, von Zeit zu Zeit heraufzukommen und guten Tag zu sagen."

Als er draußen war, blieben die Frauen in langem Schweigen unter dem Druck der Verzweiflung, die seine Anwesenheit zurückgelassen hatte. Norine war auf einen Sessel gesunken, wie von der Katastrophe zerschmettert. Ihr gegenüber saß Cécile, ebenfalls niedergedrückt. Sie unterbrach zuerst die traurige Stille, die nun in diesem Zimmer herrschte, das noch diesen Morgen von ihrem Glück erfüllt gewesen war, und sie gab ihrem Erstaunen, ihrem Protest Ausdruck.

„Aber du hast ihn ja gar nichts gefragt, wir wissen gar nichts von ihm. Woher kommt er, was macht er, was will er? Und besonders, wieso hat er uns ausfindig gemacht? Das wäre am interessantesten zu wissen gewesen."

„Ach, was willst du?" erwiderte Norine. „Wie er mir seinen Namen genannt hat, war ich erstarrt, vernichtet. O ja, er ist es, du hast auch den Vater erkannt, nicht wahr? ... Und du hast recht, wir wissen nichts, wir werden jetzt immer unter dieser Drohung leben, unter der Furcht, daß das Haus uns überm Kopf zusammenstürzt."

Sie fing wieder zu weinen an, mutlos, kraftlos, und stammelte von Schluchzen unterbrochene Worte.

„Ein großer Junge von achtzehn Jahren, der einem so ins Haus fällt, ohne daß man sich dessen versieht! Ja, es ist wahr, daß ich ihn nicht gern habe, da ich ihn ja nicht einmal kenne. Wie er mich geküßt hatte, habe ich nichts gefühlt als eine eisige Kälte, als ob mein Herz gefroren wäre. Mein Gott, wie unglücklich bin ich! Wie ist das alles häßlich und gemein und grausam!"

Und als der Kleine, erschrocken, sie weinen zu sehen, sich, ebenfalls weinend, an ihre Brust warf, preßte sie ihn leidenschaftlich an sich.

„Mein armes Kind! Mein armes Kind! Wenn nur du nicht darunter leidest, wenn nur du nicht die Schuld zu büßen hast! Das wäre eine schreckliche Strafe! ... Ach, es ist freilich am besten, sich brav aufzuführen, wenn man später nicht solche Dinge erleben will!"

Am Abend beschlossen die Schwestern, nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatten, Mathieu zu schreiben. Norine erinnerte sich des Besuches, den er ihnen vor einigen Jahren gemacht hatte, um sie zu fragen, ob Alexandre sie nicht besucht habe. Er

allein kannte den ganzen Zusammenhang, wußte, wo Erkundigungen einzuziehen seien. Sobald er den Brief erhalten hatte, eilte Mathieu in die Rue de la Fédération, beunruhigt durch die Rückwirkung, die ein solcher Zwischenfall auf die Fabrik haben konnte, jetzt, wo die Lage Beauchênes von Tag zu Tag sich verschlimmerte. Nachdem er Norine eingehend befragt hatte, erriet er, daß Alexandre deren Adresse durch die Couteau erfahren haben mußte, ohne aber den ganzen Zusammenhang der Dinge zu übersehen, so viel Lücken und Rätsel gab es noch. Nach mehr als einem Monat vorsichtiger Nachforschungen und nach wiederholten Gesprächen mit Madame Menoux, mit Céleste, mit der Couteau selbst, konnte er sich den Hergang ungefähr vorstellen. Der erste Anstoß war zweifellos durch die Erkundigungen gegeben worden, mit denen er die Zuführerin betraut hatte, und behufs deren sie sich nach Saint-Pierre begeben hatte, um dort nach dem Knaben zu fragen, der bei dem Wagner Montoir in der Lehre sein sollte. Sie hatte offenbar zu viel gesprochen, zu viel gesagt, besonders dem andern Lehrling, Richard, einem Kinde der Armenverwaltung, ebenfalls von so schlechter Art, daß er sieben Monate später gleich Alexandre durchgegangen war, indem er seinen Herrn bestahl. Dann folgten Jahre, während welcher man keine Spur von ihnen hatte. Aber später hatten die beiden Taugenichtse sich zweifellos auf dem Pariser Pflaster getroffen, und der große Rote hatte da wohl dem kleinen Braunen die ganze Geschichte erzählt, wie seine Eltern ihn hätten suchen lassen, und wer vielleicht seine Mutter wäre, das Ganze verbrämt mit allerlei Tratsch und albernen Erfindungen. Alles das genügte freilich noch nicht, und Mathieu war in Bezug auf die Art, wie der Junge die Adresse erfahren haben mochte, zu der

Vermutung gedrängt, daß er sie wohl von der Couteau haben mußte, die durch Céleste von vielen Dingen unterrichtet war; denn er hatte im Hause Broquette in Erfahrung gebracht, daß ein untersetzter junger Mensch zweimal dahin gekommen sei, um mit der Zuführerin zu sprechen. Manches blieb allerdings noch unaufgeklärt, denn die ganze Sache verlor sich in den düsteren Schatten der Pariser Unterschichten, deren Schlamm aufzurühren nicht geraten ist. Er begnügte sich damit, die allgemeinen Umrisse des Herganges zu erkennen, selbst von Schrecken ergriffen vor dem schon stark angeschwollenen Schuldregister der beiden Halunken, die sich auf dem Pariser Pflaster herumtrieben, als Freibeuter lebten, nur ihrer Faulheit und ihren Lastern frönten. Und er erreichte nur die eine tröstende Sicherheit, daß, wenn auch die Mutter entdeckt war, der Name und die Stellung des Vaters, Beauchênes, zweifellos von niemand geahnt wurden.

Als Mathieu wieder zu Norine kam, war sie entsetzt von den Einzelheiten, die er ihr geben konnte.

„O, ich bitte Sie, ich bitte Sie, er soll nicht wiederkommen! Finden Sie ein Mittel, hindern Sie ihn, wiederzukommen! Es ist mir zu schrecklich, wenn ich ihn sehen muß!“

Natürlich konnte Mathieu hierin nichts thun. Und nach reiflicher Ueberlegung fand er, daß alle seine Bemühungen sich darauf richten müßten, daß Alexandre Beauchêne nicht entdeckte. Was er von dem Jungen erfahren hatte, war so gemein, so furchtbar abstoßend, daß er auch Constance den Skandal einer solchen Erpressung ersparen wollte. Er sah sie erbleichen vor der Abscheulichkeit dieses Kindes, das sie in der Perversität ihrer getäuschten Liebe so leidenschaftlich gewünscht, gesucht hatte; er fühlte ihre Scham mit, er erachtete es für nötig

und barmherzig, das Geheimnis in Grabesschweigen zu hüllen. Aber das geschah nicht ohne schweren Kampf, denn er fand es auch hart, den Unseligen auf dem Pflaster zu lassen. War eine Rettung noch möglich? Er glaubte nicht daran. Und dann, wer wollte, wer konnte eine Kur durch die Arbeit bis zur vollständigen Heilung ausführen? Ein Mensch mehr über Bord, im Sturm, und sein Herz blutete, daß er ihn verdammen sollte, obschon er zweifelte, daß es noch ein Rettungsmittel gäbe.

„Mein Rat ist," sagte er zu Norine, „daß Sie ihm vorderhand den Namen seines Vaters verschweigen. Später werden wir sehen. Heute würde ich Unannehmlichkeiten für alle Welt fürchten."

Sie stimmte lebhaft zu. „O nein, fürchten Sie nichts. Ich habe ihm schon gesagt, daß sein Vater tot sei. Das würde die ganze Geschichte wieder aufrühren, und ich habe doch nur den Wunsch, daß man mich hier in meinem Winkel in Ruhe lasse, mit meinem Kinde."

Mathieu dachte mit kummervoller Miene noch immer nach, konnte sich nicht dazu entschließen, den Unglücklichen sich selbst zu überlassen.

„Ich könnte ihm wohl Arbeit finden, wenn er arbeiten wollte. Später würde ich ihn sogar auf den Hof nehmen, wenn ich nicht mehr fürchten müßte, daß er mir meine Leute verdirbt... Ich werde einmal sehen, ich kenne einen Wagner, der ihn ohne Zweifel beschäftigen könnte, und ich werde Ihnen den Bescheid schreiben, damit Sie ihm sagen können, wo er sich vorstellen soll, wenn er wieder hierherkommt."

„Wie, wenn er wiederkommt?" rief sie verzweifelt. „Sie glauben also, daß er wiederkommen wird? O mein Gott, mein Gott, ich werde keine glückliche Stunde mehr haben!"

Er kam thatsächlich wieder. Aber als sie ihm die Adresse des Wagners gab, zuckte er höhnisch lachend die Achseln. Die Wagner in Paris, die kannte er, Ausbeuter, Nichtsthuer, die die armen Leute für sich arbeiten ließen. Im übrigen habe er seine Lehrzeit nicht beendet, er sei nur zu Besorgungen zu verwenden, und er möchte einen Platz in einem großen Geschäftshause. Mathieu verschaffte ihm diesen, aber er blieb kaum vierzehn Tage dort und verschwand eines Abends mit den Paketen, die er zu besorgen hatte. Der Reihe nach trat er bei einem Bäcker ein, leistete Handlangerdienste bei Maurern, war in den Markthallen beschäftigt, ohne je irgendwo auszuharren, überall ein böses Andenken hinterlassend. Die Geduld seines Beschützers war erschöpft, er gab die Rettung auf. Man mußte sich begnügen, ihm, wenn er zerlumpt, abgezehrt, verhungert wieder auftauchte, Geld für Brot und einen Rock zu geben.

Norine lebte nun in einer fortwährenden tödlichen Unruhe. Wochenlang schien es, als ob Alexandre tot sei. Aber sie erbebte deshalb nicht minder, wenn sie das leiseste Geräusch auf der Treppe hörte. Sie fühlte immer seine Anwesenheit, und wenn er plötzlich anklopfte, erkannte sie seine Art und fing zu zittern an, als ob er sie schlagen wollte. Er hatte bald bemerkt, welch niederdrückende Wirkung er auf die arme Frau ausübte, und er nützte das aus, um ihr alles zu erpressen, was sie in ihren Laden verbarg. Wenn sie ihm das Fünffrancsstück gegeben hatte, das Almosen, das Mathieu ihm diskret durch sie zukommen ließ, war er damit nicht zufrieden und wollte selber nachsuchen. Manchmal kam er verstört herein, erzählte ihr, daß er heute noch eingesperrt würde, wenn er nicht zehn Francs hätte, drohte alles zu zerschlagen, die kleine Uhr fortzutragen, um sie zu verkaufen. Cécile mußte eingreifen, mußte ihn

hinauswerfen, so zart und schwächlich sie auch war. Er ging nur, um wenige Tage später mit neuen Ansprüchen wiederzukommen, mit Drohungen, daß er seine Geschichte auf der Treppe ausschreien werde, wenn er nicht die zehn Francs bekomme. Eines Tages, als seine Mutter weinte und sagte, sie habe keinen Sou, wollte er die Matratzen auftrennen, indem er sagte, daß sie dort ihr Geld verstecke. Die arme Häuslichkeit der beiden Schwestern wurde zur Hölle.

Aber das größte Unglück war, daß Alexandre bei Norine die Bekanntschaft Alfreds, ihres jüngsten Bruders, machte. Dieser war damals zwanzig Jahre alt, um zwei Jahre älter als sein Zufallsneffe, wie er Alexandre bei ihrer ersten Begegnung scherzhaft nannte. Es gab keinen schlimmeren Halunken als diese Gossenpflanze, dieses Pariser Kehrichtgewächs, diesen herumstreichenden Vagabunden mit dem fahlen Gesichte, bartlosen Wangen, zwinkernden, wimperlosen Augen und verzogenem Munde. Mit sieben Jahren schon hatte er seine Schwestern geschlagen, hatte er am Samstag Céciles schwachen Händen ihren Lohn entrissen. Die Mutter Moineaud, von der Last ihrer Arbeit erdrückt, hatte es nie vermocht, ihn zum Schulbesuch anzuhalten, oder ihn dazu zu bringen, in einer Lehre zu bleiben, und er brachte sie so zur Verzweiflung, daß sie ihn selbst auf die Straße schickte, um Ruhe zu haben. Die großen Brüder versetzten ihm Ohrfeigen, der Vater war vom Morgen bis zum Abend in der Arbeit, und der sich selbst überlassene Knabe wuchs auf der Straße zum Laster und zum Verbrechen auf, inmitten einer Schar von Jungen und Mädchen seines Alters, die zusammen verdarben, wie vom Baume gefallene unreife Aepfel. So war er in Entartung groß geworden, er war der geopferte Ueberschuß der armen Familie, das in

die Gosse geschüttete Zuviel, die faule Frucht, die die andern ansteckte.

Gleich Alexandre lebte er übrigens nur vom Zufall, man wußte nicht einmal mehr, wo er schlief, seitdem die Mutter Moineaud ins Spital gegangen war, um dort zu sterben, erschöpft von zu vielen Geburten im Elend und unter der erdrückenden Last ihrer häuslichen Arbeit. Sie war erst sechzig Jahre alt und ging gebückt und gebrochen wie eine Hundertjährige. Ihr um zwei Jahre älterer Mann, der Vater Moineaud, hilflos gleich ihr, die Beine von Gicht verkrümmt, eine jammervolle Ruine fünfzigjähriger ungerechter Arbeit, war vor kurzem gezwungen gewesen, die Fabrik zu verlassen; und so war das Haus nun verödet, die ärmlichen paar Habseligkeiten in alle Winde zerstreut. Der Alte erhielt glücklicherweise eine kleine Gnadenpension, die er der mitleidigen Initiative Denis' verdankte. Aber er verfiel wieder in Kindlichkeit, stumpfsinnig geworden durch seine lange Tretmühlenarbeit; er vertrank seine wenigen Sous, er konnte nicht allein bleiben, da seine Füße unbrauchbar waren und seine Hände so zitterten, daß er beinahe das Zimmer in Brand setzte, wenn er seine Pfeife anzündete; so daß er endlich bei seinen Töchtern Norine und Cécile für den Rest seines Lebens Zuflucht suchte, den einzigen der Familie, die gutherzig genug gewesen waren, ihn aufzunehmen. Sie hatten ihm ein Zimmer oberhalb des ihrigen im fünften Stock gemietet, pflegten ihn und verwendeten seine kleine Pension auf seinen Unterhalt und seine Nahrung, indem sie viel von dem Ihrigen hinzufügten. Daraus folgte, wie sie mit heiterem Mute sagten, daß sie nun zwei Kinder hatten, den ganz Kleinen und den ganz Alten, eine schwere Last für zwei Frauen, die vier Francs täglich verdienten, indem sie vom Morgen

bis zum Abend Schachteln klebten. Und so fügte es die leise Ironie der Geschehnisse, daß der Vater Moineaud keine andre Zuflucht fand als bei Norine, der Tochter, die er einst aus seinem Hause gejagt, wegen ihrer schlechten Aufführung verwünscht hatte, dieser Nichtsnutzigen, dieser liederlichen Dirne, die ihn entehrt hatte, und deren Hände er jetzt küßte, wenn sie ihm die Pfeife anzündete, damit er sich nicht die Nase verbrenne.

Das alte mürbe Nest der Moineaud war also zerstört, die ganze Familie verstreut, zerstoben, wohin sie der Zufall verschlug. Nur Irma lebte glücklich, dank ihrer Heirat mit einem Beamten, spielte die Dame und war so fein geworden, daß sie weder mit ihren Brüdern noch mit ihren Schwestern verkehrte. Victor setzte in der Fabrik das Leben seines Vaters fort, drehte die Mühle, die sein Vater gedreht hatte, mit derselben stumpfen und beharrlichen Mühe. Er war verheiratet, er hatte mit weniger als sechsunddreißig Jahren schon sechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen, bereitete seiner Frau das Schicksal seiner Mutter, der Moineaude, Nächte leichtsinniger Lust nach Tagen ohne Brot, aufeinanderfolgende Entbindungen, die die harte Arbeit ihres Haushaltes noch härter machten; und beiden stand das Los bevor, gleichfalls erschöpft zu endigen, während ihre Kinder, ihrerseits, ohne es zu wissen, die verwünschte Rasse der Verhungernden fortsetzten. Bei Euphrasie hatte das unvermeidliche Schicksal eine noch traurigere Gestalt angenommen. Die beklagenswerte Operierte hatte nicht das große Glück gehabt zu sterben. Zu nichts zusammengeschrumpft, seitdem sie nicht mehr Weib war, war sie allmählich unbeweglich an ihr Bett gefesselt, unfähig, ein Glied zu rühren, dennoch aber lebend, hörend, sehend, verstehend. Und aus diesem offenen Grabe hatte sie Monate hindurch dem

Verfall dessen zugesehen, was von ihrem Haushalt noch übrig geblieben war. Sie war ein Ding geworden, das ihr Mann beschimpfte, das Madame Joseph, die nunmehr Herrin geworden, quälte, indem sie sie tagelang ohne Wasser ließ und ihr die Brocken zuwarf wie einem kranken Tier, dessen Stroh man nicht einmal wechselt. Und dabei hätte sie sich um ihrer selbst willen noch beschieden, denn sie war eingeschüchtert und gedemütigt durch ihre Nutzlosigkeit. Aber das Schlimmste war, daß die Kinder, die beiden Mädchen und der Knabe, sich selbst überlassen, verwahrlosten und dem Laster anheimfielen. Bénard, entkräftet, betäubt durch das Unglück seines Hauses, hatte sich mit Madame Joseph dem Trunke ergeben. Dann prügelten sie sich, zerschlugen alles, jagten die Kinder hinaus, die beschmutzt, zerfetzt, die Taschen voll gestohlener Dinge zurückkehrten. Zweimal verschwand Bénard auf acht Tage. Das dritte Mal kam er nicht wieder. Als der Mietzins fällig war, ging Madame Joseph ihrerseits fort, von einem andern Mann mitgenommen. Das war das Ende. Euphrasie mußte sich ins Spital La Salpêtrière bringen lassen, während die Kinder obdachlos auf die Straße gestoßen waren. Der Knabe kam nicht wieder zum Vorschein, wie weggefegt, von irgend einer Kloake verschlungen. Die eine der Schwestern, auf der Straße aufgelesen, starb im folgenden Winter im Spital. Die andre, Toinette, ein mageres Mädchen, scharf und bissig in ihrer Schwächlichkeit, blond, mit Raubtierzähnen und -augen, lebte unter den Brücken, in den Gräben der Stadtwälle, barg sich in allen schmutzigen Schlupfwinkeln, Prostituierte mit zehn Jahren, gealtert mit sechzehn Jahren in einem Leben des Lasters und des Diebstahls. Das war der Fall Alfreds verschärft, das ganz sich selbst überlassene, von der Straße verderbte, dem Verbrechen

anheimgefallene Mädchen. Und Onkel und Nichte, die sich getroffen hatten, lebten gemeinschaftlich, ohne daß man eigentlich wußte, wo sie schliefen, vielleicht in der Gegend von Les Moulineaux, wo sich Gipsbrennereien befanden.

Eines Tages geschah es also, daß Alexandre, der zu Norine ging, dort mit Alfred zusammentraf, der manchmal herkam, um zu sehen, ob er dem Vater Moineaud nicht ein Zehnsousstück entlocken könne. Die beiden jungen Halunken gingen miteinander fort, sprachen miteinander, fanden sich. Daraus entstand nun eine ganze Verbrüderung. Alexandre lebte mit Richard beisammen, Alfred führte ihnen Toinette zu. So waren sie nun vier, und es geschah, daß die magere Toinette sich in Richard verliebte, der ein Riese war, und dem Alfred sie als guter Kamerad überließ. Seither wurde sie jeden Abend von ihrem neuen Herrn geohrfeigt, wenn sie ihm nicht fünf Francs brachte. Aber sie fand das ganz in Ordnung, sie, die um eines Nasenstübers willen einem das Gesicht zerkratzt hätte wie eine wütende Katze. Und es spielte sich die gewöhnliche Geschichte ab: zuerst das Betteln, das noch junge Mädchen von den drei Vagabunden gezwungen, um Almosen zu bitten, während sie sich im Hintergrunde hielten, in dunkeln Straßen verspäteten Passanten eine Gabe durch Furcht abnötigten; dann die Prostitution, das erwachsene Mädchen, das die Männer hinter die Bretterzäune führte, sie den Freunden überlieferte, wenn sie nicht zahlten; dann der Diebstahl, der kleine Diebstahl zuerst, das Forttragen von allerlei Dingen, die in den offenen Schaukästen liegen, dann größere Unternehmungen, vorbedachte und wohlvorbereitete Raubzüge. Die Bande schlief, wo sie konnte, manchmal in zweideutigen Unterkunftsorten, manchmal auf

leeren Bauplätzen. Während der Sommerszeit streiften sie durch die Wälder der Bannmeile, die Nacht erwartend, die Paris ihrer Plünderung überlieferte. Sie trafen sich in den Markthallen, im Gewühl der Boulevards, in Spelunken, auf menschenleeren Avenuen, überall, wo sie Beute witterten, die Möglichkeit, den Ueppigen das Brot wegzustehlen, den Genuß der Lüsternen zu brandschatzen. Sie waren ein Stamm Wilder, die frei, außerhalb der Gesetze, inmitten der Zivilisation lebten, ein Rudel Raubtiere, die den heimatlichen Wald durchstreiften, die menschliche Bestie, zum unkultivierten Zustande zurückgekehrt, seit der Geburt sich selbst überlassen, wieder von den Urinstinkten des Mordens und Raubens beherrscht. Und gleich dem Unkraut wuchsen sie kräftig, jeden Tag kühner werdend, einen größeren Tribut von den dummen Leuten, die arbeiteten, fordernd, ihren Raub vermehrend, auf dem Wege zum Meuchelmord.

Als Folge einer Minute des Genusses war der menschliche Same aufgegangen, das Kind wie zufällig zum Vorschein gekommen, ohne daß man daran dachte, und war dann auf die Straße freigelassen worden, ohne Bewachung, ohne Unterstützung. Da fiel es nun der Fäulnis anheim und bildete ein furchtbares Ferment der gesellschaftlichen Zersetzung. Alle diese aufs Pflaster gesetzten Kinder, gleich zu zahlreichen Katzenjungen, die man ins Wasser wirft, alle diese Verlassenen, diese Vagabunden der Straße, die bettelten, sich prostituierten, stahlen, bildeten den Düngerhaufen, auf dem das Verbrechen sich entwickelte. In dem unheimlichen Düster der Pariser Unterschichten unterhielt diese Jugend des Elends dergestalt einen Herd entsetzlicher Ansteckung. Aus diesem so achtlos auf die Straße geworfenen Samen erwuchs eine Ernte des Räubertums, die fürchterliche

Ernte des Bösen, unter deren Empordrängen die ganze Gesellschaft in den Fugen krachte.

Als Norine von dem Treiben der Bande eine Ahnung bekam, durch die Prahlereien Alexandres und Alfreds, die sich darin gefielen, sie in Erstaunen zu setzen, wurde sie so von Furcht ergriffen, daß sie einen Riegel an der Thür anbringen ließ. Sobald die Nacht gekommen war, öffnete sie niemand mehr, der sich nicht vorher genannt hatte. Seit zwei Jahren dauerte nun schon ihre Folter, daß sie fortwährend in zitternder Erwartung eines möglichen Besuches Alexandres leben mußte. Er war nun zwanzig Jahre alt, sprach in gebieterischem Tone zu ihr, bedrohte sie mit furchtbarer Rache, wenn er mit leeren Händen fortgehen mußte. Eines Tages warf er sich, ohne daß Cécile ihn hindern konnte, auf den Schrank und bemächtigte sich eines Bündels Wäsche, Taschentücher, Servietten, Tischtücher, um sie zu verkaufen. Und die Schwestern wagten nicht, ihn auf die Treppe zu verfolgen, saßen verzweifelt, in Thränen aufgelöst, vernichtet auf ihren Stühlen.

Der Winter war sehr streng. Die armen Arbeiterinnen, die so ausgeplündert wurden, wären samt dem Kinde, das sie trotzdem verhätschelten, vor Hunger und Kälte gestorben, ohne die Hilfe, die ihnen ihre alte Freundin, Madame Angelin, regelmäßig brachte. Sie war noch immer Inspektorin der Armenverwaltung, sie überwachte noch immer die Mütter gewordenen Mädchen in diesem schrecklichen Viertel von Grenelle, in dem das Elend herrscht. Aber seit langem schon konnte sie im Namen der Verwaltung nichts mehr für Norine thun. Und wenn sie ihr gleichwohl jeden Monat ein Zwanzigfrancsstück brachte, so war ihr dies nur dadurch ermöglicht, daß wohlthätige Leute ihr ihre Gaben anvertrauten, oft sehr bedeutende Beträge, im Ver-

trauen darauf, daß sie am besten wissen werde, wie sie sie richtig anbringen sollte in dieser schrecklichen Hölle, in der ihre Aufgabe sie leben ließ. Sie fand ihre letzte Freude, den einzigen Trost ihres trostlosen, kinderlosen Lebens darin, so den armen Müttern geben zu können, deren Kinder ihr freudig entgegenlachten, wenn sie sie, die Hände voll guter Sachen, kommen sahen.

Eines Tages, da es draußen stürmte und regnete, verweilte Madame Angelin ein wenig länger bei Norine. Es war kaum zwei Uhr, sie begann eben ihren Rundgang und hatte ihr kleines Täschchen auf den Knieen, das mit Gold- und Silberstücken, die sie zu verteilen hatte, gefüllt war. Der Vater Moineaud saß ihr gegenüber bequem auf seinem Sessel und rauchte seine Pfeife; und sie befaßte sich mit ihm, erklärte ihm, daß sie ihm gern eine monatliche Unterstützung verschafft hätte.

„Aber," sagte sie, „wenn Sie wüßten, was die armen Leute in dieser Winterszeit leiden! Wir werden überlaufen, wir können nicht allen geben. Sie gehören noch zu den Glücklichen. Ich komme zu solchen, die auf dem Boden liegen wie die Hunde, ohne ein Stückchen Kohle zum Heizen, ohne eine Kartoffel zum Essen. Und die armen Kinder dort, mein Gott! Zusammengedrängt, voll Ungeziefer, ohne Schuhe, ohne Kleider, wachsen sie für das Gefängnis und das Schafott auf, wenn sie die Tuberkulose nicht vorher hinrafft!"

Sie schauderte, sie schloß die Augen, um die entsetzlichen Bilder des Elends, der Schande, des Verbrechens nicht mehr zu sehen, mit denen sie in tägliche Berührung kam während ihrer Gänge durch diese Hölle der armen Mütter, der Prostitution und des Hungers. Sie war bleich geworden und verstummt, sie wagte nicht alles zu sagen, denn sie war

auf den tiefsten Grund der menschlichen Greuel geraten. Manchmal sah sie zitternd zum Himmel auf und fragte sich, welche rächende Sündflut diese unselige Stadt verschlingen werde.

„Ach," setzte sie noch leise hinzu, „sie leiden so sehr, mögen ihnen ihre Sünden vergeben werden!"

Moineaud hörte ihr stumpf zu, ohne sie anscheinend ganz zu verstehen. Er nahm mühsam die Pfeife aus dem Munde, denn diese Bewegung verursachte ihm erhebliche Anstrengung, ihm, der fünfzig Jahre lang das Eisen auf Amboß und Schraubstock bezwungen hatte.

„Man muß nur ehrlich sein," sagte er schwerfällig. „Wenn man arbeitet, wird man belohnt."

Aber als er die Pfeife wieder zum Munde führen wollte, konnte er nicht. Seine durch die schwere Arbeit steif gewordene Hand zitterte zu sehr. Norine mußte aufstehen und ihm helfen.

„Der arme Vater!" sagte Cécile, die fortgefahren hatte, Pappendeckel für die Schachteln zuzuschneiden. „Was wäre aus ihm geworden, wenn wir ihn nicht aufgenommen hätten? Irma mit ihren Hüten und Seidenkleidern hätte ihn schwerlich bei sich haben wollen."

Seitdem Madame Angelin da war, hatte der Knabe Norinens sich vor sie hingestellt, denn er wußte, daß es an den Tagen, wo die gute Dame dagewesen war, am Abend Naschwerk gab. Er lächelte sie an, mit seinen hellen Augen in seinem hübschen Gesichte, das von krausen blonden Haaren umgeben war. Und als sie sah, wie begierig er darauf wartete, daß sie ihr Täschchen öffnete, wurde sie von einem zärtlichen Gefühle ergriffen.

„Komm, gieb mir einen Kuß, mein kleiner Freund."

Es gab für sie keine schönere Belohnung als diese Küsse der Kinder in den armen Häusern, in die sie ein wenig Freude brachte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als der Kleine ihr fröhlich um den Hals gefallen war, und sie wiederholte, sich an die Mutter wendend:

„Nein, nein, beklagen Sie sich nicht, es giebt Unglücklichere als Sie ... Ich kenne eine, die, um diesen Kleinen zu haben, gerne Ihre Armut auf sich nehmen würde, und dieses Schachtelkleben vom Morgen bis zum Abend, und dieses eingeschlossene Leben in diesem dürftigen und einzigen Zimmer, welches durch ihn erhellt wird. Ach, mein Gott, wenn Sie tauschen wollten, wenn wir könnten!"

Sie schwieg; sie fürchtete in Thränen auszubrechen. Das war die immer wieder blutende Wunde, die Klage um das Kind, das sie zuerst auf später verschoben, dann so innig gewünscht hatte, und das nicht gekommen war. Die Gatten alterten nun in bitterer Einsamkeit, bewohnten in der Rue de Lille drei enge Hofzimmer, lebten hier zurückgezogen von dem Gehalte der Frau und von dem, was sie aus ihrem Ruin hatten retten können. Vollkommen erblindet, war der einst so zuversichtliche Fächermaler jetzt nur ein Gegenstand, ein armer, trübseliger Gegenstand, den seine Frau jeden Morgen in einen Fauteuil setzte, und den sie dort am Abend wiederfand, wenn sie von ihren täglichen Gängen durch schreckliches Elend, schuldige Mütter, leidende Kinder zurückkehrte. Er konnte nicht essen, sich nicht schlafen legen ohne sie, er war ihr Kind, wie er mit herzzerreißendem Spotte sagte, der sie beide weinen machte. Ein Kind? Ach ja, sie hatte nun endlich ein Kind, und das war er! Ein altes Kind des Unheils, er, der mit weniger als fünfzig Jahren achtzig zu sein schien, in seiner ewigen Nacht von

der Sonne träumte während der langen Stunden, die er allein verbringen mußte. Und sie beneidete diese arme Arbeiterin nicht bloß um ihr Kind, sie beneidete sie auch um diesen seine Pfeife rauchenden Alten, diesen Invaliden der Arbeit, der wenigstens noch sah, der wenigstens lebte.

„Belästige doch die Dame nicht," sagte Norine zu ihrem Sohn, betroffen, sie so bewegt zu sehen. „Geh und spiele."

Sie kannte durch Mathieu ein wenig ihre Geschichte. Sie fühlte für ihre Wohlthäterin eine innige Dankbarkeit und leidenschaftliche Verehrung, die sie ihr gegenüber schüchtern und demütig machte, jedesmal, so oft sie sie kommen sah, von hoher Gestalt, vornehm, immer in Schwarz, ihre Schönheit mit kaum sechsundvierzig Jahren von Thränen beinahe verwischt. Sie erschien ihr gleich einer entthronten Königin, die schreckliches und ungerechtes Leid erduldet.

„Geh spielen, mein Herzchen. Du belästigst die Dame."

„Mich belästigen, o nein!" rief Madame Angelin, ihre Bewegung bemeisternd. „Er thut mir im Gegenteil wohl. Gieb mir noch einen Kuß, mein liebes Kind."

Dann sagte sie lebhaft, sich erinnernd:

„O, ich bleibe so lange hier und habe heute noch so viele Wege zu machen! Hier, das ist alles, was ich für Sie thun kann."

Aber im Augenblicke, da sie endlich ein Goldstück aus ihrem Täschchen hervorzog, erscholl lautes Klopfen an der Thür. Norine erbleichte, zu Tode erschrocken: sie hatte das Klopfen Alexandres erkannt. Was sollte sie thun? Wenn sie nicht öffnete, würde der Halunke fortfahren zu poltern, würde Lärm schlagen. Sie öffnete notgedrungen, und es ereignete sich nichts von dem Heftigen und Gewalt-

thätigen, das sie gefürchtet hatte. Ueberrascht, diese Dame hier zu finden, that Alexandre nicht einmal den Mund auf, sondern wich zurück und lehnte sich gegen die Wand. Die Inspektorin hatte ihren Blick auf ihn gerichtet und dann wieder abgewendet; sie begriff, daß dieser junge Mann, der so empfangen wurde, ein naher Freund oder ein Verwandter war. Sie fuhr deshalb fort, ohne etwas zu verbergen:

„Hier sind zwanzig Francs, mehr kann ich leider nicht thun. Aber ich verspreche Ihnen, daß ich im nächsten Monat trachten werde, den Betrag zu verdoppeln. Es ist der Monat des Zinstermins, und ich habe schon überall gebeten, daß man mir so viel als möglich gebe. Ach, ob ich wohl genug haben werde, ich hätte so vielen zu geben!"

Ihr kleines Täschchen lag geöffnet auf ihren Knieen, und Alexandre sah mit gierig glänzenden Augen hin, überschlug im Geiste diesen Schatz der Armen, das Gold, das Silber, die Kupfermünzen selbst, die die Lederhülle füllten. Immer noch stumm, sah er zu, wie sie das Täschchen schloß, mit der Hand in die Kette schlüpfte und sich erhob, um zu gehen.

„Auf Wiedersehen also nächsten Monat, ja?" sagte sie. „Ich komme bestimmt am fünften, und ich werde vermutlich meinen Rundgang bei Ihnen beginnen. Aber vielleicht wird es spät werden, da das gerade der Geburtstag meines armen Mannes ist. Seien Sie guten Muts und arbeiten Sie weiter fleißig!"

Norine und Cécile hatten sich ebenfalls erhoben, um sie bis an die Thür zu begleiten. Dort ergingen sie sich wieder in endlosen Danksagungen, und das Kind küßte die Dame nochmals herzlich auf beide Wangen. Die beiden Schwestern, die das Erscheinen Alexandres in angstvolle Bestürzung versetzt hatte, atmeten auf. Es verlief sogar alles

ganz glimpflich, denn er zeigte sich nicht anspruchsvoll, begnügte sich, nachdem Cécile wechseln gegangen war, mit einem Fünffrancsstück von den vier, die sie zurückbrachte. Er blieb auch nicht wie sonst, um sie zu quälen, sondern entfernte sich sogleich, nachdem er das Geld hatte, eine Melodie vor sich hin pfeifend.

Der fünfte des folgenden Monats, ein Samstag, war einer der düstersten und nässesten Tage des trübseligen Winters. Um drei Uhr war es nahezu finster. An diesem fast vollkommen menschenleeren Ende der Rue de la Fédération befand sich ein leerer Bauplatz, von einem Bretterzaun umgeben, der im Laufe der Jahre morsch und faul geworden war. Viele Bretter fehlten, an einer Ecke klaffte eine große Lücke. Während des ganzen Nachmittags stand da, trotz des fortwährenden Regens, ein mageres Mädchen, in ein Stück eines alten, durchlöcherten Tuches gehüllt, das sie bis zu den Augen verbarg, vermutlich der Kälte wegen. Sie wartete hier offenbar auf irgend einen Zufall, auf das Almosen eines mitleidigen Vorübergehenden, das Gelüste eines nicht wählerischen Lungerers, und sie schien sehr ungeduldig, denn sie entfernte sich jeden Augenblick von den Planken, an die sie sich drückte, streckte gleich einem auf der Lauer liegenden Tiere spürend ihren Kopf vor und blickte gegen das Champ de Mars hin.

Die Stunden verflossen, es schlug drei Uhr, und so dichte Wolken überzogen den Himmel, daß das Mädchen fast verschwand, nur mehr einem schwärzlichen Schatten glich. Manchmal hob sie den Kopf und sah mit ihren funkelnden Augen auf den sich verfinsternden Himmel, als ob sie ihm dafür danken wollte, daß er diesen einsamen Hinterhalt in solches Dunkel hüllte. Dann, im Augenblicke, da ein neuer

Regenguß herabfiel, erschien eine in Schwarz gekleidete Dame mit einem Regenschirm. Sie schritt schnell dahin, den Pfützen ausweichend, wie jemand, der Eile hat und seine Wege zu Fuße macht, um das Geld für einen Wagen zu sparen.

Toinette erkannte sie offenbar schon von weitem nach einer ihr gegebenen genauen Beschreibung. Es war Madame Angelin, die, aus der Rue de Lille kommend, zu ihren Armen eilte, die Kette ihres kleinen Täschchens am Handgelenk. Und als Toinette den Stahl dieses Kettchens glänzen sah, zweifelte sie nicht mehr und ließ einen leichten Pfiff hören. Sogleich vernahm man Schreien und Stöhnen aus einem dunkeln Winkel des Bauplatzes, während das Mädchen selbst zu jammern und um Hilfe zu rufen anfing.

Madame Angelin blieb erschrocken und betroffen stehen.

„Was haben Sie, mein Kind?"

„O, Madame, mein Bruder ist dort gefallen und hat ein Bein gebrochen!"

„Gefallen? Von wo gefallen?"

„Ach ja, Madame, es ist ein Schuppen dort, wo wir schlafen, weil wir kein Zimmer haben, und er ist auf eine alte Leiter hinaufgestiegen, um das Dach ein wenig zu flicken, damit es nicht so hereinregnet, und da hat er sich ein Bein gebrochen."

Sie brach in Schluchzen aus, stammelte, was aus ihnen werden solle, erzählte, daß sie nun hier schon seit zehn Minuten verzweifelt rufe, ohne daß jemand ihnen zu Hilfe komme, in diesem Regen und dieser Kälte. Und zugleich verdoppelte sich das Stöhnen und Jammern von dem Bauplatz her.

Obgleich ihr das alles durchs Herz schnitt, zögerte Madame Angelin doch ein wenig mißtrauisch.

„Sie müssen einen Arzt holen, mein armes Kind. Ich kann nichts thun.“

„O ja, Madame, bitte, kommen Sie! Ich weiß nicht, wo ich einen Arzt finden kann. Kommen Sie, wir wollen ihn aufheben, denn allein kann ich das nicht, und wollen ihn wenigstens aus dem Regen in den Schuppen tragen.“

Sie gab nun nach, so wahrhaft schien ihr der Ton. Ihre häufigen Besuche in den ärmlichsten Höhlen, wo das Verbrechen auf dem Kehrichthaufen des Elends wächst, hatten sie mutig gemacht. Sie mußte ihren Regenschirm schließen, als sie durch die Lücke in den Planken sich durchzuzwängen hatte, dem Mädchen folgend, das barhaupt, in ihren Fetzen gehüllt, geschmeidig wie eine Katze vor ihr her glitt.

„Geben Sie mir die Hand, Madame. Geben Sie acht, denn es sind Löcher da. Dort rückwärts ist es. Hören Sie, wie er vor Schmerzen schreit, mein armer Bruder? Da, hier sind wir.“

Nun folgte der tückische Ueberfall. Die drei Räuber, Alexandre, Richard und Alfred, die in der Dunkelheit auf dem Boden gelegen hatten, sprangen auf und stürzten sich auf Madame Angelin mit solcher Wolfsgier, daß sie niederfiel. Alfred, der feige war, überließ sie jedoch sogleich den beiden andern und lief mit Toinette zu der Lücke in der Verplankung, um den Aufpasser zu machen. Alexandre, der sein zusammengerolltes Taschentuch bereit gehalten hatte, steckte es der Dame in den Mund, um ihre Schreie zu ersticken. Sie hatten nur die Absicht, sie zu betäuben und dann mit dem Täschchen die Flucht zu ergreifen. Aber der Knebel verschob sich, und sie stieß einen Schrei aus, einen lauten, schrecklichen Schrei; und gleichzeitig ließen die beiden andern an der Planke einen Warnungspfiff hören, offenbar, weil sich Leute näherten. Es mußte ein

Ende gemacht werden. Alexandre wickelte ihr das Taschentuch um den Hals, während Richard mit brutaler Faust ihre Schreie in ihre Kehle zurückdrängte. Eine bestialische Wut hatte sie ergriffen, beide drehten das Taschentuch zusammen und zerrten ihr Opfer so lange herum, bis es sich nicht mehr rührte. Dann, als ein neuer Pfiff ertönte, ergriffen sie das Täschchen, ließen den leblosen Körper mit dem Taschentuch um den Hals liegen und liefen alle vier, liefen immer weiter, bis an den Pont de Grenelle, wo sie das Täschchen in die Seine warfen, nachdem sie die Sous, die Silber- und Goldstücke in ihre Taschen gesteckt hatten.

Als Mathieu in den Zeitungen die Einzelheiten des Verbrechens las, wurde er von Entsetzen ergriffen und eilte in die Rue de la Fédération. Der Name Madame Angelins, deren Identität alsbald festgestellt wurde, der Ort, wo der Mord begangen worden, kaum hundert Meter von dem Hause entfernt, in welchem die beiden Schwestern wohnten, erfüllten ihn mit einer schrecklichen Ahnung. Und er fand seine Befürchtung in vollstem Maße bestätigt, als nach dreimaligem Klopfen, und nachdem er seinen Namen genannt hatte, Cécile den Riegel zurückschob und ihm zitternd öffnete. Norine lag krank zu Bett, totenbleich im Gesichte. Sie fing zu schluchzen an und erzählte ihm schaudernd die Geschichte, den Besuch Madame Angelins, das plötzliche Kommen Alexandres, der das Täschchen gesehen und das Versprechen einer baldigen weiteren Gabe mit Tag und Stunde gehört hatte. Und sie konnte auch gar keinen Zweifel mehr haben, denn das Taschentuch, das am Halse des Opfers gefunden worden, war ihr Taschentuch, eines von denen, die Alexandre ihr gestohlen hatte, mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens gestickt, einer jener billigen Putzgegenstände,

die in den großen Warenhäusern zu Tausenden verkauft werden. Dies war der einzige Anhaltspunkt für die Polizei, und er war so unbestimmt, so allgemein, daß die Polizei noch immer suchte und, durch verschiedene Spuren abgelenkt, nur wenig Aussicht auf Erfolg hatte.

Mathieu, der sich ans Bett gesetzt hatte, war erstarrt. Lieber Gott, diese arme Madame Angelin! Er sah sie wieder vor sich, dort in Janville, jung, heiter, strahlend, mit ihrem Manne durch die Wälder streifend, einsamen Pfaden folgend, im bergenden Schatten der Weiden am Ufer der Yeuse verweilend, in einem solchen ununterbrochenen Liebesfeste, daß ihre Küsse unter den Zweigen klangen wie Vogelgezwitscher. Er sah sie später, schon zu hart gestraft für diese leichtsinnig verlängerte Zeit der tollen Leidenschaft, verzweifelt, das Kind nicht mehr bekommen zu können, das sie zu wollen zu lange gezögert hatte, niedergedrückt durch das schleichende Leiden, das sie mit einem blinden Manne beschwerte, der mit seiner Umnachtung den geringen Rest ihres Glückes verdunkelte. Und plötzlich sah er auch ihn, den bedauernswerten Blinden, wie er an jenem Abend die Rückkehr seiner Frau erwartet haben mußte, damit sie ihm zu essen gebe und ihn schlafen lege, das alte Kind, nun mutterlos und verlassen, für immer allein in seiner Finsternis, ohne andre Genossin als das blutende Gespenst der Ermordeten. Einst die Aussicht auf eine so strahlende Zukunft, und nun ein solches Schicksal, ein solcher Tod!

„Wir hatten recht," sagte Mathieu, an Constance denkend, „diesem Elenden den Namen seines Vaters zu verbergen. Welch entsetzliche That! Wir müssen das Geheimnis in unserm tiefsten Innern begraben."

Norine wurde wieder von Schauder ergriffen.

„Fürchten Sie nichts, ich würde eher sterben als etwas sagen."

Monate, Jahre vergingen, und die Mörder der Dame mit dem Handtäschchen wurden nie entdeckt. Noch Jahre hindurch erzitterte Norine, so oft ein kräftigeres Klopfen an ihrer Thür erscholl. Aber Alexandre erschien nicht wieder, offenbar in Furcht vor dieser Ecke der Rue de la Fédération, wie untergetaucht in dem Ozean von Paris mit seinen finsteren, unergründlichen Tiefen.

II.

Und während der zehn Jahre, die hingingen, dauerte das kräftige Wachstum der Froment fort, ein gesundes Sprießen voll Kraft und Freude auf dem immer reicher erblühenden Besitze Chantebled. In dem Maße, als die Söhne und Töchter heranwuchsen, wurden neue Ehen geschlossen, neue Kinder wurden geboren, die erwartete Ernte kam herein, das erobernde Geschlecht wucherte üppig fort, ins Unendliche.

Zuerst heiratete Gervais Caroline Boucher, die Tochter eines bedeutenden Landwirts der Umgebung, ein kräftiges und frohgemutes blondes Mädchen mit schönen Zügen, eine thatkräftige Frau, die dazu geschaffen war, ihrem kleinen Volke von Bediensteten zu befehlen. Sie war, nachdem sie ihre Erziehung in einem Pariser Pensionat genossen hatte, klug genug gewesen, sich der Erde nicht zu schämen, sich ihr wieder in Liebe zuzuwenden, von ihr das wohlgegründete Glück ihres Lebens empfangen zu wollen. Sie brachte als Mitgift weitgedehnte Wiesen gegen Lillebonne hin, die den Besitz um etwa dreißig Hektar vergrößerten. Und sie brachte vor allem ihre

heitere Laune, ihre Gesundheit, die unverdrossene Thatkraft, zeitig aufzustehen als energische, immer in Bewegung befindliche Hausfrau, den Viehhof, die Meierei, die ganze Wirtschaft zu führen, und als Letzte schlafen zu gehen.

Dann wurde die seit langem geplante Heirat Claires mit Frédéric Berthaud zur Thatsache. Es gab wehmutsvolle Thränen, die Erinnerung an Rose, die er geliebt hatte, die er hätte heiraten sollen, bewegte die Herzen am Hochzeitstage, als sie auf dem Rückwege vom Standesamt an dem kleinen Friedhof von Janville vorbeikamen. Aber war das nicht ein Band mehr, diese Liebe von einst, die treue Zuneigung dieses wackeren jungen Mannes, die er auf die jüngere Schwester übertragen hatte, im Laufe der langen Zeit, die er auf dem Hofe arbeitete? Er besaß kein Vermögen, er brachte nichts mit, als diese treue Beharrlichkeit, die Art von Brüderlichkeit, die sich zwischen ihm und Gervais entwickelt hatte, während der vielen Jahre, da sie Seite an Seite den Boden bebauten, gleich zwei an denselben Pflug gespannten unermüdlichen Rindern. Er war der unentbehrlich gewordene Gehilfe, das Herz, auf das man bauen konnte, der gute, verträgliche Gatte, das sichere Glück.

Die Leitung des Gutes war somit festgelegt. Mathieu hatte mit kaum fünfundfünfzig Jahren die Herrschaft an Gervais abgetreten, den Sohn der Erde, wie er ihn scherzend nannte, den, der als erster auf ihr gewachsen war, und der sie nie verlassen, ihr Zeit seines Lebens seinen Arm, seinen Kopf, sein Herz gewidmet hatte. Und Frédéric sollte Gervais mit Rat und That zur Seite stehen, als sein treuer Gehilfe in der gemeinsamen Aufgabe. Zu zweien sollten sie nun das Werk des Vaters fortsetzen, indem sie die Art der Bebauung immer

noch verbesserten, von Denis in der Beauchêneschen Fabrik neue Maschinen bauen ließen, der Erde die ganze reiche Ernte entlockten, die sie zu geben vermochte. Ebenso hatten die beiden Frauen sich in die Herrschaft geteilt; Claire hatte an Caroline, die Kräftigere und Beweglichere, die thatsächliche Leitung der Wirtschaft abgetreten, während sie selbst sich nur mit der Buchhaltung, mit dem bedeutenden Geldumsatze befaßte, die Einkassierungen und Zahlungen besorgte. Die beiden Ehepaare waren wie ausgesucht und klug zusammengestellt, um die größtmögliche Menge von Arbeit hervorzubringen, ohne daß der geringste Zwiespalt zu fürchten gewesen wäre. Es war eine vollkommene Gemeinschaft, ein einheitlicher Wille erstrebte und erreichte immer das Beste, und der Reichtum und das Glück von Chantebled wuchsen unaufhörlich unter der wohlwollenden Sonne.

Aber, wenn auch Mathieu der thatsächlichen Macht entsagt hatte, so blieb er doch der große Schöpfergeist, das Orakel, das man befragte, ehrfürchtig anhörte, dessen Aussprüche man genau befolgte. In dem ehemaligen Jagdpavillon, der durch ihn zu einem großen und behaglichen Wohnhause umgestaltet worden war, lebten er und Marianne in liebevoller Gemeinschaft, gleich den Gründern einer Dynastie, die sich ruhmbedeckt zur Ruhe gesetzt haben und keine andre Freude mehr erstreben, als rings um sich ihr zahlloses Geschlecht, die Kinder ihrer Kinder emporwachsen zu sehen. Außer Claire und Gervais hatten nur noch Denis und Ambroise einen eignen Hausstand gegründet, die beiden zuerst flügge Gewordenen, die in Paris ihre Erfolge errangen. Bei den Eltern befanden sich in dem glücklichen Hause noch immer die drei Mädchen Louise, Madeleine und Marguerite, die nun wohl auch bald zu verheiraten waren,

und die drei jüngsten Söhne, Grégoire, der Unbändige, Nicolas mit dem eigensinnigen Willen, Benjamin, ein träumerisches Kind. Diese ganze junge Welt wuchs kräftig heran, am Rande des Nestes, am Fenster des Lebens, das sich vor ihnen öffnete, bis auch sie sich zum Fluge anschicken würden. Zum Hause gehörten ferner Charlotte, die Witwe Blaises, die mit ihren zwei Kindern, Berthe und Guillaume, das oberste Stockwerk bewohnte, wo sie ihr Maleratelier eingerichtet hatte. Sie wurde reich, da ihr kleiner Anteil am Gewinne der Fabrik, den Denis ihr erwirkt hatte, von Jahr zu Jahr größeren Ertrag gab; aber sie fuhr nichtsdestoweniger fort, für den Bilderhändler Miniaturen zu malen, und verdiente damit ihr Taschengeld, wie sie lächelnd sagte, ein kleines Kapital, das sie ihren Kindern zum Geschenke machen wollte, wenn sie sich vermählten. Schon dachte man an Berthes Verheiratung. Sie würde zweifellos das erste Enkelkind Mathieus und Mariannes sein, das heiratete, und es erfüllte sie mit heiterer Freude zu denken, daß sie vielleicht bald Urgroßvater und Urgroßmutter sein würden.

Vier Jahre später flog Grégoire als erster aus. Es geschah dies unter schwerem Verdruß, mit einem ganzen Gefolge aufregender und kränkender Ereignisse, welche die Eltern übrigens schon seit einiger Zeit hatten kommen fühlen. Grégoire war unlenkbar. Er war immer der Wildfang, der unruhige Geist der Familie gewesen, ein untersetzter, kräftiger Junge mit einem spöttischen Gesichte, in welchem kluge Augen funkelten. Seine Kindheit hatte er damit verbracht, daß er meistens in den Wäldern von Janville herumstrich, anstatt in die Schule zu gehen, dann hatte er mit kläglichen Erfolgen die Pariser Schulen besucht, und war von dort gesund und wohlgemut heimgekehrt, ohne sich zu irgend einem

Beruf oder einer Beschäftigung entschließen zu wollen. Mit nun vierundzwanzig Jahren verstand er nicht viel andres als Jagen, Fischen und Reiten, nicht dümmer oder träger als ein andrer, aber beharrlich in seinem lebenslustigen Egoismus, nur das zu thun, was er wollte und was ihm Vergnügen machte. Und das Schlimmste war, daß ganz Janville sich erzählte, daß er seit einigen Monaten seine einstige Jugendfreundschaft mit Thérèse Lepailleur, der Müllerstochter, wieder angeknüpft habe, und daß man den beiden des Abends unter den Schatten der Weiden an der Yeuse begegne.

Eines Tages ging Mathieu in die Richtung gegen Mareuil, um zu sehen, ob die Rebhühnerbrut zahlreich geworden sei, und nahm Grégoire mit sich. Und als sie allein zwischen den Büschen des Plateaus waren, sagte er: „Hör einmal, mein Junge, ich bin nicht zufrieden mit dir. Ich kann nicht begreifen, wie du hier so im Nichtsthun leben kannst, inmitten von uns, die wir alle arbeiten. Ich warte noch bis zum Oktober, da du mir fest versprochen hast, dich bis dahin für irgend einen Beruf zu entscheiden. Und dann, was ist denn das wieder für eine Geschichte, die mir zu Ohren gekommen ist, von den Zusammenkünften, die du wieder mit der Tochter der Lepailleur haben sollst? Willst du uns durchaus die größten Unannehmlichkeiten zuziehen?“

Grégoire lächelte gelassen. „Ich hoffe, Papa, du wirst doch deinen Sohn nicht ausschelten, weil er der Freund eines hübschen Mädchens ist? Erinnere dich nur, daß ich ihr, vor mehr als zehn Jahren, den ersten Unterricht im Radfahren gegeben habe. Und erinnere dich an die schönen weißen Rosen, die sie mir am Hochzeitstage Denis' aus dem Garten der Mühle stehlen geholfen hat.“

Er lachte fröhlich, indem er an diese Kinderliebe zurückdachte, an die Streifzüge zu zweien längs der Ufer des Flüßchens, an die fröhlichen Brombeermahlzeiten tief drinnen im Walde, in unauffindbaren Verstecken. Und es schien wohl, daß diese Liebe sich wieder entzündet hatte und nun verzehrend flammte, denn bei der Erinnerung war ihm die Röte in die Wangen gestiegen, und seine Augen leuchteten.

„Die arme Thérèse, mit der ich seit Jahren tödlich verfeindet war, weil ich sie eines Abends, auf der Rückkehr vom Kirchweihfeste von Vieux-Bourg in eine Pfütze gestoßen hatte, so daß sie sich ihr Kleid beschmutzte! Es ist wahr, wir haben uns dieses Frühjahr versöhnt, als wir eines Tages im Gehölz von Monval plötzlich einander gegenüberstanden. Aber ist es denn ein Verbrechen, Papa, daß wir gerne miteinander sprechen, wenn wir uns begegnen?"

Noch mehr beunruhigt durch den Eifer, mit welchem Grégoire sich verteidigte, erwiderte Mathieu: „Ein Verbrechen, nein, wenn ihr euch guten Tag und guten Abend sagt. Aber man erzählt sich, daß man euch, wenn es dunkel geworden ist, einander umschlungen haltend gehen sieht, und jemand will euch sogar im hohen Grase der Yeuse-Ufer liegen und zu den Sternen emporblicken gesehen haben."

Und als Grégoire nun nur lauter lachte, mit einem fröhlichen, jugendlichen Lachen, ohne zu antworten, fuhr er ernst fort: „Hör einmal, es ist durchaus nicht nach meinem Geschmack, hinter meinen Söhnen den Tugendwächter zu machen. Das einzige, was ich will, ist, daß du uns keine Widerwärtigkeiten mit den Lepailleur zuziehst. Du weißt, wie die Sachen da liegen, sie wären glücklich, wenn sie uns unangenehm werden könnten. Gieb ihnen also keinen Vorwand, sich zu beklagen, laß ihre Tochter in Ruhe."

„O, ich bin schon vorsichtig!" rief der junge

Mann mit plötzlichem Eingeständnis. „Das arme Kind! Sie hat schon Ohrfeigen bekommen, denn man hat auch ihrem Vater hinterbracht, daß man sie mit mir gesehen hat, und er hat gesagt, daß er sie eher in den Fluß werfen würde, als sie mir zu geben."

„Da siehst du's," sagte Mathieu. „Also, nicht wahr, ich rechne auf deine Klugheit?"

Sie durchstreiften die Felder bis zu der Straße von Mareuil. Rechts und links erhoben sich Rebhühnervölker mit noch zaghaftem Fluge. Die Jagd schien gut werden zu wollen. Dann kehrten sie langsam zurück und schritten schweigend nebeneinander hin, beide in Gedanken versunken.

„Ich will kein Mißverständnis zwischen uns, mein Junge," begann Mathieu plötzlich wieder. „Glaube nur nicht, daß ich dich hindern werde, nach deinem Gefallen zu heiraten, und daß ich auf einer reichen Erbin für dich bestehen will. Unser armer Blaise hat ein Mädchen ohne Vermögen geheiratet. Ebenso Denis, gar nicht zu reden von deiner Schwester Claire, die ich Frédéric, einem einfachen Bediensteten unsers Hauses, gegeben habe. Ich denke also keineswegs geringschätzig von Thérèse. Ich finde sie im Gegenteil allerliebst, sie ist eines der hübschesten Mädchen der Gegend, nicht groß, aber lebhaft und energisch, mit einem rosigen Mäulchen unter ihrem wirren, blonden Haar, das wie vom Mehl der Mühle bestäubt aussieht."

„Nicht wahr, Vater?" fiel Grégoire begeistert ein. „Und wenn du sie kennen würdest, so gut und so mutig wie sie ist! Sie nimmt es mit einem Manne auf, sie würde selbst dem lieben Gott standhalten... Sie thun Unrecht, sie zu schlagen, denn sie wird sich das nicht gefallen lassen. Wenn sie etwas will, so führt sie es durch, und auch ich könnte sie nicht hindern."

Seine Gedanken verfolgend, hörte Mathieu kaum auf ihn.

„Nein, nein," fuhr er fort, „ich sehe gar nicht geringschätzig auf ihre Mühle. Es bedarf der ganzen beschränkten Verbohrtheit dieses Lepailleur, um unter den heutigen Verhältnissen nicht ein Vermögen aus ihr zu ziehen. Seitdem der Getreideanbau, dank unserm Erfolge, in der Gegend wieder zu Ehren gekommen ist, hätte er schon eine hübsche Zahl klingender Thaler zusammenlegen können, wenn er einfach nur das alte Werk erneuert hätte, anstatt das Rad im Moose faulen zu lassen. Und noch besser wäre es, dort eine Dampfmühle zu bauen und sie mittels einer Flügelbahn mit dem Bahnhof Janville zu verbinden."

Er fuhr fort, seine Gedanken zu erläutern, und Grégoire hörte, wieder heiter geworden, zu und erwiderte schließlich mit einem Scherze.

„Also, Vater," sagte er, „da du durchaus willst, daß ich einen Beruf ergreife, so ist die Sache ganz einfach. Ich heirate Thérèse und werde Müller."

Mathieu protestierte lebhaft.

„Nein, nein, ich spreche nur so theoretisch von der Sache ... Du hast mir versprochen, vernünftig zu sein, Grégoire. Noch einmal, um unser aller Frieden willen, laß Thérèse in Ruhe, denn wir haben von den Lepailleur nichts andres als Feindseligkeiten zu erwarten."

Sie waren zu Hause angelangt, das Gespräch war zu Ende. Am Abend erzählte Mathieu seiner Frau das Geständnis Grégoires, wodurch sie noch mehr beunruhigt wurde, denn auch ihr bereitete diese Sache viel Sorgen. Es verging jedoch ein Monat ohne ernste Ereignisse.

Dann fand Marianne eines Morgens das Zimmer Grégoires leer. Gewöhnlich kam er zu ihr herein, um ihr guten Morgen zu wünschen. Vielleicht war er

sehr zeitig aufgestanden, um einen Spaziergang zu machen. Ein leichter Schauer überlief sie, als sie sich daran erinnerte, daß er sie gestern bewegt, scheinbar scherzend, zweimal in die Arme geschlossen hatte, ehe er zu Bette ging. Und als sie suchend umherblickte, sah sie auf dem Kaminsims einen an sie gerichteten Brief, einen zärtlichen Brief, worin der junge Mann sie um Verzeihung bat, daß er ihr Kummer verursache, und sie bat, auch dem Vater seine Bitte um Verzeihung zu überbringen, ohne aber andres hinzuzufügen, als daß er sich in die Notwendigkeit versetzt sehe, sie auf einige Zeit zu verlassen. Das war ein sehr schmerzlicher Schlag für die Eltern, dieses Spalten der bisher so geeinigten Familie, diese unschöne Handlung des verzogensten ihrer Kinder, des ersten, der, in einem Anfall besinnungsloser Thorheit, das gemeinsame Band zerriß. Ihr Schrecken war um so größer, als sie vermuten mußten, daß er nicht allein davongegangen sei. Sie fanden bald heraus, wie ungefähr das Beklagenswerte sich zugetragen hatte, denn Charlotte erinnerte sich, daß sie Grégoire fast sogleich wieder hinabgehen gehört hatte, noch ehe die Mägde die Thore geschlossen hatten. Wahrscheinlich war er davongeeilt, war mit Thérèse irgendwo im Gehölz zusammengetroffen, worauf sie zusammen nach Vieux-Bourg gerannt sein mochten, von wo der letzte Zug nach Paris fünfundzwanzig Minuten nach Mitternacht abging. Und so war es auch; sie erfuhren gegen Mittag, daß Lepailleur über die Flucht Thérèsens einen furchtbaren Lärm schlage, die Sache sofort der Gendarmerie angezeigt habe und verlange, daß man die Schuldige samt ihrem Verführer gefesselt zurückbringe. Auch er hatte einen Brief im Zimmer seiner Tochter gefunden, einen tapferen Brief, worin sie klar und bündig erklärte, daß sie, da sie gestern wieder geschlagen worden sei,

nun genug davon habe, daß sie aus eignem freien Willen davongehe, und daß sie es sei, die Grégoire mitnehme, da sie mit zweiundzwanzig Jahren erwachsen genug sei, um zu wissen, was sie thue. Die rasende Wut Lepailleurs war durch diesen Brief hervorgerufen, den er nicht zu zeigen wagte, abgesehen davon, daß seine Frau, die wegen ihres Antonin in fortwährendem Hader mit ihm lag, wütend über Thérèse loszog, und höhnisch sagte, daß es so kommen mußte, daß er schuld an der Liederlichkeit dieses Gassenmädchens sei. Sie schlugen sich, und die ganze Gegend sprach acht Tage lang davon, daß einer der Söhne von Chantebled mit der Tochter des Müllers durchgegangen sei — zum großen Kummer Mathieus und besonders Mariannens, deren armes, gefoltertes Herz am schmerzlichsten unter einer so häßlichen Geschichte litt.

Fünf Tage später, an einem Sonntag, verschlimmerten sich die Dinge noch. Da die Nachforschungen vergeblich blieben, kam Lepailleur, besinnungslos vor Wut, bis zum Hof herauf, und sprudelte von der Mitte der Straße aus eine Flut niedriger Beschimpfungen hervor. Mathieu war abwesend, und Marianne hatte große Mühe, Gervais und Frédéric zurückzuhalten, die hinaus wollten, um ihm seine Grobheiten in die Gurgel zurückzustoßen. Als Mathieu abends heimkehrte, war er sehr betrübt.

„Diese Sachlage kann unmöglich so bestehen bleiben," sagte er zu seiner Frau beim Schlafengehen. „Wir erwecken den Anschein, als ob wir uns versteckten, als ob wir ein schlechtes Gewissen hätten. Morgen werde ich zu dem Manne gehen. Es giebt nur einen, sehr einfachen Ausweg, nämlich die unseligen Kinder miteinander zu verheiraten. Wir unsrerseits willigen ein, nicht wahr? Und dieser Mann hat alle Vorteile auf seiner Seite,

wenn er auch einwilligt. Morgen muß der Sache ein Ende gemacht werden."

Am Montag gegen zwei Uhr schritt also Mathieu auf die Mühle zu. Aber dort erwartete ihn eine unvorhergesehene Verwickelung, ein ganzes Drama. Seit Jahren bestand und wuchs ein verbissener Kampf zwischen Lepailleur und seiner Frau wegen ihres Sohnes Antonin. Während der Vater immer erbitterter wurde über sein faules und liederliches Leben auf dem Pariser Pflaster, unterstützte ihn die Mutter mit der ganzen Starrköpfigkeit einer ungebildeten Frau, setzte blindes Vertrauen in die schöne Schrift ihres Sohnes und war überzeugt, daß er nur deshalb nicht zum Erfolge gelangen könne, weil man ihm das dazu nötige Geld verweigere. Trotz ihres filzigen Geizes fuhr sie fort, ihm ihr Letztes zu geben, sogar ihren Mann zu bestehlen, und stellte sich mit Zähnen und Klauen zur Wehr, wenn sie dabei ertappt wurde, wie sie dem Sohne wieder einmal zwanzig Francs sandte. Jedesmal brach der Streit mit einer Heftigkeit los, daß man hätte meinen sollen, die alte Mühle müsse einstürzen. Dann wurde Antonin, erschöpft, durch und durch vergiftet mit sechsunddreißig Jahren, wieder krank. Sofort erklärte Lepailleur, daß, wenn er ihm mit seiner Krankheit noch einmal daher komme, er ihn übers Rad hinweg in den Fluß werfen werde. Antonin hatte übrigens gar kein Verlangen, nach Hause zu kommen, denn er empfand einen Widerwillen gegen das Land und fürchtete, daß sein Vater ihn gleich einem Hunde an der Leine führen werde. Die Mutter hatte ihn daher bei Batignolles in Verpflegung gegeben, wo der Arzt des Viertels ihn behandelte. Das war nun drei Monate her, und sie besuchte ihn alle vierzehn Tage. Am Donnerstag war sie dort gewesen, als sie am darauffolgenden Sonntag

eine Depesche erhielt, die sie dahin berief. Und am Montag, am Morgen des Tages, an welchem Mathieu zur Mühle kam, war sie abgereist, nach einem schrecklichen Streite mit dem Vater, der geschrieen hatte, wann dieser Taugenichts von einem Sohn aufhören werde, sie an der Nase herumzuführen und ihre paar Groschen aufzuessen, ohne auch nur den Willen zu haben, eine Schaufel Erde umzudrehen.

Allein in der Mühle zurückgeblieben, kam Lepailleur diesen Tag aus dem Zorn nicht heraus. Er hätte den Pflug zerschlagen mögen, er hätte sich mit der Hacke auf das alte Rad stürzen mögen, um sich für sein Unglück zu rächen. Als er Mathieu hereinkommen sah, glaubte er an eine Herausforderung, und brachte vor Wut kein Wort hervor.

„Hören Sie einmal, Nachbar,“ sagte der Herr von Chantebled in gemütlichem Tone, „wir wollen beide versuchen, vernünftig zu sein. Ich erwidere Ihren Besuch, da Sie gestern bei mir waren. Aber böse Worte haben noch nie Gutes gestiftet, und da das Unglück einmal geschehen ist, so wird es am besten sein, es so rasch als möglich wieder gut zu machen. Wann wollen Sie, daß wir die ungeratenen Kinder miteinander verheiraten?“

Ueberrascht von der ruhigen Gutmütigkeit dieses direkten Angriffes, antwortete Lepailleur nicht gleich. Er hatte über alle Dächer geschrieen, daß er keine Heirat wolle, sondern einen Prozeß, um alle Froment ins Gefängnis zu bringen. Bei näherer Ueberlegung war jedoch der Sohn des Großgrundbesitzers kein ganz zu verachtender Schwiegersohn.

„Sie verheiraten, sie verheiraten,“ knurrte er, „ja, ihnen beiden einen Stein um den Hals hängen und sie ins Wasser werfen. Ah, die Halunken, ich bring' sie beide um, ihn und sie!“

Er beruhigte sich jedoch allmählich und ließ sich selbst in ein Gespräch ein, als ein Dorfjunge laufend über den Hof kam.

„Was willst du, he?“

„Eine Depesche, Monsieur Lepailleur.“

„Gut, gieb her.“

Der Junge, glücklich über seinen Sou Trinkgeld, war bereits wieder davongelaufen, als der Müller noch immer die Depesche betrachtete, ohne sie zu öffnen, in der mißtrauischen Art der Leute, die nicht gewohnt sind, deren zu erhalten. Endlich mußte er sich doch entschließen. Die Depesche enthielt nur die drei Worte: „Dein Sohn tot.“ In dieser rücksichtslosen Kürze, diesem direkt niedersausenden Keulenschlage, fühlte man die kalte Wut der Mutter, das Verlangen, diesen Mann unverzüglich niederzuschmettern, dem sie die Schuld an dem Tode ihres Sohnes gab, so wie sie ihm die Schuld an der Flucht der Tochter gegeben hatte. Er fühlte das, er taumelte unter dem Stoße, las betäubt immer wieder das kleine blaue Papier, bis er endlich ganz verstand. Seine Hände zitterten, und er fing entsetzlich zu fluchen an.

„Himmeldonnerwetter, was ist nun das wieder! Nun ist der Junge tot, alles geht mir davon!“

Dann schwoll ihm das Herz, Thränen kamen in seine Augen. Er war mit wankenden Knieen auf einen Sessel gesunken, und las unaufhörlich die Depesche: „Dein Sohn tot . . . dein Sohn tot . . .“ suchte nach dem übrigen, nach allem, was nicht darin stand. Vielleicht war er vor der Ankunft der Mutter gestorben. Oder vielleicht war er gestorben sogleich nachdem sie gekommen war. Er grübelte darüber mit stammelnden Worten, wiederholte zwanzigmal, daß sie mit dem Zuge zehn Minuten nach elf Uhr gefahren sei, daß sie also gegen halb

eins in Batignolles gewesen sein müsse; und da sie die Depesche um ein Uhr zwanzig aufgegeben hatte, so war es wahrscheinlicher, daß sie ihn tot getroffen habe.

„Himmelherrgott, eine Depesche, die sagt einem gar nichts, die schlägt einen auf den Kopf! Sie hätte jemand herschicken können ... Ich muß hin. Das hat noch gefehlt, das ist zu viel Unglück für einen Menschen!“

Lepailleur hatte das in solcher Wut und Verzweiflung hinausgeschrieen, daß Mathieu, von Mitleid erfaßt, sich einzumengen wagte. Von dem plötzlichen Hereinbrechen des Unglücks betroffen, war er bis jetzt stumm geblieben; nun bot er seine Dienste an, wollte ihn nach Paris begleiten. Aber er wich zurück, als der Müller aufsprang, von Raserei ergriffen, seinen Feind hier in seinem Hause zu sehen.

„Ah, Sie sind da? ... Was sagten Sie? Daß wir sie verheiraten sollen, diese Halunken? Jawohl, Sie sehen ja, daß ich im Begriffe bin, auf die Hochzeit zu gehen! Mein Sohn ist tot, Sie haben Ihre Zeit gut gewählt! Gehen Sie, gehen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ein Unglück geschieht!“

Er hob die Fäuste, die Gegenwart Mathieus brachte ihn außer sich, nun da sein ganzes Leben in Trümmer ging. Es war ihm unerträglich, daß dieser Städter, der sich reich gemacht hatte, indem er Bauer wurde, gerade in dem Augenblicke bei ihm war, als ihn die Nachricht vom Tode seines Sohnes wie ein Donnerschlag traf, dieses Antonin, aus dem er einen Herrn hatte machen wollen, indem er ihm den Widerwillen gegen die Erde einflößte, ihn nach Paris sandte, damit er dort in Faulheit und Laster verkomme. Es versetzte ihn in Wut, daß er unrecht gehabt hatte, daß er sehen mußte, wie diese von ihm gelästerte Erde, die er als altes,

unfruchtbares Weib bezeichnet hatte, so jung, so liebevoll und so fruchtbar für den Mann war, der sie zu lieben verstand. Und nun sah er, der aus dummer Berechnung die Familie beschränkt hatte, seinen Sohn eines unwürdigen Todes gestorben, seine Tochter mit einem Sohne des triumphierenden Hofes davongegangen, sich selbst ganz allein, ganz verlassen, weinend, heulend in seiner verödeten Mühle, die er ebenfalls verachtet hatte und die vor Alter verfiel.

„Verstehen Sie mich, Thérèse kann vor mir auf den Knieen herumrutschen, nie werde ich sie Ihrem Räuber von einem Sohne geben! Ich soll mich wohl von der ganzen Gegend auslachen lassen und mich auffessen lassen, so wie Sie alle andern aufgegessen haben!“

Offenbar war in seiner Geistesverwirrung diese Gefahr drohend vor ihm aufgetaucht. Da Antonin tot war, so würde also Grégoire die Mühle bekommen, wenn er Thérèse heiratete? Und das Stück Heide auch, die Enklave, die er mit so verbissener Schadenfreude festhielt, die der Hof so gerne gehabt hätte, und die er ohne Zweifel bekommen würde, sobald Grégoire der Herr wäre. Dieser Gedanke, daß Chantebled einen neuen Zuwachs an Grund auf seine Kosten bekommen könne, trieb den Müller vollends zur Raserei.

„Ihren Sohn schicke ich ins Zuchthaus, und Sie, wenn Sie nicht gleich gehen, so werfe ich Sie hinaus. Gehen Sie, gehen Sie!“

Mathieu wich, sehr bleich, langsam vor diesem Tobsüchtigen zurück und ging, nachdem er ihm noch gesagt hatte: „Sie sind ein unglücklicher Mensch. Ich verzeihe Ihnen, weil Sie einen schweren Kummer erlitten haben. Im übrigen bin ich sehr ruhig, das Vernünftige muß schließlich doch geschehen.“

Wieder verging ein Monat. Dann fand man

eines regnerischen Oktobermorgens die Frau Lepailleurs im Stalle der Mühle aufgehängt. Es gab Leute, die sagten, Lepailleur habe sie aufgehängt. In Wirklichkeit war sie seit dem Tode Antonins in Melancholie verfallen. Andrerseits waren die Zustände im Hause unhaltbar geworden, Mann und Frau warfen sich täglich den Tod des Sohnes, die Flucht der Tochter an den Kopf, wüteten gegeneinander wie zwei verlassene, in denselben Käfig eingeschlossene wilde Tiere. Man verwunderte sich nur, daß eine so zähe, so geizige Frau das Leben verlassen habe, ohne ihr Hab und Gut mit sich zu nehmen. Sobald sie den Tod ihrer Mutter erfahren hatte, eilte Thérèse herbei, nahm reuevoll wieder ihren Platz neben ihrem Vater ein, um ihn in seiner zweifachen Trauer nicht allein zu lassen. Die erste Zeit war furchtbar für sie in Gesellschaft dieses rohen Menschen, der gegen das, was er die Bosheit des Schicksals nannte, wütete. Aber sie war ein Mädchen voll ausdauernden Mutes und fester Entschlossenheit. Und einige Wochen später hatte sie ihn dazu gebracht, seine Einwilligung zu ihrer Heirat mit Grégoire zu geben, der einzigen vernünftigen Lösung, wie Mathieu es gesagt hatte. Es war eine große Erleichterung für den Hof, wo der verlorene Sohn nicht mehr zu erscheinen wagte. Man glaubte zu wissen, daß die jungen Leute irgendwo in einem verborgenen Winkel von Paris gelebt hatten, man vermutete sogar, daß der freigebige Ambroise ihnen brüderlich mit seiner Börse zu Hilfe gekommen sei. Und während Lepailleur die Heirat in der knurrenden und widerwilligen Art eines betrogenen Menschen geschehen ließ, von der Furcht beherrscht, sich in dem traurig gewordenen Hause eines Tages allein zu finden, waren Mathieu und Marianne glücklich über eine Lösung, die einer zweideutigen Sachlage ein Ende machte, unter der sie ebenso ge-

litten hatten wie unter der Auflehnung eines ihrer Kinder gegen ihren Willen.

Dann geschah es aber, daß Grégoire, der nach dem Wunsche Thérèses seinen Wohnsitz in der Mühle aufschlug, sich mit seinem Schwiegervater viel besser vertrug, als man hätte erwarten sollen. Dies ergab sich besonders infolge einer Scene, in welcher Lepailleur ihn schwören lassen wollte, daß er nach seinem Tode niemals an die Leute vom Hofe, seine Brüder und Schwestern, das Stück Heide abtreten werde, das er, Lepailleur, mit dem Starrsinn eines besiegten Bauern bisher unbebaut gelassen hatte. Grégoire schwor nicht, aber er erklärte in heiterem Tone, daß er nicht so dumm sein werde, seine Frau des besten Teiles ihres Erbes zu berauben, denn er gedenke aus diesem Stück Heide in zwei oder drei Jahren den fruchtbarsten Boden der Gegend zu machen. Was ihm gehöre, das gehöre nicht den andern, er werde schon zeigen, daß er sein Stückchen Reich zu verteidigen wissen werde. Und ebenso erging es mit der Mühle, deren altes Werk in stand zu setzen er sich vorerst begnügte, um die alten Gewohnheiten des Müllers nicht zu unvermittelt zu ändern, indem er die Dampfmaschine und die Schienenverbindung mit Janville auf später verschob: alle diese Gedanken Mathieus, die nun in seinem jungen, unternehmenden Kopfe zu gären begannen. Ein neuer Grégoire war somit entstanden, ein klug gewordener Brausekopf, der von seiner tollen Jugend nur die Waghalsigkeit in seinen glücklichen Unternehmungen behielt, worin ihm übrigens die entschlossene blonde Thérèse kräftig zur Seite stand. Sie waren beide überglücklich, sich in dieser von Epheu überrankten, romantischen alten Mühle lieben zu können, bis die Zeit gekommen sein würde, sie unbedenklich niederzureißen und die große weiße Dampfmühle mit dem mächtigen neuen

Werk an ihre Stelle zu setzen, von der ihr erobernder Ehrgeiz träumte.

Während der Jahre, die folgten, erlebten Mathieu und Marianne noch weitere Trennungen. Es kam nun an die drei Mädchen, Louise, Marguerite und Madeleine, die Reihe, eine nach der andern aus dem elterlichen Neste auszufliegen. Alle drei verheirateten sich in der Gegend. Louise, ein Mädchen voll Gesundheit und Fröhlichkeit, eine rundliche Brünette mit schwerem Haar und großen, lachenden Augen, heiratete den Notar Mazaud aus Janville, einen kleinen gelassenen, überlegten Mann, der nur mit seinem sparsamen, stillen Lächeln die vollkommene Befriedigung verriet, ein so heiteres Geschöpf zur Frau zu bekommen. Die zartere Madeleine, eine träumerische Schönheit mit goldbraunem Haar, mit dem verfeinerten Geschmack der Musikerin, hatte sodann eine Liebesheirat gemacht, sich nach einem förmlichen Roman mit dem Architekten Herbette vermählt, einem schon berühmten, eleganten, schönen Manne, der bei Monval ein Stückchen Park besaß, wohin er kam, um sich von seinen großen Pariser Arbeiten zu erholen. Und Marguerite, die wenigst Hübsche der drei, die selbst häßlich genannt werden konnte, aber den Reiz unendlicher Herzensgüte besaß, wurde von dem Doktor Chambouvet in Vieux-Bourg gewählt, einem kräftigen, gemüts- und liebevollen Manne, der von seinem Vater die Praxis und ein schönes, großes weißes Haus geerbt hatte, das zu einem Hause der Armen geworden war. Nach der Verheiratung der drei Mädchen blieben nunmehr neben Mathieu und Marianne in dem allmählich leer werdenden Neste nur die zwei Jüngsten, Nicolas und Benjamin.

In dem Maße jedoch, als die lieben Kleinen ausgeflogen waren, wuchsen andre Kleine aus ihnen

hervor, die zahlreichen Heiraten vermehrten ihre Nachkommenschaft in immer reicherem Maße. In der Fabrik, wo er herrschte, hatte Denis, in nahezu acht Jahren, drei Kinder bekommen, zwei Knaben, Lucien und Paul, und ein Mädchen, Hortense. Während er siegreich seinen Platz in der großen Handelswelt eroberte, hatte Ambroise Zeit gefunden, seinem Léonce einen kleinen Bruder zu geben, Charles, und zwei kleine Schwestern, Pauline und Sophie. Auf dem Hofe hatte Gervais bereits zwei Knaben, Léon und Henri, während Claire, eifriger am Werke, obgleich die Jüngere, drei Kinder zählte, einen Knaben, Joseph, und zwei Mädchen, Lucie und Angèle. Dann war Grégoire, in der Mühle, der einen kräftigen Jungen hatte, Robert. Dann die Jüngstverheirateten, Louise, mit einem Mädchen von zwei Jahren, Colette, Madeleine mit einem Sohne von sechs Monaten, Hilaire, endlich Marguerite, die nahe vor der Entbindung stand, und deren Kind Sebastien heißen sollte, wenn es ein Knabe, Christine, wenn es ein Mädchen war. Nach allen Seiten sandte die Familieneiche ihre Aeste aus, der Baum verzweigte sich, verdichtete sich, Sprossen folgten auf Sprossen, und noch war Mathieu nicht sechzig Jahre alt und Marianne nicht siebenundfünfzig, beide noch blühend in Gesundheit, Kraft und Fröhlichkeit, frisch erhalten durch die Freude, dieses Stück Menschheit, das aus ihnen entsprossen war, immerfort wachsen, den ganzen Boden rings um sie bedecken zu sehen, wie ein Wald, der aus einem einzigen Baume entstanden ist.

Aber das große Fest, das in diesem Zeitabschnitte die Glorie Chantebleds bildete, war, neun Monate nach der Heirat ihrer Enkelin Berthe, die Geburt eines Kindes dieser letzteren, eines Töchterchens, Angeline, der ersten Urenkelin Mathieus und

Mariannes. In diesem rosigen Kindchen lebte Blaise, der noch immer Betrauerte, wieder auf, sie ähnelte ihm von ihrer Geburt ab so sehr, daß Charlotte, schon Großmutter mit zweiundvierzig Jahren, darüber weinte. Madame Desvignes war sechs Monate vorher gestorben, war sanft und still dahingegangen, so wie sie gelebt, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, die nur darin bestanden zu haben schien, nach dem Zusammenbruch ihres Vermögens ihre Töchter zu verheiraten. Gleichwohl war sie es gewesen, die, ehe sie aus der Welt ging, für ihre Enkelin Berthe den Mann gewählt hatte, Philippe Havard, einen jungen Ingenieur, der vor kurzem zum zweiten Direktor einer im Staatsbesitze befindlichen Fabrik bei Mareuil ernannt worden war. Die junge Frau kam in Chantebled nieder, und am Tage des ersten Ausganges der Wöchnerin vereinigte sich wieder einmal die ganze Familie, um Urgroßvater und Urgroßmutter jubelnd zu feiern.

„Nun wohl," sagte Marianne fröhlich an der Wiege, „wenn die Jungen ausfliegen, so kommen wieder neue nach, und das Nest wird also nie leer werden!"

„Nie, nie!" sagte Mathieu zärtlich, stolz auf diesen fortgesetzten Sieg über die Einsamkeit und den Tod. „Wir werden nie allein bleiben!"

Allein es folgte wieder eine Trennung, die sie viel Thränen kostete. Nicolas, der Vorjüngste, näherte sich dem zwanzigsten Jahre, ohne sich noch entschieden zu haben, welche Richtung er an diesem Kreuzweg des Lebens einschlagen sollte. Er war ein kräftiger, braunhaariger junger Mann mit einem heiteren, offenen Gesichte. Als Knabe hatte er alle Reisebeschreibungen begierig gelesen, von Abenteuern in fernen Ländern geträumt, dabei war er ein ausdauernder, abgehärteter Junge, der von weiten Streifzügen mit Blasen an den Füßen heimkehrte, ohne

eine Klage laut werden zu lassen. Außerdem besaß er einen außerordentlichen Spar- und Ordnungssinn, hielt seine kleinen Besitztümer stets sauber eingereiht in seiner Lade und sah geringschätzig auf die Nachlässigkeit seiner Schwestern herab. Als er heranwuchs, war er nachdenklich geworden, als suche er rings um sich vergeblich Verwendung für seinen zweifachen Drang, neue Länder zu entdecken und dort sein Leben in kräftiger Ordnung aufzubauen. Einer der Jüngstgeborenen einer zahlreichen Familie, fand er nicht genug freien Spielraum für die Bethätigung seiner Kraft und seines Willens. Seine Brüder und Schwestern hatten, ehe noch an ihn die Reihe gekommen, alle umliegenden Gebiete besetzt, so daß er zu ersticken, von Hunger bedroht zu sein glaubte, nach dem weiten Feld suchte, das er bebauen und dem er sein Brot abgewinnen könnte. Wo kein Raum mehr war, da waren auch keine Lebensmittel mehr, und er wußte zuerst nicht, wohin er gehen sollte, er zögerte und tastete monatelang. Sein frohes Lachen klang nach wie vor durchs Haus, er belästigte weder Vater noch Mutter mit der Sorge um seine Zukunft, denn er fühlte bereits die Kraft in sich, sie sich selber zu schaffen.

Auf dem Hofe gab es keinen Raum für Nicolas, da Gervais und Claire den Platz ganz ausfüllten. In der Fabrik genügte Denis, herrschte als tüchtiger, arbeitsamer Chef, ohne daß irgend etwas einen Jüngeren berechtigte, eine Teilung zu begehren. In der Mühle hatte Grégoire eben erst festen Fuß gefaßt, und sein Reich war noch so klein, daß er nichts davon abtreten konnte. Es blieb nur noch Ambroise, dessen Angebot, ihn zu sich zu nehmen, er für einige Monate annahm, bloß zum Versuche, um sich mit dem Getriebe des Großhandels vertraut zu machen. Das Vermögen Ambroises wuchs ins Große, seitdem

der alte Onkel Du Hordel gestorben war und ihm sein Kommissionshaus vermacht hatte, dessen neuer Herr seine Geschäfte von Jahr zu Jahr mehr über alle Gebiete der Erde ausbreitete. Durch seinen glücklichen Unternehmungsgeist, durch seinen weiten Blick, der alle Ländergrenzen überflog, bereicherte er sich immer mehr an den Erträgnissen der ganzen Welt. Und Nicolas, der sich in den weiten Magazinen Ambroises wieder beengt fühlte, wo die Reichtümer ferner Länder, den verschiedensten Himmelsstrichen entstammt, aufgestapelt waren, entdeckte endlich seinen Beruf. Eine ferne Stimme rief ihn dahin, in jene gewaltigen, unbekannten, unbebauten Gebiete, die noch zu bevölkern, urbar zu machen, mit dem Samen künftiger Ernten zu besäen waren.

Zwei Monate lang sagte Nicolas nichts von dem Entschlusse, den er nun in sich reifen ließ. Er war eine verschlossene Natur, wie alle thatkräftigen Menschen, die überlegen, ehe sie handeln. Fortgehen mußte er, da es am heimatlichen Herde für ihn weder Raum noch Sonne gab; aber allein fortgehen, hieß dies nicht unvollständig, unfruchtbar fortgehen, für die große Aufgabe, eine neue Erde zu bebauen und zu bevölkern? Er kannte in Janville ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, Lisbeth Moreau, groß, kräftig, deren blühende Gesundheit und ernster Arbeitsfleiß sein Herz gewonnen hatten. Gleich ihm fühlte sie sich beengt in dem Winkel, in den das Schicksal sie einschloß, lechzte sie nach der freien Luft der Ferne. Als Waise der Fürsorge einer Tante anheimgefallen, die im Orte einen Kramladen hielt, hatte sie sich bis nun aus Liebe zu dieser in den kleinen finsteren Laden eingeschlossen. Aber die Tante war vor kurzem gestorben und hatte ihr etwa zehntausend Francs hinterlassen. Und es war ihre Sehnsucht, alles zu verkaufen, fortzugehen, endlich

zu leben. Eines Abends im Oktober wurden Nicolas und Lisbeth einig, nachdem sie einander gesagt hatten, was sie noch zu niemand gesagt hatten. Sie legten entschlossen ihre Hände ineinander, sie vereinigten sich fürs Leben, für die schwere Aufgabe, eine neue Welt und eine neue Familie zu schaffen, auf irgend einem Teil der Erde, in der unbekannten Ferne, von der sie noch nichts wußten. Es war eine prächtige Verlobung zweier Herzen voll Tapferkeit und Zuversicht.

Dann erst, als alles vorbereitet war, sprach Nicolas, kündigte seinem Vater und seiner Mutter seinen Entschluß an, fortzugehen. Der Abend nahte, ein noch milder Herbstabend, den die ersten Winterschauer durchwehten. Ein großer Schmerz erfaßte Mathieu und Marianne, als sie begriffen hatten. Dieses Mal flog das Junge nicht bloß aus dem Neste aus, um sein eignes Nest auf einem benachbarten Baume desselben Waldes zu bauen; es galt ein Davonfliegen übers Meer, eine Trennung für immer, ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Die andern Kinder sahen sie wieder, aber dieses sagte ihnen für ewig Lebewohl. Ihre Zustimmung sollte ihr Teil des grausamen Opfers sein, ihre schwere Gabe an das Schicksal, der Zehent, den das Leben von ihrer Liebe, ihrem Blute erhob. Der Sieg des unaufhörlich erobernden Lebens forderte von ihnen dieses Stück ihres Fleisches, diesen Ueberschuß der zahlreichen Familie, die überquoll, sich ausbreitete, die Welt besiedelte. Und was sollten sie antworten, wie es ihm verweigern? Der Sohn, für den nicht vorgesorgt war, ging von dannen, nichts war natürlicher, nichts vernunftgemäßer. Weit weg vom Vaterlande lagen noch unbewohnte große Kontinente, und der Same, den die Winde des Himmels forttragen, kennt keine Ländergrenzen. Auf die Rassen folgt

die Menschheit, die unendliche Ausbreitung, das einzige und brüderliche Volk der vollendeten Zeit, da die ganze Erde nur ein Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit sein wird. Aber neben diesem großen Traume der Dichter, der Propheten, hatte Nicolas auch seine praktischen Gründe, die er, klug in seinem Enthusiasmus, entwickelte. Er wollte kein Schmarotzer sein, er wollte fortgehen, um sich eine neue Erde zu erobern und dort sein Brot zu bauen, da das zu eng gewordene Vaterland ihm keinen Platz mehr bot. Aber zugleich trug er dieses Vaterland lebend mit sich, und sein Ziel war, es in der Ferne durch unbegrenzten Zuwachs an Kraft und Reichtum zu vergrößern. Das alte, geheimnisvolle, heute schon aufgedeckte und durchquerte Afrika zog ihn an. Er wollte zuerst nach Senegal gehen und dann wahrscheinlich bis in den Sudan vordringen, in das Herz jungfräulicher Erde, wo er sich ein neues Frankreich erträumte, das mächtige Kolonialreich, das die gealterte Rasse verjüngen sollte, indem es ihr einen neuen Teil der Erde schenkte. Dort wollte er sich durch ausgedehnte Kulturarbeit sein Reich errichten, mit Lisbeth eine neue Dynastie der Froment gründen, ein unter der heißen Sonne mächtig wachsendes Chantebled, bevölkert mit dem Volke seiner Kinder. Und er sprach davon mit so begeistertem Mute, daß Mathieu und Marianne trotz ihres zerrissenen Herzens unter Thränen lächeln mußten.

„Geh, mein Kind, wir können dich nicht zurückhalten. Geh, wohin dich das Leben ruft, wo du es in Gesundheit, Kraft und Freude leben kannst. Alles, was dort drüben aus dir hervorgeht, wird wieder Gesundheit, Kraft und Freude sein, die uns entsprossen sind und worauf wir stolz sein werden. Du hast recht, wir dürfen nicht weinen, dein Abschied muß ein Fest sein, denn die Familie trennt

sich nicht, sie breitet sich aus, sie überzieht und besiegt die Welt."

Als jedoch, nachdem Nicolas und Lisbeth geheiratet hatten, der Tag des Abschiedes herankam, war er für alle ein Tag schmerzlicher Bewegung. Die Familie hatte sich zu einem letzten Mahle vereinigt, und als das unternehmungskühne junge Paar sich von der mütterlichen Erde losriß, schluchzten alle, obgleich sie sich vorgenommen hatten, tapfer zu sein. Sie zogen leicht an Gepäck und reich an Hoffnung aus, und nahmen außer den zehntausend Francs der Mitgift nur noch weitere zehntausend Francs mit, um die erste Zeit überdauern zu können. Mochten denn Mut und Arbeit ihnen den Erfolg erobern helfen!

Aber besonders Benjamin, der Jüngste, war tief betroffen von dieser Trennung. Er war noch nicht zwölf Jahre alt, ein hübscher, zarter Knabe, den die Eltern sehr verhätschelten, da sie glaubten, er sei von schwacher Gesundheit. Diesen wollten sie ganz für sich behalten, so süß und lieb fanden sie ihn mit seinen weichen, zärtlichen Augen, seinen schönen lockigen Haaren. So war er zu einem sanften und träumerischen Knaben herangewachsen, zärtlich geliebt und von der Mutter verwöhnt, gleichsam dieser starken und arbeitsamen Familie liebenswürdiger Tribut an das Nichtsthun.

„Gieb mir noch einen Kuß, lieber Nicolas. Wann kommst du wieder?"

„Niemals, mein kleiner Benjamin."

Das Kind erschauerte. „Niemals, niemals, o, das ist zu lang! Komm zurück, komm doch zurück, damit ich dich wieder küssen kann."

„Niemals," wiederholte Nicolas, selbst ganz bleich. „Niemals, niemals!"

Er hatte den Knaben zu sich heraufgehoben, der

nun heftig weinte. Es war für alle eine Minute schneidenden Schmerzes, die Minute des Losreißens, der ewigen Trennung.

„Lebe wohl, Benjamin! Lebt wohl, lebt wohl, ihr alle!“

Während Mathieu dem ausziehenden Eroberer einen letzten Segenswunsch mitgab, flüchtete Benjamin trostlos, von Thränen geblendet, zu Marianne. Sie schloß ihn leidenschaftlich in ihre Arme, wie von der Furcht ergriffen, daß auch er sie verlassen könnte. Nur er war ihnen noch im Elternhause zurückgeblieben.

III.

In dem reichen Fabrikswohnhause, wo sie als unumschränkte Herrin geherrscht hatte, erwartete Constance nun schon seit zwölf Jahren starr und trotzig ihr Schicksal, angesichts der zunehmenden Zerbröckelung ihres Lebens und ihrer Hoffnung.

Während dieser zwölf Jahre war Beauchêne unaufhaltsam immer tiefer gesunken. Er war nun auf der untersten Stufe, bei der letzten Erniedrigung angelangt. Ausgehend von den gewöhnlichen Seitensprüngen des ungetreuen Gatten, aus dem Alkoven verjagt, durch die einverständliche eheliche Unterschlagung auf die Straße gedrängt, war er, der Befriedigung seiner unersättlichen Gier nachjagend, dahin gelangt, gar nicht mehr nach Hause zu kommen, nur mehr bei den Dirnen zu leben, die er auf der Straße auflas. Zuletzt hatte er eine Vorliebe für zwei von ihnen gefaßt, Tante und Nichte, wie sie sagten, und verkam nun in den Armen dieser beiden, noch immer lüstern mit fünfundsechzig Jahren, eine jämmerliche menschliche Ruine, der ein schimpflicher

Tod in einer letzten Ausschweifung bevorstand. Und für diesen widerwärtigen alten Wüstling hatte sein einstiges großes Vermögen nicht ausgereicht; er hatte, je älter er wurde, das Geld um so sinnloser verschwendet, hatte große Summen für unsaubere Abenteuer ausgeben müssen, um den Skandal zu ersticken, der daraus zu entstehen drohte. Er war verarmt, er bezog nur mehr einen sehr kleinen Teil des steigenden Gewinnes der in vollem Gedeihen stehenden Fabrik.

Constances unbeugsamer Stolz litt entsetzlich unter diesem Niedergang. Seitdem er seinen Sohn verloren, hatte sich Beauchêne noch mehr gehen lassen, nur mehr seinen persönlichen Freuden gelebt, sich immer weniger um sein Haus gekümmert, um Dirnen nachzulaufen. Wozu dieses Haus verteidigen, da der Erbe nicht mehr da war, der es einmal vergrößert, bereichert übernehmen sollte? Und so hatte er es Stück um Stück seinem Gesellschafter Denis überliefert und ihn allmählich zum einzigen Herrn werden lassen. Denis hatte bei seinem Eintreten nur einen von den sechs Anteilen besessen, in welche das Eigentum der Fabrik vertragsmäßig zerlegt worden war; und Beauchêne hatte sich obendrein das Recht vorbehalten, diesen Anteil bis zu einem gewissen Zeitpunkte zurückzukaufen. Aber weit entfernt, hierzu im stande zu sein, als die Zeit um war, sah er sich genötigt, dem jungen Mann noch einen Teil zu verkaufen, um uneingestehbare Schulden decken zu können. Von da ab wurde das zur ständigen Gewohnheit, alle zwei Jahre mußte er einen Teil abtreten, der dritte Teil war dem zweiten gefolgt, dann kam die Reihe an den vierten, dann an den fünften, so daß er heute, infolge eines schließlichen Uebereinkommens nicht einmal mehr einen ganzen Anteil besaß, sondern nur mehr ein

Stück des letzten Sechstels, im Werte von kaum hunderttausend Francs. Und auch dies war nur ein Scheinbesitztum, denn Denis hatte ihm diesen Betrag nur zugestanden, um ihm in dieser Form eine Rente auszusetzen, die er übrigens selbst teilte, um Constance jeden Monat die Hälfte auszuzahlen.

Dieser war also nichts von der Sachlage verborgen. Sie wußte, daß die Fabrik auch dem Namen nach diesem Sohne der verhaßten Froment gehören würde, an dem Tage, wo es ihm gefiele, den früheren Herrn einfach davonzujagen, den man nicht einmal mehr in den Werkstätten sah. Es befand sich allerdings eine Klausel im Kontrakte, die, solange dieser zu Recht bestand, die Möglichkeit gewährte, alle Teile auf einmal zurückzukaufen. War es vielleicht diese tolle Hoffnung, der Glaube an irgend ein Wunder, an einen vom Himmel fallenden Retter, der sie so aufrecht hielt, starr und trotzig ihr Schicksal erwartend? Diese zwölf Jahre vergeblichen Harrens, aufeinanderfolgender Niederlagen, schienen die Sicherheit nicht einmal erschüttert zu haben, an der sie trotz allem festhielt, daß sie eines Tages triumphieren werde. In Chantebled, angesichts des Sieges Mathieus und Mariannens hatten ihre Thränen fließen können; aber sie hatte sich wiedergefunden, sie lebte nach wie vor in der Hoffnung, daß irgend ein unerwartetes Ereignis ihrer Unfruchtbarkeit schließlich doch recht geben werde. Sie hätte nicht sagen können, was sie eigentlich wollte, sie beharrte nur darauf, nicht zu sterben, ehe das Unglück diese zu zahlreiche Familie traf, um sie zu entschädigen für ihren toten Sohn, für ihren verkommenen Gatten, für all diese Schändlichkeit, die sie herbeigeführt hatte, und unter der sie nun so furchtbar litt. Trotz ihres blutenden Herzens bäumte sich die Eitelkeit der ehrbaren Frau

in ihr auf, wollte sie nicht zugeben, daß sie unrecht gehabt hatte. Und so erwartete sie denn die Genugthuung des Schicksals in dem reichen Wohnhause, das nun, wo sie es allein bewohnte, zu groß für sie war. Sie hatte ihr Leben da eingeschränkt, bewohnte nur die Räume des ersten Stockes, wo sie sich tagelang mit einer alten Magd einschloß, der einzigen Bediensteten, die ihr geblieben war. Schwarz gekleidet, wie in ewiger Trauer um Maurice, immer auf den Beinen, in abweisendem Schweigen erstarrt, ließ sie nie eine Klage hören, obgleich die in ihr wühlende Verbitterung oft in heftigen, erstickenden Anfällen aufstieg, die sie verbarg. Als die alte Magd eines Tages eiligst den Doktor Boutan herbeiholte, hätte sie sie beinahe entlassen; und sie antwortete dem Arzt nicht einmal, verweigerte es, sich behandeln zu lassen, in der festen Ueberzeugung, so lange zu dauern wie ihre Hoffnung. Aber welche Todesangst, wenn sie plötzlich einen Erstickungsanfall bekam, ganz allein in dem leeren Hause, ohne Sohn, ohne Gatten, niemand rufen konnte, da sie wußte, daß niemand kommen würde! Und wenn der Anfall vorüber war, mit welch unbeugsamem Starrsinn richtete sie sich dann wieder auf, indem sie sich sagte, daß ihre Gegenwart allein Denis verhindere, der Herr zu sein, unbeschränkt zu regieren, und daß er in jedem Falle das Wohnhaus nicht haben, nicht dahin als Sieger einziehen werde, solange sie nicht unter seinen Trümmern begraben liege.

Dieses zurückgezogene Leben füllte Constance, von ihrer fixen Idee beherrscht, nur damit aus, die Fabrik zu überwachen, Tag um Tag in Erfahrung zu bringen, was dort vorging. Der gute Morange, den sie zu ihrem Vertrauten gemacht hatte, unterrichtete sie, ohne Uebles dabei zu denken,

fast allabendlich von den Geschehnissen, wenn er beim Verlassen seines Bureaus auf eine kurze Weile zu ihr kam. Sie hatte alles aus seinem Munde erfahren, daß die Anteile nacheinander verkauft worden waren, daß Denis allmählich das Ganze erworben hatte, und daß Beauchêne und sie selbst jetzt nur noch von der Freigebigkeit des neuen Herrn lebten. Und sie hatte den alten Buchhalter ohne sein Wissen so weit zu ihrem Spion ausgebildet, daß sie durch ihn alles über das häusliche Leben Denis', seiner Frau Marthe, seiner Kinder Lucien, Paul und Hortense erfuhr, was sie in dem bescheidenen Häuschen sagten und thaten, das sie trotz ihres erworbenen Reichtums nach wie vor wohlgemut bewohnten, ohne irgend welches Verlangen, irgend welche Eile zu zeigen, das schöne Wohnhaus zu beziehen. Sie schienen nicht einmal zu bemerken, wie enge sie in dem kleinen Häuschen lebten, während sie, Constance, allein in dem großen, von Trauer verdüsterten Hause wohnte, in dem sie sich beinahe verlor. Und sie wütete über die Ehrerbietung der jungen Leute gegen sie, über die gelassene Ruhe, mit der sie auf ihr Ende warteten, denn sie hatte auch noch die schwere Niederlage erlitten, daß sie nicht im stande gewesen war, die beiden gegen sich aufzubringen, daß sie gezwungen war, ihnen noch dankbar für die Wohlthaten zu sein, die sie ihr erwiesen, die Kinder zu küssen, wenn sie ihr Blumen brachten.

So vergingen die Monate, die Jahre, und Morange fand Constance fast jeden Abend, wenn er zu ihr hinüberging, in demselben stillen kleinen Salon, in demselben schwarzen Kleide, in derselben Haltung unbeugsamen Harrens erstarrt. Von dieser Rache des Schicksals, von diesem so leidenschaftlich erhofften Unglück der andern traf nichts ein, ohne daß

sie gleichwohl im Geringsten an dem Siege zu zweifeln schien. Im Gegenteil, die Ereignisse mochten noch so sehr das Unglück auf sie häufen, sie richtete sich nur um so höher auf, bot dem Schicksal Trotz, von der Sicherheit aufrecht erhalten, daß es ihr schließlich doch recht geben werde. Und so blieb sie unbeweglich, keiner Mattigkeit zugänglich, auf das Wunder rechnend.

An jedem Abend während dieser zwölf Jahre, an welchem Morange sie besuchen kam, begann ihr Gespräch in derselben Weise.

„Nichts Neues seit gestern, Madame?"

„Nein, lieber Freund, nichts."

„Nun, wenn man sich nur wohl befindet, das ist die Hauptsache. Man kann dann auf bessere Zeit warten."

„O, niemand befindet sich wohl, und doch wartet man."

Und eines Abends, nach zwölf Jahren, geschah es, daß Morange, als er eintrat, eine Veränderung in der Luft des kleinen Salons spürte, als ob eine neue Freude durch sein ewiges Schweigen zittere.

„Nichts Neues seit gestern, Madame?"

„Ja, lieber Freund, es giebt etwas Neues."

„Und etwas Gutes, hoffe ich, etwas Glückliches, das Sie erwarteten?"

„Etwas, das ich erwartete, ja! Was man zu erwarten versteht, das kommt immer."

Er betrachtete sie erstaunt, fast beunruhigt, sie so verändert zu finden, mit leuchtenden Augen, mit lebhaften Bewegungen. Welcher endlich erfüllte Wunsch hatte sie nach so vielen Jahren, in denen sie wie in ihrer Trauer erstarrt geschienen hatte, plötzlich so aufleben gemacht? Sie lächelte, sie atmete tief, wie erleichtert von der schweren Last, die sie so lange zu Boden gedrückt hatte. Und als

er sie um die Ursache dieses Glücksgefühles fragte, erwiderte sie: „Lieber Freund, ich kann Ihnen noch nichts sagen. Vielleicht habe ich unrecht, mich so zu freuen, denn alles dies ist noch sehr unbestimmt, sehr in der Luft schwebend. Das Ganze ist, daß ich heute vormittag von jemand gewisse Thatsachen erfahren habe; und ich muß mich vorerst überzeugen, muß hauptsächlich nachdenken. Dann werde ich mich sicherlich Ihnen anvertrauen, denn Sie wissen, daß ich Ihnen alles sage, abgesehen davon, daß ich diesmal wahrscheinlich Ihrer Hilfe bedürfen werde. Warten Sie ruhig und kommen Sie eines Abends zum Diner zu mir, wenn ich Sie darum bitten werde, wir werden dann den Abend vor uns haben, um alles in Ruhe zu besprechen ... O, mein Gott, wenn es wahr wäre, wenn das Wunder sich ereignen würde!“

Nahezu drei Wochen vergingen, ohne daß Morange die versprochene vertrauliche Mitteilung empfing. Er sah, daß sie von etwas sehr in Anspruch genommen und fieberisch erregt war, aber er stellte keine weiteren Fragen an sie, und fuhr seinerseits fort, das einsame, abgeschiedene, automatische Leben zu führen, das er nun schon seit so vielen Jahren führte. Er war nun neunundsechzig Jahre alt, es war dreißig Jahre her, daß seine Frau Valérie tot war, mehr als zwanzig Jahre, seit seine Tochter ihr gefolgt war, und er lebte immer noch trotz der Vernichtung seines Daseins, verrichtete in peinlich genauer Weise seine Arbeit im Bureau. Kein Mensch hatte so viel gelitten, so viel Furchtbares erlebt, solche Gewissensqualen erduldet, und er kam und ging nach wie vor mit seinen kleinen, abgemessenen Schritten, er dauerte immer noch in seiner Mittelmäßigkeit wie eine vergessene, verlorene Sache, wie durch den Schmerz

konserviert. Gleichwohl mußte in ihm manches gebrochen sein. Er verfiel in die sonderbarsten Eigenheiten. Er hielt eigensinnig an der großen Wohnung fest, die er einst mit seiner Frau und seiner Tochter bewohnt hatte, und er bewohnte sie jetzt ganz allein, nachdem er auch sein Dienstmädchen entlassen hatte, er besorgte selbst seine Einkäufe von Lebensmitteln, kochte selbst für sich, bediente sich selbst. Seit zehn Jahren hatte kein andrer Mensch den Fuß in die Wohnung gesetzt, und man vermutete eine schreckliche Vernachlässigung, so daß der Hauseigentümer vergeblich von Reparaturen gesprochen hatte, ohne es zu erreichen, daß er hätte eintreten können. Trotzdem übrigens der alte Buchhalter, dessen wallender Bart nun schneeweiß geworden war, von peinlicher Sauberkeit blieb, trug er einen in jammervollem Zustande befindlichen Gehrock, dessen Schäden er wohl des Abends ausbessern mochte. Sein Geiz hatte einen solchen Grad erreicht, daß er sich keine andre Ausgabe mehr vergönnte, als für das große Brot, das er sich alle vier Tage kaufte, und das er altbacken aß, um mit weniger genug zu haben. Natürlich erregte das die Neugierde aller Leute, und es verging keine Woche, wo seine Hausmeisterin nicht die Frage aufwarf: ein so wohlhabender Herr, der achttausend Francs in seiner Anstellung verdiente, und der nie einen Sous ausgab, was konnte der mit seinem Gelde machen? Man berechnete sogar die Summe, die er in irgend einem Winkel aufgehäuft haben mußte, einige hunderttausend Francs vielleicht. Dann gaben sich Zeichen noch schwererer innerer Störungen kund, und zweimal wurde er mit genauer Not vom Tode gerettet. Eines Tages, als Denis über den Pont de Grenelle heimging, bemerkte er ihn, wie er sich über das Geländer neigte und beinahe hineingestürzt wäre, wenn er

ihn nicht noch rechtzeitig am Rocke erfaßt hätte. Er hatte dann in seiner sanften Art gelächelt und von einer plötzlichen Betäubung gesprochen. Ein andres Mal riß ihn Victor Moineaud von einer in Bewegung befindlichen Maschine zurück, im Augenblicke, wo er nahe daran war, sich starren Blicks von den gierigen Zähnen des Räderwerks erfassen zu lassen. Wieder hatte er gelächelt und sein Unrecht eingestanden, den Rädern zu nahe zu gehen. Man bewachte ihn von da ab, in der Annahme, daß er Anfälle von Geistesabwesenheit habe. Wenn Denis ihn als ersten Buchhalter behielt, so war dies vorerst aus Erkenntlichkeit für seine langen Dienste; außerdem aber war es merkwürdig, daß er seine Aufgabe nie besser erfüllt hatte; er suchte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nach fehlenden Centimes, er war unfehlbar sicher in den längsten Additionen. Und mit friedlichem, ruhigem Gesichte, als ob noch kein Sturm sein Herz verwüstet hätte, lebte er mechanisch sein enges Dasein weiter, ein stiller Wahnsinniger, der vielleicht reif für die Zwangsjacke war, ohne daß man es wußte.

Seit einigen Jahren gab es jedoch im Leben Moranges ein großes Ereignis. Obgleich er der Vertraute Constances war und sie ihn mit der überlegenen Kraft ihres Willens zu ihrem Eigentum gemacht hatte, war in ihm allmählich eine leidenschaftliche Zuneigung zu Hortense, dem Kinde Denis' entstanden. Je mehr er sie hatte heranwachsen sehen, desto mehr hatte er sich eingebildet, in ihr Reine, seine schmerzlich beweinte Tochter wiederzufinden. Sie war nun neun Jahre alt, und so oft er sie sah, wurde er von einer Bewegung, einer Zärtlichkeit ergriffen, die um so rührender war, als sie lediglich auf einer wunderbaren Täuschung seines Kummers beruhte, denn die beiden Kinder glichen

einander gar nicht: die eine war schwarz gewesen, die andre war nahezu blond. Trotz seines schrecklichen Geizes überhäufte er Hortense bei jeder möglichen Gelegenheit mit Puppen und Geschenken. Und die Liebe zu diesem Kinde erfüllte ihn schließlich so, daß Constance argwöhnisch wurde. Sie gab ihm zu verstehen, daß, wer nicht ganz für sie sei, gegen sie sei. Er schien sich zu unterwerfen, lauerte aber dem Kinde auf, um es im geheimen zu küssen, liebte es deshalb nur um so mehr, wie mit einer Leidenschaft, der Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Und in seinen fast täglichen Beziehungen zu Constance, in seiner anscheinenden Treue für die einstige Herrin der Fabrik, folgte er nur der Furcht eines armen, eingeschüchterten Menschen, den sie stets gewaltsam unter ihren Willen gebeugt hatte. Zwischen ihnen bestand ein altes Band, das Grauenhafte, um das nur sie allein wußten, die gemeinsame Schuld, von der sie nie sprachen, die sie aber aneinander kettete. Er, der Schwache und Weiche, schien dadurch zerdrückt, ganz zahm wie ein furchtsames Tier. Nach diesem schrecklichen Tage hatte er übrigens alles andre erfahren, keines der Geheimnisse des Hauses war ihm verborgen. Er befand sich nun schon so viele Jahre da, war so viel hin und her gegangen mit seinen kleinen, mechanischen Schritten, hatte alles gesehen, alles gehört, war zu allem dazugekommen. Und dieser Verrückte, der alles wußte, der schwieg, mutlos inmitten des düsteren Dramas, hatte doch manchmal seine Augenblicke dumpfer Empörung, wenn er sich verstecken mußte, um seine kleine Freundin Hortense zu küssen, grollte im Herzen, war nahe daran, endlich in Zorn zu geraten, wenn man an seine Liebe rührte.

Plötzlich lud Constance ihn eines Abends zum Diner. Er erriet, daß die Stunde der versprochenen

vertraulichen Mitteilung gekommen sei, als er sie bebend, ihre kleine Gestalt aufgerichtet, vor sich sah, eine Kriegerin, die nun des Sieges gewiß war. Bei Tische berührte sie jedoch den ernsten Gegenstand nicht, obgleich das Dienstmädchen sie allein ließ, nachdem sie die ganze bescheidene Mahlzeit auf einmal aufgetragen hatte. Sie sprach von der Fabrik, sie kam auf Denis, auf seine Frau Marthe, die sie kritisierte, sie ließ sich sogar verleiten, die kleine Hortense schlecht erzogen, häßlich, ohne Anmut zu finden. Und der Buchhalter hörte zu, ohne den Mut zu haben zu widersprechen, trotzdem alles in ihm sich empörte.

„Wir werden schon sehen," sagte sie schließlich, „wenn jeder wieder auf seinen Platz zurückverwiesen sein wird."

Sie wartete, bis sie wieder in dem kleinen Salon waren, und sprach erst, als sie bei geschlossenen Thüren in dem Schweigen des Winterabends am Feuer saßen.

„Lieber Freund, wie ich Ihnen, glaube ich, schon gesagt habe, werde ich Ihrer bedürfen. Sie müssen einem jungen Mann den Eintritt in die Fabrik ermöglichen, für den ich mich interessiere. Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so nehmen Sie ihn sogar in Ihr Bureau."

An der andern Seite des Kamins ihr gegenüber sitzend, sah er sie erstaunt an.

„Aber ich bin nicht der Herr; wenden Sie sich doch an den Chef, er wird sicher gern Ihren Wunsch erfüllen."

„Nein, ich will Denis für nichts zu danken haben. Dann stimmt das auch nicht zu meinen Plänen. Sie sollen meinen jungen Mann empfehlen, Sie sollen ihn als Gehilfen zu sich nehmen, sollen ihn einführen, ihn unterrichten. Sie werden

doch wohl das Recht haben, einen Bediensteten aufzunehmen? Und ich will es."

Sie sprach als Gebieterin, und er duckte sich; er hatte nie etwas anders gethan als gehorcht, zuerst seiner Frau, dann seiner Tochter, und nun dieser alten entthronten Königin, die ihn zu ihrem willenlosen Werkzeuge machte, trotz der unbestimmten Auflehnung, die seit einiger Zeit allmählich in ihm entstanden war. Er wagte eine Frage.

„Gewiß, gewiß, ich kann ihn aufnehmen. Wer ist dieser junge Mann?"

Sie antwortete nicht sogleich. Sie hatte sich gegen das Feuer geneigt, wie um ein Scheit zurechtzurücken, in Wirklichkeit aber, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Wozu ihn sogleich einweihen? Sie würde eines Tages gezwungen sein, ihm alles zu sagen, wenn er in ihrem Spiele ganz auf ihrer Seite sein sollte. Aber das hatte vorläufig keine Eile, und sie gedachte die Sache einstweilen nur geschickt einzuleiten.

„Es ist ein junger Mann, dessen Schicksal mich rührt, infolge gewisser Erinnerungen. Sie entsinnen sich vielleicht eines Mädchens, das hier gearbeitet hat, o, vor sehr langer Zeit schon, wenigstens dreißig Jahre, Norine Moineaud, eine der Töchter des Vaters Moineaud?"

Er hatte rasch den Kopf erhoben, er sah sie mit großoffenen Augen an, ein plötzlicher Lichtstrahl hatte seine Seele durchfahren. Und ehe er noch überlegt hatte, rief er in seiner Ueberraschung alles hinaus.

„Alexandre Honore, der Sohn Norinens, das Kind von Rougemont!"

Betroffen ließ sie die Feuerzange fahren, und sah ihn durchbohrend an, als wollte sie auf den Grund seiner Seele dringen.

„Ah, Sie wissen ... Was wissen Sie? Sie

müssen es mir sagen, verbergen Sie mir nichts, sprechen Sie, ich will es!"

Was er wußte — mein Gott, er wußte alles! Er sprach lang und langsam, wie aus dem Traume. Er hatte alles gesehen, alles erfahren, daß Norine schwanger gewesen, daß Beauchêne Geld hergegeben hatte, damit sie bei der Bourdieu niederkommen könne, daß der Knabe dem Findelhause übergeben worden, dann nach Rougemont in Pflege gekommen war, von wo er dann entflohen war, indem er dreihundert Francs unterschlug. Und er wußte sogar, daß der junge Mann auf das Pariser Pflaster geraten war und hier das abscheulichste Leben geführt hatte.

„Wer hat Ihnen das alles gesagt? Woher wissen Sie das alles?" rief sie wütend, von Unruhe ergriffen.

Er machte nur eine unbestimmte Gebärde, die die Luft um ihn herum, das ganze Haus bezeichnete. Er wußte es eben, das waren Dinge, die ihn umgaben, die man ihm gesagt, die er erraten hatte. Und er wußte nicht einmal mehr genau, woher er sie hatte. Er wußte sie eben.

„Sie begreifen, wenn man mehr als vierzig Jahre an einem Orte ist, so kommt einem schließlich alles zu Ohren. Ich weiß alles, ich weiß alles."

Sie erbebte, und ein tiefes Schweigen folgte. Er, die Augen auf die Glut geheftet, war in die schmerzerfüllte Vergangenheit zurückversunken, die er mit der Verschwiegenheit des gewissenhaften Buchhalters in sich trug. Sie dachte nach und fand, daß es so am besten sei, daß die Lage mit einem Schlage geklärt sei. Da er unterrichtet war, hatte sie ihn nur einfach nach ihrem Gefallen, ohne alle Schwächlichkeit, als gefügiges Werkzeug zu benutzen.

„Alexandre Honoré, das Kind von Rougemont, ja! Ich habe ihn endlich wiedergefunden. Und wissen Sie auch von den Schritten, die ich vor fünfzehn

Jahren unternommen habe, verzweifelt, daß er unauffindbar war, so daß ich schon glaubte, er sei tot?"

Er nickte bejahend, und sie fuhr fort, erzählte ihm, daß sie seit langem auf alte Pläne verzichtet hatte, als plötzlich das Schicksal sich erfüllt habe.

„Stellen Sie sich einen Donnerschlag vor. Es war an dem Tage, wo Sie mich so erregt gefunden haben. Meine Schwägerin Sérafine, die kaum viermal im Jahre zu mir kommt, hatte mich um zehn Uhr mit ihrem Besuche überrascht. Sie ist sehr seltsam geworden, wie Sie wissen, und ich habe zuerst kaum auf die Geschichte gehört, die sie mir erzählte, von einem jungen Manne, dessen Bekanntschaft sie durch eine Dame gemacht habe, ein unglücklicher junger Mann, der durch schlechte Gesellschaft ins Verderben geraten sei, und den es zu retten gelte, indem man ihm zu Hilfe komme. Und dann, welch ein Stoß, lieber Freund, als sie deutlicher sprach und mir anvertraute, was ein Zufall sie hat entdecken lassen ... Ich sage Ihnen, das Schicksal ist erwacht und klopft an!"

In der That, die Geschichte war phantastisch. Sérafine war seit Jahren auf dem Wege vollständiger Zerrüttung, von Wut verzehrt über ihr Verwelktsein, über das vorzeitige Greisentum, in welches sie diese unsinnige Operation versetzt hatte, von der sie das Wunder vermehrter, zügelloser und strafloser Genüsse erwartet hatte. Immer auf der Suche nach der verlorenen Lust, hatte sie herumzustreifen begonnen, war bis in die niedrigsten Schichten hinabgestiegen, hatte es mit Monstruositäten versucht. Man erzählte sich von ihr unerhörte Geschichten. So war sie auch auf den seltsamen Gedanken verfallen, sich durch eine befreundete Dame als Patronesse in einen Verein einführen zu lassen, der sich damit befaßte, jungen Sträflingen bei ihrem Verlassen

des Gefängnisses zu Hilfe zu kommen und sie zu bessern. Sie hatte deren sogar welche bei sich, in ihre geheimnisvolle Erdgeschoßwohnung in der Rue de Marignan aufgenommen, sie dort beherbergt, mit ihnen bei geschlossenen Thüren und Fenstern in wahnsinniger Gemeinschaft gelebt. Und so geschah es, daß eines Abends ein junger Freund ihr Alexandre zuführte, einen kräftigen Burschen von nun schon zweiunddreißig Jahren, der eben nach sechsjähriger Haft aus dem Zuchthaus entlassen worden war. Einen Monat lang hatte er regiert; und als er ihr eines Morgens seine ganze Geschichte erzählt, von Rougemont, von seiner Mutter Norine, von seinen vergeblichen Versuchen gesprochen hatte, seinen Vater, einen ungeheuer reichen Mann, zu finden, hatte sie mit einemmal alles gewußt, hatte sich nun den Eindruck des schon Gesehenen erklärt, den er bei ihr hervorbrachte, die Aehnlichkeit mit Beauchêne, die sie nun mit dem Blitzstrahl einer blendenden Gewißheit durchfuhr; und dieses zufällige Sichfinden in den Armen eines Neffen zur linken Hand, diese von der dunkeln Macht des Schicksals herbeigeführte seltsame Vereinigung hatte sie einen Tag lang unterhalten, indem es sie ein wenig dem Einerlei ihres Lebens entriß. Der arme Junge! Sie konnte ihn nicht behalten, sie hatte ihm nicht einmal etwas von ihrer überraschenden Entdeckung gesagt, um unnütze Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Sie war lediglich gekommen, um Constance, von deren eifrigen Nachforschungen sie erfahren hatte, die Geschichte zu erzählen, schon wieder matt, wieder in die Hölle der ungesättigten Begierde zurückverfallen, von dem Scheusal nicht befriedigter als von dem Vorübergehenden der Straße.

„Er weiß also nichts,“ schloß Constance. „Meine Schwägerin wird ihn lediglich zu mir, als zu einer

ihr befreundeten Dame schicken, die ihm einen guten Platz verschaffen soll. Er hat jetzt die ernstliche Absicht zu arbeiten, sagt man mir. Wenn er Fehltritte begangen hat, so hat der Unglückliche so viel Entschuldigungsgründe! Und übrigens, sobald er einmal in meinen Händen ist, nehme ich ihn auf mich, er wird nur mehr das thun, was ich will."

Obgleich Sérafine ihre persönlichen Erlebnisse mit Stillschweigen übergangen hatte, kannte ihre Schwägerin sie genug, um zu vermuten, aus welchem Pfuhl sie ihr Alexandre brachte, mit ihren kraftlosen Armen, die nur noch das Leere umfaßten. Sie hatte von ihr lediglich die Geschichte gehört, die er sich zurechtgelegt hatte, daß er sechs Jahre um einer Frau willen eingesperrt gewesen sei, der wirklichen Schuldigen, einer Geliebten, die zu verraten er sich ritterlicherweise geweigert habe. Mit alledem waren dies aber nur sechs bekannte Jahre von den zwölf seines Verschwundenseins, und hinter dem furchtbaren Geheimnis der sechs unbekannten Jahre konnte man alles vermuten, alle Schändlichkeiten, unerhörte Verbrechen. Der Kerker schien für ihn sogar eine wohlthätige Rast gewesen zu sein, er hatte ihn ruhiger, gebessert verlassen, entschlossen, sein Leben nicht noch mehr zu zerstören. Und durch Sérafine kultiviert, ausgestattet und unterwiesen, war er beinahe ein annehmbarer junger Mann geworden.

Morange erhob seine Augen von der Glut, in die er bisher gestarrt hatte.

„Was wollen Sie also aus ihm machen? Versteht er denn etwas? Hat er eine erträgliche Schrift?"

„Ja, seine Schrift ist gut. Mit seinen Kenntnissen wird es wohl nicht weit her sein. Deswegen vertraue ich ihn Ihnen an. Sie sollen ihn mir abschleifen, ihn in alles einweihen. Ich will, daß

er in ein oder zwei Jahren die ganze Fabrik kenne, als ob er der Herr wäre."

Bei diesem Worte, das ihn erleuchtete, erwachte plötzlich die Vernunft in dem Buchhalter. Der genaue Rechner, der er inmitten der Wahngebilde, die seinen Geist verschleierten, geblieben war, protestierte.

„Hören Sie, Madame, da Sie wünschen, daß ich Ihnen helfe, schenken Sie mir doch Ihr ganzes Vertrauen, sagen Sie mir, welchem Zwecke dieser junge Mann hier dienen soll. Sie können doch nicht daran denken wollen, durch ihn die Fabrik zurückzuerobern, das heißt, die Anteile zurückzukaufen, wieder Eigentümerin und gebietende Herrin zu werden?"

Und mit unwiderleglicher Klarheit und logischer Schärfe bewies er ihr die Tollheit dieses Gedankens, fügte die Ziffern aneinander, summierte sie zu dem großen Betrage, dessen es bedurfte, um Denis seine Rechte abzukaufen, der hier in seinem Hause war, es als Sieger besaß.

„Im übrigen verstehe ich nicht, Madame, warum Sie diesen jungen Menschen lieber wollen als einen andern. Er hat keinerlei gesetzliches Recht, das wissen Sie ja wohl? Er wäre hier nur ein Fremder, und ich würde daher einen tüchtigen, ehrenhaften Menschen, der sich auf die Maschinenfabrikation versteht, bei weitem vorziehen."

Constance hatte mit der Feuerzange heftig auf die Scheite losgeschlagen. Sie erhob nun den Kopf und sagte mit leiser, leidenschaftlicher Stimme Morange ins Gesicht: „Alexandre ist der Sohn meines Mannes, er ist der Erbe. Der Fremde ist nicht er, sondern der andre, dieser Denis, der Sohn der Froment, der uns unser Eigentum gestohlen hat . . . Sie zerreißen mir das Herz, mein Freund, und all mein Blut entfließt mit dem, was Sie mich zwingen, Ihnen zu sagen."

In ihr sprach mächtig die Stimme der konservativen Bürgersfrau, die die Erbschaft lieber noch dem Bastard überlassen will, als dem Fremden. Der Frau, der Gattin und Mutter blutete ohne Zweifel das Herz, wie sie bekannte; aber sie opferte sie ihrer Rachsucht, sie wollte nur den Fremden hinausjagen, und wenn es sie ein Stück ihres Fleisches kostete. Und unklar dachte sie, dieser Sohn ihres Mannes, sei er nicht auch ein wenig von ihr, da er von ihm war, dem Manne, von dem sie auch einen Sohn gehabt hatte, den älteren, den Toten? Und im übrigen würde sie sich den Bastard zu eigen machen, ihn lenken, ihn zwingen, nur noch von ihr, für sie zu sein.

„Sie wollen wissen, wozu ich ihn in diesem Hause verwenden will? Ich weiß es selbst nicht. Sicherlich werde ich bis morgen nicht die nötigen Hunderttausende von Francs finden. Ihre Zahlen sind richtig, es ist möglich, daß wir niemals das Geld für den Rückkauf haben werden. Warum aber nicht trotzdem kämpfen, nicht den Versuch machen?... Und selbst den Fall gesetzt, daß wir unterliegen, um so schlimmer für den andern! Denn ich verspreche Ihnen, wenn dieser junge Mensch mir folgt, so wird mit ihm der zerstörende und rächende Geist in die Fabrik eingezogen sein, der sie in die Luft sprengen wird!“

Mit einer weiten Gebärde, die alle Mauern ringsum niederwarf, ergänzte sie ihre Worte. Unter den wirren Plänen, die der Haß in ihr wälzte, galt ihre letzte Hoffnung wohl diesem Kampfe, wenn alle andern verloren waren, der Verwendung dieses elenden Alexandres als zerstörende Macht, deren Verwüstungen ihr ein wenig Genugthung verschaffen sollten. Sie war bis zu dieser Tollheit gelangt, in der grenzenlosen Verzweiflung, in die sie der Verlust

ihres einzigen Sohnes gestürzt hatte, verdorrt, verglüht von der unbefriedigten Liebessehnsucht, dem Wahnwitz ihrer beraubten Mutterschaft anheimgefallen, die Seele bis zum Verbrechen vergiftet.

Morange erschauerte, als sie mit ihrer starren Härte schloß:

„Seit zwölf Jahren warte ich auf das Eingreifen des Schicksals, und nun ist es da! Ehe ich es nicht ausnützen sollte für das, was mir eine letzte Möglichkeit scheint, würde ich mein Leben hingeben."

Somit war das Verderben Denis' beschworen, vollzogen, wenn das Schicksal es wollte. Und der alte Buchhalter sah im Geiste das Unheil geschehen, die unschuldigen Kinder in dem Vater betroffen, eine vollständige ungerechte Katastrophe hereingebrochen, gegen die sein weiches Herz sich empörte. Sollte er dieses neue Verbrechen geschehen lassen, ohne hinauszuschreien, was er wußte? Ohne Zweifel stieg das andre Verbrechen, das erste, grauenhafte, verborgene, über das sie nie miteinander sprachen, vor ihm auf und erfüllte seine trüben Augen in dieser schrecklichen Minute; denn auch sie erbebte, als ihr Blick, mit dem sie ihn zu unterjochen strebte, auf den seinigen fiel. Einen Augenblick befanden sie sich so, Aug' in Auge, wieder an der mörderischen Oeffnung, durchschauert von dem kalten Hauch des Abgrunds. Aber wieder unterlag er, sagte nichts, beugte seine arme schwache Seele unter den Willen dieser Frau.

„Wir sind also einig, lieber Freund," sagte sie in sanftem Tone. „Ich rechne darauf, daß Sie Alexandre als Angestellten aufnehmen. Sie werden das erste Mal hier in diesem Zimmer mit ihm zusammentreffen, eines Abends, nach fünf Uhr, wenn es Nacht geworden ist, denn vorerst soll niemand

wissen, daß ich mich für ihn interessiere. Wollen Sie übermorgen abend kommen?"

„Uebermorgen abend, Madame, ganz wie Sie wünschen."

Am nächsten Tage zeigte sich Morange so aufgeregt, daß seine Hausmeisterin, die ihn beobachtete, ihre Befürchtungen ihrem Manne gegenüber aussprach: ihr Mieter würde sicher einen Anfall haben, denn er hatte vergessen die Socken anzuziehen, als er herabkam, Wasser zu holen, sah verstört aus und sprach mit sich selbst. Und an diesem Tage geschah das Außerordentliche, daß er nach dem Mittagessen um eine volle Stunde zu spät ins Bureau kam, eine noch nie dagewesene Unpünktlichkeit, auf deren gleichen sich niemand bei ihm besinnen konnte. Wie von einem Gewittersturm erfaßt, war er vor sich hin gegangen, hatte er sich wieder auf dem Pont de Grenelle befunden, wo Denis ihn eines Tages von der Anziehung des Wassers gerettet hatte. Dann hatte ihn irgend eine Kraft an dieselbe Stelle geführt, und ihn veranlaßt, sich in derselben Betrachtung des fließenden Wassers übers Geländer zu neigen. Seit gestern war sein Mund erfüllt von immer denselben Worten, Worten, die er mit halblauter Stimme vor sich hin stammelte, rastlos, gepeinigt: Sollte er dieses neue Verbrechen geschehen lassen, ohne hinauszuschreien, was er wußte? Diese Worte, von denen er sich nicht befreien konnte, waren es offenbar, die ihn am Morgen hatten vergessen lassen, die Socken anzuziehen, und die ihn nun so betäubten, daß sie ihn abhielten, in die Fabrik einzutreten, als ob er ihr Thor nicht wiedererkennen würde. Und wenn er sich nun über dieses Wasser neigte, war er nicht dazu getrieben durch das unbewußte Verlangen, ein Ende zu machen, durch die instinktive Hoffnung, hier die Qual zu

ertränken, die ihm jene unabweislichen Worte verursachten? Da drunten auf dem Grunde würden die Worte endlich verstummen, er würde sie nicht mehr wiederholen müssen, nicht mehr hören müssen, wie sie ihn zu einer That drängten, zu der er nicht die Kraft fand. Das Wasser rief ihn mit sanftem Locken, und wie wohlthuend wäre es, nicht mehr kämpfen zu müssen, sich willenlos dem Schicksal überlassen zu können, ein armer Mann, ein schwaches und weiches Herz, das zu viel erlebt hat.

Morange neigte sich weiter vor, hörte bereits die Wellen des Flusses ihn umrauschen, als eine junge und helle Stimme ihn anrief.

„Was sehen Sie da unten, Monsieur Morange? Sind große Fische da?“

Es war Hortense, schon groß für ihre zehn Jahre, ein entzückendes Kind, die von einer Zofe zu kleinen Freundinnen in Auteuil geführt wurde, um mit ihnen zu spielen. Und als der Buchhalter sich verwirrt umdrehte, stand er einen Augenblick mit zitternden Händen, die Augen voll Thränen vor dieser Erscheinung, diesem kleinen Engel, der ihn von so weit zurückrief.

„Wie, du bist es, mein Herzchen? Nein, nein, es sind keine großen Fische da. Ich glaube wohl, daß sie sich auf dem Grunde verbergen, weil das Wasser im Winter zu kalt ist. Du gehst zu Besuch, wie schön du bist in diesem mit Pelz verbrämten Mantel!“

Das Kind lachte geschmeichelt und angenehm berührt durch den zitternden Ton anbetender Liebe in der Stimme ihres alten Freundes.

„O ja, ich freue mich sehr, wir werden dort Theater spielen, wohin ich gehe . . . Ach, wie schön ist es, wenn man sich freut!“

Sie hatte das gesagt, so wie seine Reine es einst

gesagt hätte, und er hätte mögen auf die Kniee fallen, um ihre kleinen Hände zu küssen, wie die einer Göttin.

„Du mußt immer nur glücklich sein, mein Kind ... Du bist zu schön, ich muß dich küssen.“

„O ja, Monsieur Morange, geben Sie mir einen Kuß. Wissen Sie, die Puppe, die Sie mir gegeben haben, die heißt Margot, und Sie können sich gar nicht denken, wie brav sie ist. Kommen Sie doch einmal und besuchen Sie sie.“

Er küßte sie und sah ihr nach, wie sie im blassen Lichte des Wintertages sich entfernte. Sein Herz brannte, er fühlte sich zum Martyrium bereit. Nein, es wäre zu feige, das Kind mußte glücklich bleiben. Langsam verließ er die Brücke, während die Worte wiederkamen, ihm mit unabweisbarer Klarheit, Antwort heischend, in den Ohren tönten: Sollte er dieses neue Verbrechen geschehen lassen, ohne hinauszuschreien, was er wußte? Nein, nein, das war unmöglich, er würde sprechen, er würde handeln! Jedoch was sprechen, wie handeln, das schwamm noch in unklaren Nebeln. Sodann bei seiner Rückkehr ins Bureau geschah das noch Unerhörtere, der Bruch mit seinen vierzigjährigen Gewohnheiten, daß er sich hinsetzte, einen langen Brief zu schreiben, anstatt sich sofort wieder in seine endlosen Additionen zu versenken. In diesem Briefe, den er an Mathieu richtete, erzählte er die ganze Geschichte, das Wiederauftauchen Alexandres, die Pläne Constances, die Hilfe, die er selbst dabei zu leisten unternommen hatte. Er warf dies alles übrigens nur so hin, wie es ihm in die Feder floß, wie eine Beichte, mit der er sich das Herz erleichterte, aber ohne daß er selbst noch einen Entschluß gefaßt hätte, was er in der Rolle des Richtenden, die so schwer auf seinen Schultern lastete, thun solle. Wenn Mathieu alles wußte, würden

sie zwei sein, um zu wollen. Und er schloß einfach damit, daß er ihn bat, morgen hereinzukommen, aber nicht vor sechs Uhr, denn er wollte Alexandre kennen lernen, wissen, wie die Zusammenkunft verlaufen war, und was Constance von ihm verlangte.

Die folgende Nacht und der darauffolgende Tag mußten schrecklich für ihn gewesen sein. Die Hausmeisterin erzählte später, daß der Bewohner des vierten Stockes Morange die ganze Nacht über seinem Kopfe herumgehen gehört habe. Die Thüren gingen auf und zu, er verschob die Möbel, wie zu einem Umzug. Man glaubte sogar Schreie, Schluchzen gehört zu haben, das Gespräch eines Wahnsinnigen, der mit Schatten Zwiesprache hielt, irgend eine schauerliche Zeremonie eines Menschen, der den Toten, von denen er umgeben war, einen geheimnisvollen Kultus widmete. Und tagsüber in der Fabrik gab er beunruhigende Zeichen seiner Seelenqual, der Schatten, die seinen Geist verdüsterten, saß stieren Blickes da oder ging, von qualvollen Seelenkämpfen gejagt, wohl zehnmal ohne Anlaß in die Werkstätten hinab, stand in Gedanken versunken vor einer sausenden Maschine, kehrte dann wieder zu seinen Rechnungen zurück, verzweifelt, das nicht finden zu können, was er so schmerzlich suchte. Als der düstere Wintertag um vier Uhr in die Nacht überging, bemerkten die zwei Untergebenen, die er in seinem Bureau hatte, daß er aufhörte zu arbeiten. Er saß und wartete, den Blick auf die Uhr geheftet. Und als es fünf Uhr schlug, überzeugte er sich zum letztenmal, daß eine Endsumme stimmte, erhob sich und ging hinaus, das Buch aufgeschlagen liegen lassend, als ob er bald wiederkommen wollte, um die nächste Summe zu prüfen.

Morange schritt die Galerie entlang, in welche

der von der Fabrik ins Wohnhaus führende Verbindungsgang mündete. Die ganze Fabrik war um diese Stunde erleuchtet, elektrische Lampen verbreiteten Tageshelle, während die Arbeit der Maschinen die Mauern erbeben machte. Und plötzlich, ehe er den Verbindungsgang erreichte, sah er vor sich den Aufzug, die schreckliche Oeffnung, den mörderischen Schlund, in welchem sich vor nun schon vierzehn Jahren Blaise zerschmettert hatte. Nach der Katastrophe hatte man, um einem nochmaligen Unglück vorzubeugen, die Oeffnung mit einem Geländer umgeben, das durch eine Thür verschlossen war, so daß ein Sturz nun unmöglich war, wenn man nicht etwa absichtlich die Thür öffnete. Der Aufzug war eben hinabgelassen, die Thür geschlossen, und er näherte sich, einer unwiderstehlichen Macht gehorchend, und beugte sich schaudernd über den Abgrund. Der ganze Vorgang stand ihm wieder vor Augen, er sah den zerschmetterten Körper auf dem Grunde dieser grauenhaften Leere, er fühlte sich erstarrt von demselben Hauch des Entsetzens vor dem zweifellosen, eingestandenen, verborgenen Morde. Da er so schrecklich litt, da er nicht mehr schlafen konnte, da er den beiden Toten versprochen hatte, zu ihnen zu kommen, warum machte er nicht ein Ende? Noch gestern hatte er, auf das Geländer der Brücke gelehnt, das unwiderstehliche Verlangen danach gefühlt. Ein Verlieren des Gleichgewichts, und er war befreit, endlich in den Frieden der Erde gebettet, zwischen seine beiden Frauen. Und plötzlich, als ob seinem seit zwei Tagen herumtastenden, verzweifelt suchenden Wahnsinn aus dem Abgrunde herauf die entsetzliche Lösung zugeflüstert würde, glaubte er nun eine Stimme von unten zu hören, die Stimme Blaises, die ihm zurief: „Komm mit dem andern! Komm mit dem andern!“ Erbebend richtete er sich auf, die

Entschlossenheit der fixen Idee hatte ihn mit Blitzesschnelle durchzuckt. Seinem Wahnwitz erschien dies die einzige kluge, logische, mathematische Lösung, die alles erledigte. Sie schien ihm so einfach, daß er erstaunt darüber war, sie so lange gesucht zu haben. Und von diesem Augenblicke ab bewies der arme schwache und weiche Mensch, der zerrüttete Geist, einen eisernen Willen, einen großartigen Heldenmut, die von der klarsten Gedankenfolge und der schlauesten List unterstützt wurden.

Vorerst bereitete er alles vor, stellte den Aufzug fest, damit er nicht während seiner Abwesenheit heraufgehoben werde, und überzeugte sich, daß die Thür des Geländers leicht öffnete und schloß. Er ging mit leichtem, fast körperlosem Schritt hin und her, von der Zweifellosigkeit beflügelt, mit wachsamem Auge um sich blickend, damit ihn niemand sehe noch höre. Dann verlöschte er die drei elektrischen Lampen und versenkte die Galerie in absolute Finsternis. Von unten, durch die gähnende Oeffnung stieg noch immer das Dröhnen der arbeitenden Fabrik, das Sausen der Maschinen herauf. Und erst dann, nachdem er so alles vorbereitet hatte, betrat er den Verbindungsgang, um sich endlich in den kleinen Salon zu begeben.

Constance erwartete ihn hier mit Alexandre. Sie hatte diesen eine halbe Stunde früher kommen lassen, sie wollte ihn einem kleinen Verhör unterziehen, ohne ihn jedoch vorerst etwas von der Stellung ahnen zu lassen, die sie ihm im Hause zugedacht hatte. Da sie es für unnötig hielt, sich ohne weiteres in seine Gewalt zu begeben, hatte sie einfach nur gethan, als wünschte sie ihrer Verwandten, der Baronin de Lowicz, gefällig zu sein, indem sie ihrem Schützling einen Platz verschaffe. Aber mit welcher unterdrückten Erregung beobachtete

sie ihn, voll Befriedigung, in ihm einen kräftigen und entschlossenen Menschen zu finden, mit harten Zügen und schrecklichen Augen, die einen Rächer verhießen. Sie würde ihn vollends abschleifen, er würde ganz nett werden. Er seinerseits witterte, ohne deutlich zu verstehen, die Dinge, fühlte, daß die Entscheidung über sein Glück bevorstehe, erwartete die sichere Beute, als junger Wolf, der sich herbeiläßt, zahm zu werden, um dann in aller Ruhe die ganze Schafherde verschlingen zu können. Und als Morange eintrat, sah er nur eines, die Aehnlichkeit Alexandres mit Beauchêne, diese außerordentliche Aehnlichkeit, welche eben vorhin Constances Herz durchbohrt und sie überwältigt hatte, und welche nun auch ihn, den im Banne seiner fixen Idee Stehenden, erstarren ließ, als ob er seinen alten Chef verdammt hätte.

„Ich habe schon auf Sie gewartet, lieber Freund. Sie kommen spät, während Sie sonst so pünktlich sind.“

„Ja, ich wollte vorher noch eine kleine Arbeit beendigen.“

Aber sie hatte scherzhaft gesprochen, so glücklich fühlte sie sich. Dann ging sie sogleich zum Gegenstande über.

„Hier ist also der Herr, dessen ich Ihnen erwähnte. Sie werden damit anfangen, ihn zu sich zu nehmen, um ihn ein wenig einzuweihen, wenn Sie ihn auch vorerst nur zu Gängen verwenden können. Es bleibt also dabei, nicht wahr?“

„Gewiß, Madame. Ich werde mich seiner annehmen, rechnen Sie auf mich.“

Als sie hierauf Alexandre verabschiedete, indem sie ihm sagte, daß er morgen früh eintreten könne, erbot sich Morange gefällig, ihn durch sein Bureau und durch die noch geöffneten Werkstätten zu führen.

„Dabei lernt er die Oertlichkeit kennen und kann morgen direkt zu mir kommen.“

Sie lächelte wieder, so sehr beruhigte sie dieses Entgegenkommen des Buchhalters.

„Eine gute Idee, lieber Freund, vielen Dank. Und Sie, Monsieur, auf Wiedersehen, wir werden uns Ihrer annehmen, wenn Sie sich gut aufführen.“

Aber in diesem Augenblicke geschah etwas Außerordentliches, Unsinniges, das sie betäubte. Morange, der Alexandre als ersten hatte hinausgehen lassen, wendete sich gegen sie mit einem wahnsinnigen Grinsen, als ob der innere Bruch, plötzlich zum Vorschein gekommen, seine Züge verzerrte. Und er sagte ihr dicht ins Gesicht mit leiser, vertraulicher und höhnischer Stimme: „Haha! Blaise dort drunten im Abgrund! Er spricht, er hat zu mir gesprochen! Haha, der Luftsprung, du hast ihn wollen, den Luftsprung! Du sollst ihn wieder haben, den Luftsprung, den Luftsprung!“

Und er verschwand hinter Alexandre. Sie hatte ihm erstarrt zugehört. Es war so unerwartet, so wahnwitzig, daß sie zuerst nicht begriff. Aber dann durchfuhr sie ein Blitzstrahl. Wovon er da sprach, von dem Morde da drunten, davon hatte er noch nie gesprochen, das war das Grauenhafte, das sie seit vierzehn Jahren tief vergraben hatten, das nur ihre Blicke sich eingestanden, und nun warf er es ihr plötzlich mit dem Grinsen des Wahnsinns ins Gesicht. Woher die dämonische Auflehnung dieses armseligen Menschen, die dunkle Drohung, die sie wie Todeshauch über sich hatte hinwehen fühlen? Sie wurde schrecklich bleich, ein dumpfes Vorgefühl einer furchtbaren Rache des Schicksals griff an ihr Herz — dieses Schicksals, das sie vor einem Augenblicke noch auf ihrer Seite geglaubt hatte.

Ja, ja, so war es! Und sie befand sich mit einemmal um vierzehn Jahre zurück in diesem selben Salon, sie stand unbeweglich, schaudernd, erstarrt, auf die herüberdringenden Geräusche der Fabrik horchend, das gräßliche Getöse des Sturzes erwartend, so wie sie an jenem fernen Tage auf die Zerschmetterung des andern gewartet und gehorcht hatte.

Morange geleitete indessen Alexandre mit seinen kleinen, vorsichtigen Schritten und sprach mit ruhiger und wohlwollender Stimme zu ihm.

„Entschuldigen Sie mich, daß ich vorausgehe, ich muß Ihnen den Weg zeigen. O, das ist ein ganzes Labyrinth, dieses Haus, Treppen, Gänge, Umwege ohne Ende. Jetzt wenden wir uns wieder nach links."

Als er die Galerie erreichte, in der vollständige Finsternis herrschte, that er sehr natürlich, als ob er sich ärgere.

„Da hat man's, immer dieselbe Nachlässigkeit, es ist noch nicht erleuchtet, und der Knopf ist drüben, am andern Ende! Zum Glück kenne ich hier jeden Fußbreit — wenn man einmal vierzig Jahre da ist ... Geben Sie acht und folgen Sie mir dicht nach."

Er gab ihm jeden Schritt zum voraus an, führte ihn immer mit derselben Aufmerksamkeit, ohne daß seine Stimme ihre Gleichmäßigkeit verlor.

„Lassen Sie mich nicht los, wenden Sie sich nach links. Jetzt geht es wieder ganz gerade. Nur, warten Sie, die Galerie ist von einem Gitter abgeschlossen, das eine Thür hat. Da sind wir. Ich öffne nun die Thür. Folgen Sie mir nur, ich gehe voraus."

Ruhig machte Morange den Schritt in die Finsternis, ins Leere, und ohne einen Schrei

auszustoßen, stürzte er hinab. Hinter ihm fühlte Alexandre, der ihn fast berührte, um ihn nicht zu verlieren, die Leere des Abgrunds, den Windstoß des Sturzes, fühlte mit plötzlichem Entsetzen den Boden unter seinen Füßen weichen. Aber er konnte sich nicht mehr zurückhalten, er machte ebenfalls den Schritt und stürzte mit einem fürchterlichen Schrei. Beide Körper schlugen zerschmettert unten auf, beide auf der Stelle getötet. Morange atmete allerdings noch einige Sekunden. Alexandre lag mit eingeschlagenem Schädel und verspritztem Gehirn auf derselben Stelle, wo Blaise damals gelegen hatte.

Mit entsetztem Staunen fand man die beiden Leichen, ohne sich die Katastrophe erklären zu können. Morange nahm das Geheimnis mit sich, was seinen Wahnsinn zu dem furchtbaren Gericht getrieben, das er vollzogen hatte. Vielleicht wollte er nur Constance bestrafen, vielleicht das alte Unrecht gut machen, Denis, der einst in seinem Bruder betroffen worden, nun in seinem Kinde Hortense entschädigen, die glücklich mit ihrer so schönen und braven Puppe Margot leben würde. Indem er das Werkzeug des Verbrechens vernichtete, vernichtete er die Möglichkeit eines neuen Verbrechens. Er selbst, im Banne seiner fixen Idee stehend, hatte sich zweifellos nicht Rechenschaft gegeben über diese jenseits der Vernunft stehende gewaltsame Gerechtigkeit, die mit der fühllosen Grausamkeit eines Wirbelwindes hinfuhr, die Menschen abmähend. Er hatte nicht nachgedacht, er hatte gehandelt. Aber in der Fabrik waren alle darüber einig, daß er verrückt gewesen sein müsse, daß er das Unglück herbeigeführt habe, denn man konnte sich anders nicht erklären, wieso alle Lampen verlöscht sein konnten, wieso die Thür des Geländers weit offen stand, und wieso er mitsamt

dem armen jungen Mann, der ihm folgte, in die Oeffnung stürzen konnte, deren Vorhandensein ihm wohlbekannt war. Seine Verrücktheit unterlag übrigens bald keinem Zweifel mehr, als seine Hausmeisterin von seinem seltsamen Gebaren in den letzten Tagen erzählte, und besonders, als ein Polizeikommissär seine Wohnung untersuchte. Er war offenbar vollkommen toll gewesen. Vorerst fand man die Wohnung in einem unglaublichen Zustande, die Küche glich einem Stalle, der Salon war ganz vernachlässigt, die Möbel im Stile Ludwig XIV. dicht bestaubt, das Speisezimmer in heillosem Durcheinander, die Alteichenmöbel vor dem Fenster aufgetürmt, man wußte nicht warum, so daß das Zimmer finster war. Nur das Zimmer Reines sah menschlich aus, hier herrschte die Sauberkeit eines wohlbetreuten Heiligtums, die Pitchpinemöbel glänzten, so daß man sah, daß sie alle Tage abgewischt worden waren. Aber wo der Wahnsinn unwiderleglich zum Vorschein kam, das war im Schlafzimmer, das zum Erinnerungsmuseum umgestaltet worden war, dessen Wände von den Photographien seiner Frau und seiner Tochter bedeckt waren. Gegenüber dem Fenster, oberhalb eines Tischchens, verschwand die Mauer vollständig; hier befand sich jene Art Kapelle, die er einst Mathieu gezeigt hatte: in der Mitte die Bilder Valéries und Reines, im selben Alter von zwanzig Jahren, gleich Zwillingsschwestern, umgeben von einer unglaublichen Menge symmetrisch angeordneter andrer Bilder, wieder von Valérie, wieder von Reine, als Kinder, junge Mädchen, Erwachsene, in allen Stellungen, in allen Kleidern. Und hier auf dem Tische, wie auf einem Opferaltar, fand man mehr als hunderttausend Francs, in Gold, Silber, selbst in Kupfer, einen ganzen Berg, das Vermögen, das er seit so

vielen Jahren ansammelte, indem er nichts aß als altbackenes Brot, gleich einem Bettler. Nun wußte man endlich, was er mit seinen Ersparnissen gemacht hatte; er hatte sie seinen beiden Frauen gegeben, die sein Wille, sein Ehrgeiz, seine Leidenschaft geblieben waren. Von Gewissensbissen gefoltert, sie getötet zu haben, indem er sie reich machen wollte, bewahrte er ihnen dieses Geld auf, das sie so heiß gewünscht hatten, das sie so begierig verbraucht hätten. Er verdiente es nur noch für sie, brachte es ihnen, überhäufte sie damit, ohne für sich den geringsten Nutzen daraus zu ziehen, nur seinem von qualvollen Visionen beherrschten Kultus lebend, nur von dem Verlangen erfüllt, ihre Geister zu versöhnen und zu erfreuen. Und das ganze Viertel sprach von nichts anderm als von dem alten verrückten Herrn, der sich hatte Hungers sterben lassen, neben einem großen Schatze, den er Sou um Sou auf einem Tische aufgehäuft, seit zwanzig Jahren den Bildern seiner Frau und seiner Tochter dargebracht hatte, wie einen Blumenstrauß.

Als Mathieu gegen sechs Uhr in die Fabrik kam, geriet er mitten in die Verwirrung und das Entsetzen im Gefolge der Katastrophe. Seit dem Morgen hatte der Brief Moranges ihn in Angst versetzt, so überrascht und beunruhigt war er über diese rätselhafte Geschichte, daß Alexandre wiedergefunden, von Constance aufgenommen, durch sie in die Fabrik eingeführt worden sei; und obgleich der Brief eine sehr deutliche Sprache führte, enthielt er doch seltsam zusammenhanglose Stellen, plötzliche unverständliche Sprünge, die ihm das Herz nur um so mehr bedrückten. Er hatte den Brief dreimal gelesen, und jedesmal waren neue und düsterere Vermutungen in ihm entstanden, so sehr schien er ihm erfüllt von ungewissen Drohungen. Und als er zu der fest-

gesetzten Zeit eintraf, sah er zwei blutende Körper vor sich, die Victor Moineaud eben heraufgeholt und Seite an Seite gelegt hatte. Wortlos und erstarrt hörte er seinem Sohne Denis zu, der unter dem Todesschrecken, der die Maschinen zum Stillstande gebracht hatte, herbeigeeilt war, und der ihm nun verstört von dem unbegreiflichen Unglück erzählte, von den zwei Opfern, die aufeinander hinuntergestürzt waren, der alte schwachsinnige Buchhalter und der wie vom Himmel gefallene junge Mann, den niemand kannte. Mathieu hatte Alexandre sogleich erkannt, und wenn er, entsetzt und bleich, still schwieg, so war es deshalb, weil er niemand, auch nicht seinem Sohne, die Vermutungen anzuvertrauen wagte, die entsetzlichen Vermutungen, die ihm aus all dem Finsteren, Rätselhaften aufstiegen. Er hörte mit steigender Seelenangst das wenige, was man hatte feststellen können, daß die Lampen der Galerie verlöscht worden waren, daß die Gitterthür offen gefunden wurde, die sonst immer geschlossen war, und die nur ein Eingeweihter öffnen konnte, indem er den durch eine geheime Feder festgehaltenen Knopf drehte. Und als Victor Moineaud ihm sagte, daß der Alte sicher zuerst gefallen sein müsse, da ein Bein des Jungen quer über seinem Leibe gelegen sei, da fühlte er sich plötzlich um vierzehn Jahre zurückversetzt, er erinnerte sich des Vaters Moineaud, er sah, wie der Vater Blaise an dieser selben Stelle aufhob, an welcher der Sohn eben Morange und Alexandre aufgehoben hatte. Blaise! Eine neue Helle durchfuhr ihn, ein entsetzlicher Verdacht blendete ihn, in der furchtbaren Finsternis, in der sein Argwohn sich langsam vorwärts tastete; und indem er Denis die Anordnungen hier unten überließ, ging er zu Constance hinauf.

Aber oben, ehe er in den Verbindungsgang

einbog, hielt er abermals an und blieb bei dem Aufzug stehen. Hier war es, wo Morange vor vierzehn Jahren, als er die Oeffnung unbedeckt fand, hinabgestiegen war, um nachzusehen, während Constance behauptete, ruhig in ihre Zimmer zurückgekehrt zu sein, im Augenblicke, da Blaise, durch die dunkle Galerie herankommend, in den Schacht hinabstürzte. Und diese Erzählung, welche schließlich alle gläubig hingenommen hatten, — nun fühlte er plötzlich ihre Lügenhaftigkeit, er erinnerte sich der Blicke, der Worte, des wiederholten Schweigens, er wurde mit einem Male von der Gewißheit erfaßt, die sich aus allem zusammensetzte, was er damals nicht begriffen hatte, und was in diesem Augenblicke eine furchtbare Bedeutung für ihn annahm. Ja, es war gewiß, obgleich das alles in den Nebeln der geheimen, der feigen Verbrechen schwebte, in welchen immer ein Schatten grauenhaften Geheimnisses bleibt. Und überdies gab das auch die Erklärung dieser That von heute, dieser beiden Leichen da unten, so weit eine vernunftgemäße Erklärung möglich war für die That eines Wahnsinnigen mit all dem Sprunghaften und Rätselhaften, das sie enthielt. Gleichwohl zwang er sich, zu zweifeln, er wollte vorerst Constance sehen.

Constance war inmitten ihres kleinen Salons unbeweglich, wachsbleich stehen geblieben. Das Warten von vor vierzehn Jahren fing wieder an, verlängerte sich, legte sich ihr so beklemmend aufs Herz, daß sie nicht zu atmen wagte, um besser zu hören. Nichts war noch aus der Fabrik heraufgekommen, kein Lärm, kein Schall von Schritten. Was ging vor? War das Gefürchtete, das Grauenhafte nicht etwa bloß ein böser Traum? Aber Morange hatte ihr höhnisch ins Gesicht gelacht, und sie hatte alles verstanden. Hatte sie nicht einen

Schrei, einen Sturz gehört? Nun hörte sie auf einmal das Dröhnen der Maschinen nicht mehr, der Tod war hereingetreten, die Fabrik war erkaltet, für sie verloren. Plötzlich hörte ihr Herz zu schlagen auf, als sie den Schall ferner Schritte vernahm, die sich näherten, sich beschleunigten. Dann trat Mathieu ein.

Sie fuhr zurück, aschfahl im Gesichte, wie vor einem Gespenst. Er, großer Gott! Warum er? Wie kam er hierher? Von allen Unglücksboten war er derjenige, den sie am wenigsten erwartete. Wenn der tote Sohn gekommen wäre, so wäre sie nicht mehr erbebt, als vor dieser Erscheinung des Vaters.

Sie sprach kein Wort, und er sagte nichts als: „Sie sind hinuntergestürzt und sind beide tot; tot wie Blaise."

Sie sagte noch immer nichts und sah ihn an. Einen Moment standen sie so, Aug' in Auge. Und in ihren Augen las er alles, die Mordthat entstand, entwickelte sich, wurde vollendet. Da unten stürzten die Körper zerschmettert auseinander.

„Unglückliche, zu welchen Greuelthaten haben Sie sich verirrt, und welche Blutschuld haben Sie auf sich geladen!"

Mit gewaltiger Anstrengung rief sie ihren Stolz zu Hilfe, richtete sich auf, wollte noch einmal siegen, ihm zurufen, daß sie die Mörderin sei, ja, und daß sie recht gehabt habe und immer recht habe. Aber er erdrückte sie mit einer neuen Enthüllung: „Sie wissen also nicht, daß dieser elende Alexandre einer der Mörder der Madame Angelin, Ihrer Freundin war, der armen Frau, die eines Winterabends beraubt und erwürgt wurde! Ich habe es Ihnen aus Mitleid verschwiegen. Er säße im Kerker, wenn ich gesprochen hätte. Und Sie kämen auch dahin, wenn ich heute spräche."

Das war der letzte Schlag. Sie sank wortlos auf den Teppich hin, steif wie ein gefällter Baum. Nun war ihre Niederlage vollendet, das Schicksal, dessen Hilfe sie erwartete, hatte sich gegen sie gekehrt und schleuderte sie zu Boden. Eine Mutter weniger, welche durch die auf ein einziges Kind gehäufte Liebe war verderbt worden, eine bestohlene, betrogene, rasende Mutter, die in dem Wahnsinn ihrer untröstlichen Mutterschaft bis zum Morde gelangt war. Und sie lag nun der Länge nach da, mager und vertrocknet, vergiftet durch die Liebe, der sie nicht hatte genügen können.

Mathieu rief Beistand herbei, die alte Magd kam eiligst, legte sie mit seiner Hilfe ins Bett und entkleidete sie dann. Da sie wie tot dalag, von einem jener Anfälle erfaßt, in denen ihr der Atem ausblieb, ging er selbst, um Boutan zu holen, den er glücklicherweise in dem Augenblicke traf, da er zum Diner heimkehrte. Boutan, nun bald zweiundsiebzig Jahre alt, hatte seine Praxis aufgegeben, verbrachte den Rest seines Daseins in der Gemütsheiterkeit seines Glaubens an das Leben, und besuchte nur noch einige wenige alte Patienten, seine Freunde. Er verweigerte seinen Beistand nicht, untersuchte die Kranke, und machte dann eine Gebärde der Hoffnungslosigkeit von so unmißverständlicher Bedeutung, daß Mathieu, beunruhigt, es auf sich nahm, Beauchêne zu suchen, damit er wenigstens da sei, wenn seine Frau starb. Als er die alte Magd befragte, hob diese die Hände zum Himmel: sie wisse nicht, wo der Herr sei, der Herr lasse nie eine Adresse zurück. Endlich faßte sie, ebenfalls von Schrecken ergriffen, einen Entschluß und lief zu den beiden Damen, der Tante und der Nichte, deren Adresse sie ganz gut wußte, da ihre Herrin selbst sie in dringenden Fällen dahin gesandt hatte; aber

sie erhielt die Auskunft, daß die Damen gerade gestern mit Monsieur auf acht Tage zu ihrer Erholung nach Nizza gefahren seien; und da sie nicht ohne jemand von der Familie zurückkehren wollte, hatte sie die gute Idee gehabt, auf dem Rückwege zu der Schwester des Herrn, der Frau Baronin de Lowicz, zu gehen, welche sie nun fast mit Gewalt in dem Wagen, den sie benutzt hatte, mitbrachte.

Boutan hatte vergeblich sogleich alles Nötige angewendet. Als Constance die Augen öffnete, sah sie ihn starr an, erkannte ihn offenbar und schloß die Lider gleich wieder. Auf alle an sie gerichteten Fragen verweigerte sie beharrlich die Antwort. Sie hörte offenbar und wußte, daß Leute da waren, die sie pflegten; aber sie wollte ihre Pflege nicht, sie beharrte darauf, tot sein zu wollen, kein Lebenszeichen mehr zu geben. Weder ihre Augenlider noch ihre Lippen öffneten sich, sie blieb unbeweglich unter der zermalmenden Wucht ihrer Niederlage, als gehörte sie dieser Welt nicht mehr an.

Sérafine war sehr seltsam. Sie verbreitete einen starken Duft von Aether um sich, denn sie trank jetzt Aether. Als sie den zweifachen Unglücksfall erfuhr, den Tod Moranges und Alexandres, wodurch bei Constance ein Herzkrampf hervorgerufen worden, ging nur ein irres Zucken über ihr Gesicht, eine Art unwillkürliches Lächeln, und sie sagte:

„O, das ist komisch!“

Sie setzte sich dann in einen Fauteuil, ohne aber Hut und Handschuhe abzulegen. So saß sie da, die Augen weit geöffnet, diese braunen, goldflimmernden Augen, die einzigen lebenden Flammen, die sie aus der entsetzlichen Verwüstung ihrer einstigen Schönheit behalten hatte. Mit zweiundsechzig Jahren sah sie wie eine Hundertjährige aus, ihr dreistes Gesicht wie von Gewitterstürmen durchfurcht, ihre

sonnigen Haare ausgelöscht unter einem Aschenregen. Um Mitternacht war sie noch immer da, neben dem Totenbette, das sie nicht zu sehen schien, in diesem schauererfüllten Zimmer, unbeweglich wie eine leblose Sache, ohne scheinbar zu wissen, warum man sie hierhergebracht hatte.

Weder Mathieu noch Boutan wollten fortgehen; sie wollten die Nacht hier verbringen, um Constance nicht mit der alten Magd allein zu lassen, während Monsieur sich in Nizza in Gesellschaft der beiden Damen, der Tante und Nichte, befand. Und um Mitternacht wurden sie, während sie leise miteinander sprachen, aufs höchste überrascht, als Sérafine plötzlich den Mund öffnete, nachdem sie mehr als drei Stunden vollkommen geschwiegen hatte.

„Wissen Sie schon, daß er tot ist?"

Wer war tot? Sie verstanden endlich, daß sie von Gaude sprach. In der That, man hatte den berühmten Chirurgen auf einem Diwan seines Ordinationszimmers gefunden, von einem plötzlichen Tode ereilt, dessen Ursachen nicht genau bekannt geworden waren. Die seltsamsten und schlüpfrigsten Geschichten liefen darüber um, manche widersinnig und manche tragisch. Mit achtundsechzig Jahren war Gaude, ein unbußfertiger Hagestolz, noch sehr frisch geblieben, sagte man, und genoß noch immer gern, wenn junge Patientinnen, dankbare Operierte ihm Liebe boten. Mathieu hatte sich eines grauenhaften Wunsches erinnert, den Sérafine, in ihrer Wut darüber, mit ihrem Geschlechte auch die Genußfähigkeit unter dem Messer verloren zu haben, eines Tages zu ihm geäußert hatte: „Ah, wenn wir eines Tages alle zu ihm gingen, alle, die er kastriert hat, und ihn unsrerseits kastrierten!" Sie waren ihrer Tausende und Tausende, sie sah sie alle mit sich, hinter sich, eine Schar, eine Armee, ein Volk, eine

Flut von hunderttausend Unfruchtbaren, die die Mauern des Ordinationszimmers in dem wilden Ansturm ihrer Rache zersprengt hätten.“ Und es hatte Mathieu tief ergriffen, als ihm unter den seltsamen Geschichten, die über den plötzlichen Tod Gaudes umliefen, eine zu Ohren gekommen war, die besagte, daß man ihn entkleidet, verstümmelt, blutend auf dem Diwan gefunden habe. Als Sérafine auf Mathieus Blick traf, der sie ansah, wie in einem schweren Traume befangen, durchschauert von dem Wachen in diesem traurigen Zimmer, ging wieder das irre Zucken über ihr Gesicht und sie sagte:

„Er ist tot, wir waren alle dort.“

Es war toll, unwahrscheinlich, unmöglich; und dennoch, war es Wahrheit oder nicht? Und ein eisiger Schreckenshauch wehte hin, der Hauch des Geheimnisses, dessen, was man nicht weiß, was man nie wissen wird.

Boutan hatte sich zum Ohre Mathieus geneigt: „Ehe acht Tage um sind, wird sie in der Tobsüchtigenzelle sein.“

Acht Tage später steckte die Baronin de Lowicz in der Zwangsjacke. Bei ihr hatte die Kastration auf das Gehirn gewirkt, die rasende Begierde, die sie nicht mehr stillen konnte, hatte ihren Geist verwüstet. Sie wurde ganz isoliert, man konnte niemand zu ihr lassen, denn in ihren Anfällen von Obscönität sagte sie gemeine Worte und machte abscheuliche Gebärden.

Mathieu und Boutan wachten bis zum Morgen bei Constance. Sie öffnete die Lippen nicht, schlug die Augen nicht auf. Als die Sonne sich erhob, wendete sie sich gegen die Wand und starb.

IV.

Wieder vergingen Jahre, und Mathieu zählte bereits achtundsechzig Jahre, Marianne fünfundsechzig, als mitten in dem wachsenden Gedeihen, das sie ihrem Glauben an das Leben, ihrem ausdauernden Hoffnungsmute dankten, ein letzter Kampf, der schmerzvollste ihres Lebens, sie beinahe niedergeworfen, und sie verzweifelt, trostlos ins Grab gebracht hätte.

Marianne hatte sich eines Abends zu Bett gelegt, tief verwundeten Herzens, von Fieberschauern geschüttelt. In der Familie war eine Spaltung eingetreten und vergrößerte sich von Tag zu Tag. Ein unseliger Streit, der immer abscheulicher wurde, hatte die Mühle, wo Grégoire regierte, gegen den Hof erbittert, wo Gervais und Claire herrschten; und, als Schiedsrichter aufgerufen, hatte Ambroise von seinem Comptoir in Paris aus noch Oel ins Feuer gegossen, indem er mit der kurzen Entschiedenheit des großen Geschäftsmannes urteilte, ohne den entzündeten Leidenschaften Rechnung zu tragen. Eben von einem Gange zu ihm zurückgekehrt, den sie in dem mütterlichen Wunsche nach Frieden unternommen, hatte Marianne sich zu Bette legen müssen, ins Herz getroffen, voll Angst vor der Zukunft. Er hatte sie fast angefahren, und sie war nun heimgekehrt mit dem qualvollen Bewußtsein, daß ihr eigen Fleisch und Blut, ihre undankbaren Söhne feindselig gegeneinander standen und gegeneinander wüteten. Sie hatte nicht wieder aufstehen wollen, bat Mathieu, niemand etwas zu sagen, versicherte ihm, daß ein Arzt nutzlos sei, schwor ihm, daß sie kein körperliches Leiden habe, daß sie nicht krank sei. Aber er fühlte wohl, daß sie erlosch, daß sie ihn jeden Tag mehr verließ, von ihrem schweren

Kummer verzehrt. War es denn möglich? Diese liebenden und geliebten Kinder, die in ihren Armen, unter ihrer Zärtlichkeit aufgewachsen waren, die der Stolz, die Freude ihres Sieges waren, alle diese ihrer Liebe entsprossenen, in ihrer Treue vereinten Kinder, diese geschwisterliche und geheiligte Schar, die sie enge umgab, sie stoben nun auseinander und trachteten, sich haßerfüllt zu zerfleischen! Es war also wahr, was man sagte, daß, je größer eine Familie werde, desto stärker auch die Saat der Undankbarkeit wachse, und wie wahr auch, daß man kein erschaffenes Wesen vor der Stunde seines Todes glücklich oder unglücklich nennen könne!

„Ach,“ sagte Mathieu, am Bette sitzend und die fieberische Hand Mariannens in der seinigen haltend, „nachdem wir so viel gekämpft, so viel gesiegt haben, sollen wir an diesem letzten Schmerz zu Grunde gehen müssen, an dem, der uns am härtesten trifft! Bis zum letzten Atemzuge muß der Mensch kämpfen, und das Glück wird nur durch Leid und Thränen gewonnen! Wir müssen weiter hoffen, und weiter kämpfen, und siegen, und leben!“

Marianne hatte allen Mut verloren, sie war wie vernichtet.

„Nein, ich habe keine Kraft mehr, ich bin besiegt. Die Wunden, die mir von außen geschlagen wurden, die habe ich alle überstanden. Aber diese Wunde kommt von meinem Blute, sie blutet nach innen, und ich ersticke. Unser ganzes Werk ist zerstört. Am letzten Tage erweisen sich unsre Freude, unsre Gesundheit, unsre Kraft als Lug und Trug!“

Und von dem Schmerz über dieses Unglück überwältigt, ging Mathieu ins nächste Zimmer, um dort zu weinen, sah sie schon tot, sah sich allein.

Der unselige Streit, der zwischen Mühle und Hof ausgebrochen war, drehte sich um die Heiden

Lepailleurs, um die Enklave, die die Besitzung Chantebled durchschnitt. Schon seit Jahren bestand die alte romantische, von Epheu überwucherte Mühle mit ihrem moosbedeckten Rade nicht mehr. Grégoire hatte endlich den Gedanken seines Vaters ausgeführt, sie niedergerissen, und eine große Dampfmühle mit weitläufigen Nebengebäuden an ihre Stelle gebaut, welche durch eine Flügelbahn mit der Station Janville verbunden war. Und er selbst, im Begriffe, ein schönes Vermögen zu erwerben, seitdem alle Frucht der Umgebung in seine Mühle kam, war erstaunlich vernünftig geworden, ein dicker, gewichtiger Mann, nahe den Vierzigern, dem von seiner tollen Jugend nichts geblieben war, als ein heftiger Jähzorn, dessen Ausbrüche seine Frau Thérèse, die Kluge und Liebevolle, allein sänftigen konnte. Zwanzigmal war er nahe daran gewesen, mit seinem Schwiegervater Lepailleur zu brechen, der das Vorrecht seiner siebzig Jahre mißbrauchte. Der alte Müller, der trotz seiner Prophezeiungen des sicheren Ruins die Neubauten nicht hatte hindern können, fuhr gleichwohl fort, hämisch zu lächeln, zog über die gedeihende große Mühle los, wütend, daß er unrecht hatte. Er war zum zweiten Mal geschlagen: nicht nur widerlegten die reichen Ernten von Chantebled den Bankrott der Erde, dieser Metze von Erde, von der er, der in altem Herkommen befangene, nach leichtem Erfolg gierige, schlaff gewordene Bauer behauptet hatte, daß sie nichts mehr wachsen lasse; nun war auch seine alte Mühle, die er verachtet, ein nutzloses Gerümpel genannt hatte, wiedererstanden, wuchs ins Riesige, wurde von seinem Schwiegersohn zu einem Werkzeug großen Reichtums gemacht. Und das ärgste war, daß er beharrlich weiterlebte, um Niederlage auf Niederlage mit anzusehen, ohne sich je für be-

siegt erklären zu wollen. Eine einzige Freude war ihm geblieben, das Wort, das Grégoire ihm gegeben hatte, und das er auch hielt, die Enklave dem Hof nicht abzutreten. Ja, er hatte von ihm sogar erreicht, daß er sie nicht bebauen ließ. Der Anblick dieses Stückes dürr gebliebener Heide, die mit einem trostlosen Streifen die schönen grünen Felder von Chantebled durchschnitt, erfüllte ihn mit boshafter Freude, gleich einem Widerspruch gegen die benachbarte Fruchtbarkeit. Man sah ihn oft sich dort ergehen, ein alter König der Kiesel und des Unkrautes, seine hagere Gestalt hochaufgerichtet, mit grimmiger Befriedigung auf die Wüstenei blickend. Und offenbar suchte er dabei auch nach irgend einem Vorwande für einen möglichen Zwist, denn er war es, der auf einem dieser herausfordernden Spaziergänge einen Uebergriff derer vom Hofe entdeckte, den er in so übertriebener Weise darstellte, und der so unglückliche Folgen nach sich zog, daß er eine Zeitlang das Glück der Froment zerstörte.

Grégoire war in Geschäftssachen rauh und kurz angebunden und verzichtete auch nicht auf das Kleinste von dem, was er für sein Recht hielt. Als sein Schwiegervater ihm erzählte, daß der Hof nahezu drei Hektar seines Heidegrundes bebaut habe, offenbar mit der Absicht, diesen langsamen Diebstahl fortzusetzen, wenn man ihm nicht Einhalt that, ging er sogleich daran, sich von der Thatsache zu überzeugen, da er sich ein derartiges Eindringen nicht gefallen lassen wollte. Unglücklicherweise fand man aber die Grenzsteine nicht. Der Hof konnte daher füglich behaupten, daß er im guten Glauben gehandelt, ja, daß er seine Grenzen überhaupt nicht überschritten habe. Aber Lepailleur behauptete wütend das Gegenteil, zeigte genau, wo die Grenze gewesen sei, zog sie mit seinem Stocke nach, indem

er schwor, daß sie auf zehn Centimeter stimmen müsse. Und die ganze Sache nahm vollends eine schlimme Wendung bei einer Auseinandersetzung zwischen den Brüdern Gervais und Grégoire, in deren Verlauf der letztere in Zorn geriet und unverzeihliche Worte sagte. Am nächsten Tag machte er den Bruch vollständig und begann einen Prozeß. Gervais antwortete sogleich mit der Drohung, kein einziges Korn Getreide mehr in die Mühle zu senden, und das war ein schwerer Schlag für die Mühle, denn die Kundschaft Chantebleds hatte in Wirklichkeit das Gedeihen der neuen Mühle verursacht. Von da ab verschlimmerte sich die Lage von Tag zu Tag, jede Versöhnung wurde bald unmöglich, um so mehr als Ambroise, der damit betraut worden, einen Verständigungsmodus zu finden, sich seinerseits ereiferte und nichts erreichte, als beide Teile noch mehr aufzubringen. Der abscheuliche Bruderkrieg fraß immer weiter, nun standen einander schon drei Brüder feindselig gegenüber. Und war das nicht das Ende von allem, würde nicht die ganze Familie von dieser Zerstörungswut ergriffen werden, in diesem Sturm von Haß und Wahnsinn zu Grunde gehn, nach so vielen Jahren voll weiser Vernunft, voll gesunder und starker Liebe?

Mathieu versuchte natürlich einzugreifen. Aber bei den ersten Worten hatte er gefühlt, daß, wenn er scheiterte, wenn seine väterliche Autorität nicht anerkannt würde, der endgültige Zusammenbruch erfolgen müsse. Er wartete also, ohne seinerseits noch den Kampf aufgegeben zu haben, gedachte irgend eine günstige Gelegenheit zu benutzen. Aber jeder Tag der Zwietracht, der dahin ging, vermehrte seine Seelenangst. Sein ganzes Werk, das kleine Volk, das er gezeugt hatte, das kleine Königreich, das er unter der gütigen Sonne gegründet hatte,

war plötzlich von Zerstörung bedroht. Kein Werk kann gedeihen ohne Liebe, die Liebe, die es gegründet hat, kann ihm allein Dauer verleihen, es stürzt zusammen, sobald das Band brüderlicher Gemeinsamkeit zerreißt. Anstatt das seinige blühend in Güte, Glück und Kraft zurückzulassen, sollte er es vernichtet, zerbröckelt, beschmutzt, tot sehen, noch ehe er selbst tot war. Und welch ein segensreiches und herrliches Werk bis jetzt, dieses Chantebled, dessen überquellende Fruchtbarkeit von Ernte zu Ernte wuchs, diese so groß und blühend gewordene Mühle selbst, die seinem Geiste entsprungen war, ohne von den großen Reichtümern zu sprechen, die seine erobernden Söhne anderwärts, in Paris, in fernen Ländern erworben hatten! Und dieses wunderbare Werk, das entstanden war durch den Glauben an das Leben, sollte nun durch einen brudermörderischen Angriff auf das Leben zerstört werden!

Eines Abends, um die trübe Dämmerung eines der letzten Septembertage, ließ Marianne die Chaiselongue ans Fenster schieben, auf der sie in wortlosem Kummer dahinsiechte. Sie wurde nur von Charlotte betreut, sie hatte nur noch ihren jüngsten Sohn Benjamin bei sich in dem nun zu groß gewordenen Wohnhause, das den ehemaligen Jagdpavillon ersetzt hatte. Seitdem der Familienzwist ausgebrochen war, hatte sie dessen Thüren geschlossen, sie wollte sie nur allen ihren Kindern zugleich wieder öffnen, wenn sie sich versöhnt hatten, wenn sie ihr eines Tages das große Glück bereiten würden, einander wieder alle bei ihr zu umarmen. Aber sie verzweifelte an dieser Heilung, an der einzigen Freude, die sie hätte wiederaufleben lassen. Und als nun Mathieu im fahlen Licht der Dämmerung sich neben sie setzte und ihre Hand in seine nahm, wie das ihre Gewohnheit war, sprachen sie

zuerst nicht, sahen hinaus auf die weitgedehnte Ebene, auf die Felder, die sich im Nebel der Ferne verloren, auf die Mühle unten am Ufer der Yeuse mit ihrem rauchenden Schornstein, auf Paris selbst, unter dem Horizonte, aus welchem der schwarzgraue Qualm einer riesigen Esse aufstieg.

Die Minuten vergingen. Mathieu hatte im Lauf des Nachmittags, um seine Seelenqual zu erleichtern, einen weiten Marsch bis an die Höfe von Mareuil und Lillebonne gemacht. Und er sagte endlich, halblaut, wie zu sich selbst: „Noch nie waren alle Vorbedingungen für die Arbeiten günstiger. Dort oben auf dem Plateau ist die Erde durch die neue Bebauungsart noch besser geworden, der Humus der ehemaligen Sümpfe hat sich unter dem Pfluge aufgelockert; und ebenso hat sich hier an den Hängen der Sandboden stark bereichert infolge der durch Gervais erdachten neuen Verteilung der Quellen. Seitdem der Besitz sich in seinen und Claires Händen befindet, hat sich sein Wert fast verdoppelt. Es ist ein unaufhörlich wachsendes Gedeihen, der Sieg durch die Arbeit ist grenzenlos."

„Was hilft's, wenn die Liebe nicht mehr da ist?" sagte Marianne.

„Dann," fuhr Mathieu nach einem Stillschweigen fort, „bin ich an die Yeuse hinabgegangen und habe von weitem gesehen, daß Grégoire die neue Maschine bekommen hat, die Denis für ihn gebaut hat. Sie wurde eben im Hofe abgeladen. Wie ich höre, vermehrt sie die Leistungsfähigkeit des Werkes und erspart dabei ein gutes Drittel der Kraft. Wenn man solche Werkzeuge hat, kann die Erde Ozeane von Getreide für unzählbare Völker hervorbringen: alle werden Brot haben. Und so wird diese Maschine mit ihren starken, gleichmäßigen Atemstößen wieder neuen Reichtum hervorbringen."

„Was hilft's, wenn man sich haßt?“ sagte Marianne wieder.

Mathieu schwieg. Aber, wie er es auf seinem Spaziergang beschlossen hatte, sagte er seiner Frau beim Schlafengehen, daß er morgen den Tag in Paris verbringen werde; und da er ihr Erstaunen sah, schützte er ein Geschäft vor, eine alte Schuld, die er einkassieren wolle. Er konnte es nicht mehr ertragen, es zerriß ihm das Herz, Marianne so langsam sterben zu sehen. Er wollte handeln, alles daran setzen, um die Versöhnung herbeizuführen.

Als er am nächsten Vormittag um zehn Uhr den Zug in Paris verließ, fuhr Mathieu vom Bahnhof unmittelbar in die Fabrik nach Grenelle. Er wollte vorerst mit Denis sprechen, der bis jetzt in dem Streite keine Partei ergriffen hatte. Seit Jahren schon, seit kurzer Zeit nach dem Tode Constances, war Denis mit seiner Frau und seinen drei Kindern in das Wohnhaus am Quai übersiedelt. Damit war die Besitzergreifung der Fabrik vollendet, ihr Herr residierte nun in dem prächtigen Herrenhause, das ihm gebührte. Beauchêne lebte indessen noch mehrere Jahre; aber sein Name war aus der Firma gelöscht, er hatte sein letztes Eigentumsrecht gegen eine Rente abgetreten, die ihm ausgezahlt wurde. Eines Abends erfuhr man sodann, daß er bei jenen Damen, der Tante und der Nichte, gestorben sei, nach einem reichen Mittagessen vom Schlage gerührt; und er schien im Zustande der Kindheit geendet zu haben, er hatte zuviel gegessen, zuviel andern Genüssen gehuldigt, die seinem Alter nicht mehr gemäß waren. Es war der Tod des unterschlagenden, auf Straßenabenteuer ausgehenden Gatten, das schimpfliche Ende in der Gosse, womit sein Geschlecht erlosch.

„Sieh da, welcher gute Wind führt dich her?“

rief Denis fröhlich, als er seinen Vater erblickte. „Willst du mit mir essen? Ich bin noch Strohwitwer, erst Montag werde ich Marthe und die drei Kinder aus Dieppe abholen, wo sie einen wundervollen September verbracht haben.“

Als er aber von der Krankheit seiner Mutter hörte, daß sie in Gefahr sei, wurde er ernst und betrübt.

„Was sagst du? Mama krank, in Gefahr? Ich glaubte, sie sei nur ein wenig schwach, ein Unwohlsein ohne Bedeutung. Sag einmal, Vater, was giebt es? Ihr habt irgend einen Kummer, den ihr verheimlicht?“

Er hörte die einfache und vollständige Darlegung, die Mathieu ihm hierauf von den Ereignissen gab, in starker Erregung an. Er sah plötzlich die Möglichkeit einer Katastrophe vor sich, deren Drohung ihm das Leben unerträglich machte. Er geriet in Zorn.

„Wie, solches richten also meine Brüder mit ihrem albernen Streite an? Ich habe wohl gehört, daß sie sich entzweit haben, man hat mir Einzelheiten berichtet, die mich betrübten, aber ich hätte nie gedacht, daß du und Mama davon so betroffen seid, daß ihr euch einschließt und daran sterbt! Ah nein, das muß anders werden! Ich gehe sogleich zu Ambroise. Wir wollen beide bei ihm essen, und dann muß dieser Sache ein Ende gemacht werden!“

Da Denis noch einige Befehle zu erteilen hatte, so ging Mathieu einstweilen in den Hof hinab, um ihn zu erwarten. Und während der zehn Minuten, die er hier in Gedanken versunken auf und ab schritt, tauchte die ganze Vergangenheit in seinem Geiste auf. Er sah sich wieder als Angestellten, wie er jeden Morgen, aus Janville kommend, diesen Hof überschritt, mit den dreißig Sous für sein Mittag-

essen in der Tasche. Es war noch derselbe Teil des großen Komplexes, das Hauptgebäude mit der großen Uhr, die Werkstätten, die Wagenschuppen, eine kleine Stadt grauer Gebäude, von zwei riesigen, unaufhörlich qualmenden Schornsteinen überragt. Sein Sohn hatte diese Arbeitsstadt noch erweitert, Neubauten bedeckten nun den letzten Teil des rechtwinkeligen Terrains zwischen der Rue de la Fédération und dem Boulevard de Grenelle. Und in der Ecke, am Quai, sah er auch das vornehme Wohnhaus mit der Ziegel- und Steinfassade, worauf Constance so stolz gewesen war, und wo sie als Fürstin der Industrie in ihrem kleinen, mit gelbem Atlas ausgeschlagenen Salon empfangen hatte. Achthundert Arbeiter waren hier beschäftigt, der Boden erbebte unter der unausgesetzten Arbeit der Maschinen, das Haus war das bedeutendste in Paris geworden, aus ihm gingen die großen landwirtschaftlichen Maschinen, die mächtigen Bearbeiter der Erde hervor. Und sein Sohn war unbestrittener Fürst des Maschinenbaues geworden, und seine Schwiegertochter empfing in dem gelben Atlassalon, umgeben von ihren drei schönen, gesunden Kindern.

Als dann Mathieu, durch die Erinnerung bewegt, nach rechts blickte, auf das Häuschen, das er einst mit Marianne bewohnt hatte, wo Gervais geboren worden war, wurde er von einem vorübergehenden alten Arbeiter gegrüßt.

„Guten Morgen, Monsieur Froment.“

Er erkannte Victor Moineaud, schon fünfundfünfzig Jahre alt, noch mehr durch die Arbeit ruiniert, als sein Vater damals gewesen war, da die Mutter Moineaud hierherkam, um dem Moloch das noch zu junge Fleisch ihrer Söhne anzubieten. Mit sechzehn Jahren eingetreten, hatte auch er nun schon nahezu vierzig Jahre an der Esse und am

Amboß hinter sich. Es war die unablässige Wiederholung desselben unbarmherzigen Schicksals; alle erdrückende Arbeit fällt auf das Lasttier, nach dem Vater wird der Sohn betäubt, zermalmt von der Mühle des Elends und der Ungerechtigkeit.

„Guten Morgen, Victor. Es geht Ihnen immer gut, ja?"

„O, Monsieur Froment, ich bin nicht mehr jung. Ich werde wohl daran denken müssen, irgendwo ein Ruheplätzchen zu finden. Wenn es nur nicht unter einem Omnibus ist!"

Er deutete damit auf den Tod des Vaters Moineaud hin, den man in der Rue de Grenelle unter den Rädern eines Omnibus mit gebrochenen Beinen und zerschmettertem Kopfe aufgelesen hatte.

„Uebrigens," fuhr er fort, „an dem oder jenem sterben! Das geht sogar schneller ... Der Vater hat Glück gehabt, daß er Norine und Cécile gefunden hat. Sonst hätte ihm nicht ein Omnibus, sondern sicherlich der Hunger das Genick gebrochen."

„Geht es Norine und Cécile gut?" fragte Mathieu.

„Ja, Monsieur Froment. Soviel ich weiß, denn wir sehen uns nicht sehr oft, wie Sie sich wohl denken können. Die zwei und ich, das sind alle, die noch von uns übrig sind, wenn ich Irma nicht rechne, die uns verleugnet hat, seitdem sie eine große Dame geworden ist. Euphrasie hat das Glück gehabt zu sterben, und der Taugenichts von Alfred ist verschwunden, was mir eine große Erleichterung ist, denn ich habe immer gefürchtet, ihn eines Tages im Zuchthaus zu sehen. Wenn ich etwas von Norine und Cécile höre, so habe ich doch eine Freude. Sie wissen ja, daß Norine älter ist als ich, sie ist nun bald sechzig Jahre alt. Aber sie war immer kräftig, und ihr Sohn macht ihr

viel Freude, höre ich. Und beide arbeiten noch, Cécile ist noch immer rüstig, sie, die man mit einem Nasenstüber hätte umbringen können. Sie leben sehr nett und anständig beisammen, zwei Mütter für einen großen Sohn, aus dem sie einen anständigen Menschen gemacht haben."

Mathieu nickte zustimmend und sagte dann heiter: „Aber auch Sie, Victor, haben Söhne und Töchter gehabt, die nun ihrerseits Väter und Mütter sein müssen."

Der alte Arbeiter machte eine weite, unbestimmte Gebärde.

„Ich habe acht lebende, eins mehr als mein Vater. Alle sind sie fort, ihrerseits Väter und Mütter, wie Sie sagen, Monsieur Froment. Wie es eben kam, man muß ja leben. Es sind einige darunter, die kein Weißbrot essen, o nein. Und es fragt sich, ob ich, wenn ich einmal nichts mehr nutz bin, ein Kind finden werde, das mich aufnimmt, wie Norine und Cécile den Vater aufgenommen haben . . . Nun ja, was ist da zu machen? Es ist Unglückssaat und daraus kann nichts Gutes herauswachsen."

Er schwieg einen Augenblick; dann setzte er seinen Weg gegen die Werkstätten fort, gebeugten Rückens, die arbeitsmüden Hände herabhängen lassend.

„Auf Wiedersehen, Monsieur Froment."

„Auf Wiedersehen, Victor."

Denis hatte seine Befehle erteilt und gesellte sich nun seinem Vater zu. Er schlug ihm vor, zu Fuß in die Avenue d'Antin zu gehen, und teilte ihm unterwegs mit, daß sie Ambroise vermutlich allein treffen würden, denn seine Frau und seine Kinder befanden sich auch in Dieppe, wo die beiden Schwägerinnen Andrée und Marthe die Saison miteinander verbracht hatten.

Das Vermögen Ambroises hatte sich in zehn Jahren verzehnfacht. Mit kaum fünfundvierzig Jahren beherrschte er den Pariser Markt. Nachdem er durch den Tod des Onkels Du Hordel der Erbe und alleinige Herr des Kommissionshauses geworden war, hatte er es durch seinen Unternehmungsgeist noch bedeutend erweitert, es in ein wahres Welthaus verwandelt, durch welches Waren aus allen Kontinenten hindurchgingen. Die Grenzen bestanden für ihn nicht, er bereicherte sich an den Erzeugnissen der ganzen Erde, und das mit einer triumphierenden Kühnheit, mit einem so sicheren und weitschauenden Blicke, daß seine gewagtesten Unternehmungen siegreich endigten. Dieser Kaufmann, dessen fruchtbare Thätigkeit Schlachten gewann, mußte notwendigerweise die müßig gehenden, kraftlosen, unfruchtbaren Séguin verschlingen. Und in dem Zusammenbruch ihres Vermögens, in dem Zerfall der Ehe und der Familie, hatte er sich sein Teil ausersehen, hatte er das Palais in der Avenue d'Antin verlangt. Séguin bewohnte es seit Jahren nicht mehr, denn nach der freundschaftlichen Trennung, die zwischen ihm und seiner Frau stattgefunden, hatte er die eigentümliche Idee gehabt, ganz in seinem Klub zu leben und dort ein eignes Zimmer zu bewohnen. Zwei seiner Kinder waren in der Ferne, Gaston jetzt Kommandant in einer entlegenen Garnison, und Lucie Nonne in einem Ursulinerinnenkloster. Und auch Valentine, die sich allein langweilte, und nicht mehr in der Lage war, ein Haus in entsprechendem Stile zu führen, hatte das Palais verlassen und eine sehr hübsche und elegante Wohnung auf dem Boulevard Malesherbes bezogen, wo sie ihr weltliches Leben als alte, fromme und immer sehr zarte Dame vollendete, Präsidentin des „Wohlthätigkeitsvereins für Kinderausstattungen“,

einzig mit den Kindern andrer beschäftigt, seitdem sie nicht verstanden hatte, sich die ihrigen zu erhalten. Und Ambroise hatte das leere Palais nur zu nehmen brauchen, das so schwer mit Hypotheken belastet war, daß ihm, wenn es einmal zur Erbschaftsteilung kam, Valentine, Gaston und Lucie sicherlich noch Geld schuldeten.

Und welche Erinnerungen erwachten wieder in Mathieu, als er nun mit Denis das fürstliche Palais in der Avenue d'Antin betrat! Er sah sich, wie in die Fabrik, hierher als armer Mann kommen, als dürftiger Mieter, der um die Ausbesserung des Daches bat, damit das Wasser des Himmels nicht die vier Kinder durchnässe, für die er in seinem sträflichen Leichtsinn schon die Sorge auf sich genommen hatte. Auf die Avenue blickte noch dieselbe stolze Renaissancefassade mit den hohen Fenstern in den zwei Stockwerken; dasselbe Bronze- und Marmorvestibül führte in die Salons des Erdgeschosses und den Wintergarten; und in der Mitte des ersten Stockwerkes befand sich noch immer das ehemalige Arbeitszimmer Séguins, das weite Gemach mit dem mächtigen Mittelfenster, in welches alte Glasmalereien eingefügt waren. Er erinnerte sich dieses Gemaches mit seiner überreichen, glänzenden Ausstattung an Antiquitäten, alten Stoffen, Goldarbeiten, Fayencen, mit seinen herrlichen Bucheinbänden und den berühmten modernen Zinnplastiken. Er erinnerte sich seiner in späterer Zeit, im Zustande der Vernachlässigung, des traurigen Verfalles, von Staub bedeckt, den langsamen Tod des Hauses verratend. Und nun fand er es wieder voll Pracht und Fröhlichkeit, mit einem solideren Luxus ausgestattet durch Ambroise, der drei Monate lang Maurer, Tischler und Tapezierer hier hatte arbeiten lassen. Das ganze Palais war zu neuem, noch reicherem Leben erwacht,

erfüllte sich im Winter mit festlichem Treiben, war fröhlich belebt von dem Lachen der vier Kinder, strahlte vom Glanze dieses lebendigen Reichtums, den die erobernde Arbeit immer wieder erneuerte. Und nicht um den müßigen Séguin, den Bekenner der Lebensverneinung zu besuchen, kam Mathieu nun hierher, sondern seinen Sohn Ambroise, den Mann der schöpferischen Thatkraft, dessen Sieg die Lebenskräfte gewollt, und den sie hier im Hause des Besiegten als triumphierenden Herrn eingesetzt hatten.

Ambroise war abwesend und sollte erst zum Essen nach Hause kommen. Mathieu und Denis wollten ihn erwarten; und als ersterer das Vorzimmer wieder durchschritt, um die neue Einrichtung zu besehen, wurde er zu seiner Ueberraschung von einer Dame angesprochen, die hier gelassen wartete, und der er zuerst keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

„Ich sehe wohl, Monsieur Froment, daß Sie mich nicht wiedererkennen."

Er machte eine unbestimmte Gebärde. Sie war eine dicke und starke Frau, offenbar jenseits der Sechzig, aber wohlgepflegt, lächelnd, mit einem langen und vollen Gesichte, das von ehrbaren grauen Haaren umgeben war. Man hätte sie für eine wackere Bürgersfrau aus der Provinz in Feiertagskleidung halten mögen.

„Céleste — Céleste, die ehemalige Zofe Madame Séguins."

Nun erkannte er sie auf einmal und verbarg sein Erstaunen über ein so glückliches Ende. Er hatte sie in irgend einer Kloake verkommen geglaubt. Und sie erzählte behaglich und frohgemut ihre Geschichte.

„O, ich bin sehr glücklich. Ich habe mich nach Rougemont, in meine Heimat zurückgezogen und habe

mich dort mit einem ehemaligen Marine-Offizier verheiratet, der eine hübsche Pension bezieht, abgesehen von einem kleinen Vermögen, das ihm seine erste Frau hinterlassen hat. Und da er zwei erwachsene Söhne hat, habe ich mir die Freiheit genommen, Monsieur Ambroise zu bitten, daß er den jüngeren in sein Geschäftshaus aufnimmt, was er so gut war, auch zu thun. Und da habe ich nun die nächste Gelegenheit abgewartet, die mich wieder nach Paris bringt, um ihm von ganzem Herzen zu danken."

Sie erzählte nicht, in welcher Art sie den Marine-Offizier geheiratet hatte. Sie war zuerst als Mädchen für alles bei ihm eingetreten, war dann seine Geliebte geworden und schließlich seine legitime Frau, nach dem Tode seiner ersten Frau, deren Ende sie beschleunigt hatte. Aber sie machte ihn alles in allem ganz glücklich, sie befreite ihn sogar dank der schönen Verbindungen, die sie sich in Paris bewahrt hatte, von seinen beiden Söhnen, die ihm ziemlich lästig waren. Sie sprach nun lächelnd mit Mathieu, eine wackere Frau, die von den Erinnerungen an alte Zeiten gerührt wurde.

„Sie können sich nicht vorstellen, Monsieur, welche Freude ich hatte, als ich Sie vorhin erblickte. O, es ist eine hübsche Weile her, seit ich zum ersten Male das Vergnügen hatte, Sie hier zu sehen!... Erinnern Sie sich der Couteau? Auch sie lebt sehr zufrieden, sie hat sich mit ihrem Mann in ein hübsches Haus zurückgezogen, das ihnen gehört und wo sie sehr ruhig von ihren Ersparnissen leben. Sie ist nicht mehr jung, aber sie hat schon manchen begraben und wird noch manche begraben ... Zum Beispiel Madame Menoux, Sie erinnern sich ja der Madame Menoux, der Krämerin von daneben? Die Arme hat kein Glück gehabt. Sie hat auch ihr zweites Kind verloren, sie hat ihren großen,

schönen Mann verloren, den sie so leidenschaftlich liebte, und ist aus Kummer darüber sechs Monate später gestorben. Ich hatte vorübergehend daran gedacht, sie nach Rougemont mitzunehmen, wo die Luft so gut und so gesund ist. Wir haben Leute bei uns, die neunzig Jahre alt sind. Sehen Sie die Couteau an, die wird leben, solang sie will. O, es ist so angenehm bei uns, ein wahres Paradies!"

Und das scheußliche Rougemont, das blutige Rougemont erstand in der Erinnerung Mathieus, erhob seinen friedlichen Kirchtum über die Ebene, über den mit kleinen Parisern gepflasterten Friedhof, der unter seinen Blumen die mörderische Schlachtbank so vieler Leben verbarg.

„Sie haben keine Kinder in Ihrer Ehe?" fragte er, um etwas zu fragen, und da ihm nichts andres einfiel, während seine Gedanken bei diesen schrecklichen Bildern weilten.

Sie lachte wieder und zeigte ihre noch immer weißen Zähne.

„O nein, Monsieur Froment, dazu bin ich zu alt. Und dann giebt es Dinge, in die man sich nicht wieder einläßt ... Apropos, Madame Bourdieu, die Hebamme, die Sie, glaube ich, gekannt haben, ist in unsrer Gegend gestorben, wohin sie sich schon vor langen Jahren auf eine ihr gehörige Besitzung zurückgezogen hatte. Sie hat mehr Glück gehabt, als die andre, die Rouche, die ja eine ganz brave Frau war, aber gleichwohl zu gefällig. Sie haben wohl von ihrem Prozeß in den Zeitungen gelesen, sie ist zu Gefängnisstrafe verurteilt worden, zugleich mit einem Arzt Namens Sarraille, mit dem zusammen sie wirklich unerlaubte Dinge angestellt hat."

Die Rouche! Saraille! Freilich, Mathieu hatte

den Prozeß dieser beiden sozialen Schädlinge verfolgt, die miteinander zusammengetroffen waren. Und welchen Widerhall aus der Vergangenheit erweckten diese Namen in ihm, indem sie ihn an jene andern beiden erinnerten! Valérie Morange! Reine Morange! Schon vorhin hatte er im Hofe der Fabrik das Gespenst Moranges vorbeiziehen sehen, des pünktlichen, furchtsamen und weichherzigen Buchhalters, den der Sturmwind des Unglücks und des Wahnsinns in dunkle Tiefen geschleudert hatte. Und nun erschien er plötzlich hier wieder, ein irrender Schatten, ein ruheloses Opfer all des unsinnigen Erfolghungers, der tollen Genußgier seiner Zeit, ein armer mittelmäßiger Mensch, der so entsetzlich für die Verbrechen andrer büßen mußte, daß er keine Ruhe fand in dem Grabe, in das er sich blutend, mit zerschmetterten Gliedern gestürzt hatte. Und Mathieu sah auch das Gespenst Sérafinens vorüberziehen, mit dem von Raserei und Schmerz verzogenen Antlitz der unfruchtbaren Begierde, die sich nicht ersättigen kann und die daran stirbt.

„Verzeihen Sie, Monsieur Froment, daß ich mir die Freiheit genommen habe, Sie anzusprechen. Ich bin sehr, sehr erfreut, Sie getroffen zu haben."

Er sah sie immer noch an und sagte dann, als er ging, mit der Nachsicht seines Optimismus:

„Also viel Glück, da es Ihnen so gut geht. Das Glück muß wohl wissen, was es thut."

Aber im Herzen war Mathieu verwirrt, schwer bedrückt von den Ungerechtigkeiten, die die gefühllose Natur geschehen ließ. Er dachte wieder an Marianne, die von einem so schweren Kummer betroffen war, die dem Gram über den lieblosen Streit ihrer Söhne unterlag. Und als Ambroise endlich kam, und ihn, nachdem er Célestens Dank entgegengenommen, fröhlich umarmte, wurde er von großer

Herzensangst ergriffen vor dieser Schicksalsminute, die seinem Gefühle nach über das Heil der Familie entscheiden sollte.

Es kam übrigens rasch. Denis ging, nachdem er sich und den Vater zum Essen geladen hatte, ohne Umschweife auf sein Ziel los.

„Wir sind nicht bloß um des Vergnügens willen gekommen, mit dir zu essen. Mama ist krank, weißt du das?"

„Krank," sagte Ambroise, „doch nicht ernstlich krank?"

„Ja, sehr krank, in Gefahr. Und, weißt du, sie ist krank seit dem Tage, wo sie zu dir gekommen ist, um mit dir über den Streit zwischen Gervais und Grégoire zu sprechen und wo du, wie ich höre, sie fast grob behandelt hast."

„Ich hätte sie grob behandelt? Wir haben von Geschäften gesprochen, und ich habe ihr als Geschäftsmann vielleicht etwas rauh geantwortet."

Er wandte sich gegen Mathieu, der schweigend und blaß wartete.

„Ist das wahr, Vater, Mama ist krank und macht dir Sorge?"

Und da der Vater mit einem schweren Kopfnicken antwortete, geriet Ambroise in Erregung, wie früher Denis, im Augenblicke, da er die Wahrheit erfahren hatte.

„Ah, diese Geschichte wird aber nun schon zu albern! Nach meiner Ansicht hat Grégoire recht; aber mir ist das ganz alles eins, sie müssen sich versöhnen, wenn das der armen Mutter eine Minute Leides ersparen kann! Warum habt ihr denn nichts gesagt, warum euren Kummer nicht laut werden lassen? Dann wäre Ueberlegung gekommen und damit der Verstand."

Er umarmte seinen Vater stürmisch, mit jener

Plötzlichkeit der Entschließung, die ihm in seinen Geschäften so sehr zu statten kam, wenn er einmal das Richtige erkannt hatte.

„Und du bist noch der Klügste von uns allen, du bist der Wissende und Voraussehende ... Selbst wenn Grégoire im Rechte ist, Gervais einen Prozeß zu machen, wäre es unsinnig, wenn er es thäte, denn über diesem kleinen Interesse steht unser aller Interesse, das Interesse der Familie, welches ihr gebietet, einig, geschlossen, unantastbar zu bleiben, wenn sie unbesieglich bleiben will. Unsre größte Macht liegt in unsrer Gemeinsamkeit. Die Sache ist also ganz einfach. Wir werden in aller Eile essen, und dann fahren wir alle miteinander nach Chantebled. Heute abend noch muß der Friede hergestellt sein. Ich nehme es auf mich."

Mathieu hatte ihm lächelnd, glücklich, sich endlich in seinen Söhnen wiederzufinden, seine Umarmung zurückgegeben. Ehe das Essen aufgetragen wurde, gingen sie noch in den Wintergarten hinab, den Ambroise hatte vergrößern lassen, um Feste geben zu können. Er gefiel sich darin, das Haus noch reicher auszustatten, mit fürstlichem Glanz darin zu residieren. Beim Essen entschuldigte er sich, daß er sie als Junggeselle empfange, trotzdem das Essen sehr gut war; er behielt während der Abwesenheit Andrées und der Kinder eine Köchin bei sich, da er eine wohlbegründete Abneigung gegen fremde Küchen hatte.

„Seit Berthe und die Kinder in Dieppe sind," sagte Denis, „ist das Haus geschlossen und ich esse im Restaurant."

„Das kommt, weil du ein Philosoph bist," erwiderte Ambroise mit seiner ruhigen Offenheit. „Ich bin ein Genußmensch, wie du weißt. Jetzt trinkt schnell euren Kaffee und gehen wir."

Sie kamen um zwei Uhr in Janville an. Ihr Plan war, sich zuerst nach Chantebled zu begeben, wo Ambroise und Denis vorerst mit Gervais sprechen wollten, der sanfterer Natur war und bei dem sie mehr Bereitwilligkeit zur Versöhnung zu finden hofften. Nachher wollten sie zu Grégoire gehen, ihm eine Strafpredigt halten, und ihm die gemeinschaftlich festgestellten Friedensbedingungen aufzwingen. Aber je mehr sie sich dem Hofe näherten, desto größer und unüberwindlicher schienen ihnen die Schwierigkeiten. Die Sache würde doch nicht so leicht sein, als sie sich vorgestellt hatten. Sie bereiteten sich auf einen sehr harten Kampf vor.

„Wie wär's, wenn wir vorerst einmal zu Mama hinaufgingen," schlug Denis vor. „Wir wollen sie umarmen, das wird uns Mut machen."

Ambroise fand den Gedanken vortrefflich.

„Ja, ja, gehen wir hinauf, um so mehr als Mama immer guten Rat gewußt hat. Sie wird uns einen Plan machen."

Sie stiegen in den ersten Stock des Wohnhauses hinauf und wendeten sich dem großen Gemache zu, wo Marianne eingeschlossen, auf einer Chaiselongue beim Fenster ausgestreckt, ihre Tage verbrachte. Aber zu ihrer unsagbaren Verblüffung fanden sie sie aufrecht sitzend, vor ihr Grégoire, der ihre beiden Hände hielt, während auf der andern Seite Gervais und Claire freudig lächelnd standen.

„Was, wie?" rief Ambroise fassungslos. „Es ist geschehen!"

„Und wir haben daran verzweifelt, es zuwege zu bringen!" sagte Denis nicht minder verblüfft.

Mathieu, ebenso überrascht wie sie und hochbeglückt, erklärte den Anwesenden, die ihrerseits über das plötzliche Eintreffen der zwei Brüder erstaunt waren, wie das gekommen war.

„Ich bin diesen Morgen nach Paris gefahren, um sie zu holen, und ich bringe sie nun her, damit sie uns in einer großen allgemeinen Umarmung versöhnen!“

Darauf erfolgte ein Ausbruch fröhlichen Gelächters. Sie kamen zu spät, die großen Brüder! Man bedurfte weder ihrer Weisheit noch ihrer Diplomatie mehr. Und auch sie freuten sich und fühlten sich erleichtert, daß sie gesiegt hatten ohne kämpfen zu müssen.

Marianne saß mit feuchten Augen und überglücklich da, so glücklich, daß sie fast geheilt schien, und erwiderte Mathieu:

„Du siehst, Liebster, es ist geschehen. Und ich weiß selber noch nicht mehr. Grégoire ist gekommen und hat mich geküßt und hat verlangt, daß ich sogleich Gervais und Claire holen lasse. Dann hat er ihnen aus freien Stücken gesagt, daß sie alle drei verrückt wären, daß sie mir so viel Kummer verursachten, und daß sie sich vertragen müßten. Dann haben sie sich auch geküßt. Es ist vorbei, alles ist wieder gut.“

Nun fiel Grégoire heiter ein:

„Hört einmal, ich nehme mich in dieser Sache zu schön aus, ich muß euch die Wahrheit sagen. Nicht ich habe den ersten Entschluß zur Versöhnung gefaßt, sondern meine Frau, Thérèse. Sie hat das beste Herz, zusammen mit dem härtesten Kopf, den man sich denken kann, und wenn sie sich einmal etwas in diesen Kopf gesetzt hat, so muß ich es schließlich und endlich thun. Gestern abend haben wir uns also gezankt, denn sie hat, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß Mama vor Kummer krank ist, und sie war davon gequält, sie bemühte sich mir zu beweisen, wie unsinnig dieser Streit sei, bei dem wir alle nur zu verlieren hätten. Heute

früh hat sie natürlich wieder angefangen und hat mich überzeugt, um so mehr, als mich der Gedanke, daß unsre arme Mutter unsertwegen krank ist, kaum hat schlafen lassen. Aber es blieb noch Vater Lepailleur zu gewinnen. Thérèse hat auch das auf sich genommen, und sie hat sogar eine ganz großartige Idee gehabt, um dem Alten die feste Ueberzeugung beizubringen, daß er über alle einen großen Sieg davongetragen habe. Sie hat ihn überredet, euch endlich das schreckliche Stück Feld zu verkaufen, und zwar zu einem so tollen Preise, daß er seinen Triumph über alle Dächer wird schreien können."

Und sich zu dem Herrn und der Herrin des Hofes wendend, fügte er in lustigem Tone hinzu:

„Mein lieber Gervais, meine liebe Claire, ich bitte euch, laßt euch übervorteilen. Es handelt sich um den Frieden meines Hauses. Macht meinem Schwiegervater die letzte Freude, ihn glauben zu lassen, daß er immer recht gehabt hat, und daß wir alle niemals etwas andres waren als Dummköpfe."

„O, so viel Geld als er will," versetzte Gervais lachend. „Diese Enklave ist übrigens eine Schande für unsre Felder, die sie wie mit einer Stein- und Unkrautnarbe verunstaltet. Schon lange war es unser Wunsch, diesen häßlichen Fleck beseitigt, den Erntesegen ohne Unterbrechung in der Sonne sich dehnen zu sehen. Chantebled kann seinen Stolz bezahlen."

Damit war die Sache erledigt, und der Mühle sollten fortan wieder die Getreidemengen des Hofes zufließen, der sich um ein neues Feld vergrößerte. Und die Mutter würde gesund werden, denn die glückbringende Lebenskraft, das Liebesbedürfnis, die Erkenntnis, daß die Einigkeit für die ganze Familie notwendig sei, wenn sie den Sieg bewahren wollten, sie hatten ihren Einfluß geübt, forderten die Brüder-

lichkeit dieser Söhne, die toll genug gewesen waren, für eine Weile ihre Macht zu zerstören, indem sie sich gegenseitig zerfleischten.

Die Freude aller, daß die großen Brüder Denis, Ambroise, Gervais, Grégoire und die große Schwester Claire nun hier vereinigt, versöhnt, unbesieglich waren, wurde noch erhöht, als Charlotte hereinkam und die drei andern Schwestern, die in der Umgebung verheiratet waren, Louise, Madeleine und Marguerite mitbrachte. Louise hatte von der Mutter Krankheit gehört und hatte ihre beiden Schwestern abgeholt, um gemeinschaftlich mit ihnen herbeizueilen und zu hören, was es gäbe. Sie wurden mit fröhlichem Lachen empfangen, als sie der Reihe nach eintraten.

„Alle beinander!“ rief Ambroise heiter. „Die Familie ist vollzählig, eine Versammlung des großen Kronrates! Du siehst, Mama, du mußt gesund sein, dein ganzer Hof ist zu deinen Füßen und will dir nicht einmal eine einfache Migräne gestatten.“

Als aber nun Benjamin als letzter hinter den drei Schwestern hereinkam, verdoppelte sich die Heiterkeit.

„Und Benjamin! Den haben wir vergessen!“ sagte Mathieu.

„Komm, mein Kleiner, küsse du mich auch,“ sagte Marianne leise und zärtlich. „Weil du der letzte der Schar bist, machen sich diese Großen da lustig. Wenn ich dich verwöhne, so geht das nur uns beide an, nicht wahr? Sage ihnen, daß du den Vormittag mit mir verbracht hast, und daß du nur auf meinen Wunsch ein wenig spazieren gegangen bist.“

Benjamin lächelte sanft, ein wenig traurig.

„Ich war ja unten, Mama, und habe sie alle heraufgehen sehen, einen nach dem andern. Ich

habe nur gewartet, bis die Umarmungen vorüber waren, um auch heraufzukommen."

Er war nun einundzwanzig Jahre alt, von zarter Schönheit, mit weißer Gesichtshaut, großen braunen Augen, langen, gelockten Haaren und einem leichten, gekräuselten Barte. Obgleich er nie krank gewesen war, hielt ihn seine Mutter für schwach und pflegte ihn sehr. Im übrigen verhätschelten ihn alle ob seiner Anmut, des sanften Reizes seines Wesens. Er war in einer Art Träumerei aufgewachsen, von einem Verlangen erfüllt, dem er keinen Namen geben konnte, auf der Suche nach dem Unbekannten, dem Andern, dem, was er nicht hatte. Und als die Eltern sahen, daß er zu keinem Berufe eine Neigung fassen konnte, daß selbst der Gedanke an eine Heirat ihm unangenehm zu sein schien, widerstrebten sie dem nicht, faßten im Gegenteil den stillen Plan, ihn für sich zu behalten, dieses späte Geschenk des Schicksals, diesen Letztgeborenen, der so gut und so schön war. Hatten sie nicht alle andern hergegeben? War dieser Egoismus ihrer Liebe nicht verzeihlich, daß sie einen für sich, ganz für sich bewahren wollten, der sich nicht verheiraten würde, der nichts thun sollte, der nur zu dem köstlichen Zwecke auf die Welt gekommen wäre, von ihnen geliebt zu werden und sie zu lieben? Es war der Traum ihres Alters, der Teil, den sie, als Belohnung für ihre reiche Nachkommenschaft, aus dem gefräßigen Leben retten wollten, das alles giebt und alles wieder nimmt.

„Hör einmal, Benjamin," sagte Ambroise plötzlich, „da du dich für unsern kühnen Nicolas interessierst, willst du Neues von ihm hören? Ich habe vorgestern Nachricht von ihm bekommen. Und es ist wohl auch nur billig, daß ich von ihm spreche, denn er ist der einzige der Schar, wie Mama sagt, der nicht hier sein kann."

Benjamin zeigte sogleich ein leidenschaftliches Interesse. „Wirklich, er hat geschrieben? Was sagt er? Was macht er?“

Der tiefe Eindruck, den die Auswanderung Nicolas' nach dem Senegal auf Benjamin gemacht hatte, wirkte noch immer nach. Er war damals noch nicht zwölf Jahre alt gewesen, und es war nun beinahe neun Jahre her; aber der Vorgang stand noch immer lebhaft vor seiner Seele, mit dem Abschied für immer, mit dem Ausflug in die Unendlichkeit der Zeit und der Zukunftshoffnung.

„Wie ihr wißt,“ erzählte Ambroise, „bin ich mit Nicolas in Geschäftsverbindung. O, wenn wir in unsern Kolonien einige Leute von seiner Klugheit und seiner Thatkraft hätten, so würden wir gar bald die Reichtümer, die in jenen jungfräulichen Ländern unbenützt schlummern, scheffelweise einheimsen. Ich wenigstens — wenn mein Vermögen sich mehrt, so ist es, weil ich meine Scheuern mit diesen Reichtümern fülle. Unser Nicolas hat sich also in Senegal niedergelassen, mit seiner Lisbeth, einer Gefährtin, wie er sie brauchte. Mit den wenigen tausend Francs, die sie hatten, eröffneten sie ein Handlungshaus, und ihr Geschäft blühte. Aber ich fühlte wohl, daß ihnen das Feld noch immer viel zu eng sei, daß sie danach verlangten, mehr Raum zu gewinnen, mehr neue Erde zu erobern. Und plötzlich teilt mir Nicolas mit, daß er nach dem Sudan geht, in das eben erst eröffnete Thal des Niger. Er nimmt seine Frau mit, die vier Kinder, die er schon hat, und so ziehen sie aufs Geratewohl auf Eroberung aus, als kühne, thatenlustige Pioniere, die von dem Drang getrieben sind, eine neue Welt zu gründen. Mir hat das ein wenig den Atem verlegt, denn es war eine wahre Tollheit. Aber er ist unerschrocken, unser

Nicolas, und mich hat schließlich diese lebendige Thatkraft begeistert, die prächtige Zuversicht dieses tapferen Bruders, der so nach einem unbekannten Lande auszieht, mit der ruhigen Sicherheit, daß er es unterjochen und bevölkern wird."

Ein Schweigen folgte. Ein Hauch hatte über sie hingeweht, der Hauch aus der Unendlichkeit da drüben, aus dem Geheimnis der jungfräulichen Ebenen. Und die Familie folgte im Geiste dem Kinde, einem der ihrigen, der auszog, um die unter dem weitgespannten Himmel sich dehnende Wüste mit der menschlichen Saat zu besäen.

„Ach," sagte Benjamin leise, seine schönen großen Augen geöffnet und weit damit hinausschauend, bis ans Ende der Erde, „ach wie glücklich ist er, daß er andre Flüsse, andre Wälder, andre Sonnen sehen kann!"

Aber Marianne erschauerte. „Nein, nein, mein Kind, es giebt keine andern Flüsse als die Yeuse, keine andern Wälder, als unsre Wälder von Lillebonne, keine andre Sonne, als die Sonne von Chantebled. Komm, umarme mich noch einmal, umarmen wir uns alle noch einmal, und ich werde wieder gesund werden, und wir werden uns nie mehr voneinander trennen, nie mehr!"

Es gab wieder allseitige Umarmungen unter frohem Lachen. Es war ein großer Tag, der Tag eines Sieges, des entscheidendsten, desjenigen, den die Familie über sich selbst davongetragen hatte, indem sie nicht zuließ, daß die Zwietracht sie zersetze. Fortan war sie gebietend, unüberwindlich.

In der Abenddämmerung dieses Tages saßen Mathieu und Marianne wie am Abend vorher Hand in Hand am Fenster, von wo aus sie den Besitz sich bis zum Horizont hin erstrecken sahen, dem Horizont, hinter welchem Paris seinen ge-

waltigen Atem, die schwarzgraue Wolke seiner Riesenesse emporhauchte. Aber wie wenig glich dieser frohe Abend jenem andern, welches Glücksgefühl erfüllte sie nun, welche frohe Zuversicht auf das gute, fortan gesicherte Werk!

„Fühlst du dich besser! Fühlst du deine Kräfte wiederkehren, schlägt dein Herz leicht?"

„O, mein Schatz, ich fühle mich wieder gesund, ich starb nur an meinem Kummer. Morgen werde ich wieder kräftig sein."

Da versank Mathieu in tiefes Sinnen, angesichts seiner Schöpfung, dieser Besitzung, die sich endlos unter der sinkenden Sonne erstreckte. Und wieder stiegen die Erinnerungen in ihm auf, er gedachte des Morgens vor nun mehr als vierzig Jahren, wo er Marianne und die Kinder mit dreißig Sous in dem baufälligen Pavillon am Waldesrande zurückgelassen hatte, den sie der Billigkeit halber bewohnten. Sie hatten Schulden, ihrer war der frohgemute, der göttliche Leichtsinn, mit ihren vier stets hungrigen Kleinen, mit dem Strom von Knaben und Mädchen, den sie frei aus ihrer Liebe, ihrem Glauben an das Leben entfließen ließen. Dann erinnerte er sich seiner Heimkehr am Abend, der dreihundert Francs, die er als sein Gehalt mitbrachte, der Berechnungen, die er angestellt hatte, von feiger Angst ergriffen, sinnesverwirrt von dem vergifteten Egoismus, dessen Fieberschauer er aus Paris mitgebracht hatte. Die Beauchêne, mit ihrer Fabrik, mit ihrem kleinen Maurice, dem einzigen Sohne, den sie zum künftigen Geldfürsten erzogen, hatten ihm das traurigste Elend vorausgesagt, den Tod auf dem Stroh, mitsamt seiner Frau und seiner Schar von Kindern. Und die Séguin, damals seine Hauseigentümer, hatten ihre Millionen vor ihm ausgebreitet, ihr prächtiges, von Kostbarkeiten

erfülltes Palais, hatten ihn erdrückt, hatten mitleidig und geringschätzig auf ihn herabgeblickt, sie, deren Weisheit sich auf einen Knaben und ein Mädchen zu beschränken verstand. Und selbst diese armen Morange hatten davon gesprochen, ihrer Tochter Reine eine fürstliche Mitgift zu geben, hatten von einer Stellung mit zwölftausend Francs Einkommen geträumt, voll Verachtung für das selbstgewollte Elend der zahlreichen Familien. Ja sogar die Lepailleur, die Müllersleute, zeigten sie nicht deutlich ihr Mißtrauen gegen diese Städter, die ihnen zwölf Francs für Eier und Milch schuldeten, fragten sie sich nicht, wie man seine Schulden bezahlen könne, wenn man sein Leben ruiniere, indem man ein Kind nach dem andern bekomme? Ach, sie hatten recht, er fühlte seinen Fehler, er sagte sich damals, daß er niemals eine Fabrik, noch ein Palais, noch selbst eine Mühle sein eigen nennen werde, ebensowenig als er je zwölftausend Francs verdienen werde. Die andern hatten alles, er hatte nichts. Die andern, die Reichen, waren weise genug, sich nicht mit Familie zu beladen, und er, der Arme, hängte sich Kinder an den Hals, eins nach dem andern, ohne zu rechnen. Es war der reine Wahnsinn. Und schließlich überkam ihn dann eine köstliche Erinnerung, an den Paroxysmus von Liebe und Hoffnung, welcher ihn nach all diesen klugen Betrachtungen in die Arme seiner Marianne, seiner tapferen und zuversichtlichen Marianne geworfen hatte, in einem Auflodern der göttlichen Begierde, die ein Kind mehr wollte, noch ein Wesen in der ewigen Entstehung der Wesen.

Und nun, nach vierzig Jahren, war sein Wahnsinn zur Weisheit geworden. Er hatte gesiegt durch seinen göttlichen Leichtsinn, der Arme hatte die Reichen geschlagen, der gute Säemann, der die Saat

mit vollen Händen ausstreute, auf die Zukunft vertrauend, die die volle Ernte einheimsen würde. Und der letzte Tag, der schöne Tag, den er seit diesem Morgen durchlebte, rollte sich noch einmal mit allen seinen triumphierenden Eindrücken in seinem Geiste ab. Die Fabrik der Beauchêne, er besaß sie heute durch seinen Sohn Denis, er sah sie vor sich, eine Stadt der Arbeit, mit ihren sausenden Maschinen, ihren dröhnenden Amboßen, auf denen die Millionen für den Herrn geschmiedet wurden. Das Palais Séguin, er besaß es ebenfalls durch seinen Sohn Ambroise, prächtiger als je, bereichert durch die Gewinne an dem Handel mit allen Ländern der Erde. Die Mühle der Lepailleur, er besaß sie nicht minder durch seinen Sohn Grégoire, ins Zehnfache vergrößert, voll neuerblühten Gedeihens, wie ein letztes Geschenk des Glückes, das von selbst der Arbeit, der siegreichen Thatkraft zufällt. Ein furchtbares, maßloses Strafgericht hatte die bejammernswerten Morange in einen Abgrund von Blut und Wahnsinn geschleudert. Viele andern waren dahin, waren in die Gosse gesunken: Sérafine, nutzlos, in ihrer Genußgier vernichtet; die Moineaud zerstreut, verdorben, zerfressen von dem Gifthauch ihrer Lebenssphäre. Und er, Mathieu, stand allein noch aufrecht, Sieger im Verein mit Marianne, im Angesichte dieses Besitzes Chantebled, den sie den Séguin abgewonnen hatten, und wo nun ihre Kinder, Gervais und Claire, herrschten, die Dynastie ihres Geschlechtes fortpflanzten. Das war ihr Königreich, die Felder dehnten sich bis ans Ende des Gesichtskreises, wogten voll überquellend reichen Segens im schwindenden Licht des Abends, zeugten für den Kampf, für die heldenmütige Fruchtbarkeit ihres ganzen Daseins. Das war ihr Werk, das, was sie an Leben, Wesen und Dingen gezeugt hatten in ihrer machtvollen

Liebe, in ihrer Thatfreudigkeit, liebend, wollend, handelnd, eine Welt schaffend.

„Sieh nur, sieh nur," sagte Mathieu, „alles dies ist aus uns entsprossen, und wir müssen fortfahren, uns zu lieben, glücklich zu sein, damit das alles leben bleibe."

„O," erwiderte Marianne fröhlich, „das wird nun immer leben, da wir uns alle umarmt haben, da wir den Sieg errungen haben."

Der Sieg! Der notwendige, natürliche Sieg der zahlreichen Familie! Dank der zahlreichen Familie, dem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen der Vielen, hatten sie schließlich alles besetzt, alles sich zu eigen gemacht. Die Fruchtbarkeit war die gebietende, die unwiderstehliche Eroberin. Und diese Eroberung war ganz von selbst geschehen, sie hatten sie weder beabsichtigt noch vorbereitet, sie dankten sie, in ihrer fleckenlosen Ehrlichkeit, nur der in langer Arbeit erfüllten Pflicht. Und sie saßen nun Hand in Hand angesichts ihres Werkes, gleich bewunderungswürdigen Helden, umstrahlt von dem Ruhme, gut und stark gewesen zu sein, viele Kinder geboren, viel geschaffen zu haben, der Welt viel Freude, Gesundheit und Hoffnung gegeben zu haben inmitten der ewigen Kämpfe und der ewigen Thränen des Lebens.

V.

Und Mathieu und Marianne lebten noch mehr als zwanzig Jahre, und Mathieu war neunzig, Marianne siebenundachtzig Jahre alt, als ihre drei ältesten Kinder, Denis, Ambroise und Gervais, die noch immer rüstig an ihrer Seite lebten, sich zu-

sammenthaten, um ihre diamantene Hochzeit, den siebzigsten Jahrestag ihrer Vermählung, durch ein großes Fest zu feiern, bei welchem die ganze Familie auf dem Gute Chantebled sich vereinigen sollte.

Es war das keine kleine Sache. Als sie die Liste vollendet hatten, fanden sie, daß aus Mathieu und Marianne entsprossen waren einhundertachtundfünfzig Kinder, Enkel und Urenkel, uneingerechnet einige jüngst Geborene, welche die vierte Generation bildeten. Wenn noch die angeheirateten Männer und Frauen dazukamen, waren sie im ganzen dreihundert. Und wo auf dem Hofe einen so großen Raum finden, in welchem sie die riesige Familientafel aufstellen konnten, die sie planten? Der Hochzeitstag fiel auf den zweiten Juni, der Frühling war in diesem Jahr von außerordentlicher Sonnigkeit und Milde. Sie beschlossen daher, daß das Mahl im Freien stattfinden solle, und die Tafel sollte gegenüber dem einstigen Pavillon auf der großen Rasenfläche gedeckt werden, die, von prächtigen Buchen und Ulmen umschlossen, einem riesigen grünen Saale glich. Wie heimlich würden sie sich alle da fühlen, mitten im Schoße der gütigen Erde, unter der nun mächtig entwickelten Eiche, welche von den beiden Ahnen gepflanzt worden, deren blühend reiches Geschlecht nun ihre glückliche Fruchtbarkeit zu feiern gekommen war.

Die Vorbereitungen und Anordnungen zu dem Feste wurden mit liebevoller und fröhlicher Begeisterung gefördert. Alle wollten daran teilnehmen, alle eilten herbei zu der glorreichen Familienvereinigung, von den Alten mit grauen Haaren bis zu den Kleinen, die noch den Finger in den Mund steckten. Und auch der weiche blaue Himmel, die strahlende Sonne wollten mit dabei sein, ebenso wie

die ganze Besitzung, die rieselnden Quellen, die grünenden Felder, die reiche Ernten versprachen. Sie war prächtig anzusehen, diese gewaltige Hufeisentafel mitten im Grase, mit ihrem schimmernden Gedeck, über das die Sonne durch das Gitterwerk des Laubes einen Strahlenregen hinstreute. Das ruhmreiche Ehepaar, der Vater und die Mutter, sollten Seite an Seite im Mittelpunkte unter der großen Eiche sitzen. Dann war beschlossen worden, daß auch die andern Ehepaare nicht getrennt werden sollten, sondern daß es schön und herzlich sein würde, sie nebeneinander zu setzen, nach dem Rang der Generationen geordnet. Und was die jungen Männer und jungen Mädchen, die Kinder beiderlei Geschlechtes betraf, so sollten sie sich bunt anreihen, wohin Zufall oder frohe Wahl sie verschlug.

Dann kamen sie vom Morgen an in Scharen aus allen vier Weltgegenden herbei, strömten wieder in dem gemeinsamen Familienneste zusammen, von welchem aus sie sich zerstreut hatten. Aber ach! Der Tod hatte schon viele abgemäht, viele konnten nicht mehr kommen. Abgeschiedene ruhten, von Jahr zu Jahr in größerer Zahl, auf dem kleinen stillen, blumigen Friedhofe von Janville, der in so lindträumerischer Einsamkeit dalag. Neben Rose, neben Blaise, die als erste hingegangen waren, hatten schon viele andre sich hier zum ewigen Schlafe gebettet, hatten ein jedes ein Stück Herz der Familie mitgenommen und aus dieser heiligen Erde eine Stätte des Kultus unvergänglicher Erinnerung gemacht. Zuerst hatte Charlotte, die schon lange leidend gewesen, sich Blaise zugesellt, glücklich, ihre Tochter Berthe als ihre Stellvertreterin bei Mathieu und Marianne zurücklassen zu können, die von diesem Verluste ins Herz getroffen waren, als ob ihnen ihr Sohn zum zweitenmal gestorben wäre. Dann war ihre Tochter

Claire dahingegangen, den Hof ihrem Manne, Frédéric, und ihrem Bruder Gervais überlassend, der im Jahre darauf ebenfalls Witwer geworden war. Hierauf hatten sie ihren Sohn Grégoire verloren, den Mühlenbesitzer, dessen Witwe Thérèse dort noch immer in der Mitte einer großen Nachkommenschaft herrschte. Dann war noch eine ihrer Töchter, die gute Marguerite, die Frau des Doktors Chambouvet, an der Bräune gestorben, infiziert von zwei Kindern einer armen Arbeiterin, die sie bei sich aufgenommen hatte. Und die andern Verluste waren nicht mehr zu zählen, die Männer und Frauen, die in die Familie geheiratet hatten, und die Kinder besonders, der Tribut an das Unglück, die Opfer der Stürme, welche über die menschliche Ernte hinfahren, alle die verschwundenen teuren Wesen, denen die Lebenden nachweinen und die die Erde heiligen, in der sie ruhen.

Aber wenn die teuren Toten da unten in dem großen Schweigen ruhten, welch froher Lärm, welcher Jubel des Lebens an diesem Morgen auf den Straßen, die nach Chantebled führten! Es kamen immer mehr hervor als starben, eine Blüte neuer Wesen schien jedem Tode zu entsprießen. Zu Dutzenden wuchsen sie aus dem Boden hervor, in welchen ihre Väter, ermattet vom guten Tagewerke, sich zur Ruhe gelegt hatten. Und sie kamen nun von allen Seiten herbei, wie die Schwalben, die im Frühling glücklich ihre Nester wieder aufsuchen, die blaue Luft mit der Freude über ihre Wiederkehr erfüllend. Unaufhörlich brachten Wagen neue Gäste in den Hof, immer neue Ehepaare mit Scharen von Kindern, deren blondköpfige Flut immer mehr anschwoll. Urgroßväter mit schneeigen Haaren führten ganz Kleine, die noch kaum gehen konnten. Junge Mädchen von blühender Frische halfen alten Damen

aus dem Wagen. Mütter waren wieder schwanger, Väter hatten den hübschen Gedanken gehabt, die Verlobten ihrer Töchter mitzubringen. Alle waren sie miteinander verwandt, miteinander verschwägert in unlösbarer Verflechtung, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Schwiegerväter, Schwiegermütter, Schwäger, Schwägerinnen, Söhne, Töchter, Onkel, Tanten, Cousins, Cousinen in allen Graden, in allen erdenkbaren Mischungen, bis in die vierte Generation. Alle bildeten sie eine einzige Familie, ein einziges kleines Volk, welches der glück- und stolzerfüllte Gedanke vereinigte, dieses so seltene und herrliche Fest der diamantenen Hochzeit zu feiern, der Hochzeit der beiden glorreichen Helden des Lebens, aus denen dieses ganze Volk entsprossen war. Und wie sie alle aufzählen, wie sie alle nennen, die da in den Hof einzogen, wie ihre Namen, ihre Alter, ihre Verwandtschaftsgrade angeben, wie ermessen, mit wie viel Kraft, Gesundheit und Hoffnung sie die Welt bereicherten!

Zuerst die vom Hofe selbst, die hier gewurzelt hatten und hier aufgewachsen waren. Gervais, zweiundsechzig Jahre alt, wurde unterstützt von seinen beiden ältesten Söhnen Léon und Henri, die ihrerseits schon Väter von zusammen zehn Kindern waren; und seine drei Töchter, Mathilde, Léontine, Julienne, jünger als die Söhne, die in der Umgebung verheiratet waren, hatten zusammen zwölf. Frédéric, der Witwer nach Claire, fünf Jahre älter als Gervais, hatte seinen Platz als treuer Gehilfe an seinen Sohn Joseph abgetreten, während seine beiden Töchter, Angèle und Lucile, ebenso wie sein jüngster Sohn, Jules, ebenfalls auf dem Gute dienten und alle vier zusammen eine kleine Schar von fünfzehn Kindern, Knaben und Mädchen, ihr eigen nannten. Von denen, die von auswärts kamen, waren die

von der Mühle die ersten: Thérèse, die Witwe Grégoires, führte ihre Nachkommen herbei, ihren Sohn Robert, der nun die Mühle unter ihrer Aufsicht leitete, ihre drei Töchter, Geneviève, Aline und Natalie, mit einem ganzen Gefolge hinter sich, zehn Kindern ihrer Töchter und vieren des Sohnes Dann kamen Louise, die Frau des Notars Mazaud, Madeleine, die Frau des Architekten Herbette, gemeinsam mit dem Doktor Chambouvet, Witwer nach der guten Marguerite, alle drei gefolgt von je einem fröhlichen kleinen Trupp, die erste mit vier Töchtern, wovon Colette die älteste, die zweite mit fünf Söhnen, an deren Spitze Hilaire, der dritte mit nur einem Knaben und einem Mädchen, Sebastien und Christine; und alle diese verzweigten sich wieder weiter, hinter ihnen wuchsen schon zwanzig Urenkel hervor. Aber nun zog Paris heran, Denis und Marthe erschienen mit großem Gefolge: Denis, bald siebzig Jahre alt, Urgroßvater durch seine Töchter Hortense und Marcelle, der köstlichen Ruhe nach vollbrachter Arbeit genießend, seitdem er die Fabrik seinen Söhnen Lucien und Paul übergeben hatte, Männern von über vierzig Jahren, deren Söhne ihrerseits auf dem Wege zu allen Erfolgen waren — ein ganzer erobernder Stamm, der fünf Wagen entstieg, die Eltern, die vier Kinder, die fünfzehn Enkel, die drei Urenkel, wovon zwei noch im Polster. Und als letzte kamen endlich das kleine Volk Ambroises, der den Schmerz erfahren hatte, seine Frau Andrée frühzeitig zu verlieren, der aber selbst noch so frisch geblieben war, daß er mit siebenundsechzig Jahren noch sein Kommissionshaus leitete, wo seine Söhne, Léonce und Charles, einfache Angestellte waren, wo seine Schwiegersöhne, die Gatten seiner Töchter Pauline und Sophie, vor ihm zitterten — ein unumschränkter Herrscher, dem

alles gehorchte, Großvater von sieben schon erwachsenen Enkeln und neun prächtigen Enkelinnen, von denen vier ihn schon zum Urgroßvater gemacht hatten, noch ehe selbst Denis, der Philosoph, sein älterer Bruder, diese Würde erreicht hatte. Diese Gruppe kam in sechs Wagen. Der Aufzug hatte zwei Stunden gedauert, und der Hof war nun erfüllt von einer frohen, lachenden, glücklichen Menge, auf welche die helle Junisonne wohlwollend niederstrahlte.

Mathieu und Marianne hatten sich indes noch nicht gezeigt. Ambroise, der der oberste Ordner des Festes war, hatte ihnen das Versprechen abgenommen, daß sie in ihrem Zimmer bleiben würden, gleich gekrönten Häuptern, die ihrem Volke unsichtbar sind, bis er sie holen würde. Er wollte, daß sie in feierlicher Weise erschienen. Und als endlich das ganze Volk versammelt war und er den Augenblick für gekommen erachtete, fand er an der Thür, sie bewachend gleich einem Leibgardisten, seinen Bruder Benjamin. Inmitten all der Fruchtbarkeit dieses Stammes, der mit so außerordentlichem Eifer arbeitete und sich vermehrte, war Benjamin der einzige Müßige, der einzige Unfruchtbare geblieben. Mit dreiundvierzig Jahren ohne Frau, ohne Kinder, lebte er nur für das Glück des Elternhauses, als Kamerad seines Vaters, als leidenschaftlicher Verehrer seiner Mutter, welche beide dem liebenden Egoismus nachgegeben hatten, ihn für sich allein zu behalten, indem sie sagten, daß das Leben, dem sie so viele Wesen geschenkt hatten, ihnen wohl dieses zum Geschenk machen könne, diesen letzten der Schar. Zuerst hatten sie nichts dagegen eingewendet, daß er heirate; aber als sie dann sahen, daß er zögerte, daß er jede Frau zurückwies, nachdem er die einzige verloren, die er geliebt hatte, empfanden sie darüber

eine große geheime Freude. Dennoch hatten allmählich uneingestandene Selbstvorwürfe sie zu quälen begonnen, darüber, daß sie selbstsüchtig des Glückes seiner Gemeinschaft genossen wie eines vergrabenen Schatzes, an dem ihr nach einem so verschwenderischen Leben geizig gewordenes Alter sich ergötzte. Litt ihr Benjamin nicht darunter, daß er um ihrer Freude willen so eifersüchtig behütet, innerhalb der vier Wände ihres Hauses verschlossen wurde? Er war immer träumerisch und melancholisch gewesen, seine schönen Augen schienen stets das Jenseits der Dinge zu suchen, das unbekannte Land der vollkommenen Befriedigung, dort drüben hinter dem Horizont. Und nun, da das Alter kam, da er nicht mehr jung war, schien sein seelisches Leid zu wachsen, als ob er innerlich daran verzweifle, jemals das Unbekannte zu versuchen, ehe er nutzlos und glücklos endete.

Aber Ambroise befahl, und Benjamin gab die Thür frei. Und im Sonnenschein, auf dem blumigen Rasen, erschienen Mathieu und Marianne. Ein lauter, allgemeiner Jubel empfing sie, frohes Lachen, Händeklatschen. Die freudig erregte Menge, die da beisammen war, die ganze hundertköpfige Familie rief:

„Es lebe der Vater! Es lebe die Mutter! Langes, glückliches Leben dem Vater und der Mutter!“

Mit neunzig Jahren hielt sich Mathieu noch immer sehr aufrecht, seine schlanke Gestalt war von einem enganliegenden schwarzen Leibrocke umschlossen, als wäre er ein Neuvermählter, auf seinem unbedeckten Kopfe lag der Schnee seiner dichten Haare, die er einst kurz getragen hatte, und die er mit der Koketterie des Alters hatte lang werden lassen, seitdem sie einem neuen Wachstum des kraftvollen

alten Baumes glichen. Das Alter mochte sein Gesicht vertrocknet, mit Runzeln durchfurcht haben, aber er hatte noch immer seine großen, klaren, lächelnden Augen, diese Augen voll Leben und Tiefe, die noch immer den Mann des Gedankens und der That, den einfachen, heiteren und guten Mann verrieten. Und Marianne, siebenundachtzig Jahre alt, im hellen Hochzeitskleide, hielt sich ebenfalls sehr aufrecht, noch immer rüstig, noch immer schön in ihrer Gesundheit, mit ihren kräftigen Hüften, die eine Welt getragen hatten, mit ihrer vollen Brust, die sie genährt hatte. Ganz weißhaarig gleich ihrem Manne, mit verklärtem Gesichte, das unter ihrem seidigen Haar von einer letzten Röte angehaucht war, glich sie einer jener heiligen Marmorstatuen, deren Züge die Zeit verwittert hat, ohne ihnen die ruhige Schönheit nehmen zu können, einer fruchtbaren Cybele, die wohlerhalten in ihren festen Linien aufgefunden worden und nun im hellen Tag wiedererstanden ist, mit zärtlich-heiterem Ausdrucke in ihren großen schwarzen Augen.

Arm in Arm, aneinander gelehnt, als liebende Gatten, die von weither gekommen, die siebzig Jahre miteinander gewandert sind, ohne sich je zu verlassen, sahen Mathieu und Marianne mit thränenumflorten Augen lächelnd auf ihr Volk, auf die üppig gediehene Familie, die fortfuhr ihnen zuzujubeln.

„Es lebe der Vater! Es lebe die Mutter! Langes, glückliches Leben dem Vater und der Mutter!“

Dann kam die Zeremonie des Glückwunsches, der Ueberreichung des Blumenbouquets. Eine kleine Blondine von fünf Jahren, Rose, war damit betraut. Sie war gewählt worden als das älteste der Kinder der vierten Generation. Sie war die

Tochter Angelinens, welche die Tochter Berthes, welche die Tochter Charlottens, der Frau Blaises war. Und als die beiden Ahnen sie mit ihrem großen Bouquet herankommen sahen, da verstärkte sich ihre Bewegung und sie stammelten, von Erinnerungen überwältigt, unter glücklichen Thränen:

„Unsre kleine Rose! Unser Blaise, unsre Charlotte!“

Die ganze Vergangenheit lebte wieder auf. Man hatte der Kleinen den Namen Rose gegeben, zum Andenken an jene andre, vielbeweinte Rose, die erste Abgeschiedene, die dort drüben auf dem kleinen Friedhofe ruhte. Und Blaise war auch dahin gebettet worden, und Charlotte war ihm gefolgt. Dann hatte Berthe, ihre Tochter, die Philippe Havard geheiratet hatte, Angeline bekommen. Und dann hatte Angeline, die Georges Delmas geheiratet hatte, Rose bekommen. Hinter dem Kinde standen Berthe und Philippe Havard, und Angeline und Georges Delmas. Alle diese waren in der kleinen Rose verkörpert, die Toten ebenso wie die Lebenden, eine so lange, blühende Linie der Abstammung, soviel Leiden und soviel Freuden, alle die tapfere Fortpflanzung, dieser ganze reiche Lebensstrom — alles dies mündete in diesem kleinen, zarten, blonden Engel mit den morgenfrischen Augen, in denen die Zukunft erglänzte.

„O, unsre Rose, unsre Rose!“

Rose war inzwischen vorgetreten, das große Bouquet mit ihren beiden Händchen haltend. Seit vierzehn Tagen lernte sie einen sehr schönen Glückwunsch auswendig. Noch heute früh hatte sie ihn ihrer Mutter fehlerlos hergesagt. Aber als sie sich da inmitten der vielen Leute sah, war sie so aufgeregt, daß ihr kein Wort mehr einfiel. Sie verlor jedoch darüber nicht die Fassung. Sie war schon

ein Persönchen voll Mut. Ohne sich viel zu besinnen, ließ sie das Bouquet los und warf sich Mathieu und Marianne um den Hals, indem sie mit ihrem dünnen Flötenstimmchen rief:

„Großpapa, Großmama, heute ist euer Hochzeitstag und ich will euch einen schönen Kuß geben."

Das war sehr hübsch. Man fand es sogar viel hübscher als den eingelernten Glückwunsch. Es gab wieder allgemeines Lachen, Händeklatschen, Zurufe. Dann setzte man sich sogleich zu Tische. Aber das war keine leichte Sache. Die riesige Hufeisentafel stand unter der Eiche, auf einem großen Viereck kurzgeschorenen Rasens. Zuerst begaben sich Mathieu und Marianne, immer noch Arm in Arm, feierlich nach der Mitte und nahmen mit dem Rücken gegen den Stamm des Baumes Platz. Links von Mathieu setzten sich Marthe und Denis, Louise und ihr Gatte, der Notar Mazaud, da man den hübschen Gedanken gehabt hatte, die Ehepaare nicht zu trennen. Rechts von Marianne nahmen Platz Ambroise, Thérèse, Gervais, der Doktor Chambouvet, alle verwitwet, dann wieder ein Ehepaar, Mathilde und ihr Mann, der Architekt Herbette, dann Benjamin allein. Hierauf folgten nach dem Rang der Generationen die andern Ehepaare. Endlich nahmen, wie das bestimmt worden war, die Jugend, die Kinder, die Schar der jungen Leute und der ganz Kleinen nach ihrem Gefallen ihre Plätze ein, inmitten einer außerordentlichen lärmenden Verwirrung.

Ah, welch ein Augenblick stolzer Freude für Mathieu und für Marianne! Sie sahen sich da in einem Triumphe, den sie sich nie zu erträumen gewagt hätten. Das Leben schien, wie um sie für ihre Zuversicht, für ihre beherzte Förderung zu belohnen, sich darin gefallen zu haben, ihr Dasein über die gewöhnliche Grenze hinaus zu verlängern,

damit sie mit eignen Augen das wunderbare Blühen ihres Werkes sollten sehen können. Ihr ganzes Chantebled nahm an dem Feste teil, alles was sie da Nützliches und Schönes gegründet und geschaffen hatten. Von den bebauten, den Sümpfen abgerungenen Feldern wehte der Hauch der heranreifenden Erntefülle zu ihnen her; von den Weiden inmitten der weiten Wälder kam der warme Hauch der zahllosen Viehherden, der immerfort sich mehrenden Lebewesen; von den gefaßten Quellen, mit denen sie die Heiden befruchtet hatten, die nun reiche Ernten lieferten, drang das Plätschern zu ihnen herüber, das Rieseln des Wassers, das wie das Blut der Erde ist. Hier war das soziale Heilswerk vollbracht, der Hunger gestillt, Lebensmittel neu geschaffen, aus dem Nichts unbebauter Erde hervorgebracht. Und in welch geliebter Umgebung bereitete ihnen ihr glückliches und dankbares Geschlecht dieses Fest! Diese Buchen und Ulmen, die aus dem Rasenplatze einen weiten grünen Saal machten, die hatten sie selbst gepflanzt, sie hatten sie wachsen sehen Tag um Tag, als die friedlichsten und stärksten ihrer Kinder. Diese Eiche besonders, heute ein Riesenbaum, dank der klaren Flut des Bassins, in welches unaufhörlich eine der Quellen sich ergoß, das war ihr großer Sohn, den sie hier am Tage der Gründung von Chantebled in die Welt gesetzt hatten, indem er, Mathieu, das Loch grub, und sie, Marianne, das junge Stämmchen hielt. Und nun, da der Baum sie mit seiner gewaltigen Laubkrone überschattete, war er nicht das königliche Symbol der ganzen Familie? Gleich ihm war sie unzählbar; gleich ihm hatte sie ihre Aeste ins Unendliche vermehrt und verbreitet, und sie bedeckten nun weithin den Boden; und gleich ihm bildete sie allein einen ganzen Wald, einem einzigen Stamme entsprossen,

von demselben Safte genährt, stark in derselben Gesundheit, erfüllt von Sonne, Wind und Gesang. An den mächtigen Stamm gelehnt, fühlten sich Mathieu und Marianne eins mit seiner Herrlichkeit, mit seiner majestätischen Würde, königlich gleich ihm, denn sie hatten so viel Kinder gezeugt, als er Zweige zählte, sie thronten hier über dem Volk ihrer Nachkommen, die das Leben von ihnen hatten, so wie seine Blätter es von ihm hatten. Die dreihundert Gäste zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken waren nur ihre Verlängerung, ein einziger großer Lebensbaum, aus ihrer Liebe erwachsen, der noch immer mit allen seinen Fasern an ihnen festhielt! Sie fühlten den freudigen Stolz, mit dem alle ihnen huldigten, die Rührung der Alten, den lauten Frohsinn der Jungen. Sie hörten das Pochen ihrer eignen Herzen bis in der Brust der blondköpfigen Knaben, die mit lachendem Vorgenuß auf die Kuchen des Desserts schauten. Ihr ganzes Werk der Menschenzeugung war um sie, in ihnen vereinigt, wie die riesige Kuppel des Baumes, und von allen Seiten, rings um sie, umfloß sie die Fruchtbarkeit jenes andern Werkes, der Schaffung einer neuen Erde, jener Natur, die sich erweitert und bereichert hatte in dem Maße, als sie selbst sich vermehrt hatten.

Da kam die Schönheit Mathieus und Mariannens zum Vorschein, die, daß sie sich siebzig Jahre lang geliebt hatten, und daß sie sich noch heute liebten wie am ersten Tage. Siebzig Jahre lang waren sie Seite an Seite, Arm in Arm durchs Leben gegangen, ohne einen Zank, ohne eine Untreue. So weit gewandert in gleichem festem und vertrauendem Schritte, hatten sie gewiß viele herbe Schmerzen erfahren, aber diese hatten sie immer nur von außen getroffen. Wenn sie oft geweint hatten, so hatten

sie sich damit getröstet, daß sie miteinander weinten. Unter ihren weißen Haaren bewahrten sie noch immer den Glauben der Zwanzigjährigen, ihre Herzen ruhten noch immer eins im andern, wie am ersten Tage ihrer Ehe, denn ein jedes hatte seines gegeben und es nie wieder zurückgenommen. Es war das unlösliche Band der Liebe, die einzige wirkliche Ehe, die, welche fürs ganze Leben unerschütterlich bleibt, denn es giebt kein Glück als in der ewigen Dauer. Ihr glückliches Schicksal war, daß sie beide die Kraft zu lieben hatten, den Willen zu handeln, die göttliche Begierde, deren Flamme die Welten erschafft. Er, der seine Frau vergötterte, hatte keine andre Freude gekannt als diese Schaffenslust, hatte das zu vollendende Werk, das vollendete Werk, als seinen einzigen Daseinszweck, seine Pflicht und seinen Lohn betrachtet. Sie, die ihren Mann vergötterte, hatte sich einzig bemüht, Gefährtin, Gattin und Mutter zu sein, gute Gebärerin, gute Erzieherin, wie Boutan gesagt hatte, und besonders gute Ratgeberin, mit zartsinnigem Takt begabt, der alle Schwierigkeiten löste. Und so, mit jedem Kinde einander näher gebracht wie durch ein immer enger gezogenes Band, waren sie dahin gelangt, miteinander zu verschmelzen. Ihrer war die Klugheit, die Gesundheit, die Kraft. Sie hatten über alle Hindernisse und Kümmernisse nur triumphiert dank dieser ihrer langen Eintracht, ihrer gegenseitigen Treue, der ewigen Jugend ihrer Liebe, deren Rüstung sie unüberwindlich machte. Sie konnten nicht besiegt werden, sie hatten durch die bloße Macht ihrer Einigkeit triumphiert, ohne es selbst zu wollen. Und sie lebten nun als Helden aus, als Eroberer des Glücks, Hand in Hand, von krystallener Reinheit, sehr groß, sehr schön, noch vergrößert und verschönert durch ihr hohes Alter, durch dieses so lange Dasein,

das von einer einzigen Liebe erfüllt war. Und ihr zahlloses Geschlecht, das sie hier umgab, der erobernde Stamm, der ihren Lenden entsprungen war, besaß keine andre Kraft als diese Kraft der Einigkeit, die er von ihnen erbte, diese treue Liebe, die die Ahnen ihren Nachkommen vermachten, das Gefühl der Solidarität, die sie einander im Kampfe um die Verbesserung des Lebens zur Seite stehen ließ, als ein einziges brüderliches Volk.

Eine frohe Bewegung ging um die Tafel, das Auftragen begann. Alle Dienstleute des Hofes waren dazu herangezogen worden, kein einziger Fremder sollte dabei sein. Fast alle waren auf dem Hofe aufgewachsen, sie gehörten auch zur Familie. Nachher sollten auch sie ihr Mahl haben, ihrerseits die diamantene Hochzeit feiern. Und inmitten von Gelächter und heiteren Ausrufungen wurden die ersten Schüsseln herumgereicht.

Plötzlich wurde das kaum begonnene Auftragen unterbrochen. Ein allgemeines Stillschweigen entstand, etwas Unerwartetes war geschehen. Auf dem Rasen, mitten zwischen den beiden Armen der Hufeisentafel schritt ein junger Mann herauf, den niemand kannte. Er lächelte heiter und ging geradeswegs auf Mathieu und Marianne zu. Vor ihnen angelangt, sagte er mit kräftiger Stimme:

„Guten Tag, Großvater! Guten Tag, Großmutter! Ihr müßt noch ein Gedeck auflegen lassen, denn ich bin gekommen, um euren Ehrentag mitzufeiern.“

Die ganze Gesellschaft blieb stumm vor Erstaunen. Wer war dieser junge Mann, den keiner von allen je gesehen hatte? Er konnte nicht zur Familie gehören, sonst hätte man sein Gesicht gekannt, seinen Namen gewußt. Warum begrüßte er also die Ahnen mit den ehrwürdigen Namen Groß-

vater und Großmutter? Und die immer stärker werdende Verblüffung rührte besonders daher, daß er eine außerordentliche Aehnlichkeit mit Mathieu hatte, ein Froment, ohne Widerrede, denn er hatte deren helle Augen, deren hohe Stirn. Der junge Mathieu lebte in ihm wieder auf, so wie ihn ein pietätvoll in der Familie bewahrtes Bild mit siebenundzwanzig Jahren darstellte, als er die Eroberung von Chantebled begann.

Da erhob sich Mathieu bebend, während Marianne glückselig lächelte, denn sie hatte vor allen andern begriffen.

„Wer bist du denn, mein Kind, der du mich Großvater nennst, und der mir wie ein Bruder gleicht?"

„Ich bin Dominique, der älteste Sohn eures Sohnes Nicolas, der mit meiner Mutter Lisbeth in dem großen, freien Lande, im neuen Frankreich lebt."

„Und wie alt bist du?"

„Ich werde im nächsten August siebenundzwanzig sein, wenn dort drüben die Wasser des Niger, des guten Riesen, unsre weiten Felder befruchten werden."

„Und sage uns, bist du verheiratet, hast du Kinder?"

„Ich habe eine Französin zur Frau, die in Senegal geboren ist, und in unserm Ziegelhause, das ich gebaut habe, wachsen schon vier Kinder unter der flammenden Sonne des Sudan auf."

„Und sag' uns weiter, hast du Brüder, hast du Schwestern?"

„Mein Vater Nicolas und meine Mutter Lisbeth haben achtzehn Kinder gehabt, von denen zwei tot sind. Wir sind sechzehn, neun Söhne und sieben Töchter."

Mathieu lachte fröhlich, wie um zu sagen, daß sein Sohn Nicolas, nun fünfzig Jahre alt, ein wackerer Arbeiter des Lebens sei, der besser gearbeitet

habe, als selbst er. Er blickte Marianne an, die ebenfalls glückselig lächelte.

„Also, mein Kind, da du der Sohn meines Sohnes Nicolas bist, komm und küsse uns zu unsrer Hochzeitsfeier. Es wird ein Gedeck für dich aufgelegt werden, du bist zu Hause."

Dominique hatte im Nu die Tafel umlaufen. Er faßte die beiden Alten in seine starken Arme und küßte sie, während sie vor glücklicher Erregung fast schwach wurden, so schön war die Ueberraschung, daß ihnen an einem solchen Tage noch ein Sohn beschert wurde, der aus einem fernen Himmel herunterfiel, und von der andern Familie Zeugenschaft ablegte, dem andern, ihren Lenden entsprossenen Volke, das im Begriffe war, sich dort unter der Glut der Tropen mit verstärkter Fruchtbarkeit zu vermehren.

Diese Ueberraschung verdankten sie der schlauen Veranstaltung Ambroises, der nun wohlgefällig die Einzelheiten dieses von ihm vorbereiteten effektvollen Streiches erzählte. Seit acht Tagen beherbergte und verbarg er Dominique in seinem Hause, den sein Vater aus dem Sudan gesendet hatte, um mit ihm, Ambroise, einige auf den Export bezügliche Fragen zu ordnen, und besonders um in der Fabrik Denis' eine ganze Reihe landwirtschaftlicher Maschinen von eigenartiger, den dortigen Verhältnissen angepaßter Konstruktion zu bestellen. Nur Denis war also mit im Geheimnis gewesen. Als nun die ganze Tafel Dominique in den Armen der beiden Ahnen sah, als die ganze Geschichte bekannt geworden war, da gab es ungeheuren Jubel, betäubende Zurufe, begeisterte Umarmungen, in denen der Abgesandte der schwesterlichen Familie, der Prinz der zweiten Dynastie Froment, dort in dem Wunderlande des künftigen Frankreichs, beinahe erdrückt worden wäre.

„Hier, uns beiden gegenüber, soll er seinen Platz haben," ordnete Mathieu heiter an. „Er allein soll uns gegenüber sitzen, wie der Gesandte eines mächtigen Reiches. Denn wir dürfen nicht außer acht lassen, daß er außer seinem Vater und seiner Mutter neun Brüder und sieben Schwestern vertritt, uneingerechnet die vier Kinder, die er selbst schon sein eigen nennt. Setze dich hierher, mein Sohn, und nun essen wir!"

Das Hochzeitsmahl verlief unter Fröhlichkeit und Rührung im Schatten der großen Eiche, durch deren Laubgitter ein Sonnenregen die Tafel überstreute. Ein köstlich frischer Geruch stieg aus dem Grase auf, es schien, als ob die freundliche Natur mit zur Verschönerung des Festes beitragen wollte. Das Lachen verstummte keinen Augenblick, selbst alte Männer wurden wieder zu übermütigen Kindern angesichts der neunzig und siebenundachtzig Jahre des Jubelpaares. Ringsum gab es nur von Fröhlichkeit erleuchtete Gesichter unter weißen, unter braunen und blonden Haaren; die ganze große Familie war von Freude erfüllt, schön in gesunder und heiterer Schönheit, die Kinder strahlend, die jungen Männer prächtig, die jungen Mädchen reizend, die Ehepaare vereint, Seite an Seite. Und welch gesunder Appetit! Und mit welch frohem Lärm wurde jede Schüssel empfangen! Und wie wurde dem guten Weine zugesprochen, um das gütige Leben zu feiern, das ihren zwei Patriarchen das große Glück gewährt hatte, sie alle bei einer so herrlichen Gelegenheit an ihrem Tische zu vereinigen. Beim Dessert gab es dann wieder Reden, Toaste, Zurufe. Aber in den Gesprächen, in den lebhaften Reden, die von einem Ende der Tafel zum andern flogen, kam man immer wieder auf die Ueberraschung des Tages, auf den triumphierenden Eintritt des brüderlichen Gesandten zurück. Seine Person, seine unerwartete

Anwesenheit, alles was er noch nicht erzählt hatte, all das Abenteuerliche, das man hinter ihm ahnte, erhitzte die allgemeine Erregung der Familie, die von diesem Feste unter freiem Himmel berauscht war. Und sobald der Kaffee aufgetragen war, stürmten Fragen von allen Seiten auf ihn ein, er mußte sprechen.

„Ja, was soll ich euch sagen?“ erwiderte er lächelnd auf eine Frage Ambroises, der wissen wollte, was er von Chantebled halte, wo er ihn des Morgens herumgeführt hatte. „Ich fürchte, daß ich nicht sehr liebenswürdig scheinen werde, weder für dieses Stück Land noch für euer Werk, wenn ich aufrichtig bin. Die Landwirtschaft ist hier zweifellos eine Kunst, ein bewundernswertes Zusammenwirken von Wissen, Wollen und fester Ordnung, um dieser alten Erde die Ernten zu entreißen, die sie noch liefert. Ihr arbeitet viel, ihr wirkt Wunder. Aber, du lieber Gott, wie klein ist euer Gebiet! Wie könnt ihr da nur leben, ohne die Ellbogen der Nachbarn in euren Weichen zu fühlen? Ihr seid hier in dicken Lagen übereinandergeschichtet, so daß ihr nicht einmal so viel Luft zum Atmen habt, als der Brust eines freien Mannes nötig ist. Und eure ausgedehntesten Felder, was ihr eure großen Güter nennt, sind nichts als Erdschollen, wo eure paar Stücke Vieh nur den Eindruck einiger verirrter Ameisen machen. Ach, dagegen die Unermeßlichkeit unsers Niger, die Unermeßlichkeit der Ebenen, die er tränkt, die Unermeßlichkeit unsrer Felder dort drüben, die keine andern Grenzen haben als die des fernen Horizonts!“

Benjamin hatte ihm bebend zugehört. Seitdem dieser Sohn der mächtigen Wasser und einer andern Sonne da war, wandte er den Blick nicht mehr von ihm, während seine träumerischen Augen sich

mit dem Ausdruck einer immer wachsenden Erregung füllten. Und als er ihn so sprechen hörte, konnte er der Anziehung des Unbekannten nicht länger widerstehen, er verließ seinen Platz, ging um den Tisch herum und setzte sich neben ihn.

„Der Niger, die unermeßliche Ebene . . . Sprich, erzähl uns von dieser Unermeßlichkeit!"

„Der Niger, der gute Riese, unser aller Vater dort drüben! Ich war kaum acht Jahre alt, als mein Vater und meine Mutter Senegal in einem Aufwallen unüberlegter Tapferkeit und toller Zuversicht verließen, von dem unwiderstehlichen Verlangen gedrängt, in den Sudan einzudringen und ihr Glück im Bebauen neuer Länder zu versuchen. Wir brauchten viele Tagereisen durch Buschland, über Gebirge und Flüsse. um von Saint-Louis nach unsrer jetzigen Farm jenseits Dschenne zu gelangen. Aber ich erinnere mich jener Reise nicht mehr, mir ist es, als sei ich aus dem guten Niger selbst entstanden, aus der wunderbaren Fruchtbarkeit seiner Wasser. Er ist gewaltig und sanft, er rollt unermeßliche Fluten, einem Meere gleich, von einer solchen Breite, daß keine Brücke ihn überspannt, von so langem Lauf, daß er den Horizont von einem Ende zum andern erfüllt. Er enthält Archipele, er hat Arme, die von Gräsern bedeckt sind wie Wiesen, große Tiefen, die von Heeren mächtiger Fische bevölkert sind. Er hat seine Stürme, er hat seine Tage der Glut, wo seine Wasser von der flammenden Umarmung der Sonne befruchtet werden, er hat seine milden, köstlichen, purpurnen Nächte, wo von den Sternen der Friede auf die Erde niedersinkt. Und er ist der Ahnherr, der Gründer, der Befruchtende, er hat den Sudan gezeugt, er hat ihn mit seinen unschätzbaren Reichtümern beschenkt, er verteidigt ihn gegen das Eindringen der umgebenden Wüsten, und nährt

ihn mit seinem befruchtenden Schlamme. Jedes Jahr, zur bestimmten Zeit, quillt er über, bedeckt das Thal gleich einem Meere, und läßt dann den fetten, von ungeheurer Fruchtbarkeit schwangeren Boden zurück. Gleich dem Nil hat er die Sandwüsten besiegt, er ist der Vater unzählbarer Generationen, er ist der schaffende Gott einer noch unbekannten Welt, die einmal das alte Europa bereichern wird. Und das Thal des Niger, die gewaltige Tochter des großen Riesen — welche reine Unendlichkeit, welch freier Flug ins Grenzenlose! Die Ebene öffnet sich, erweitert sich, schiebt die Wände des Himmels zurück, ohne Hindernis und ohne Abschluß. Immer nur Ebene und Ebene, Felder, die wieder in Felder übergehen, wagrechte Flächen, so weit der Blick reicht, deren Ende der Pflug erst in Monaten erreichen würde. Hier wird die Nahrung für ein zahlreiches Volk geerntet werden, an dem Tage, wo man die Bebauung mit Mut und Verständnis durchführen wird, denn der Boden ist noch jungfräulich, so wie ihn der gute Fluß vor Tausenden von Jahren geschaffen hat. Dieses ganze Gebiet wird dem Kultivator zufallen, der den Mut haben wird, es zu nehmen, sich da einen so großen Besitz zu schaffen, als die Kraft seiner Arbeit ihn umfassen kann, nicht mehr Hektare, sondern Meilen von Ackerland, auf welchem unerschöpfliche Ernten heranreifen. Und welch erhabener Hauch weht über diese Unermeßlichkeit, welcher Hochgenuß, die ganze Weite in einem Atemzug einfangen zu können, welch gesundes und kräftiges Leben, nicht mehr aufeinandergehäuft zu sein, sich frei und mächtig zu fühlen, Herr der Erde, die man sich erkoren hat, unter der Sonne, die für alle strahlt!"

Aber Benjamin wurde nicht müde, ihm zuzuhören, ihn auszufragen.

„Und wie seid ihr dort eingerichtet? Wie lebt ihr? Welcher Art sind eure Arbeiten, eure Gewohnheiten?“

Dominique lachte behaglich in dem Bewußtsein, sie in Erstaunen zu setzen, sie zu überwältigen, alle die unbekannten Verwandten, die er da beisammen fand, die er an seinen Lippen hängen sah, von immer wachsender Neugierde erregt. Nach und nach hatten sich viele erhoben und ihm genähert. Selbst die Kinder umgaben ihn, als ob er ihnen ein schönes Märchen erzählte.

„O, wir leben in einer Republik, wir bilden eine Kommune, in welcher jedes Mitglied an dem brüderlichen Werke mitarbeiten muß. In der Familie giebt es Handwerker aller Professionen für die großen Arbeiten, die in etwas primitiver Art ausgeführt werden. Aber der Vater hat sich besonders als geschickter Baumeister erwiesen, denn er hat bauen müssen, als wir dort ankamen. Und er macht seine Ziegel sogar selbst, dank der Thonlager, die sich bei Dscheune befinden. Unser Gut ist also jetzt ein kleines Dorf, ein jedes Kind, das heiratet, bekommt sein Haus. Dann sind wir nicht bloß Ackersleute, wir sind auch Fischer und Jäger. Wir haben unsre Boote, der Niger ist außerordentlich fischreich, wir machen gewaltigen Fang. Die Jagd würde ebenfalls hinreichen, die Familie zu ernähren, das Wild ist in Mengen vorhanden, es giebt Scharen von Rebhühnern und Perlhühnern, abgesehen von den Flamingos, den Pelikanen, den Reihern, Tausenden von Tieren, die nicht eßbar sind. Schwarze Löwen statten uns manchmal Besuche ab; Adler segeln gelassenen Fluges über unsern Köpfen hin; Nilpferde spielen zu dreien und vieren um die Abenddämmerung im Flusse, mit der schwerfälligen Grazie badender Negerkinder. Indessen sind wir hauptsächlich

Bauern, Könige der Ebene, wenn der Niger sich zurückgezogen, nachdem er unsre Felder befruchtet hat. Unser Besitz ist nicht von Grenzen eingeschlossen, er geht so weit, als wir unsre Arbeit ausdehnen können. Und wenn ihr die eingeborenen Bauern sehen könntet, die gar nicht einmal ackern, die kaum ein andres Werkzeug haben als Stöcke, mit denen sie den Boden aufkratzen, ehe sie ihm den Samen anvertrauen! Keine Sorge, keine Mühe, die Erde ist fett, die Sonne heiß, die Ernte wird immer gut. Wenn nun wir den Pflug anwenden, wenn wir dieser von Leben strotzenden Erde einige Sorgfalt angedeihen lassen, was für gewaltige Ernten, welch ein Ueberfluß an Frucht, der eure Scheuern zersprengen würde! Wenn wir erst die Maschinen haben, die ich bei euch bestellt habe, werden wir einer ganzen Schiffsflottille bedürfen, um euch den Ueberfluß unsrer Speicher zuzusenden. Nach dem Zurücktreten des Flusses wird Reis gebaut, der manchmal zwei Ernten ergiebt. Dann pflanzen wir Hirse, Erdnüsse, und wir werden Korn bauen, sobald wir den Anbau im großen in Angriff nehmen können. Weite Baumwollpflanzungen reihen sich aneinander. Wir pflanzen auch Maniok und Indigo, wir haben Felder mit Zwiebeln, mit Nelkenpfeffer, mit Kürbissen und Gurken. Und ich spreche gar nicht von den wildwachsenden Pflanzen. den kostbaren Gummibäumen, von denen wir einen ganzen Wald haben, den Brotbäumen, Kuhbäumen, Pisangstauden, die auf unserm Boden wachsen wie bei euch die Weiden an den Flußufern. Endlich sind wir auch Viehzüchter; wir haben sich unaufhörlich vermehrende Herden, deren Kopfzahl wir nicht einmal kennen. Wir haben Ziegen und langhaarige Schafe zu Tausenden, unsre Pferde galoppieren frei auf Weiden so groß wie die Städte, unsre Buckelochsen bedecken eine Meile des Ufers, wenn sie zum Trinken

an den Niger hinabsteigen, um die Stunde heiterer Pracht, da die Sonne untergeht. Und vor allem sind wir freie Menschen, frohe Menschen, die arbeiten, um die Freude eines fessellosen Lebens zu genießen, die die Befriedigung haben, sich sagen zu können, daß ihr Werk sehr groß, sehr gut und sehr schön ist, da es das neue Frankreich ist, das beherrschende Frankreich der Zukunft."

Nun sprach er unaufhaltsam weiter. Man brauchte ihn nicht mehr zu fragen, er schüttete seine von Größe und Schönheit erfüllte Seele aus. Er erzählte von Dschenne, der einstigen Königsstadt mit den ägyptischen Bewohnern und Bauten, die noch das Thal beherrscht. Er erzählte von den vier andern Zentren, Bammako, Njamina, Segu, Sansandig, großen Dörfern, die eines Tages große Städte sein würden. Er erzählte besonders von Timbuktu, der Herrlichen, der so lange unbekannten Stadt, die ein Schleier von Legenden umhüllt, gleich einem verbotenen Paradies, mit ihrem Gold, ihrem Elfenbein, ihren schönen, gefälligen Frauen, die sich gleich einer Fata Morgana unerreichbarer Genüsse über dem gefräßigen Sande erhebt. Er erzählte von Timbuktu, dem Doppelthore der Sahara und des Sudan, der Grenzstadt, wo das Leben ausmündete, sich vermischte, sich austauschte, wohin das Kamel der Wüste europäische Waffen und Waren brachte, ebenso wie das unentbehrliche Salz, wo die Nigerbarken das kostbare Elfenbein abluden, das Gold, das man von der Erdoberfläche sammelte, die Straußfedern, den Gummi, das Getreide, alle Reichtümer des fruchtbaren Thales. Er erzählte von Timbuktu dem Stapelplatz, Timbuktu der Metropole und Hauptmarkt von Zentralafrika, mit ihren Mengen von Elfenbein, ihren Mengen von jungfräulichem Golde, ihren Vorräten an Reis, an Hirse,

an Erdnüssen, an Indigo, ihren Schätzen an Straußfedern, ihren Metallen, ihren Datteln, ihren Stoffen, ihren Metallarbeiten, ihrem Tabak, ihrem Salz insbesondere, großen Steinsalzplatten, die auf Lasttieren von dem schrecklichen Taudeni hergebracht wurden, der Sahara-Salzstadt, deren Boden meilenweit aus Salz besteht, eine Höllenmine dieses Minerals, das im Sudan so kostbar ist, daß es als Wertmesser gilt gleich dem Gelde, notwendiger als Gold. Endlich erzählte er von Timbuktu der Verfallenen und Verarmten, der einst so blühenden und prächtigen Stadt, die heute in Trümmern liegt, die hinter ihren rissigen Mauern die Reste der Schätze, die sie noch besitzt, vor den Räubern der Wüste birgt, die aber alsbald wieder die stolze und reiche Stadt werden wird, welche königlich zwischen dem Sudan, der überreichen Kornkammer, und der Sahara, der Straße nach Europa thront, wenn Frankreich diese Straße geöffnet haben, die Provinzen dieses neuen Reiches miteinander verbunden, dieses zweite, unermeßliche Frankreich gegründet haben wird, gegenüber welchem das alte Vaterland nur noch das kleine, denkende Gehirn darstellen wird, den leitenden Kopf.

„Das ist der Zukunftstraum," rief er, „das ist das gewaltige Werk, das einmal ausgeführt werden wird. Unser Algerien mit Timbuktu quer durch die Sahara verbunden, elektrische Lokomotiven das alte Europa durch die endlose Wüste tragend! Timbuktu mit Senegal verbunden durch Dampferflotten auf dem Niger, durch Eisenbahnlinien, die das weite Reich nach allen Seiten durchfurchen! Das neue, ungeheure Frankreich verbunden mit dem Mutter-Frankreich, dem alten Vaterlande, endlich gegründet, bereit, die hundert Millionen Bewohner aufzunehmen, die hier eines Tages entstehen werden . . . Freilich

wird sich das nicht von heute auf morgen vollziehen. Die transsaharische Eisenbahn ist noch nicht gebaut, dort dehnen sich zweitausendfünfhundert Kilometer Wüste, deren Ausbeutung die Kolonialgesellschaften nicht locken kann. Es müßte ein Gedeihen sichtbar werden, ein Anfang von Bodenkultur, Entdeckungen von Minen, der steigende Export müßten das Kapital der Hauptstadt ermutigen, sich dort hinaus zu wagen. Dann müßte die einheimische Bevölkerung in Betracht gezogen werden, allerdings meist aus gutartigen Negerstämmen bestehend, aber auch aus einigen wilden, diebischen, religiös fanatischen Stämmen, die die großen Schwierigkeiten der Eroberung vermehren, die uns das furchtbare Problem des Islam entgegenstellen, welches uns immer ein schweres Hindernis sein wird, solange wir es nicht gelöst haben. Und nur das Leben, lange Jahre des Lebens können ein neues Volk schaffen, es der neuen Erde anpassen, seine Elemente miteinander verschmelzen, ihm seine normale Existenz, seine einheitliche Kraft, seinen Geist geben ... Gleichviel! Heute ist bereits ein neues Frankreich in der Ferne geboren, ein unbegrenztes Reich, und es bedarf unsers Blutes, wir müssen es ihm geben, damit es sich bevölkere, damit es dem Boden seine unschätzbaren Reichtümer abgewinne, damit es das reichste, das stärkste, das gebietendste Land der Welt werde."

Von Begeisterung durchglüht, erbebend vor dem fernen, endlich sichtbar gewordenen Ideal, hatte Benjamin die Augen voll Thränen. Da war es das starke Leben, das edle Leben, das Andre! Die Lebensaufgabe, das Lebenswerk, von dem er bisher nur unklar geträumt hatte! Er fragte abermals:

„Und giebt es dort viele französische Familien gleich der eurigen, die kolonisieren?"

Dominique lachte laut auf.

„Das nun gerade nicht! Es giebt wohl einige Ansiedler auf unsern alten Besitzungen in Senegal. Aber dort tief im Thale des Niger, jenseits Dschenne, glaube ich, daß wir die einzigen sind. Wir sind die Pioniere, die kühne Vorhut, die Wagehälse der Zuversicht und der Hoffnung. Und wir dürfen uns einiges Verdienstes dabei rühmen, denn den verständigen Leuten erscheint das, was wir gethan, einfach ein Glücksspiel gegen die gesunde Vernunft. Stellt es euch nur einmal vor! Eine französische Familie mitten unter Wilden angesiedelt, die keinen andern Schutz hat als die Nachbarschaft eines kleinen Forts, wo ein weißer Offizier ein Dutzend eingeborner Soldaten befehligt, die manchmal gezwungen ist, selbst zur Flinte zu greifen, die eine Farm anlegt inmitten eines Landes, das der Fanatismus irgend eines Stammeshäuptlings von einem Tage zum andern zur Erhebung bringen kann. Es ist ein Wahnsinn, um die Welt zu empören, und das ist's, was uns so wohlgemut, so gesund, so siegesbewußt macht. Wir öffnen die Bahn, wir geben das Beispiel. Wir tragen unser liebes altes Frankreich dort in die Ferne, wir haben uns inmitten eines jungfräulichen Landes ein weites Gebiet geschaffen, das einmal eine Provinz werden wird, wir haben ein Dorf gegründet, das in hundert Jahren eine große Stadt sein wird. Es giebt in den Kolonien keine fruchtbarere Rasse als die französische, sie, die auf ihrem alten Boden unfruchtbar geworden zu sein scheint. Und wir werden uns vermehren, und wir werden die Welt erfüllen! Kommt doch, kommt doch, ihr alle, da ihr hier zu sehr aufeinandergepfercht seid, da es euren engbrüstigen Feldern, euren überhitzten, vergifteten Städten an Luft mangelt! Da drüben ist Platz für alle, da giebt es unverbrauchten Boden, da giebt es Luft,

die noch niemand geatmet hat, da giebt es eine Aufgabe zu erfüllen, die aus euch allen Helden, kraftvolle Menschen machen wird, die sich ihres Daseins freuen. Kommt mit mir, ich nehme mit Freuden Männer, ich nehme Frauen mit, und ihr werdet neue Provinzen schaffen, und ihr werdet neue Städte gründen für die zukünftige Allmacht des großen, unermeßlichen Frankreich!"

Er war so frohgemut, so schön, so tapfer, so stark, daß die ganze Tafel abermals in Beifallsrufe ausbrach. Sie würden ihm zweifellos nicht folgen, da alle diese Eheleute ihre Nester gebaut hatten, da alle diese Jugend schon zu sehr in der alten Erde festhaftete, mit den Wurzeln der Rasse, deren feuriger Abenteurergeist heute am häuslichen Herde eingeschlafen ist. Aber alle die großen und kleinen Kinder horchten begierig auf diese wunderbare Geschichte, wie auf ein Märchen, welches in ihrer Erinnerung haften und eines Tages in ihnen den leidenschaftlichen Drang nach fernen Unternehmungen erwecken würde! Die Saat des geheimnisvollen Unbekannten war ausgestreut, sie wird dereinst in einer Ernte von fabelhaftem Reichtum aufgehen.

Nur Benjamin rief inmitten des allgemeinen lauten Enthusiasmus, der seine Stimme verschlang:

„Ja, ja, ich will leben! Nimm mich mit, nimm mich mit!"

Dominique schloß nun:

„Und, Großvater, das habe ich dir noch nicht gesagt, mein Vater hat unsrer Pflanzung dort den Namen Chantebled gegeben. Oft erzählt er uns, wie du deine Besitzung hier in einem Anlauf voraussehender Kühnheit gegründet hast, während alle Welt dich verspottete, die Achseln zuckte, dich für verrückt erklärte. Und dort drüben sieht man mit demselben geringschätzigen Mitleid auf meinen Vater,

denn man prophezeit uns, daß der gute Niger eines Tages unser Dorf wegschwemmen wird, wenn nicht eine räuberische Negerbande uns vorher tötet und aufißt . . . O, ich bin darüber sehr ruhig, wir werden siegen, so wie du gesiegt hast, denn der tolle Wagemut der That ist die höchste Weisheit. Dort drüben wird ein neues Reich der Froment, ein neues, gewaltiges Chantebled erstehen, für welches ihr beide, Großmutter und du, die Ahnen, die fernen Patriarchen sein werdet, die man gleich Göttern verehrt. Und so trinke ich denn auf deine Gesundheit, Großvater, und auf deine Gesundheit, Großmutter, im Namen eures zweiten, künftigen Volkes, das unter der glühenden Tropensonne mächtig emporwächst!"

Mathieu, der sich erhoben hatte, sagte mit kräftiger Stimme, in tiefer Bewegung:

„Auf deine Gesundheit, mein Kind! Auf die Gesundheit meines Sohnes Nicolas, seiner Frau Lisbeth und aller derer, die ihrer Liebe entsprungen sind! Auf die Gesundheit aller, die noch geboren werden sollen, von Generation zu Generation!"

Und Marianne, die sich ebenfalls erhoben hatte, sagte:

„Auf die Gesundheit eurer Frauen und Mädchen, eurer Gattinnen und Mütter! Auf die Gesundheit aller, die lieben, die gebären, die immer mehr Leben zu immer mehr Glück hervorbringen werden!"

Nun wurde die Tafel aufgehoben, alle verließen ihre Plätze, um sich über den Rasen zu zerstreuen. Es gab noch einen letzten Triumph für Mathieu und Marianne, die von der dichten Menge ihrer Kinder umschlossen wurden. Ihre ganze siegreiche Fruchtbarkeit, das ganze kleine glückliche Volk, das ihnen entsprossen war, überfiel sie mit seinem Jubel, erstickte sie mit seinen Liebkosungen. Zwanzig Arme hielten ihnen gleichzeitig ihre Kinder, blonde und

braune Köpfchen hin, daß sie sie küssen. Sie, in ihrem hohen Alter, in dem Zustande seliger Kindheit, in den sie zurückglitten, erkannten die Knaben und Mädchen nicht immer. Sie irrten sich, verwechselten die Namen, hielten die einen für die andern. Man lachte, man verbesserte, man rief ihr Gedächtnis zu Hilfe. Und sie lachten auch und gestanden mit einer Gebärde ihren köstlichen Irrtum. Was hatte es zu sagen, wenn sie sie verwechselten, da doch alle ihr Fleisch und Blut waren? Es waren Frauen da, die guter Hoffnung waren, Enkelinnen, Urenkelinnen, und sie riefen sie zu sich, um sie zu küssen, um den Kindern Glück zu bringen, die wieder geboren werden sollten, den Kindern ihrer Kinder, bis ins Unendliche, ein Geschlecht, das sich immer mehr verbreiten, ihr Dasein bis in ferne Zeiten fortsetzen würde. Dann waren säugende Mütter da, deren Kinder während der Mahlzeit geschlafen hatten; und da sie nun erwachten und vor Hunger schrieen, sollten auch sie ihr Teil bekommen, und sie gaben ihnen zu trinken, fröhlich und stolz mit unverhüllter Brust unter den Bäumen sitzend und miteinander lachend. Sie stellten die königliche Schönheit der Frau dar, die Gattin und Mutter ist, den entscheidenden Sieg der fruchtbaren Mutterschaft über die lebenstötende Jungfräulichkeit. Möchten doch die Sitten sich ändern, und der Begriff der Moral, und der Begriff der Schönheit, und möchte doch eine Welt neu entstehen durch die Huldigung vor der triumphierenden Schönheit der Mutter, die ihr Kind trinken läßt, umgeben von der Majestät ihrer göttlichen Würde. Immer neue Samenmengen zeugen immer neue Ernten, die Sonne erhebt sich immer wieder über der Erde, die Milch rieselt endlos aus den nährenden Brüsten, sie, der ewige Lebenssaft der Menschheit. Und dieser

Milchstrom rollt das Leben durch die Adern der Welt, und er schwillt, und er quillt über endlos durch die Jahrhunderte.

Die größtmögliche Menge Lebens um der größtmöglichen Menge Glückes willen. Das ist die Bethätigung des Glaubens an das Leben, der Zuversicht auf sein gutes und gerechtes Werk. Die siegreiche Fruchtbarkeit bleibt die unbezwingliche Kraft, die gebietende Macht, die allein die Zukunft schafft. Sie ist die große Umstürzende, die unermüdliche Arbeiterin am Fortschritte, die Mutter jeder Zivilisation, die unaufhörlich das unzählbare Heer ihrer Kämpfer erneuert, die im Laufe der Jahrhunderte Milliarden von Armen, von Hungrigen, von sich Empörenden auf die Eroberung der Wahrheit und Gerechtigkeit aussendet. In der Geschichte der Menschheit ist nicht ein Fortschritt geschehen, ohne daß es die Zahl gewesen wäre, die die Menschheit auf ihrer Bahn vorwärtsgedrängt hätte. Das Morgen wie das Gestern wird nur erobert werden durch die Wucherung der Menge, die nach dem Glücke strebt. Nur so wird sich all das Wohlthätige erfüllen, das unsre Zeit erhofft, die ökonomische Gleichheit endlich erobert sein gleich der politischen Gleichheit, die richtige Verteilung der Güter eine Leichtigkeit geworden, die Arbeit in ihrer herrlichen Notwendigkeit erkannt und zum Gesetz gemacht. Es ist nicht wahr, daß sie den Menschen als Strafe für die Sünde auferlegt ist, sie ist im Gegenteil eine Ehre, ein Schmuck, das kostbarste der Güter, das Glück, die Gesundheit, die Kraft, die Seele der Welt, die selbst unaufhörlich in der Arbeit, in der Schaffung der Zukunft begriffen ist. Es ist Arbeit, Kinder in die Welt zu setzen, es ist Arbeit, naturgemäß zu leben, ohne unsinnige Verdrehtheit, und der gleichmäßige Rhythmus des Tagewerkes

bewegt die Welt vorwärts auf der Bahn in die Ewigkeit ihrer Bestimmung. Und das Elend, das verabscheuungswürdige soziale Verbrechen wird verschwinden in dieser Verherrlichung der Arbeit, in dieser Verteilung der allgemeinen Aufgabe auf alle, in der jedem sein Gebührendes an Pflichten und Rechten zugemessen sein wird. Mögen die Kinder nur entstehen, sie werden immer nur Werkzeuge des Reichtums sein, Vermehrung des menschlichen Kapitals, Beförderer einer freien und glücklichen Zukunft, ohne daß die Kinder der einen die Beute, das Fleisch für die Schlachtbank oder die Prostitution, im Dienste des Egoismus der andern sein dürfen. Und das Leben wird wieder siegreich sein, wird verehrt und geliebt werden, triumphierend auferstehen wird die Religion des Lebens, die so lange unter dem entsetzlichen Alpdruck des Katholizismus gelegen hat, welchen die Völker schon zweimal, im fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert, heftig versucht haben abzuschütteln, und von welchem sie sich endlich befreien werden an dem Tage, da die fruchtbare Erde, die fruchtbare Frau wieder der Kultus, die Allmacht und die höchste Schönheit werden geworden sein.

In dieser letzten Stunde, in dem strahlenden Abend, herrschten Mathieu und Marianne durch ihr zahlreiches Geschlecht. Ein bewunderungswürdiges, heldenhaftes Vordringen hatte sie zu dieser Herrscherwürde emporgeführt. Sie endeten als Helden des Lebens, als erhabene Greise, weil sie viel Kinder gezeugt, viel Wesen und Dinge geschaffen hatten. Und das unter Kämpfen, unter Arbeit, unter Schmerzen. Oft hatten sie geweint. Dann war mit dem hohen Alter der Frieden gekommen, der große, lächelnde Frieden, entstanden aus dem Bewußtsein vollbrachter Pflicht, aus der Gewißheit

baldigen tiefen Schlafes, während ihre Kinder, die Kinder ihrer Kinder, rings um sie ihrerseits kämpften, arbeiteten, litten, lebten. Und zu ihrer Heldengröße gehörte auch die Begierde, von der sie durchglüht worden waren, die göttliche Begierde, die die Welt aufbaut und bewegt, die in Flammenstürmen über sie hingefahren war, so oft sie ein neues Kind gezeugt hatten. Sie waren gleich dem heiligen Tempel, in welchem der Gott stets gegenwärtig gewesen, sie hatten sich mit der unauslöschlichen Flamme geliebt, von der das Weltall brennt, um der ewigen Zeugung willen. Ihre strahlende Schönheit unter ihren weißen Haaren kam von diesem Lichte, das noch immer ihre Augen erfüllte, von dieser Kraft zu lieben, die das Alter nicht hatte verlöschen können. Sicherlich hatten sie, wie sie einst scherzhaft sagten, alles Maß überschritten in ihrem Leichtsinn, nur immer Kinder hervorzubringen, der ihre Nachbarn geärgert, die allgemein gültige Sitte mißachtet hatte. Aber hatten sie zum Schlusse nicht recht behalten? Ihre Kinder hatten niemandes Teil geschmälert, jedes hatte seine Lebensmittel mitgebracht. Und dann ist es gut, zu viel zu ernten, wenn die Scheuern des Landes leer sind. Es bedürfte vieler solcher Leichtsinniger, um die egoistische Klugheit der andern wettzumachen, in den Zeiten großer Not. Hier war das gute bürgerliche Beispiel, inmitten schrecklicher Vernichtungen wurde die Rasse wieder gestärkt, das Vaterland wieder aufgerichtet durch die schöne Sucht nach Vermehrung, durch die fröhliche und gesunde Verschwendung, die mit beiden Händen ausstreut.

Und nun verlangte das Leben noch einen letzten Heroismus von Mathieu und Marianne. Einen Monat später, als Dominique sich vorbereitete, wieder nach dem Sudan zurückzukehren, sprach ihnen Ben-

jamin eines Abends von seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, von dem unwiderstehlichen Rufe, der aus der fernen, unbekannten Ebene zu ihm drang, und dem er folgen mußte.

„Geliebter Vater, teuerste Mutter, laßt mich mit Dominique fortgehen! Ich habe gekämpft, ich verabscheue mich selbst, daß ich euch in euerm Alter verlasse. Aber ich leide zu sehr, mein Herz ist so erfüllt von der Unendlichkeit, daß es droht zu zerspringen; und ich werde vor Scham über meine Nutzlosigkeit sterben, wenn ich nicht gehe."

Sie hörten ihm mit gebrochenem Herzen zu. Seine Worte überraschten sie nicht, sie hatten sie kommen fühlen seit ihrem Jubeltage. Und sie erbebten, sie wußten, daß sie es ihm nicht verweigern konnten, denn sie fühlten sich schuldig, dieses letzte Kind bei sich zurückbehalten zu haben, nachdem sie alle andern hergegeben hatten. Ach, dieses unersättliche Leben, das ihnen diesen späten Geiz nicht gestattete, das selbst diesen verborgenen teuern Schatz von ihnen forderte, von dem ihr liebender Egoismus sich erst an der Schwelle des Grabes zu trennen meinte!

Ein tiefes Schweigen folgte, und dann sagte Mathieu mit Anstrengung: „Mein Kind, ich kann dich nicht zurückhalten. Gehe denn, wohin das Leben dich ruft. Wenn ich heute abend sterben sollte, würde ich dir sagen, du sollst bis morgen warten."

Und Marianne sagte leise: „Warum sollten wir nicht lieber gleich sterben? Wir würden dann dieses letzte Leid nicht erleben, und du würdest nur unser Andenken mitnehmen."

Wieder einmal sahen sie im Geiste den Friedhof von Janville, die Stätte der Ruhe, wo ihre Teuren bereits schlummerten, wo sie selber sich bald an ihre

Seite betten würden. Der Gedanke hatte nichts Trauriges, sie hofften sich gleichzeitig dort zur Ruhe zu legen, an demselben Tage, denn sie konnten sich das Leben ohne einander nicht vorstellen. Und würden sie nicht fortfahren zu leben, weiterdauernd in ihren Kindern, für immer vereint, unsterblich in ihrem Geschlechte?

„Geliebter Vater, teuerste Mutter," sagte Benjamin wieder, „ich selbst würde morgen tot sein, wenn ich nicht ginge. Auf euer Ende zu warten, hieße das nicht es wünschen, großer Gott? Ihr müßt noch lange leben, und ich will leben wie ihr."

Wieder folgte ein Stillschweigen, dann sagten Mathieu und Marianne gleichzeitig: „Geh denn, mein Kind. Du hast recht, man muß leben."

Aber am Tage des Abschieds, welch grausamer, durchbohrender Schmerz, als sie auch dieses letzte Stück ihrer selbst, das ihnen geblieben war, von ihrem blutenden Herzen reißen mußten, um es als schwerstes Opfer dem Leben darzubringen! Es war die Erneuerung des Fortgehens Nicolas', das Nimmermehr des auswandernden, ausfliegenden Kindes, das Ueberantworten des Samens an die Winde, um dort drüben, jenseits der Grenzen, entfernte und unbekannte Länder zu besäen.

„Nimmermehr!" rief Mathieu weinend.

Und Marianne wiederholte mit einem Aufschluchzen aus der Tiefe ihres Herzens:

„Nimmermehr, nimmermehr!"

Das war nun nicht mehr bloß die vermehrte Familie, das wieder aufgerichtete Vaterland, das für künftige Kämpfe wieder bevölkerte Frankreich, das war auch die Verbreiterung der Menschheit, die Bebauung der Wüsten, die Bevölkerung der ganzen Erde. Nach dem Vaterland die Erde. Nach der Familie die Nation, dann die Menschheit. Und

welch weithintragender Flügelschlag der Phantasie, welcher Ausblick auf die Unermeßlichkeit der Welt! Der kraftvolle Atem der Ozeane, alle Düfte der jungfräulichen Kontinente wehen uns mächtig an, wie ein Hauch aus der Unendlichkeit. Kaum fünfzehnhundert Millionen heute auf den wenigen kultivierten Flächen der Erdkugel, ist das nicht jämmerlich, wenn der Leib der Erde, in seiner Gänze durch den Pflug geöffnet, die zehnfache Anzahl nähren könnte? Welch eine Beschränktheit des Blicks, die Ziffer der lebenden Menschheit auf dem gegenwärtigen Stande festhalten zu wollen, nur Veränderungen von Volk zu Volk zuzugeben, absterbende Hauptstädte wie Babylon, Memphis, Ninive, die von andern neuentstehenden, neuerblühenden beerbt werden, ohne daß die Seelenzahl sollte wachsen können! Das ist die Theorie des Todes, denn nichts bleibt auf demselben Punkte; was nicht wächst, das schwindet, und verschwindet. Das Leben ist die steigende Flut, die jeden Tag die Schöpfung fortsetzt, das Werk des erhofften Glückes vollendet, wenn die Zeit sich erfüllt haben wird. Das Anschwellen und Abschwellen der Völker bezeichnet nur die Etappen der Vorwärtsbewegung; die großen, lichten Jahrhunderte, die von dunkeln verdrängt, abgelöst werden, sind nur deren einzelne Abschnitte. Immer wieder wird ein neuer Schritt gemacht, ein neues Stück Erde erobert, ein wenig mehr Leben in Thätigkeit gesetzt. Das Gesetz scheint ausgedrückt in der zweifachen Erscheinung der Fruchtbarkeit, die die Zivilisation befördert, und der Zivilisation, die die Fruchtbarkeit beschränkt. Und das Gleichgewicht wird sich daraus ergeben an dem Tage, da die Erde, vollständig bewohnt, bebaut, benutzt, ihre Bestimmung erfüllt haben wird. Und der schöne Traum, die beglückende Utopie öffnet uns den Himmel: die Familie begründet in der Nation,

die Nation begründet in der Menschheit, ein einziges, brüderliches Volk macht aus der Welt eine einzige Stadt des Friedens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit! O, möge die ewige Fruchtbarkeit nur immer steigen, möge die menschliche Saat über die Grenzen hinübergetragen werden, in der Ferne unbebaute Wüsten bevölkern, die Menschheit in den kommenden Jahrhunderten immer mehr erweitern, bis zum ewigen Reich des Lebens, das dann endlich Zeit und Raum besiegt hat!

Und nachdem Benjamin mit Dominique fortgezogen war, fanden Mathieu und Marianne wieder die große Freude ihrer Fruchtbarkeit, den süßen Frieden ihres vollendeten, wunderbaren, unerschöpflichen Werkes. Sie besaßen nichts mehr, nichts als das Glück, alles dem Leben gegeben zu haben. Das Nimmermehr der Trennung wurde zum Immermehr des bereicherten, ins Grenzenlose erweiterten Lebens. Heiter und lächelnd triumphierten die nun beinahe hundertjährigen Helden in der üppigen Blüte ihres Geschlechts. Ueber die Meere hinüber war die Milch geflossen, von dem alten Boden Frankreichs bis zu den ungeheuern Flächen des jungfräulichen Afrika, wo das junge und riesenhafte Frankreich der Zukunft erstand. Nach dem Chantebled, das einem verachteten Stück der heimatlichen Erde abgerungen worden, schuf ein neues Chantebled sich in der Ferne ein Reich, auf den weithingedehnten öden Flächen, die das Leben erst noch befruchten mußte. Es war der Auszug, die Ausbreitung der Menschheit über die Welt, ihre Erweiterung ins Unendliche.



